APR 27 1909

KUNSTWART

2213

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Erstes Aprilheft 1909

Ostergedanken. Von Gustav Langen 1

Lose Blätter: Drei Gedichte ▣ Walter Harlan, Colloquium privatissimum 8

Rundschau u. a.: Unser Leiter ▣ „Die Legende von Charlotte von Stein" ▣ Vom deutschen Volksliede ▣ Gogol (W. Rath) ▣ Berliner Theater (Fr. Düsel) ▣ Münchner Theater (H. von Gumppenberg) ▣ Theaterkostüm (F. Gregori) ▣ Eine Chor-Oper (L. Schmidt) ▣ Heubergers „Baby" (Batka) ▣ „Schülerorchester" (A. Pöhler) ▣ Von der Deutschen Reichskunstkommission in Berlin ▣ Vom Rathause der Kleinstadt (E. Kalkschmidt) ▣ Snob als Inserent ▣ Gegenbeispiele (Avenarius) ▣ Einküchenhäuser ▣ Die Erhaltung unsrer Tierwelt (H. Löns) ▣ Eine Alkohol-Schutztruppe (Avenarius) ▣ Wohltätelei ▣ Zur Reformation in der Juristerei (R. Beer) ▣ Krieg? ▣ Steuerhinterziehung im Größten ▣ Kadettenerziehung ▣ Über die soziale Bedeutung einer Mädchenschulreform ▣ Sechstage-Radrennen ▣ Vom Drill und dem Guten daran ▣ Schule und Industriestaat ▣ Nochmals Dürerbund und Kosmos ▣ Vom Publikum (Goethe) 22

Bilder und Noten: O. Bauriedl, Märzmittag; L. Samberger, Christus; A. Böcklin, „Sieh, es lacht die Au"; sechs Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Rathause der Kleinstadt ▣ F. Schubert, Osterchor der Engel aus Goethes „Faust"; drei Volkslieder: Der Knecht, Abendfrieden, Der Fürstenberger

XXII | MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY | 13·

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

erscheint jährlich 24 mal (je zu Anfang und Mitte des Monats). Bestellgeld: 4 Mark vierteljährlich, für Oesterreich 4 K 80 H. unter Kreuzband unmittelbar vom Verlag 4 Mk. 60 Pf., fürs Ausland 5 Mk. 20 Pf. Preis der einzelnen Hefte 75 Pf., für Oesterreich 90 H. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Der Preis für Anzeigen beträgt für die gespaltene Nonpareillezeile 80 Pf. Zurückweisung von Inseraten, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor. Probehefte unentgeltlich und portofrei vom Verlag Georg D. W. Callwey in München. Geschäftsstelle für Berlin: W. 57, Kurfürstenstraße 8, für Oesterreich-Ungarn: Wien I, Bauernmarkt 5.

Der Nachdruck einzelner unserer Eigenbeiträge, mit Ausnahme der „Losen Blätter" und der Beilagen, ist bei deutlicher Quellenangabe „aus dem Kunstwart" seitens der Redaktion erlaubt, wodurch die Rechte der Verfasser jedoch nach dem neuen Gesetz nicht aufgehoben werden. Für Besprechungsexemplare sowie Niederschriften oder andere Einsendungen irgendwelcher Art wird eine Verantwortlichkeit nur dann übernommen, wenn sie erbeten worden sind. Unverlangte Besprechungsexemplare können überhaupt nicht, unverlangte Manuskripte nur dann zurückgesandt werden, wenn Rückporto beilag — doch kann auch hierfür irgendwelche Bürgschaft nicht übernommen werden; wir bitten dringend, uns unverlangte Manuskripte usw. überhaupt nicht einzusenden. Briefe zu beantworten, ist dem Herausgeber nur in Ausnahmefällen möglich, da sonst seine volle Arbeitskraft allein zum Briefschreiben kaum ausreichen würde. Aus entsprechenden Gründen kann der Herausgeber Besuche nur annehmen, wenn eine Sprechzeit vorher vereinbart worden ist. Alle Einsendungen über Musik, Bücher und Noten wie Manuskripte, sind an Dr. Richard Batka, Wien XIII/6, Auhofstr. 78, zu richten.

Blickensderfer Schreibmaschine

130000 im Gebrauch!

Vielfach patentiert und preisgekrönt!

Erstklassiges System mit sichtbarer Schrift, direkter Färbung ohne Farbband, auswechselbaren Typen, Tabulator und allen letzten Neuerungen. Preis komplett mit zwei Schriftarten nach Wahl u. elegantem Verschlusskasten **200, 250 u. 275 M.**

Katalog franko.

— Auf Wunsch **monatliche Teilzahlungen.** —

Groyen & Richtmann, Köln. Filiale: BERLIN, Leipziger Strasse 112.

LIEBEVOLL DURCHDACHTE HAUSGÄRTEN

Ausgeführte Anlagen

GARTENBAU

JAK. OCHS HAMBURG · 21

Beste Referenzen

NEUE CHARAKTERVOLLE PARKS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Zweiundzwanzigster Jahrgang, drittes Viertel
April bis Juni 1909

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.22:3

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an

Größere Aufsätze

Ostergedanken (Langen) 13 1
Vom Erfahren (Avenarius) 14 65
Georg Friedrich Händel (Göhler) 14 69
Der Jugend (Avenarius) 15 129
Vom Papier zum Leben. Anläßlich achtjähriger Schriftsteller (Bleuler-Waser) 15 150
Ausdruckskultur und Bodenreform (Polenske) 16 193
Josef Haydn (von der Pfordten) 16 196
Die Lärmfrage 17 257
Frank Wedekind (Heuß) 17 262
Laiengedanken vom Richtertum (Avenarius) 18 521
Hodlers Jenaer Universitätsbild (Bender) 18 526

Rundschauaufsätze

Allgemeines

Unsre Leiter 13 22
Von den Mäzenaten 14 98
Kindes-Tagebücher 15 164
Gelegentliches vom Spiel mit dem Ringe 16 224
Wo unterrichtet man sich über die modern-religiöse Bewegung? 17 284

Vom Ausland

Gogol 13 25
Balzac 18 382

Bildung und Schule

Vom Drill und dem Guten daran 13 57
Schule und Industriestaat 13 59
Präsentierteller-Bildung 15 188
Vom „Platzgeben“ 16 252
Von der kindlichen Lesewut 16 253
„Die Gefahren der künstlerischen Erziehung“ 17 312
Erfahrungen 18 385

Gesellschaft

Wohltätelei 13 48
Volksheime 14 125
Über Kulturpolitik 15 181
Vom „Wie's trefft“-System. Nochmals: eine gute Sitte beim Schenken? (siehe auch: Eine gute Sitte beim Schenken unter „Heimatpflege“) 16 247
Gegen das Phrasenmachen 16 249
Vom Geize 17 307
Astrologie! 18 381
„Wer ist's?“ 18 381

Handel und Gewerbe

Eine Alkoholschutztruppe 13 47
Die Geschmacksbildung des Kaufmanns 14 120, 15 180
Patentbriefe 16 246
Die Geschichte der Trauer 17 307
Wertzuwachssteuer 18 380

Heer und Flotte

Kadettenerziehung 13 52

Digitized by Google

„Kulturarbeiten in der Armee“ 14 124
Plauderspaziergänge für Soldaten 16 251

Heimatpflege

Einküchenhäuser 13 43
Höfe und Gänge 14 116
Eine gute Sitte beim Schenken (siehe auch: Vom „Wie's trefft“-System unter „Gesellschaft“) 14 117
Die alte Frankfurter Mainbrücke 15 180
Von alten Friedhöfen 16 245
Gartenmauern 17 304
Das Gohliser Schlößchen 17 305
Gegen den Schacher mit Kirchenkunst 18 376

Von der katholischen Seite

„Mehr Freude“ 16 249

Körperkultur

Sechstage-Radrennen 13 56

Angewandte Kunst

Snob als Inserent 13 40
Gegenbeispiele 13 42
Krematorien 14 115
„Kinemacolor“ 14 115
Wie man mogeln lernt 16 243
Zur Frage der guten Arbeit 16 243
„Bild und Wort“ 16 245
Neubauten der Reichsbank 17 303
Maschinenschönheit 18 372
Für erziehliche Knabenhandarbeit 18 373
Internationale Photographische Ausstellung in Dresden 118 375

Bildende Kunst

Von der Deutschen Reichskunstkommission in Berlin 13 37
Vom Rathause der Kleinstadt 13 39
Alfred Messel 14 111
Vollständigkeitsraptus und Kennerpose 14 112
Die Verulkung des Märchens in der Illustration 15 177
Ludwig Richter und das Kind 15 178
Franz Wickhoff † 16 235
Zur Frage des evangelischen Kirchenbaues 16 236
Nach „Kunstfrieden“ 16 243
Berliner Sezession 17 298
Marées als Mode 18 371

Literatur

„Die Legende von Charlotte von Stein“ 13 23
Vom deutschen Volksliede 13 24
Jugendläufe im Roman (Enking, Streit, Finckh, von Wolzogen, Bahr) 14 99
„Kaffeehausdämmerung“ 14 103
Gibt es ein Dichtertalent? 14 103
Jugend 15 165
Dichtende Kinder 15 169
Macht auf das Tor! 15 172
„Von der Kindesseele“ 15 172
Kinderbibliotheken 15 173
Deutsch-französischer Verlag 16 226
Dichtung und bildende Kunst 16 230
Von Peter Altenberg 17 288
Neue Gedichte (Holst) 18 362
„Ein tschechisches Dienstmädchen“ 18 363
„Die Augen der Sphinx“ 18 364

Mann und Weib

Über die soziale Bedeutung einer Mädchenschulreform 13 55
Mütter und Söhne (Pädagogische Romane: Reuter, Björnson, Keller) 15 183
Der Frauentag und die Ehescheidung 17 311
Weltbund für Frauenstimmrecht 18 384

Musik

Eine Choroper 13 33
Heubergers „Baby“ 13 36
„Schülerorchester“ 13 36
Vom Schulgesang 14 109
Der Entoutcas-Chor 14 111
Vom kleinen Mozart 15 177
Der Fall Reimann 16 234
Joseph-Rezitative 16 234
Schule contra Volksgesang? Eine merkwürdige Nachricht 17 296
Vom französischen Volkslied 17 297
Prinzessin Brambilla 17 297
Mozart und Wagner 18 367
Martin Greif in der Musik 18 369
Wiener Neuerungen im Opernwesen 18 369
Die Hausmusik des Kunstwarts 18 370

Naturschönheit

Die Erhaltung unserer Tierwelt. 3. Die Vögel 13 43
Die Erhaltung unserer Tierwelt. 4. Die übrige Tierwelt 14 118
Die Naturdenkmalpflege 16 246
Von Amsel und Drossel 17 306
Vogelgesang 18 377

Rechtspflege

Zur Reformation in der Juristerei 13 49
Zufall und Menschenwert 14 123

Digitized by Google

Von der Sprache

„Wider die Engländerei in der deutschen Sprache“ 16 226
Vom Ungen usw. 17 287
Die Kunst der Entnennung 18 361

Zu den Tagesereignissen

Krieg? 13 51
Steuerhinterziehung im Größten 13 51
Zur Finanzreform 15 183
„Unser Kleinchen von Wilhelminchen“ 16 249
„Geistige Güter“ 17 311

Theater

Berliner Theater:
I: (Xanrof, Schmidt, Wedekind) 13 29
II: (Faust-Aufführung Reinhardts) 14 104
III: (— — —) 15 174
IV: (Rüderer, Leblanc und Croisset) 16 231
V: (von Wolzogen, Fekete, Davis) 17 290

Dresdner Theater:
(Federn) 17 292

Hamburger Theater:
(Philippi) 16 233

Münchner Theater:
I: (Heijermans) 13 31
II: (Rehse) 17 292

Theaterkostüm 13 32
Mit Sonnenthals Tod 14 104
Das Kunsthaus der Berliner Arbeiter 14 105
Das Hamletproblem 17 293
Theaterkritik der Tagesblätter 18 365

Unter uns

Nochmals Dürerbund und Kosmos 13 61
Messel ist gestorben! 13 62
Tante Eusemia 14 124
In Sachen der Schundliteratur 15 189
„Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“ 17 316
Photographien von Bäumen erbeten! 18 388

Lebende Worte

Vom Publikum 13 62
Vom Kind und von uns 15 190
Vom adeligen Schaffen 16 254
Vom Staate 17 317
Vom Dichten 18 389

Lose Blätter

Drei Gedichte von Enrica von Handel-Mazzetti, Rainer Maria Rilke und nach der Handschrift eines Ungenannten 13 8
Harlan, Walter: Colloquium privatissimum 13 10
Bodman, Emanuel von: Aus seinen Dichtungen 14 76
Aus Kindheitsgeschichten 15 140
Pater, Walter: Aus „Marius dem Epikureer“ 16 199
Wedekind, Frank: Aus seinen Schriften 17 269
Greif, Martin: Gedichte 18 329
Naumann, Friedrich: Aus „Form und Farbe“ 18 346

Bilder

	Heft
Bauriedl, Otto: Märzmittag	13
Samberger, Leo: Christus	13
Boecklin, Arnold: „Sieh, es lacht die Au“	13
Pfannschmidt, Ernst: Interieur aus Antwerpen	14
Menzel, Adolf: Interieur	14
Erler-Samaden, Erich: Begräbnis in Samaden	14
Mutzenbacher, Franz: Kinderbildnis	15
Burger, Fritz: Kinderbildnis	15
Lübbes, Maria: —	15
Kalkreuth, Leopold Graf: Kinderbildnis	15
Braune, Erwin: Sonniger Apriltag	16
Thoma, Hans: Im März	16
Müller, Ernst: Zwei photographische Bildnisse	16
Mackensen, Fritz: Mutter und Kind	17
Richter, Max: „Stille nah und fern“	17
Reznicek, Ferdinand von: Die Familie des Herrn von Krach	17

Digitized by Google

	Heft
Schwind, Moritz von: Zwei Amoretten	18
Trübner, Wilhelm: Bildnis Martin Greifs	18
Hodler, Ferdinand: Der Auszug der Jenenser Studenten zum Freiheitskampfe 1813	18
Sechs Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Rathause der Kleinstadt	15
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Krematorien	14
Zwei Abbildungen: Zur Naturverschönerung	14
Zwei Schattenrisse eines vierzehnjährigen Knaben	15
Sechs Abbildungen zu dem Beitrage: Von alten Friedhöfen	16
Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Das Gohliser Schlößchen	17
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Neubauten der Reichsbank	17
Nordamerikanische Dampflokomotive	18
Drei Abbildungen: Aus Osnabrück	18
Eine Abbildung: Wie man Gedenktafeln anbringt	18

Noten

	Heft
Schubert, Franz: Osterchor der Engel aus Goethes „Faust“	13
Drei Volkslieder: Der Knecht, Abendfrieden, Der Fürstenberger	13
Händel, Georg Friedrich: „Ombra mai fù“	14
— — —: Gavotte	14
— — —: Largo	14
Mozart, W. A.: Polonaise	14
Umlauft, Paul: Geschichten	15
Haydn, Josef: Drei Tanzmenuette	16
Der kleine Mozart	17
Sehnsucht (altfranzösisch)	17
Angelus (bretonisch)	17
Stöhr, Richard: Am Meere	18
Mayer, Friedrich: Die Schnitterin	18
Mozart, W. A.: Andantino	18

Digitized by Google

Ostergedanken

einen Dom.
schloß sich hinter uns, die alte Klinke schnapp
nüchternem Knacken hörte man's auf der Straß
und dröhnte es in den Gewölben. Wir wer
lt.
ire Menschengestalt hinausragend und doch ni
ubegrenzt wie der Sternenhimmel umwiden u
Welt, bereit, uns jede Klage, jeden Jubel
und verklärten selbst das Schaaren unsrer Mensch
ß es wie ein Geflüster an den Sternen entlang
leise zu sprechen unter diesem Zauber, w
sich vergessend seine Stimme erhob, dann hal
te uns den Raum von neuem, wie der Dom
mmelskuppel wölbt. Dann fühlten wir, wie kl
rte waren. So blieben wir stehen und schwiegen
begannen zu reden. Wie die Last der Mau
Pfeilern getragen, wie hier ein Bogen hier
und gewurzelt stand, dort ein siegender Jubel
Wie sich alles fügte hier und stand in
dem hellen Blick geöffnet sich Bau und Sau
doch Rätsel überall fragten, unergründliche Ste
Dunkelheit!
e Hände und gingen leise einige Schritte
eue Blicke und Gruppen öffneten und schl
Nische uns in trauliche Enge bald hob uns
Höhe. Es regte sich etwas in uns, was wo
er alles um uns her erschien, daß kaum
uns, als müsse im Tempel
ns nieder auf eine Bank
gen zu uns herein
Sphärenmusik von entlegen
hier und doch stärker
men ging durch
es so dem Verfolgten
gehetzt den eisernen
Portal des Domes gesehen
Kirche gewesen sein!
Pfeiler spann die alte
n einer zeitlosen Sommerstunde
Säulen und Mauern um
gestickt aus Hoffnung und
tern. Hier hatte eine
, dort ein kräftiger Arm
ten zu leuchten, und ein

Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Aprilheft 1909 Heft 13

Ostergedanken

Wir traten in einen Dom.

Die Pforte schloß sich hinter uns, die alte Klinke schnappte ein. Mit nüchternem Knacken hörte man's auf der Straße, aber drinnen hallte und dröhnte es in den Gewölben. Wir waren in einer andern Welt.

Erhaben über unsre Menschengestalt hinausragend und doch nicht so unfaßbar und unbegrenzt wie der Sternenhimmel umgaben uns die Wände dieser Welt, bereit, uns jede Klage, jeden Jubel mitfühlend widerzutönen, und verklärten selbst das Scharren unsrer Menschenschritte im Staube, daß es wie ein Geflüster an den Steinen entlangzog.

Wir wagten nur leise zu sprechen unter diesem Zauber, denn wenn einer von uns sich vergessend seine Stimme erhob, dann hallte sie wider und wölbte uns den Raum von neuem, wie der Donner uns die eherne Himmelskuppel wölbt. Dann fühlten wir, wie klein und irdisch unsre Worte waren. So blieben wir stehen und schwiegen still.

Und die Steine begannen zu reden. Wie die Last der Mauern ruhte, von sehnigen Pfeilern getragen, wie hier ein Bogen niedergehalten tief im Grund gewurzelt stand, dort ein siegender jubelnd in die Höhe stieg! — Wie sich alles fügte hier und stand in dieser andern Welt, wie dem hellen Blick geöffnet sich Bau und System offenbarte, und wie doch Rätsel überall fragten, unergründliche Tiefen voller Schatten und Dunkelheit!

Wir faßten unsre Hände und gingen leise einige Schritte tiefer in den Raum. Neue Blicke und Gruppen öffneten und schlossen sich, bald zog eine Nische uns in trauliche Enge, bald hob uns ein weiter Raum in die Höhe. Es regte sich etwas in uns, das wollte fliegen, und je stiller alles um uns her erschien, desto lauter pochte eine Erwartung in uns, als müsse im Tempel nun der Gott erscheinen.

Da setzten wir uns nieder auf eine Bank. Gedämpft kamen Licht und Lärm von draußen zu uns herein. Weich in gebrochenen Tönen und Akkorden wie Sphärenmusik von entlegenen Sternen klang das harte Weltgetriebe hier und doch stärker mit seinen tiefen Grundtönen. Ein Aufatmen ging durch unsre Seele, und ihre Glieder lösten sich. Mochte es so dem Verfolgten zumute gewesen sein, der vor Jahrhunderten gehetzt den eisernen Freiring erreichte, welchen wir eben noch am Portal des Domes gesehen hatten? Was mußte jenen Menschen die Kirche gewesen sein! —

Von Pfeiler zu Pfeiler spann die alte Zeit ihre Fäden, wie eine Spinne ihr Netz in einer zeitlosen Sommerstunde. Da sahen wir, daß die Steine, die Säulen und Mauern um uns her ein Gewand trugen, in Liebe gestickt aus Hoffnung und Dankbarkeit von vergangenen Geschlechtern. Hier hatte eine Hand Wappen und Spruch ins Holz geschnitten, dort ein kräftiger Arm in den Stein gemeißelt; alte Farben begannen zu leuchten, und ein Hauch von Wärme, Kraft

Digitized by Google

und Andacht schien über alles hingeatmet. Es war, als seien wir in ein eben von den Bewohnern verlassenes Haus getreten, wo das Feuer noch im Kamine glimmt und die knisternden Kissen noch die warmen Glieder fühlen, die eben auf ihnen ruhten, als rauschten Gewänder vor der Türe und wir ständen gleich Auge in Auge einer noch unbekannten Gestalt gegenüber.

So nahe kam die alte Zeit.

Wie auf einer Heerstraße zog's vorüber in malerischen Trachten, Gestalten voller Ruhe und Kraft. Viel Unnatur und verschnörkeltes Wesen, viel Grausamkeit und Kastengeist, viel Einfalt und Armut, — aber welch scharf geschnittene Gesichter, und was für wunderbare Augen! Waren sie der reinere Spiegel ihrer Seelen, oder waren die Seelen lebendiger und größer in jenen Menschen, als in uns? Ein jeder Blick der gesammelte Strahl eines Wesens, das sich hatte auswachsen können, schlank und knorrig nach seiner Art. Da stach das Laster, dort blitzten Lutheraugen voll Männlichkeit und doch so rein wie Kinderblick, und wieder leuchteten Frauenaugen, die noch nie ein Buch gelesen, tief und ruhig, wie Gebirgsseen, voll ungesagten Leides, voll Trotz und Sehnsucht. Es war etwas Dämonisches in diesen Menschen. In ihren Blicken lebte etwas, das nicht von dieser Welt war, und aus ihren gesunden Leibern und aus ihrer weltfrohen Tracht schaute ein Geist hervor, der bereit war, jederzeit zu den Engeln aufzufliegen oder zu den Teufeln hinabzusteigen.

Und diese Menschen drängten nun vor unsern Augen vorüber. Es schien eine Kraft in ihnen zu arbeiten, so mächtig, wie der Wintersaft in einem schlummernden Baum oder wie das Streben der Gewölbepfeiler über unsern Häuptern. Was mochte es sein in diesen Menschen?

Da lohte es aus der Menge hervor wie eine Flamme in der Nacht, und tausendstimmig stieg's auf zum Himmel: „Kyrie!“ —

Wie ein Sturm hoben die Töne uns auf, daß wir die Menschen überschauen konnten. Und wieder flammte es: „Kyrie!“ — Da sahen wir, daß es kein Zug auf einer Heerstraße war, sondern daß ein unendliches Blachfeld sich dehnte und wie ein Meer darauf die ganze Menschheit. Es wogte auf der Fläche, Lichter blitzten auf und weiße Schaumköpfe. Aber wie wir näher hinsahen, waren es Königskronen, hie und da von einem Haupt getragen, die funkelten, und der weiße Schimmer, das waren Hände, die sich zum Himmel hoben, Hände, denen man den Hunger ansah, den Hunger nach Brot, den Hunger nach Ruhe, den Hunger nach Liebe.

„Kyrie eleison!“

Der Himmel war dunkel über dem Meere, und doch klang das Weltenlied, als sei die Sonne schon aufgegangen hinter den Wolken. Aber es war nur ein kühler, fahler Schein.

O diese Angst! Wie die Wasser wogten! Es leuchtete wie von Tränen da unten, als könnten die schaffen, was das Rufen nicht vermochte, als gäbe es ein Herz über der Erde, das fühlen könne wie ein Menschenherz. Ein Schluchzen klang, gedämpft, als sei es die Hälfte nur, von der es ausging, als schienen es die Frauen zu sein unter der Menge: „Christe eleison!“ Und keine Antwort.

Digitized by Google

Da erhob es sich noch einmal. Kein Rufen jetzt, ein Schreien war's in harten Tönen, daß der Himmel widerhallte und die Wolken sich ballten und bewegten. Es klang wie Verzweiflung, es war das letztemal.

Da rötete sich der Himmel. „Kyrie eleison!" schrie es noch immer, aber wir sahen im wärmeren Licht, wie ein leises Lächeln schon auf allen Angesichtern lag, und über die harten dunkeln Worte breitete sich schon das Morgenrot.

Und nun brach die Sonne durch die Wolken. Wie Feuerkugeln rollte das Licht seine Bahn, wie tausend Pfeile schoß es aus allen Ritzen der berstenden Dunkelheit hervor, daß die erhobenen Hände die geblendeten Augen decken mußten. Wir sahen kein Antlitz mehr da unten. Nur entblößte Scheitel sich neigen, wie die Saat im Winde, und über die brauste jetzt hinweg mit schmetterndem Jubel das „Gloria in excelsis Deo". Die Saaten wogten, wir hörten den Wind über sie hinstreichen mit weicher Hand: „Et in terra pax".

Da stieg eine Lerche in die Höhe. Jubilierend zitterte der Äther mit, dann sank sie schnell und verstummte . . .

Wir erwachten. Immer noch wölbte sich der Dom über uns. Halb im Traum fühlten wir, daß es der Anfang der H-moll-Messe gewesen sei, den wir gehört hatten. Dann umfingen uns die Klänge wieder. Wir waren nicht schlafend, nicht in phantastische Netze verstrickt. Wir fühlten das Blut in unsern Herzen klopfen und unsre Kräfte nach Arbeit rufen. Es war so wach und hell in uns und voller Wirklichkeiten.

Wir hörten den Lärm der Straße draußen und waren doch stille in uns selbst. Es war so still, wie am Morgen, wenn die Rehe zur Tränke gehen, und unsre Seele getraute sich hervor bis vor die Schwelle ihres Hauses. Da sah sie mit großen Augen alle Geheimnisse des Lebens vorüberziehn. Sie sah das Ballen der Urgewölke und die Geburt der Erde, sie sah die Menschen werden und ihr buntes Getümmel wie Reigen und Handgemenge in der Ferne. Sie sah Leiden und Schuld wie schwarze Adler ihre Schwingen spannen. Aber wenn ein Schrei zu ihr hinüberdrang und ein Klagen, so waren es die Stimmen derer, die ihr die Liebsten waren. Sie sah ein Knäblein im Schoß der Mutter und verlor sich ganz in diese Lieblichkeit, sie sah es wachsen zum bittersten Leide und sah das Gute gekreuzigt in der Welt und ins Grab gelegt. So stand die Seele vor dem ewigen Schauspiel, lachte das Lachen des Glücks und weinte die Tränen aller Schmerzen auf Erden, und ihr Herz wäre vergangen unter diesen göttlichen Kräften, wenn es nicht selbst so weit und göttlich sich hätte dehnen müssen. Es atmete die Luft der Ewigkeit.

Dann fühlten wir die Erde wieder unter uns und sahen, daß wir keine Flügel hatten. Was wir gesehen, war tief ins Herz zurückgetreten, von dort aber füllte es unser Wesen, wie das Wasser die Wurzeln tränkt, wenn es geregnet hat.

So kehrten wir zu den Menschen zurück und zu unsrer Zeit.

Digitized by Google

Kaum hatten wir das Portal geöffnet, da stürzten auch schon wie gierige Bettler einige zwanzig Reklameschilder auf uns ein: „Kauft, kauft, das Beste, unerreicht, kauft", gellte es uns in den Ohren. „Geld! Geld!", schrien die Häuser, und was die Menschen sagten, das klang ähnlich, soweit man es vor dem Rasseln der Wagen und Elektrischen Bahnen hören konnte. Selbst der Gang der Menschen schien dasselbe zu sagen, denn es war ein Hasten und Rennen unter ihnen. Es lag etwas Gepeitschtes in diesem Gang, und wenn wir recht zusahen, so bemerkten wir wohl kleine Kobolde oder Teufel hinter den einzelnen herlaufen mit einer Uhr in der Hand oder mit einer Schachtel voll ernster Gedanken, vor denen die Menschen flüchteten, — oder sie hielten ihnen foppend einen Geldbeutel vor, und jene jagten ihm nach und sahen so erbärmlich aus trotz goldener Ringe an den Fingern und glänzender Hüte.

Da fielen uns zwei Herren auf, die in ein eifriges Gespräch vertieft schienen. Es war offenbar kein Geschäftsgespräch, denn den Gesichtern fehlte der Börsenausdruck. Es leuchtete etwas in ihren Augen, und in ihren Bewegungen lag etwas von persönlichem Wollen, so daß diese Gestalten eigentümlich abstachen von der gehetzten Menge. Es zog uns in ihre Nähe. Einer hatte ein Kunstwartheft unter dem Arm. Wir hörten zunächst nur einige Schlagworte von „künstlerischer Kultur", „Programmfrage", „Volkskunst". „Haben Sie den Aufsatz von Theodor Fischer gelesen: »Was ich bauen möchte«?" — „Nein, hatte noch keine Zeit." — „Wissen Sie, so etwas brauchten wir, ein geweihtes Haus, ein paar Stufen über Straßenhöhe!" Sie gingen am Dom vorbei. „Wissen Sie, so etwas fürs Volk, für alle, — stille Räume, und einige Kunstwerke darin von den besten." Sie bogen in eine Seitenstraße ein und wandten dem Dom den Rücken. „Ich denke mir Bänke darin zum Ausruhen und Musik, vielleicht eine Orgel." — „Ja, das wäre herrlich," meinte der andere, „aber wir werden's nicht erleben. Dazu hat das Volk kein Geld, es hat es nie gehabt und wird's nie haben."

Die Straße verbreiterte sich. Nun lag ein barackenartiges Gebäude mit einigen Fahnenstangen davor. Auf einem großen Schild stand: „Kunstausstellung. Eintritt 50 Pfg. Dienstags 1 Mk. Geöffnet von 10—6 Uhr."

Wir folgten den beiden hinein. Im Eingangsraum standen einige Prunkbilder. Dann kam eine unübersehbare, ziellose Reihe von Zimmern und Sälen mit einigen tausend Nummern. Die schienen weniger des Volkes wegen da, als zu einer Art Parade aller malenden und bildhauernden Menschen. Unter diesen nun liefen Beschauer in Menge unstet umher, wie Schiffe, die auf unbekanntem Meer den Kompaß verloren haben. Wie zielsicher sie auf der Straße dem Geschäft nachstürmten, hier schien ihnen jede Kenntnis des Weges zu fehlen, der die hungernden Seelen zu einem Quell, zu einem Heiligtum, einem Altar oder einer kleinen Seitenkapelle hätte führen können. Wir gingen auch zwischen diesen Wänden einher, von denen ein verwirrendes Geschwätz zu uns herabtönte und hier und da einmal ein ehrliches, ernstes Wort sich mühte, uns verständlich zu werden. Es war uns jämmerlich zumute. Als seien wir vor die kahlen

Digitized by Google

Außenmauern eines Paradieses geführt worden und fänden kaum einmal einen kleinen, hellen, vergitterten Durchblick. Wir wollten aufatmen und konnten nicht, wir wollten fliegen und waren lahm. So ging es allen Menschen dort.

Nun zog eine Marmorgruppe unsre Blicke auf sich. Eine kauernde, kräftige Männergestalt, deren verzweifelter Umarmung ein zarter Frauenkörper entschwebte, als sei es ein Engel, der sich nach dem reinen Himmel sehne, und sei seines Bleibens nicht mehr auf der Erde. Schon lösten sich die Knie der Gestalt von den Schultern des Mannes, bald würde der Starke nichts in seinen Armen haben als Luft und Leere und eine unstillbare Sehnsucht. — Da schreckte uns eine schrille Schelle auf. „Schluß, meine Herrschaften."

Wir gingen wie die Heimatlosen.

Im Vorraum trafen wir die beiden wieder. „Und immer müßte es geöffnet sein," sagte der eine, „wie ein Forum, ein Ort, wo sich vorbereiten und ausklingen könnte, was die Seele bewegt." „Ja," meinte der andere, „das sind gute Bestrebungen, gewiß, aber" — die letzten Worte hörten wir nicht mehr. Die beiden gingen hinüber in den Vortrag über die „Künstlerische Ausstattung des Schaufensters".

Nun waren wir wieder auf der Straße. Vor Jahrhunderten wäre es dunkel gewesen und still dort um diese Zeit, armselig und schmutzig in den Gassen. Jetzt war's eine Helle und ein eifriges Treiben dort. Ja, sie waren reich, diese Menschen, sie lebten, aßen und tranken, wie es einst die Fürsten nicht besser hatten, sie waren arbeitsam und voll Strebens. Sie hätten glücklich sein müssen nach dem alten Wort „Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen". Weshalb waren sie es nicht? Als der alte Psalmensänger das schrieb, hatte er nicht geahnt, daß es einmal Menschen geben würde, die keine Heimat hätten, die keine Zeit haben würden, einer Mittagsstunde zu lauschen oder auf freiem Felde zu liegen und in die Sterne zu schauen. Ruhe haben und stille sein, eine Freistatt haben in der Welt und sie aufsuchen können und wollen, das verstand sich den Alten so von selbst, daß sie bei ihren weisen Sprüchen gar nicht dachten, daß einem Menschen das fehlen könnte. Aber diesen Menschen fehlte es. Ihre Seele hatte keine Heimstätte, und das, was ihnen dazu hätte verhelfen können, ihr Edelstes, Reinstes, ihre Kunst, hatte auch keine Heimstätte.

Wir kamen an einem Gebäude mit großen Einfahrtstoren vorbei. Auf einem Konzertplakat stand: „Die neunte Symphonie von Ludwig van Beethoven." Wir gingen hinein. Es war noch zu früh. Ein paar Gasglühlichter brannten. Biergeruch und alter Tabaksdunst schlug uns entgegen, ein Diener mit blauer Schürze fegte Unrat und Zigarrenreste zusammen. Es war ein Kommers gewesen, bei dem es zuerst sehr hoch und dann sehr niedrig hergegangen war. Vorn im Saal wurden schon die ersten Stuhlreihen gerichtet, die Gänge wurden mit Läufern zugedeckt. Die Architektur war so, daß sie „allen Ansprüchen genügte". Eine Orgel zur Begleitung kirchlicher Chorwerke versteckte sich in dem richtigen Gefühl, daß sie in diese Gesellschaft nicht passe, hinter eine Kulisse, wie wir sie wohl vor den großen Jahrmarktsorgeln sehen. Und

Digitized by Google

hier die Neunte? — Eine schrille Dissonanz vertrieb uns von dieser Stätte. Die aber nannte sich „Philharmonie“.

Wir gingen wie die Heimatlosen.

Wohin sollten wir gehen? Gab es keinen Ort der Ruhe unter diesen Menschen in der Stadt, keine Stille, wo man ruhend nicht von Kellnern, Küstern, Museumswächtern, Bibliothekbeamten, Schutzleuten belästigt würde? Wo man auch am Tage sich in gedämpftem Lichte sammeln, besinnen, stärken könne? — So gingen wir durch die Straßen. Der Himmel war frei geworden, die Sterne schauten mitleidig von oben in die Tiefen zwischen den Häusern hinein. — Wir eilten, bis wir an einen freieren Platz kamen, wo durch die kahlen Zweige eines Gehölzes die Sterne freudiger schauten. Nichts regte sich um uns her, als hie und da ein Vogel, der im trocknen Laube hüpfte. Die betäubende Nähe des grellen Lichts und der Straßengeräusche war verstummt, die Welt der Gegenwart in eine verdämmernde Ferne zurückgesunken. Da wurden ihre großen Linien klar, wie die Umrisse eines Baumes, wenn es dunkelt. Die Lichter in den Häusern erloschen. Ein Mensch nach dem andern trug seine Unruhe, seine dumpfe Müdigkeit, seine Sehnsucht in die Kammer. Wie mochte es jetzt wohl in der Kunstausstellung aussehen? Da schliefen die Bilder jetzt aus im Dunkeln, und wenn der aufgehende Mond mit seinem Schein über sie glitt, dann träumten die Schlummernden wohl von dem Bilde, das im Herzen des Malers gewesen war. Es mußte feierlich dort sein. Uns war, als wandelten wir dort und kämen wieder vor das Marmorbild. Was war's, das dort entschwebte, und was, das es zu halten versuchte? Entschwand die Schönheit von unsrer Welt, die Ruhe unserm Leben, der Segen unsrer Arbeit dort? — Die weißen Glieder schienen zu atmen. Es klang wie ein leises Stöhnen und Weinen aus diesen Gestalten heraus, wie sie in ungewissem Mondlicht schimmerten. Aber niemand sah sie so. Auch wir sahen sie nicht so, denn als ein kühler Lufthauch in den Zweigen stöhnend uns weckte, erkannten wir, daß es der letzte Schimmer über der Stadt war, den wir gesehen hatten, wie er den dunkeln Häusermassen leise zu entsteigen schien.

Da stand der Dom, mattleuchtend wie ein Gespenst vor dem dunkeln Himmel. Wie der versteinerte Ausbruch eines Vulkans stand er da, ein Wahrzeichen der glühenden Sehnsucht vergangener, verstorbener Jahrhunderte. Würde das alte Feuer wieder ausbrechen können durch den Schutt der Zeiten hindurch? Manchmal schien es zu grollen und zu beben im Innern, und die alte Sehnsucht glomm und glühte im tiefsten Geäder des Gesteins, der Boden bebte, und die Menschen zitterten leise mit. Aber meist war es ein Gespenst, wenn auch das gewaltigste, das die Menschen je gesehen hatten, und man zählte nicht mehr auf seine Mitarbeit im Leben der Gegenwart.

Die großen Fenster sahen dunkel. Wie finster und wie still mußte es nun drinnen sein. Oder geisterte dort ein altes Leben über die Grabsteine hin?

Da schlug's vom Turm, und die Töne schwangen sich in weiten Kreisen über die Stadt, als hätte man einen Stein in einen schlafenden See geworfen. Dann sanken sie nieder und rieselten wie alter Staub

Digitized by Google

über die Dächer hinab. Wir lauschten, und wie sie leise verbebten, zog es uns ihnen nach, näher und näher, bis wir das kalte Metall an unsern Wangen zittern fühlten. Es summte wie ein altes Wort: „Wie oft habe ich wollen deine Kinder versammeln wie eine Henne ihr Nest unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt.“ Da schwebten wir im Geist nieder vom Glockenstuhl, die schmale Wendeltreppe hinab im Kreise bis in den Kirchenraum. Hier arbeitete das alte Holz, pochte und reckte sich. Die Kanzel war's, und unten saßen die Bänke und lauschten.

„Wo ist der Glaube unter den Menschen geblieben?“ sagte die Kanzel, „sie kommen nicht mehr, das Wort zu hören.“ „Wort zu hören“, hallte es hohl in den Gewölben. „Sie jagen dem Eitlen nach und finden nicht Ruhe für ihre Seelen.“ „Sie haben keinen Idealismus,“ rief jetzt eine andre Stimme von der Kanzel herab, „sie haben nicht die Kraft zu höherm Geistesflug. Am Staube kleben sie und am Geld. Wie die Hunde gehen sie mit den Augen auf die Erde gerichtet und suchen, was sie in der Gosse finden. Warum kommen sie nicht hierher?“

„Weil ihr ihnen nur Worte gegeben habt und wieder Worte, Worte im Übermaß,“ riefen die Bänke, „bis eure Rede schartig geworden ist und stumpf. Kein Glaube, kein Idealismus, keine Sehnsucht sei unter den Menschen, sagt ihr? Ach, es geht ja ein Schreien durch die Welt nach Friede und Glück, es geht heute, und es ging immer so, aber wenn die Menschen zu euch schrien, habt ihr in einer fremden Sprache geantwortet, und wenn sie euch Wunden zeigten, habt ihr ein altes Pflaster aufgelegt und gesagt, wenn das nicht helfe, so sei das Sünde. Und wenn die Menschen gekostet hatten vom ewigen alten Wein eurer heiligen Schriften, so kamt ihr und gosset Wasser hinein, und wenn sie sich gebildet hatten an den Werken, die ihre Denker und Dichter mit Schweiß und Mühe gefeilt, so kamet ihr mit euren Augenblicksworten Sonntag für Sonntag. Und wenn die Menschen dürsteten nach Stille und Schweigen in geweihten Räumen, dann brachtet ihr ihnen Worte, ihr ließet sie nicht hinein außer zu euern Worten.“

„Worte, Worte“, hallte es von den Gewölben, als die Bänke ausgeredet hatten. Dann trat eine peinvolle Stille ein. Man hörte nur das Pochen der Turmuhr, und die Zeit ging langsam durch den Dom, schürfte die Inschriften von den Grabsteinen, bröckelte an den Schnitzereien ab mit zähem Finger und bestäubte alles, was jemals in junger Frische geglänzt hatte.

Da ging es wie der Atem eines großen Lebendigen durch den Raum, es regte sich, als wolle jemand auferstehen. Dann hub ein Singen und Träumen an. Die Orgel war's. „Stille, stille“, sagte sie wie eine Mutter, die ihr krankes Kind von lautredenden Besuchern umgeben sieht. „Sie sind krank, die Menschen. Sie haben sich müde gearbeitet, und was die Arme und der Kopf zu viel getan haben, das hat die Seele leiden müssen. Geht weg, ihr andern, ich will sie pflegen. Sie sollen schweigen lernen, ruhen lernen bei mir, sie sollen fühlen, daß sie Flügel haben. Sie sollen immer kommen, wenn sie wollen, daß ich ihnen zu trinken gebe.

Digitized by Google

Wißt ihr, was ich geben kann? Ihr wißt es nicht, keiner weiß es. Mir ist die Brust voll von Liedern. Die leben und schlummern in mir seit Jahrhunderten und sind noch nicht geweckt. Geheime Quellen will ich öffnen; da taucht die alten Worte ein, daß sie wieder jung werden und saftig treiben können. Ich will Kinderaugen leuchtend machen und die Augen der Alten feucht. Die Lauten sollen schweigend werden und die Schweigenden jubelnd, und die Menschen sollen das Singen wieder lernen und fröhlich sein.“ So sprach die Orgel.

Das klang so jung, daß sich die alten Steine sehr verwunderten. „Wir sollten neues Leben sehen?“ meinten sie ungläubig. Aber man hörte nicht auf sie.

Nun war es wieder still. Wieder schlug die Turmuhr, wieder zogen die Töne ihre Kreise. Da standen wir noch im Gehölz draußen. Die Stadt schlummerte. Nur einige Straßen waren noch erleuchtet. Der Dom stand wie ein Wächter. Und seine Turmspitzen schauten aus nach der Morgensonne.

Gustav Langen

Lose Blätter

Drei Gedichte

Gebet

Herr Gott, der du thronst in Sternenklarheit
Über dem Land,
Deiner Lenden Gürtel Wahrheit, Wahrheit
Dein Gewand.
Herr! durchleuchte mich mit deinem Lichte
Göttlich klar,
Was da Lüge ist in mir, vernichte,
Mach mich klar.

Herr, der du in Liebe ruhst verkläret,
Ewig mild,
Sieh, mein armes Herz ist ganz verkehret,
Hart und wild.
Stoß von meinem Herzen, Herr, die Rinde,
Mach es zart,
Härte, Härte ist die größte Sünde,
Teufelsart.

Vater mein, du gabst meinem Geist den Funken.
Und er schafft.
Dein die Kraft! O laß mich niemals prunken!
Dein die Macht und Kraft!
Adle meinen Geist, sein Sinnen und Weben
Wahre rein!
Oder nimm den Geist — doch nimm zugleich mein Leben,
Vater, Vater mein!

Enrica von Handel-Mazzetti*

* Aus „Deutsches Recht und andre Gedichte“, Kempten, Kösel'sche Buchhandlg.

Digitized by Google

Du bist der Tiefste

Du bist der Tiefste, welcher ragte,
Der Taucher und der Türme Neid.
Du bist der Sanfte, der sich sagte,
Und doch: wenn dich ein Feiger fragte,
So schwelgtest du in Schweigsamkeit.

Du bist der Wald der Widersprüche.
Ich darf dich wiegen wie ein Kind,
Und doch vollziehn sich deine Flüche,
Die über Völkern furchtbar sind.

Dir ward das erste Buch geschrieben,
Das erste Bild versuchte dich,
Du warst im Leiden und im Lieben,
Dein Ernst war wie aus Erz getrieben
Auf jeder Stirn, die mit den sieben
Erfüllten Tagen dich verglich.

Du gingst in Tausenden verloren,
Und alle Opfer wurden kalt;
Bis du in hohen Kirchenchoren
Dich rührtest hinter goldnen Toren;
Und eine Bangnis, die geboren,
Umgürtete dich mit Gestalt.

Rainer Maria Rilke*

Ostern

Zu Ostern früh im Dämmerlicht
Seh ich hienieden ein seltsam Gesicht.
Ein Funkeln im Osten; ein Stern blitzt auf
Und stürmt in den Himmel siegend hinauf.
Die Erde erdröhnt beim Widerschein;
Die Welten erdonnern und stimmen ein:
Halleluja!

Der Stern verschwindet. — Still wie zuvor. —
Da trifft ein Jubeln mein lauschendes Ohr.
Vom Himmel dringt wie Windesgesaus
Ein Zimbeln und Geigen und Orgelgebraus.
Triumph da droben! Dem Sieger allein
Singen die Engel und jauchzen drein:
Halleluja!

Ihr Sang verklingt. Vom Himmel schwingt
Sich mit der Harfe nur einer und singt
Und schwebet zur Kirche und öffnet das Tor
Und steigt zum hohen Turm empor.

* Aus dem „Stundenbuch", Leipzig, Insel-Verlag

Digitized by Google

Was tönt da leise? Es währt nicht lang.
Er stimmt die Glocken zum Menschengesang:
Halleluja!

Und schwebt davon. Doch siehe: mild
Wallt über die Fluren des Heilands Bild.
Er ist so hell, so licht zu schaun:
Er segnet die Felder, die Wälder und Aun.
Durch Gotteskraft befreit von der Qual
Flüstert's in tausendfacher Zahl:
Halleluja!

Der Tag bricht an mit stolzer Pracht;
Nun ist sie besiegt, die dunkle Nacht.
Da schallt es laut von Turm zu Turm,
Da braust es hell wie Glockensturm,
Da jauchzt es aus dem Orgelton:
„Erstanden ist er, der Gottessohn!
Halleluja!"

Nach der Handschrift eines Ungenannten

Colloquium privatissimum

von Walter Harlan

[Harlans schönes und absonderliches Buch „Die Sünde an den Kindern" hat Willy Rath bereits im zweiten Oktoberhefte des Kunstwarts besprochen. Es ist aber eins, auf das man mehr als einmal hinweisen muß, und ganz besonders ist Ostern die Zeit dazu, das Fest der Erneuerung.

Zur Erinnerung und Einführung einige Worte aus Raths Besprechung: „An der Fürstenschule zu Meißen wirkt der Physiker Professor Friedrich Stoß, ein großes Kind und ein ganzer Mann, ein eindringlicher Denker und ein Lehrer durch und durch. Er nennt sich einen Christen, aber er vermag sich nicht mehr zum »Apostolikum« im evangelischen Glaubenssatz zu bekennen. In tiefster Andacht verehrt er die Wunder der Schöpfung, steht dem platten Atheismus fern, kann aber nicht an naturgesetzwidrige »Mirakel« glauben. In zwei Fällen fühlt er sich gedrungen, diese Anschauung vor der Außenwelt zu vertreten: bei der Konfirmation seines bereits denkfähigen Sohnes — die er ohne das »Apostolikum« haben und am liebsten selbst übernehmen will — und zweitens bei seiner ehrenvollen, ihm und seiner Frau höchst willkommenen Berufung als Gymnasialrektor nach Leipzig — die er nur unter der Bedingung annehmen will, daß er in religiösen Dingen volle Unabhängigkeit erhält. Natürlich vereitelt die freidenkerische Bedingung das Leipziger Glück, und der Widerstand gegen die hergebrachte Konfirmationsweise zerstört auch die wohlerträgliche Meißner Schulmeisterexistenz: ein Disziplinarverfahren erklärt den Professor Stoß, da er nicht nachgeben will, seines Amtes für verlustig."

Ihn zum Nachgeben zu bringen, versucht der sympathische Prälatus

Digitized by Google

als Vertreter der Landeskirche in dem Stück, das wir abdrucken. Es geht stark theologisch darin her und stellenweise auch undarstellerisch abstrakt. Das bringt das Thema mit sich, und unsre Leser werden's hinnehmen. Werden sie aber auch hinnehmen, was etwa ihren eigenen kirchlichen Überzeugungen widerspricht? Ich denke, wir alle müßten danach streben, daß es uns mit aufrichtigen Widersachern erginge wie dem ehrlichen Prälatus hier: daß wir zu **dulden** lernten wenn nicht die fremden Gedanken, so doch das Menschen-Ich, das Gott andre Wege geführt hat. Der Kunstwart ist nicht zum Propagandamachen für eine oder die andere Auffassung kirchlicher Fragen da, sondern dafür, daß er zeigt, wo tiefes **Leben** sich **aufrichtig gibt**. Und das ist in Harlans Buch wie in wenigen: auch wer die Gedanken darin für irrig und gefährlich hält, wird nicht gleichgültig an ihnen vorübergehen können, wird sie in sich nachbilden und überwinden müssen.

„Die Sünde an den Kindern" ist bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienen.]

Haushaltend mit seinem Atem stieg der Domprediger die schöngewundene Holztreppe zu Stoß hinan, stillen und stolzen Geistes. Hier dämmerte schon der frühe Winterabend. In Liebe, so hoffte der Vertreter der Landeskirche, wird er den Trefflichen emporführen, die Gedankentreppe hinauf, die Schleiermacher erbaute: Freilich frei ist ein Christenmensch, und freilich Priester sind wir, jeder und jeder, niemals aber werden die Feldarbeiter und Nähmädchen den Weg der Erkenntnis allein finden, auch Stadträte und Regierungsräte können sich ihre Religion nicht selber machen, Kirche muß sein! Allerdings eine — Notkirche ist jede Kirche, auch unsere evangelische Landeskirche, — ein Vergnügen aber für Studenten und Pöbel ist es, auf die Pfaffen zu schimpfen, eines Mannes und Denkers Weisheit kann sich unmöglich darin zeigen, daß er eine notwendige, also gottgewollte Einrichtung bei ihrer segenbringenden Arbeit stört und befehdet. —

Prälatus freute sich jetzt auf diesen Waffengang für Luthers Sache. — Einst, in dem schönen Tübinger Semester, als er noch didaktische Gedichte im Geiste Herders verfaßte, waren zwei Verse ihm hübsch und bündig geraten, die oft und nun auch beim zweiten Verschnaufen auf dieser Treppe ihm wieder einfielen; ja diese bescheidenen zwei Zeilen wollte er dem Verstiegenen da oben untilgbar ins Herz brennen:

„Soll ein Erdenwerk dir gelingen,
Darfst du nicht in den Himmel springen."

Der Gänsebraten aber im Magen des Domspredigers, die Schlagsahne und das verständige Quantum eines kräftigen Weines erfüllten auch seinen Leib mit einer vollkommenen Getrostheit. Warm fühlte er sich, warm und in bester Verfassung.

Dies freilich nahm Prälatus, als er dann an dem gelben, blanken Klingelknopfe gezogen hatte, in ernster Strenge sich vor: Sollte sich Stoß . . . Sollte er sich — die Ohren zuhalten, sollte er all dieser Sorge für das Ganze der Menschheit sich verstockt verschließen, dann freilich, — dann müßten die Dinge ihren Lauf nehmen. Dann müßte der Narr und Krakeeler nicht nur seine Stellung als Gymnasiallehrer verlieren,

Digitized by Google

sondern man müßte den Arm erheben und ihn hinausweisen aus der Kirche Luthers. —

Kathi öffnete. Sparsam beleuchtete das Flurlämpchen die duftigweiße Sonntagsschürze. In unzähligen, scharfgebügelten Falten umkleidete sie den wendischen Reichtum der Röcke.

Alsbald klopfte der Domprediger an das wohlbekannte, übereck stehende Pförtchen — rundbogig war es —, das von hier aus in Stoßens Schreibstube führte.

Mitten im Zimmer blieb der Schulmeister stehen, als der Superintendent nun eintrat. Noch zureichendes Tageslicht spendeten die Fenster, das überdies durch die weißgetünchte, niedrige Stubendecke einigermaßen verstärkt wurde. Unstet flackerten des Professors Augen, die braunblonden Haupthaare standen ihm zuberg und verquer. Wohl freute er sich, daß der Freund nach dem gestrigen unfriedlichen Abschied ihn wieder aufsuchte, doch keineswegs fühlte sich Stoß im rechten Zustande zu einer ruhigen Auseinandersetzung über die Kindertaufe.

Seit Carlota heut morgen schweigend aus diesem Zimmer gegangen war, hatte der Mehrfach-Geprüfte noch nicht wieder arbeiten können. Nach dem wortkargen, quälenden Mittagessen hatte er Erwin an den sonntäglich von Schlittschuhläufern wimmelnden Elbdeich geleitet, sobald aber Professor Stoß allein war an diesem Adventsonntag, immer und immer wieder mußte er diesen einen trostlosen Gedanken denken: Tod einer Liebe ist es, wenn die zwei Kernwillen erfahren, daß sie nie wieder einerlei Wülle sein werden und ein Wille. —

Mit einer freundschaftlichen Armbewegung, ganz stumm aber und mit gefurchter Stirne wies der Hausherr den Gast auf das Sofa, wo nun Prälatus Platz nahm, in der vom Schreibtisch entfernteren Ecke. Nach dem Befinden der lieben, verehrten Hausfrau fragte er.

Er mußte nochmal fragen.

Auf Stoßens Mitteilung aber, daß sie da draußen den Christbaum schmücke, antwortete nun Prälatus mit einer Pause. Dann glitt ein menschenfreundliches Lächeln über sein Antlitz, bedeutsam stellte er fest: „Also Weihnachten feierst du noch."

Stoß hatte am Schreibtisch Platz genommen, nun blickte er auf.

Rasch vorbeugend, voller Humor fügte Prälatus hinzu: „Jeder Mensch ist ein Kompromißler. Ich auch. Irgendwo zwischen den Linksanarchisten und den Potsdamer Hofpredigern muß man wohl stehen."

Da strich sich Stoß über die Stirne, in Schmerzen lächelnd. Zum Prüfen dieses listigen Ausspruches, zum Nachdenken sah er sich nun gezwungen, was ja immer eine befreiende Wirkung ausübt. Langsam definierte er schließlich: „Ein Kompromißler im Sinne des denkenden Schimpfers ist nicht jeder, der zwischen irgendeinem Links und irgendeinem Rechts in der Schlachtreihe der Menschheit steht — was ja ein vollkommen wertloser, blöder Begriff wäre —, sondern ein Kompromißler ist ein Mensch und Schubiak, der nicht ganz tut, was er für recht hält."

Prälatus lächelte. „Es gibt auch Starrköpfe," sagte er, „die immer wieder vergessen, daß sie sich über das Rechte und Unrechte auch irren können. Wir haben's nicht, das bonum et malum, sondern wir suchen's, wir sind nicht sicut deus. Wir suchen die Wahrheit, das ist Protestantenleben."

Digitized by Google

Da fühlte der Schulmeister und Immerdenker, daß er wieder er selbst wurde: — Auch über die Taufe kann er nun reden! Und so nun, so wird er heute mit Prälatus reden, wie er sich's gestern abend für alle Zukunft gelobt hat, alles aussprechend. „Ja eben," begann er, „wir suchen die Wahrheit, also im Laufe der Jahrhunderte erkennen wir die Wirklichkeit, hiernach korrigieren wir selbstverständlicherweise unsere Vorstellungen. Und was wir behalten können von Meinungen und Bräuchen unserer Vorfahren, zum Beispiel das Fest der Gottesliebe und Nächstenliebe, das Fest um den Christbaum, behalten wir, was aber im Reiche unserer Vorstellung mit der besser erkannten Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmt, fegen wir uns aus Hirnen und Herzen! Wenn wir zum Beispiel erkannt haben, daß der dogmatischen Dreiheit Gottes keine irgendwie seiende Dreiheit entspricht, so suchen wir nicht in diese Leiche von einem Dogma ein künstliches, verlogenes Leben hineinzudeuten, sondern — auch unsere Vorstellungsleichen müssen begraben werden, sobald als irgend möglich, da sie sonst Unheil anrichten!"

Nach einem Übergang suchte Prälatus zu dem Zweck seines Besuches, Stoß aber fuhr schon wieder fort: „Wie wir am Weihnachten festhalten können, können wir auch an der Taufe festhalten. Wärest du gestern abend nicht fortgelaufen, hätten wir hierüber wohl in einer Viertelstunde unsre Meinungen — klar gegenübergestellt. Ich sage: Wir können an der Taufe festhalten. Nur darf den Paten das Bekenntnis zum Apostolikum nicht angesonnen werden! Zweitens: Die Feier der Christwerdung dürfte nicht an den Zwei-oder-drei-Wochen-Alten vorgenommen werden, denn Religion ist eine Bewußtseinstatsache, womit sie wahrlich Mysterium genug ist. Sehr glücklich könnte die Taufe meines Erachtens an die Stelle unserer jetzigen Konfirmation treten, an die . . . ich sage: von Gott bezeichnete Lebenswende des Reifwerdens, der leiblichen und seelischen Wiedergeburt! Und endlich drittens: Die bisherige Taufformel »Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes« müßte fallen. Weil eben die heilige Dreieinigkeit eine Phantasie kindlicher Dogmatiker ist! Weil eben . . . weil es eine unhaltbare, außerdem total wertlose Spielerei ist, den Geist Gottes, der in uns Menschen treibt und denkt, als eine andere Person aus dem Allwillen auslösen zu wollen! Weil eben . . . weil der Allwille allen Geist selbst hat, durchaus allen! Und weil die bisherige Taufformel den Kern des Christentums, daß es die Religion der Gottesliebe ist, die Religion der Arbeit in Gottes Weinberg, nicht zum Ausdruck bringt!"

Da hob der Gast auf dem Sofa mit einem säuerlichen Lächeln die Hände, ohne Übergang nun begann er: „Ich komme in einer Sache, bei der es sich um dein Lebensglück handelt, vor allem um das Lebensglück deines Tertianers." Und auf den Tisch schob der Domprediger das Schreiben seines Auftraggebers, abschließend: „Ich hoffe, wir sind Männer danach, mit offenen Karten zu spielen."

Dann saß der Professor mit den wüsten Haaren vor seinem Schreibtisch, las hastig, tiefatmend, einmal unterbrach er sich: „Buße? Was habe ich diesem Esel getan?!" Und auf dem Stuhle litt es nun den Gefolterten nicht mehr, im Stehen las er die letzte Seite.

Als er dann aber den Brief seinem Eigentümer zurückschob, sagte er ruhig und mit ganz klaren Augen: „Daß ihr einen Kerl und Schulmeister

Digitized by Google

wie mich ausstoßen müßt aus euren Gymnasien, seht ihr nicht daran, daß euer Christentum wieder mal zu eng wurde? Daß es — der Schule schadet? Also daß es der Kultur schadet? Der Zukunft? Daß es dem sichtbaren Allwillen schadet? Also daß euer Christentum Sünde ist? An den Kindern?"

Mit weicher Stimme fragte der Freund: „Warum bist du mit dieser Gewissensfrage nicht längst mal zu mir gekommen? Weiß Gott, Stoß, ich kann und will sie lösen, mit Gründen des Herzens und . . . vielleicht sogar des Verstandes."

Aber die Zeit war jetzt vorüber, wo Stoß vom liberalen Protestantismus Rat und Hilfe erhofft hatte. Auf das neueste Heft der „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" wies er, das unter anderen Büchern und Broschüren just zwischen den beiden Gelehrten auf dem Tische lag, und sagte: „Seit Himmelfahrt habe ich regelmäßig deine Aufsätze und Rezensionen gelesen, habe auch sonst Theologie studiert . . . Ein Mann aber, der etwas wissen will, lernt in acht Monaten mehr, als ein Student, der ein Examen bestehen will, in sechs Semestern."

Dies nur schluckte Stoß rückwärts, höflicherweise: Ich brauche keinen Seelsorger, ich nicht! — Und setzte sich wieder vor seinen Schreibtisch.

In einer besonders gehobenen Stimmung aber fühlte sich jetzt der Domprediger. In seinem Heimlichen lächelte er, daß sich der Mathematikus die Jenenser Theologenzeitschrift gehalten hatte. Wer aus einem mathematischen Fach- und Professorenblatt das Einmaleins lernen wollte, würde schlecht bedient sein, denn um die Grunddogmen handelt sich's ja! Um die Dreieinigkeit! Um die Gottmenschlichkeit Christi und um den Heiligen Geist!

„Du bist", sagte Prälatus, „über den Protestantismus, der mit der Wissenschaft fortgeschritten ist, nicht hinreichend belehrt, trotz der Zeitschrift aus Jena, auch trotz deiner sonstigen Studien. — Darf ich mal eine Glaubensfrage an dich richten? Und gleich das Allerwichtigste will ich fragen, von wo aus alles sich klären muß, ich . . . vermute, daß du mit »Nein« antwortest: Glaubst du an die vaterlose Geburt Christi?"

Ohne neues Bedenken sprach Stoß den hundertmal gedachten Gedanken aus, daß der Allwille nicht seiner eigenen Gesetze spotten könne.

Und heiter begann der Domprediger: „Ich will mich an eine gereimte Gedankenformel des Angelus Silesius halten, die ich sogleich näher erklären werde:

»Ich muß Maria sein und Gott in mir gebären,
Soll er mir ewiglich die Seligkeit gewähren.«"

Noch dieses schickte der Geistliche jovial voraus, daß er just über dieses eigentliche Weihnachtswunder besonders im Zuge wäre, just über dieses Sprüchlein des verständigsten unter allen Mystikern habe er heute gepredigt, im zwanglosen Anschlusse natürlich an den vorgeschriebenen vierten Adventstext.

Hierauf eben, führte er aus, käme es in unserer armselig materialistischen Zeit wohl an, gerade die tiefsten Deutungen der christlichen Erzählungen und Sagen einem breiteren Kreise zu erschließen, gnostische Deutungen und solche mystische, die der Vernunft nicht widersprächen. „Der Friede Gottes", fügte er lächelnd hinzu, „ist höher als alle Vernunft, aus Gottes Hand aber ist auch die Logik. Meines Erachtens!"

Digitized by Google

Durchaus gegenwärtig war es dem Domprediger in diesen Augenblicken, daß er hier nicht zu überreden, sondern zu überzeugen hätte, doch dies eben traute er sich auch wahrlich zu. Wie einer, der seine sicherste Gewißheit der strengsten Prüfung stolz unterwirft, sagte er langsam: „In der Geschichte des Menschengeistes ist es das dreimal wichtigste Ereignis, daß der Mensch Gott erkennt, daß unser armseliger Sonderintellekt des Allintellektes sich bewußt wird. Dies ist nun also die jahrtausendelange, erlösende Christnacht: Das Lebendigwerden Gottes in der Menschenseele, die Geburt Gottes im Menschen, eben dies aber ist es, was Lukas und Matthäus in ihrem in Ewigkeit unübertrefflichen Weihnachtsmärchen den Bauern und Kindern erzählen." — Hier öffnete der Gast auf dem Sofa die beiden Arme, und wie ein rechter, wirklicher Gabebringer, gütig und freundlich wiederholte er: „Ich muß Maria sein und — Gott — in mir — gebären."

Eine Pause machte Prälatus. Dies dachte er zuversichtlich: „Wenn einer der rechte Mann und Priester ist, diesem Stoß, diesem durchaus religiösen Menschen, ein annehmbares Christentum zu bieten, bin ich's. Wirklich als einen Bekehrer fühlte sich der Domprediger in diesen Augenblicken, als einen Boten Gottes.

Stoß hatte den Kopf in die Linke gestützt und sehr aufmerksam in das Gesicht des Geistlichen gesehen. Sein eigener, liebster Gedanke war es, daß Gott in Menschenhirnen sich selbst erkenne, vielleicht nur so! Wahrscheinlich freilich auch auf unzählige andere Arten! Vor allem in seinem höchstwahrscheinlichen eigenen Überbewußtsein! — Gleich wieder aber fragte sich Stoß: Mißbraucht nicht der liberale Protestantismus jene Erkenntnis der Metaphysik, um das Geburtsmirakel nur ja notdürftig über Wasser zu halten? . .

Prälatus wollte in seine Deutung der Geburtslegende nun gleich seine schöne, kinderschlichte Erklärung der Gottmenschlichkeit einflechten. Lächelnd fuhr er fort, indem er sich einige Leib- und Lieblingsworte seines philosophischen Freundes zu eigen machte: „Den Christus, der heute noch lebt, in meinem — Willen und auch in deinem, Stoß, — du würdest sagen: den Willen zur Weltvollendung, die Gottesliebe in dieser Menschheit, kann diesen Christus etwa ein römischer Söldner in Galiläa erzeugt haben? Oder sonst ein einzelnes Menschlein? — Den Menschensohn erzeugte ein Mensch — vielleicht ein Germane, wie mir einmal ein phantasiebegabter Gesinnungsgenosse beweisen wollte, — Jesum erzeugte ein Mensch, Christum aber, den Gott, konnte nur Gott erzeugen, also das Zusammenwirken aller Kraft, aller Faktoren, irdischer und himmlischer Faktoren: Jüdische Vorstellungen von einem ausschließlich überweltlichen, Gebote setzenden Gotte wirkten zusammen mit spätgriechischen, pantheistischen Vorstellungen! Die Gedanken des Paulus wirkten zusammen mit eignen Gedanken des Wanderpredigers in Galiläa und mit allen übrigen weltlichen und himmlischen Faktoren! Jesum erzeugte ein Mensch, Christum erzeugte Gott." Ein Glänzen war hiermit in das Organ des Geistlichen gekommen, der Goldglanz, den ehrliche Menschenworte haben. Und so nun, in immer wärmerer Stimmung, immer mutiger predigte er fort aus seiner Sofaecke: „Den Kindern sage ich: »Der Engel ward gesandt, der Engel hieß Gabriel!« Was aber bedeutet Gabriel? Der »Held Gottes« heißt es, die »Energie«, die Energie in den Geistern, die Energie in den

Digitized by Google

Völkern, — die Summe — der — Faktoren, das heißt Gabriel. Wie unser deutscher Meister Eckehart sagt: »Gott wirkt diese Geburt allein«. Diese! Und an einer anderen Stelle in seiner prachtvollen Predigt über Lukas eins, am sechsundzwanzigsten: »Darum hat Gott die ganze Welt geschaffen: Damit Gott in der Seele geboren werde, und die Seele wiederum in Gott.«" In schlichter Kürze schloß nun Prälatus: „Wenn ich mit meinen Konfirmanden bekenne, »geboren von der Jungfrau Maria«, rede ich die Wahrheit — nach meinem Wissen und Gewissen natürlich —, die tiefste und wichtigste, allerheiligste Wahrheit. Jesu Mutter, des Menschensohnes Mutter, war keine Jungfrau, wohl aber Maria, die Mutter Gottes, das Symbolum aller Liebe, denn Gott wirkt diese Geburt allein, diese."

Hier schwieg Prälatus, getrost wartete er.

Wieder lief Stoß einige rasche Gänge durchs Zimmer, an dem entfernteren Fenster blieb er dann stehen, eine Weile hinunterblickend in den windstillen Kessel, auf die beschneiten Dächer. Am Ohre des Schulmeisters raunte die bravste und mächtigste von allen Sirenen: „Wenn du nun damit dich einrichtetest!" — flüsterte listig: „Dann wäre Frieden in deinem Ehekäfig und lauter Freude! Noch heute abend!" — schrie: „Was könnte man aus dem Realgymnasium in Leipzig machen!" Und niemand kann einer Sirene den Mund verbieten.

Alsbald aber runzelte Stoß die Stirne, diese Sirene verhöhnte er: Man muß nur deuten! Auch an den „heiligen Rock" zu Trier kann man sich wohl einen — Glauben zurechtmachen! Wo nichts auszulegen ist, muß man nur wacker einlegen! Die größten, heiligsten Menschengedanken verpulvert man und entweiht man, — um ein Mirakel über Wasser zu halten! Um Schulmeister bleiben zu können! „Mit allerbestem Gewissen"! — Und eine Stelle des Lukasevangeliums tönte im Geiste des Schulmeisters, das der verspätete Gottesgelehrte erst jüngst wieder feindselig und ergriffen gelesen hatte: „Da sprach Maria zu dem Engel: Wie soll das zugehen? Sintemal ich von keinem Manne weiß." So aber trotzte das Herz des Wahrhaftigen und rief: Was in den Evangelien ein Mirakel ist, ist auch im Apostolikum ein Mirakel! — Und hierauf wandte sich Stoß ins Zimmer, hinter sich stützte er seine Hände aufs Fensterbrett, absprechend und bitter klang seine Stimme: „Geboren von der Jungfrau Maria," sagte er, „von der Jungfrau! Als eine Ausnahme vom Weltgesetz haben's die frommen Bischöfe gemeint, die das Apostolikum zusammenbauten aus Wahrheit, Torheit und Hokuspokus, — als ein Mirakel steht beispielsweise diese Geburt aus einer Jungfrau nun da, als ein Mirakel hat sie Luther geglaubt, — du also und ich, wir haben den Glauben der Evangelienbichter verlassen, wir haben den Glauben der Apostolikumverfasser verlassen, wir haben den Glauben Luthers verlassen. Denn ihnen allen war das sexuelle Mirakel »Offenbarung«, uns ist es Märchen! Wie Dornröschen oder Schneewittchen! Ohne Artunterschied! In Stunden, wo uns der Sinn nach Märchen steht, wollen wir's glauben, in Freiheit. In jedem einzelnen Menschenleben sind selbstverständlich auch die biblischen Märchen der ästhetischen Abnutzung unterworfen. Die ein Gottesgesetz ist! Mir wenigstens werden auch biblische Geschichten langweilig beim dritten oder dreihundertsten Anhören. Ganz sicher!"

Digitized by Google

Und wieder durchs Zimmer lief der gequälte Schulmeister, nach jenem Einwande gegen die Göttlichkeit Christi suchte er jetzt in seinem Gedächtnis, der ihm selbst bei den einsamen Kämpfen in seinem Innern immer wieder gekommen war, gegen den er nie eine Widerlegung gefunden hatte.

Da leuchteten seine Augen, ein nüchternes und heiteres Leuchten war es. An die Stubenwand, die dem Geistlichen gegenüberlag, an eines der weißgestrichenen, büchertragenden Bretter lehnte der Abtrünnige seinen Rücken und sagte: „Wenn Christus — das Nachleben, das Weiterhin-Wollen Jesu in unseren Seelen — von einer Jungfrau geboren ist, kann ich die Mutter des Plato mit just derselben, ganz wertlos mystischen Spielerei eine »Jungfrau« nennen. Sehr wichtige Ideen in unserem Geistesleben, in unserer Seele, sind nur fortentwickelte Ideen aus seiner Seele! Und jeder Mensch hat seine Nachwirkung in der Menschheit, als eine Summe von bewußten und unbewußten Trieben, die also weitertreiben, die nur eben — wahrscheinlich — das einstige Bewußtsein ihrer Einheit verloren haben. Auch das Unsterbliche des Plato oder irgendeines ländlichen Lehrers könnte man — mit jener Spielerei — »vaterlos« nennen. Nur freilich: auch mutterlos ist es dann, auch mutterlos!“

„Wahrlich,“ sagte Prälatus lächelnd, „du bist nicht sehr originell. Was du da vorbringst, ist gutbiblische, gutlandeskirchliche Theologie! »Ihr seid Götter«, singt Asaph, der Psalmsänger, im Alten Testament, »und allzumal Kinder des Höchsten«, was Jesus sich aneignet im Johannesevangelium: »Stehet nicht geschrieben in eurem Gesetz: Ich habe gesagt: Ihr seid Götter?«“

Da fragte der Hartnäckige: „Wie aber — unterscheidet sich die Göttlichkeit Christi von der unsrigen?“

Und Prälatus lächelte weiter: „Dies ist wohl,“ sagte er, „dies ist eben der Punkt, wo nun die — Argumente aufhören, des — Glaubens Anfang!“

Hierauf antwortete Stoß nicht mehr.

Und nun erst wollte Prälatus seine Artillerie auffahren, die Lehre von der gottgewollten Notkirche, in unbeirrter Milde begann er: „Wir wollen doch praktisch denken. Wir haben zu kämpfen! Gegen das Prinzip der Verdummung! Gegen Rom! Du aber, Stoß, bist das wahre Muster eines deutschen Fraktiönchenmachers. Der Geist ist in dir, der unser böser Feind war seit den Tagen des Tacitus!“

„Im Kampfe der Geister“, antwortete Stoß, „kommt es nicht auf die Zahl der Soldaten an, sondern der Stärkere, immer der Stärkere ist auf die Dauer, wer die wahrere Wahrheit hat! Auch wenn es ein einziger Mann wäre! Gegen die ganze Menschheit! Wovon ja bei mir keine Rede ist: Es gibt noch mehr Leute, die Gott lieben, also die Gottes Zwecke wollen, die Christen sind, — aber keine Mirakelchristen! Ich begreife nicht, wie ihr den Volksrednern diesen Agitationsstoff lassen könnt! Ihr seid es, ihr schwächt und knebelt die deutsche Kirche, die eine Menschheitkirche werden will! Und freilich auch werden wird! Wie sauer ihr euch stellt! — Ich war mal in einer Streikversammlung in Berlin, ein blasser, schwammiger Bäckergeselle schnob auf dem Podium, die Rede an sich war nicht so übel: soundso viele Millionen Brötchen hätte man doch gebacken! Nun stünde man vor den Bäckerläden! Vor den blitzenden Spiegelscheiben! Mit frierenden Händen in den Taschen! Mit Hohlaugen des Hungers,

Digitized by Google

der Verzweiflung! — Aber der Redner klebte am Manuskript, er zündete nicht. Da kam er mit einem scherzhaften Übergange auf die Speisung der Viertausend mit sieben Broten. Damit erntete er die erste Wirkung, ein ehrliches Gelächter! Ein »Witz« war es! Nun kamen die Pfaffen an die Reihe, die Büttel der Bourgeoisie ... Ich meine doch, daß ihr auch — eine Dummheit begeht, den Raunzern diesen billigen Agitationsstoff zu lassen, der ewig dankbar ist, weil er ewig zutrifft. Nun meinen die Bäckergesellen, daß — das Christentum widerlegt wäre! Nun machen sie ihre Witze über den lieben Gott! An diesem Elende, Prälatus, seid ihr mitschuldig, daß die Armen im Geiste jedes Verhältnis zum Allwillen verlieren, mehr und mehr verlieren!"

„Wenn du doch einmal", meinte der Geistliche achselzuckend, „Prediger sein müßtest! Praktischer Prediger! Nur etwa auf ein Jahr mal! Mit deinem — entschmückten Christentum! Deinem entkleideten, fleischlosen und beinahe knochenlosen Christentum! Worüber wolltest du predigen, an den zweiundfünfzig Sonntagen? Zu Ostern! Zu Pfingsten!"

„Ah," spottete Stoß, „eine echte Pfaffensorge! Was geht das mich an, ob du Stoff hast zu deinen Predigten? Die — Wahrheit suchen wir! Das ist Protestantenleben!" Dann aber, unwillkürlich vortretend in die Zimmermitte, mit leuchtenden Augen begann der Schulmeister: „Worüber ich predigen würde? Über die Liebe zu Gott. Zweiundfünfzigmal jährlich! Hundertmal jährlich! Fünfzig Jahre lang oder siebzig! Denn das ist Liebe, daß die Zwecke des andern unsere Zwecke sind, — wann aber könnte man ausreden von den Zwecken des Allwillens! Jede Kulturfrage ist eine Frage für eine Predigt, vielleicht für hundert Predigten. Seit etwa sechs Monaten bin ich dabei, meinen Jungen planmäßig sozusagen zu konfirmieren. Alles, was ich mit ihm besprochen habe, an unsern Feierabenden, beim Mittagessen, auf unseren Spaziergängen, war — Religion, die Religion mit beweglichen Geboten, mit beweglichen Dogmen und beweglichen Symbolen!"

Gespannt fragte der Theolog auf dem Sofa: „Die bewegliche Religion? Das ist wohl deine?"

Die frühe Dämmerung des Wintertages verschleierte schon Möbel und Bilder, Stoß lehnte sich wieder an seine Bücher. „Ich kann mir nicht denken," begann er, „daß Gott aus Priestern sich etwas macht, die nie mehr zweifeln, aus dir zum Beispiel! Den Wendelstieg, den du mir gestern auf philosophischem Gebiete zugabst, steigt auch die Religion. Durch immer neue Tore des Zweifels! Dreht sich im Kreise und hierbei steigt sie! In eine reichere Fülle des Bewußtseins! Dies etwa wäre der Kreis, den wir seit Luther heraufkamen: Die Söhne der Frommen und Klaren wurden zu Frömmlern und Pietisten, die Söhne der Frömmler ekelten sich an ihren Vätern und wurden zu Nüchterlingen und Rationalisten, — wir aber, die Söhne der Nüchterlinge, sind wieder fromm geworden, — und wollen fromm sein, wie Luther fromm war, mit klaren Köpfen! In der Senkrechten Luthers stehen wir wieder! Nur eben um dreihundert fleißige Menschheitjahre höher!" — Und mit erregtem Geklapper zündete Stoß die Stehlampe auf seinem Schreibtisch an.

„Du hast versprochen," erinnerte Prälatus, „von der — beweglichen Religion zu reden. Im tiefsten Herzen ... interessiert mich natürlich die Privatreligion eines Freundes und ... eines fleißigen Denkers."

Digitized by Google

In einem blitzendhellen Lichte saß nun der Erzschulmeister.

„Ich sage erstens," begann er, „nicht auf dem Sinai sind uns Gebote gegeben, sondern sie treiben in unseren Herzen. Und unergründlich sind unseres Herzens Schächte, immer neue Kulturzwecke, Gotteszwecke entdecken die Jahrhunderte im Gesamtherzen der Menschheit, immer neue lebendige Gebote!

Ich sage zweitens: Die Dogmen, die wir ja fortwährend aussprechen müssen, du, ich und jeder, der vom Allwillen redet, die Dogmen sind eben erst recht beweglich. Wenn wir die Gottmenschlichkeit Christi oder die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen oder sonst ein »Ich glaube« als einen Irrtum erkannt haben, schaffen wir's ab, durchaus pietätlos, denn eine Pietät, die Bauern oder Kinder hinters Licht führt, ist eine Sünde! Wer Bauern und Kinder mit Skrupeln sich quälen läßt, die er mit ein paar deutlichen Worten an jedem Sonntagmorgen zerblasen könnte, der — ist kein Priester, ein Augur ist er!"

Und unbefriedigt ergänzte Prälatus: „Ein Augur? Ein Lump ist er!"

Verwundert blickte Stoß nach dem Sofa hinüber. Da er nun aber nicht sagen konnte, was er in dieser Verwunderung gedacht hatte, fuhr er in seiner Predigt fort: „Drittens für die Symbole, also für Christbäume, heilige Geschichten und all das andere, liebe Gestalt-Sein religiöser Triebe oder Vorstellungen oder Gedanken, fordere ich Beweglichkeit! Und ja doch, beinahe das meiste ist mir an dieser Forderung gelegen! Nicht nur um der Bauern und Kinder willen, sondern um meinetwillen! Denn ein System von Begriffen ist eine Religionsphilosophie, doch überhaupt noch keine vollständige Religion ist es! Gerade die vollständigsten Menschen, die Künstlernaturen unter den Menschen, fordern Symbole! Auch in der inwendigen Kirche ihres Herzens sollen entweder Kruzifixe stehen oder sonstwelche Bildsäulen, in Geigen- oder Harfentönen soll ihnen Gott erscheinen! Und — er erscheint uns wirklich in Bildern und Tönen, er! Wie aber jeder weiterdenken darf in Gottes Herz hinein, wenn er nur denken kann, darf er auch weiterdichten an der Religion, wenn er nur dichten kann. Die alten Symbole aber sind immer nachzuprüfen, ob der Wille noch lebt, ob die Vorstellung noch lebt, ob der Gedanke noch lebt, der diese Geschichte vom auferweckten Lazarus oder sonst ein Symbol bildete, fortwährend nachzuprüfen, sind unsere alten Symbole — dies ist wohl die höchste, die dichterische Aufgabe des Priesterberufes —, ob dieser Symbole Idee, ob ihre Seele noch lebt in ihnen, denn ein Symbol für eine gestorbene Wahrheit ist eine Leiche und giftig."

Ein guter Zuhörer war Prälatus gewesen bei dieser Predigt über die bewegliche Religion, gleichzeitig aber war die Sorge immer lauter geworden in seinem Herzen, daß er hier gar nichts ausrichten würde. Wollte er nicht — seinen Arm erheben und Stoß hinausweisen aus der Kirche Luthers? Und nun? Nun läßt er sich durch sein Interesse an der Privatreligion eines denkenden Freundes . . . die Simsonlocken verschneiden? — Seinen Zorn suchte Prälatus, seinen abhanden gekommenen, durchaus notwendigen Zorn.

Plötzlich begann er: „Die Voraussetzung deiner beweglichen, täglich und stündlich widerruflichen Religion ist eben bestritten, die ganze Basis. Du gründest Religion auf — »den Willen«, also auf einen metaphysischen Weltgrund. Du hast aber keineswegs bewiesen, daß Religion überhaupt

Digitized by Google

auf Philosophie, auf Metaphysik könnte begründet werden. Das ist ein — Glaube! Den ich beispielsweise für meine Person gern teile, aber du müßtest mal Schleiermacher hierüber lesen! Oder auch Savonarola, den Reformator! Dem ist die Metaphysik eine Erfindung des Teufels! Wofür er vorzügliche Gründe anführt! Wann beispielsweise, wann wären die Metaphysiker sich einig gewesen!"

Da ärgerte sich Stoß, so fragte er: „Soll ich mich über einen Standpunkt mit dir unterhalten, der nicht einmal der deinige ist? Oh, ohne Zweifel sind wir Metaphysiker uns uneinig! Und wie! Niemals aber werden uns die Offenbarungsbehauptungen der Nichtmetaphysiker aus unserem Widerstreit erlösen! Immer weiter müssen wir streiten! Mit den andern und mit den Widermeinungen in unserer eigenen Seele! Wir suchen Wahrheit, wir suchen Gott! Was ich für eine herrliche Arbeit halte! Und in vollkommener Freiheit will ich suchen! Kläglich würde es mir erscheinen, wenn ich um meines Amtes willen oder gar um meines Auskommens willen in jene Leichen von Dogmen oder in jene Leichen von Symbolen einen Sinn einlegen wollte, — hineinmogeln wollte, ein künstliches Leben hineinblasen wollte, das nicht ihr Leben ist, das ein Betrug ist!"

Da fand Prälatus seinen Zorn wieder. „Willst du behaupten," rief er, „daß deine bewegliche Religion, deine im einzelnen und im Ganzen täglich und stündlich kündbare Religion noch — Luthertum wäre? Wenn du es für »Betrug« hältst, dich mit dem Luthertum irgendwie einzurichten, warum dann . . . warum trittst du nicht aus, aus unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche?"

Diese Wendung hatte Stoß nicht erwartet. Ganz ruhig aber antwortete er sein Oft-Erwogenes auf diese Frage: „Ich bilde mir ein, daß das eigentliche, gottgewollte Entwicklungsziel des Luthertums just meine bewegliche Religion ist, das bewegliche — Christentum vorläufig! Vorläufig und wohl in Ewigkeit!"

Grimmig erklärte Prälatus: „Im Grabe würde sich Luther umdrehen, wenn er dich reden hörte!"

Stoß aber antwortete mit fester Stimme: „Entweder hat seine in uns fortlebende Seele kein Selbstbewußtsein mehr, dann also könnte sie sich auch nicht im Grabe umdrehen, oder sie hat ein Selbstbewußtsein irgendwelcher Art, nun — dann wäre der heutige Luther just um dreihundert Jahre klüger! Wenn er nicht überhaupt in einen Glanz von Klugheit eingetreten ist, von dem wir keinen Begriff haben." Einen sehr praktischen Ton schlug Stoß jetzt an: „Daß ich Dissident würde, . . . diese Erleichterung werde ich euch nicht machen! Meine Kirchensteuern bezahle ich weiter! So oft mal ein einzelner Literat oder so jemand aus der Landeskirche austrat, hatte ich stets den Eindruck, daß er dem deutschen Wesen, an dem ja, wie die Dichter meinen, »die Welt genesen« soll, einen rechten Schaden zufügte. Wären sie in der Landeskirche verblieben, hätten sich aber durchaus geweigert, ihre Kinder auf euer ausgedientes Bekenntnis taufen oder einsegnen zu lassen, was eine Sünde ist an den jungen, fragenden Geistern, wären sie niemals in eine Kirche gegangen, wo ein Mirakelpriester predigte oder Trauung abhielt, hätten sie — beispielsweise in den Feldzügen vor den Kirchenwahlen — all ihren Geist in den Dienst des jeweilig freiesten Christentums gestellt, so würden sie sich der schwarzen

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und auch der angeblich liberalen Pfafferei wahrhaft lästig und also dem Allwillen sehr nützlich gemacht haben. Kirche muß doch sein, Kirche muß immer wieder sein, um der Millionen willen, die den Weg in den Himmel nie selber finden, — wer aber schmollend beiseitetritt, der hilft Gott schlecht. Oh, wenn doch nur ein paar tausend Menschen das bißchen Mut hätten, alles Mirakelchristentum ohne Lärm abzulehnen, bei Konfirmation oder Firmung, bei Taufe, Hochzeit, Begräbnis und wo immer römische oder protestantische Päpste zum Beispiel das Apostolische Bekenntnis uns ansinnen! Wenn doch nur fünftausend oder siebentausend Menschen das bißchen Rückgrat hätten! Im Magen wollten wir euch liegen wie siebentausend steinerne Käse!" . . .

Da öffnete sich die Pforte zum Eßzimmer, und in den bitter gewordenen Streit ergoß sich durch die viereckige Öffnung ein mildes, überhelles Strahlen.

Mit einem wehmütigen Lächeln begrüßte Carlota den Domprediger, alsbald erklärte sie: „Immer zu lange dauert das Baumanzünden zu Weihnachten, man muß die Kerzen schon vorher mal anbrennen. Es ist eine wundervolle Beleuchtung! Wir wollen unsere Vesper dabei abhalten."

Nach dreien Minuten aber, just vor dem Christbaum, der auf Erwins nun weißgedecktem Studiertisch seinen alljährlichen Platz gefunden hatte, setzten die beiden Kampfhähne ihre so schicksalschwangere Disputation fort, in einem stilleren, neuen Tone nun, wie er sich aus der Gegenwart dieser Frau, auch aus der veränderten Beleuchtung, ergab. Carlota, den runden Mitteltisch umschreitend, goß ihren dampfenden Tee ein. Dann setzte sie sich vor ihre Tasse, und nicht ein Wörtlein von dem Gespräch der Männer entging ihr.

Der Duft des frischgehauenen Tannenbaumes und der schmelzenden Wachskerzen zog würzig durch das Zimmer. So sachlich aber und theologisch, als es dem leichtgerührten Herzen jetzt noch gelingen wollte, sagte Stoß: „Hier also steht und leuchtet nun ein — Symbol! Denn der Gottestrieb in der Menschheit, den wir Christus nennen, wir beide, . . . die Idee Christus erscheint im Christbaum, grüne Arme breitet sie aus und predigt: »Wir wollen Gott lieben, also auch uns einander!« Und nicht etwa meine Idee ist es, die nur in meinem Kopf wäre, oder eure Idee, sondern vor allen Lebenden ist sie geboren, eine selbstliebende Idee ist es, ein Zweigwille des Allwillens, ein Zweigwille, der auf diesem Planeten, der in der Menschheit erwacht ist: da steht er! Der Zweigwille! Der Sohn Gottes! Und predigt!"

Seine Stiche hatte Prälatus wieder, seinen Hinterkopf rieb er und sagte: „Selbstliebende Idee? Dann hätten — die Römischen recht, wenn sie vor einem Madonnenbilde knien? Du bist — katholisch!?!"

Unverwandt sah Stoß in den strahlenden Baum, fortfahrend: „So ist es. In dieser Beziehung bin ich freudig katholisch, bin ich . . . mehr als katholisch: Was noch kein Papst zu glauben anordnete, schaue ich an! Wie ich im Moses des Michelangelo den Moses anschaue, schaue ich Christum an in diesem Baum aus irgendeinem verschneiten Walde!" Und laut und fröhlich schloß nun der Bilderanbeter und Bäumeanbeter: „Auf einem Kronleuchter würden diese Kerzen ausschließlich für unser Bewußtsein leuchten, aus dieser abgehackten Tanne aber strahlen sie in das Mark unserer Seele! — Und gar kein Wind in den Jahrhunderten kann diese Lichter ausblasen." — — —

Digitized by Google

Da legte der Geistliche seinen Arm um die Schulter des Freundes. „Ich denke," sagte er, „ich werde deine Seele dem Herrn Minister als eine . . . jedenfalls als eine Christenseele darstellen können, als eine . . . zwar schrullenreiche, doch ungewöhnlich gute und ungewöhnlich tiefangelegte Christenseele!" — Und plötzlich in dieser warmen Wallung hatte Prälatus einen praktischen, ganz neuen Einfall, der seiner Meinung nach alle Schwierigkeiten dieser Verwicklung lösen mußte, auf eine eigentlich simple Weise.

Er setzte sich an Carlotas Seite, nachdenklich leerte er seine Tasse, stolz dachte er: Wenn man auch nicht Professor in Leipzig wird, dann eben, dann wird man . . . in Berlin Professor! — Und ließ sich gleich wieder einschenken, ein Stück Rosinenstollen nahm er und sagte: „Eine Hauskonfirmation machen wir! Eine Prinzenkonfirmation! In diesem Zimmer! Da dir nun mal das Apostolikum dein rotes Tuch ist, — also ich konfirmiere dir deinen Jungen ohne das Apostolikum! Auch, wenn es denn sein muß, ohne das Abendmahl! Das . . . also das werde ich einrichten, man . . . man ist kein Sklave!"

Aber die Stirne des Schulmeisters hatte sich eine Wolke gelagert, düster fragte er: „Alles ganz . . . diskret?" Gleich aber schaute er wieder in seinen Christbaum, und alle Lichter spiegelten sich in seinen Augen. Dies fragte er sich: Ob sich der wohl, dem wir nachfolgen wollen, vor Pilatus auf einen schäbigen Ausweg würde eingelassen haben? Und ob es dann heute — ein Christentum gäbe!?! — „Nein," sagte Stoß, „ich muß es wohl bei den religiösen Privatstunden bewenden lassen, die ich meinem Sohne erteilt habe; sehr gerne hätte ich eine abschließende Reifweihe, die aber müßte vor der Gemeinde geschehen, als der Vertreterin der Christenheit, ganz öffentlich, mit Glockenläuten, mit Halleluja und Posaunenblasen! Und so nur dürfte sie geschehen, daß ich von Herzen dabeisäße und könnte Amen sagen! Von keiner Erbsünde dürfte gepredigt werden! Von keiner stellvertretenden Sündentilgung! Von keiner speziellen Göttlichkeit Christi! Von keiner heiligen Dreieinigkeit! Sondern allein von der Arbeit im Weinberge!"

In das Gesicht Carlotas blickte der Domprediger, fragend, hilfesuchend.

Ohne hörbare Klage sagte die Königliche: „Ich habe mich in die Entschließungen meines Mannes zu fügen."

Und Stoß bedeckte die Augen mit beiden Händen.

Da tat Prälatus einen tiefen Seufzer, bald machte er seiner Visite ein Ende.

In seinen Pelz half ihm der Hausherr, schweigend.

Als der Sendbote des Kultusministers ins kalte Treppenhaus wieder hinaustrat, drückte er schmerzvoll seines Freundes Hand. „Ach Stoß," sagte er, „wenn es nach mir ginge . . . !"

Rundschau

Allgemeineres

Unser Leiter

ist diesmal fast ein dichterisches Gebilde, deshalb schien es uns nicht am Platze, Gustav Langens Worte mit nüchternen Erklärungen und Verweisungen zu durchsetzen. Die älteren Kunstwartleser werden auch von allem, worauf er weist, wissen,

Digitized by Google

wie es gemeint ist. Die jüngeren aber seien an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß im Hintergrunde von Langens Worten zwei oder drei alte Kunstwartforderungen stehen, die von Zeit zu Zeit so lange wiederholt werden müssen, bis man sie erfüllt.

Volkshäuser fehlen uns, wie sie hier am klarsten und eindringlichsten Theodor Fischer vor unserm Geiste gezeichnet hat (Kw. XX, 1), Stätten ruhiger Erholung, stiller Einkehr bei Edlem, Stätten den Geist bereichernder Genüsse und reiner, nährender Freuden. Weltliche Zufluchtsstellen aus dem Tageslärm der Großstädte, die tagsüber schon besseres als Kneipen sind und am Feierabend Vereinigungsstellen für das Weiterbilden des Menschentums in uns.

Da es noch lange dauern muß, bis wir sie auch nur an einigen Stellen erhalten, so gilt für die nächste Zeit der Ruf: „Kirchen auf!“ Öffnet auch die protestantischen Kirchen außerhalb des Gottesdienstes denen, die in der Lautheit unsrer Zivilisation einmal eine halbe Stunde der Ruhe suchen zur Einkehr bei ihrem Gott, öffnet sie, ohne ängstlich zu fragen, ob dieser Gott auch der der Konfession, ob es nicht „nur“ der unbekannte Gott in ihrem Innern sei. Ferner: gebt die Kirchen auch für edle weltliche Feste frei! Auch die Prediger haben uns seinerzeit auf unsre Anfragen bestätigt, daß kein haltbarer Grund irgendwie innerlicher Art es hindert, dem Ruf „Die Kirchen auf!“ nach diesen beiden Richtungen zu entsprechen. Jetzt steht in kleinen Städten und auf den Dörfern für ernste Zusammenkünfte, wenn sie nicht gerade kirchlichen Charakters sind, nichts andres offen als der Tanzsaal im Wirtshaus: dorthin drängt man die, die feiern wollen. Wie würden die Gedanken von vornherein anders gestimmt, wie würden viele Feste schon durch den Geist des Raumes geadelt, wenn man sie in den Kirchenräumen abhalten könnte, die Wochentags leer stehen! Ich erinnere nur an die Goethe- und Schiller-Feiern der letzten Jahre, dann an die Schulfeiern.

Die dritte große Forderung ist die regelmäßiger Kirchenkonzerte, um die unerschöpflichen Schätze edelsten Fühlens, die in den Noten unsrer Tonkunst durch die Jahrhunderte schlafen, endlich zu wirkendem Leben zu erwecken. Langens Kunstwart-Aufsatz hierzu ist auch als Dürerbundflugschrift (Nr. 35) erschienen und kann also vom Bundesschatzmeister Georg D. W. Callwey in München gegen Einsendung von 15 Pfennigen bezogen werden.

Wir empfehlen diese Osterwünsche dem Nachdenken unsrer Freunde und, wenn sie mit uns übereinstimmen, ihrer Propaganda.

Literatur

„Die Legende von Charlotte von Stein“

hat Eduard Engel nun in einem Vortrage „zerstört“. Wer war die Dame „eigentlich“? Eine kleine, immer am Staube klebende, allem Hohen, Geistigen, ja selbst edlem Weibesempfinden urfremde Seele. Eine Verächterin aller „Schöngeister“, über die sie hinter ihrem Rücken spottete, eine, die es für Charlotte Schiller für besser hielt, daß Schiller sie durch den Tod von seiner unnatürlichen Gesellschaft befreite. Eine gewohnheitsmäßige Klatscherin, Lügnerin, Verleumderin, Verhöhnerin. Eine, die im Grunde mehr Vergnügen an Kotzebue als an Goethe hatte. Eine, deren Lieblingsworte „Dreck“

Digitized by Google

und „Quark“ waren. Und warum hielt sie Goethe so lange am Band? Weil sie ihn nur mit der Seele, nicht mit dem Körper „erhörte“, so daß die arme überhitzte Leidenschaft ihm sozusagen ins Gehirn schlug und dort das Idealbild zusammenkochte, das wir jetzt mit ihm bei seinen Worten sehn, und das nie gelebt hat.

Das lesen wir und lesen dann:

„Denn was der Mensch in seinem Erdenschwanken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt;
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt:
Das hatt ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.“

Und ich fürchte: wir lachen über Eduard Engel.

Und lachen doch vielleicht zu unrecht. Möglich ist es, daß Engel die Beweisstücke, auf die er sich stützt, richtig deutet. Seltsam nur, daß er ehrlich davon überzeugt ist, sie ließen sich nur so deuten. Eine Frau, die ihren Mann nicht liebt, erweckt eines Goethe Liebe und erwidert sie, aber sie weiß, was ihre Pflicht gebietet, hält sich und ihn im Zaume, lebt in erhöhtem Geistesleben elf Jahre mit dieser Liebe und fühlt sich dann zurückgestoßen in eine Einsamkeit zugunsten einer andern, die ihr nach allem, was jener Große gesagt und getan, als schlechter erscheinen muß, als sie ist. Was kann solches seelische Erleben alles erklären! Mit unsäglicher Verbitterung! Mit dem scheinbar erwiesenen Glauben, daß auch dieser da, der Halbgott, am „Quark“ klebe!

„Kann.“ Das ist's: wir wissen nichts, und das letzte und tiefste können wir auch gar nicht wissen. Jeder Psychiater braucht außer allem schriftlich und mündlich ihm überlieferten Material Monate der persönlichen Beobachtung eines Lebenden, bis er mit einiger Sicherheit zu sagen wagt: so steht's mit ihm. Und wir bilden uns ein, wir könnten noch heute über das Innerste im Herzen Charlottens von Stein Sicheres wissen. Übrigens: brauchen wir es zu wissen? Welches irgendwie wesentliche Interesse gebietet, an der Leiche der Toten herumzusezieren, die denselben Namen mit jener Frau trug, die in Goethes Leben lebt? Den Freund der Dichtung geht sie nur etwas an, wie sie sich in Goethes Augen spiegelte. Alles übrige ist für ihn ein Herumsuchen auf Seitenwegen, auf denen noch dazu das Verirren sehr viel wahrscheinlicher ist als das Zurechtfinden.

Vom deutschen Volksliede,

das schon so oft totgesagt worden ist, behauptet Hans Ostwald in der „Frankfurter Zeitung“, daß es immer noch ziemlich lebendig sei. Das Volk darf in den Fabriksälen und Lagerräumen meist nicht singen, den Spinnstuben macht man, wo sie sich etwa noch regen wollen, wohl gar künstlich den Garaus, und der Gassenhauer macht überall scharfe Konkurrenz, trotzdem: das Volk singt immer noch echte und gutenteils sogar neu entstandene Volkslieder und modelt sie immer wieder für seine Bedürfnisse zurecht. Gerade diese Wandelbarkeit braucht es ja.

Von solchen, die in der Schule

Digitized by Google

gepflegt worden sind, haften, meint er, am besten die Wanderlieder. Die patriotischen und die kirchlichen, auch wenn sie schön und echt sind, werden später meistens beiseitgelassen, vielleicht, weil sie gar zu sehr „eingepaukt“, gar zu oft und zu schulmäßig gelernt und wiederholt worden sind — sie gelten den Erwachsenden dann als „Schullieder“. Die Wanderlieder halten sich besser. Die Gattung aber, zu der es den jungen Schulentlassenen am meisten hinzieht, wird erklärlicherweise in den Schulen nicht gepflegt und wird also durch die Schulen auch nicht überliefert: das volkstümliche Liebeslied. Die Natur sorgt aber dafür, daß es doch weiterlebt: von den zotigen bis zu den sentimentalen gibt es ihrer in allen Gattungen. Auch alte und neue Soldatenlieder leben munter weiter. „Wer das mit unserm Volksleben verknüpfte Volkslied liebt und kennt, wird auch nicht daran zweifeln, daß es im Volke selbst immer die beste Pflege finden wird. Wer sollte es sonst pflegen? Vielleicht die Gesangvereine? Denen haftet doch fast immer was Künstliches und Beckmesserisches an. Nein, das Volkslied muß frei bleiben von aller Künstlichkeit. Und die Verlagsanstalten, die Wettbewerbe »Im Volkston« veranstalten, fördern das Volkslied auch nicht. Sie hindern es vielmehr. Das Volkslied wächst heimlich aus gequälter Seele. Oder es wuchert im Drang der Masse, sich schlicht mitzuteilen. Geholfen könnte ihm nur werden, wenn man im Volke wieder die Lust am Spielen der kleinen Instrumente fördern würde, wenn man der Gitarre, der Harmonika, der Flöte und ähnlichen Instrumenten wieder einen Boden im Volke verschaffen würde. Dann würden die mechanischen Musikmaschinen an ihrer zerstörenden Ausbreitung verhindert werden. Dann würden die neuesten »Schlager« nicht so rapid um sich greifen und mehr Raum für das Volkslied lassen. Jede weitergehende Pflege des Volksliedes aber wäre vom Übel. Es enthält alles, was das Volk bedrückt und beglückt, es wächst und verändert sich mit ihm und seinen Umwandlungen. Und es würde die Pflege ebensowenig vertragen wie die Wald- und Wiesenblumen — die ja auch kein Gärtner willkürlich auf seine Beete verpflanzen kann.“

Gogol

Vom Ausland

Zu seinem hundertsten Geburtstag

Wer bei uns heute nach einer realistischen Erzählung Nikolaus Wassiljewitsch Gogols greift, ohne etwas von dem Verfasser zu wissen, kann in ihm leicht irgendeinen unter den modernen Russen sehen. So frisches Leben, so typische Geltung auch für die heutige russische Kultur bewahren diese Werke bis auf diesen Tag, wenigstens für uns, die wir von außen die Veränderungen der letzten sechs, sieben Jahrzehnte im schwarzen Erdteil Rußland nicht genauer feststellen können. Und auch deshalb kann er uns als ein Zeitgenosse erscheinen, weil die Art der Schilderung, diese scharfsichtige Kleinmalerei unter dem Druck einer großen unbestimmten Trauer, uns bekannt anmutet.

Wir können daher das meiste aus Gogols kräftigster mittlerer Epoche heute noch als lebendige Kunst genießen. Aber um den Dichter voll zu würdigen, müssen wir die Kenntnis seiner historischen Bedeutung, seiner Sendung, an die er glaubte, hinzunehmen, müssen uns vergegenwärtigen, daß

Digitized by Google

sein „Revisor“ im Jahre 1836, der erste Band der „Toten Seelen“ im Jahre 1842, ein Werk wie die humanitär-sozialistische Novelle „Der Mantel“ ebenfalls in den dreißiger Jahren erschien.

Gogol ist zwar nicht der schöpferische Wegebauer von internationaler Geltung gewesen, als den seine Volksgenossen ihn zu verehren scheinen. Doch für Rußland war er offenbar der bedeutende Pfadfinder vom Subjektivismus zur objektiv realistischen Dichtung hin, und ein starker Dichter unter allen Umständen. Ganz ähnlich wie bei Ibsen, ging bei ihm die Kunst aus einer romantischen Anlage hervor, suchte erst nach einer idealistischen Form und gelangte zu der wirklichkeitsgetreuen, da das Leben in ihm eine ganz außerordentliche Beobachtungsgabe entwickelte. Romantische Art beherrscht ja offenbar seine Anfänge wie seinen Ausgang, seinen Untergang im Mystizismus. Auch in dieser Schlußwendung erinnert seine Entwicklung also an die des Norwegers, nur daß dessen Mystik sich aufs Künstlerische beschränkte und eine natürliche Alterserscheinung vorstellte, während der Russe ins krankhaft Religiöse verfiel und nur ein Alter von dreiundvierzig Jahren erreichte. Im Realismus beider, mag auch die bevorzugte Dichtungsgattung (außer im „Revisor“) verschieden sein, glühte der idealistische Funke mächtig weiter und gab ihm die Lebenskraft, die weder der platte abschreibende Realismus oder Naturalismus noch der blanke wurzellose Idealismus für sich allein bewährt.

All die Ismen-Dialektik reicht ja überhaupt nur knapp unter die Oberfläche. In Wahrheit wird bei jedem berufenen Dichter beides zu finden sein, zu finden sein müssen: die leidvolle Liebe zum Leben, wie es in und um uns nun einmal ist, und die Wirklichkeitsflucht zu einem Ideal hin. Die wichtigste Unterscheidung zwischen den Dichtern beruht auf der Verschiedenheit der gestaltenden Kraft. Die Trennung in Realisten und Idealisten stützt sich im Grunde nur auf den jeweils größeren Anteil der einen von beiden notwendigen Kräften in der Mischung der Künstlerseele. Und ebenso verhält es sich wieder in den Unterabteilungen, z. B. der idealistischen Dichtung; je nach der stärkeren Betonung des träumenden Gemüts oder des ordnenden Gedankens — in irgendeinem Maße muß beides vorhanden sein — heißt man sie romantisch oder klassisch.

Nicht durch eine Eigenheit der Sehlinse wurde denn auch Gogol zu den Schilderungen des Alltagslebens getrieben, die seitdem von den besten Dichtern Rußlands mit so viel Glück fortgesetzt und gründlichst ergänzt wurden. Sondern durch sein großes Dichterherz, das anfangs nach westeuropäischer Romantikerweise am stärksten mit seinen Allernächsten, den Künstlern, fühlt, dann aber, im innigsten Zusammenhang mit der wachsenden Erkenntnis der Umwelt, die der weiteren Mitmenschheit einschließt. Und zwar Mitmenschen jeden Standes, jeden Charakters, doch nicht jeden Volksstammes.

Wieder sehen wir da die Unbeträchtlichkeit der literarischen Schuleneinteilung. Gogols Wesentlichstes ist nicht die Romantik seines Seelenlebens, nicht der Zwiespalt zwischen dieser Anlage und der Wirklichkeit schlechthin. Gewiß wirkt die so beschaffene innere Verfassung mit zu den Ergebnissen seines Lebens und Dichtens. Allein das

Digitized by Google

Bestimmende ist entschieden sein Russentum. Aus diesem Punkte ist der Dichter Gogol zu begreifen. Schon negativ zeigt sich das: in den Seitenhieben auf jene ausländischen Nationen, die des neueren Rußland Lehrmeister waren, besonders in den zahlreichen kleinen und oft kleinlichen Bosheiten gegen das deutsche Wesen, die sich durch seine Werke hindurchziehen. Positiv aber, höchst positiv erweist es sich in der leidenschaftlichen, stets bewußten und zugleich tief im Unterbewußtsein wurzelnden Liebe zu seinem Volk und zu diesem unermeßlichen Lande, das es bewohnt.

Gogol genoß des hohen Vorteils, daß er für seine Schilderung russischen Lebens unvergleichlich mehr dichterisches Neuland vor sich hatte als seine dichtenden Volksgenossen in unsern Tagen. Das mindert nicht sein Verdienst, dieses Neuland erschlossen und gleich, wie die Folge lehrte, vorbildlich bebaut zu haben. Vorbildlich für die Dichter der eignen Nation. Doch schließt dies nicht aus, daß er durch seine Novellistik auf Westeuropa, dem er manches verdankt, auch wieder zurückgewirkt hat. So könnte man einerseits seine packende Novelle „Das Porträt“ für einen guten E. Th. A. Hoffmann oder auch für ein volleres Gegenstück zu der Behandlung desselben Vorwurfs bei E. A. Poe halten. Es ist dieselbe schmerzliche Neigung zu den Verschlingungen von Kunst, Künstlertum und Leben, derselbe Zwang zum Dämonisch-Jenseitigen wie bei den westlichen Romantikern; das Thema bringt es mit sich, daß das Russische hier nicht ganz unablösbar mit dem Kern der Geschichte verknüpft ist, sondern daß stärker noch die wohlerkennbare sittlich-künstlerische Tendenz, man könnte sagen: die Warnung vor Materialismus in Kunst und Leben, den Verfasser als Außenseiter der kulturmüden Romantik verrät. Im Gegensatz dazu darf man Gogols „Mantel“ (abgesehen davon, daß hier das Elend der niederen russischen Beamtenschaft ergreifend zum erstenmal geschildert wird) als das Urbild einer ganzen Reihe echt Maupassantscher Novellen erkennen.

Die drei Hauptwerke Gogols (wenn man die vollendeten Novellen des geringeren Umfangs wegen nicht zu ihnen rechnen darf): „Taras Bulba“, „Der Revisor“ und „Die toten Seelen“ sind ganz erfüllt von der unbegrenzten Liebe zum russischen Vaterland. In der jugendkraftstrotzenden, gänzlich unkomplizierten Erzählung vom alten Kosakenhetman Taras Bulba und seinen beiden ungleichen Heldensöhnen, sozusagen einem tragisch-heroischen Genrebild, hat der Dichter seiner kleinrussischen Heimat, der Ukraine, dem gewaltigen Dnjepr, und zugleich dem ursprünglichen Kosakentum ein klassisches Denkmal errichtet. Es wäre eine richtige Indianergeschichte mit einem höchst primitiven Häuptling als Mittelpunkt, wenn nicht der volle Strom der Heimatliebe rein hindurchbrauste und selbst von den kindsmörderischen Greueltaten seiner Kosaken die schlimmste Schmach fortspülte. Schon hier fehlt auch der Blick auf die große Gemeinschaft alles Russischen nicht.

Ganz anders — die nächste Wirklichkeit scharf ergreifend und ihre Gebrechen angreifend — stellt Gogols Nationalgefühl sich im „Revisor“ dar. Er blieb bis heute „das“ Lustspiel der Russen und für die Gesamtliteratur „die“ Komödie der Bestechlichkeit. An deut-

Digitized by Google

schen Bühnen ist „Der Revisor“ bekannt und doch nicht eingeführt. Der Grundgedanke, daß die bestechliche Beamtenschaft einer ganzen Stadt durch ihr schlechtes Gewissen zur Vergötterung und Bereicherung eines beliebigen Taugenichts verführt wird, den man für den revidierenden Oberbeamten hält, dieser glänzend einfache Komödiengedanke und daneben die liebenswürdige Ausführung des trostlosen Sittenbildes regen immer wieder bessere Bühnenleiter zur Aufführung des „Revisors“ an. Aber der volle Erfolg bleibt allemal aus; teils wohl gerade wegen der Echtbürtigkeit dieser slawischen Umweltschilderung, die für unsre Theaterbesucher das Fremdartige als allzu selbstverständlich hinstellt, anderenteils weil die gutrussische epische Liebenswürdigkeit des Verfassers den dramatischen Nerv des Willens nicht genügend spannen ließ, vornehmlich in dem Helden Chlestakow, der (sehr fein triebhaft, aber eben sehr erzählungsmäßig) sein glückhaftes Abenteuer nur so über sich hinziehen läßt.

Die groß angelegte, aber unvollendet gebliebene Romandichtung „Tote Seelen“ hängt mit dem „Revisor“ eng zusammen. Wie dort wird hier aus heißer Liebe heraus einbringlichst auf die staatlichen und gesellschaftlichen Schwächen und Sünden des russischen Lebens hingewiesen. Die Bestechlichkeit spielt wieder eine große Rolle, doch nicht die wichtigste. Der rücksichtslose Erwerbssinn, der seit der Zeit, in die Gogols Jugend fällt, für die ganze zivilisierte Welt den kennzeichnenden Zug bildet, wird in den „Toten Seelen“ als der Hauptfeind unerbittlich aufs Korn genommen. Mit rührender Herzlichkeit beschwört der Dichter die Mitmenschen, vor diesem Dämon, der die Seelen unfruchtbar macht und versteint, sich zu wahren: „Oh, hütet sorgsam auf eurem Lebenswege ... hütet sorgsam jede menschliche Regung; verschwendet, verliert sie nicht unbedacht unterwegs: ihr findet sie nie wieder! Furchtbar und grauenvoll ist das in der Ferne drohende Greisenalter; es liefert nichts wieder aus, gibt uns nichts zurück.“

„Tote Seelen“ gehört als Kunstwerk zu jenen, die man rühmen müßte, wenn sie gering geschätzt würden, die aber im ganzen ein wenig überschätzt werden, so daß der unbefangen an ihre Beurteilung Herantretende ein bißchen abwiegeln muß. Die Komposition des Werkes, auch des vorhandenen Teils, ist recht schwach, der Humor etwas säuerlich, der Held sittlich und geistig wenig geeignet zum tragenden Charakter einer so weit ausgreifenden Dichtung. (Es ist freilich typisch für die russische Poesie wie für die russische Revolution, daß ihr der Held fehlt.) Dagegen in den Episoden, in den Einzelheiten der charakterisierenden Kleinmalerei, welche Fülle lebendigen Könnens, welche geniale Kraft der Veranschaulichung! Nicht zufällig liegt dem umfangreichen Werk eine Anekdote zugrunde. So lenken uns die Vorzüge seiner Novellen gleichwie Vorzüge und Schwächen seiner größer umrissenen Arbeiten immer wieder zu der Einsicht, daß Nikolaus Gogol vor allem ein großer Novellendichter war oder — das dürfen wir ein Jahrhundert nach seiner Geburt noch verantworten — ein Novellendichter der Weltliteratur ist. Die feurige Hingabe an die Nation, die tiefe Sorge um sie hebt im übrigen auch die „Toten Seelen“ beseelend noch beträchtlich über das hinaus, was sie vom rein artistischen Ge-

Digitized by Google

sichtspunkt aus schon bedeuten würden. Nicht geringerer dichterischer Schwung als im Loblied der jungfräulichen Steppe oder des hinstürmenden Dreigespanns liegt in den heute noch tief gültigen Worten, die der schmählich umlogene und umtrogene Generalgouverneur (am Ausgang des zweiten Teils) seinen untreuen Beamten ins Gewissen ruft — mit der Sicherheit, daß es vergeblich sei ...

In einem minder kranken Vaterland wäre Gogol vielleicht mehr „idealistischer" Künstler geblieben. Mütterchen Rußlands Not zwang ihn in den Realismus, so daß sozusagen Organe seines Dichtertums sich umbildeten, oder mit einem andern zeitgerechten Bild: die romantische Wärme setzte sich in sozialpoetische Kraft um. Aus seinem Russentum wuchs seine Größe, wie sie uns und vor allem seinen Landsleuten blieb; aus seinem Russentum erklärt sich jede Freudigkeit gleichwie die Tragikomödie seines Lebens. W. Rath

(In Deutschland sind Gogols Werke besonders durch die wohlfeilen Ausgaben von Meyer, Reclam und Spemann verhältnismäßig stark verbreitet. Eine vorzügliche Ausgabe seiner „Sämtlichen Werke" (herausgegeben von Otto Buek) beginnt jetzt bei dem Münchner Verlag Georg Müller zu erscheinen. Sie umfaßt acht Bände. Die beiden ersten liegen bereits vor. Sie enthalten die erste vollständige deutsche Ausgabe der „Toten Seelen" und drei Novellen.)

Berliner Theater

Theater

Der Berliner Spielplan treibt, seit er seinen Beruf als Dramatiker und Theatraliker so gründlich verlernt hat, allerlei Allotria: die letzten Winterwochen hat er schnell noch benutzt, uns als Dozent der Ästhetik ein Privatissimum über die Begriffe Schwank, Komödie und Lustspiel zu halten, Begriffe, die bekanntlich so in Tau und Fluß sind wie zurzeit die lenzumschmeichelten Schneemassen. Die Demonstrationen, die der Herr Honorarprofessor dazu gewählt hatte, waren Wedekinds Komödie „Die junge Welt" (im Hebbeltheater), Lothar Schmidts neues Lustspiel „Nur ein Traum" (im Berliner Theater) und Leon Xanrofs Schwank „Liebesgewitter" (im Trianontheater).

Das französische Stück verdient den Preis. Es ist das vollendetste Muster und die reinlichste Erfüllung seiner Gattungsbedingungen: Schwank vom Schopf bis zur Fußsohle, jeder Zoll ein Schwank. Es könnte, wie es da ist, in Spiritus gesetzt und einem Museum von Musterexemplaren einverleibt werden. Aller Witz ist drauf getan wie das Spritzwerk auf die Torte; alle Komik kommt von außen wie der Wolf in den Schafstall. Mehr noch! Dieses Stück vergönnt es uns, einmal in die keuschesten Geheimnisse seines Werdens zu blikken. Man hört förmlich die Knospe springen. Wie, sagte sich dieser Schwankdichter, toujours perdrix? Drehen wir den Spieß doch einmal um, dann wird aus dem Rebhuhn vielleicht ein Hammelrücken. Gesagt, getan. Anstatt eines neunhundertneunundneunzigsten Schwankes ohne Vater erhalten wir nun einen, der einen Vater zu viel hat. Der erfindungsreiche Dichter reibt sich die Hände und glaubt in seiner Unschuld, dies sei doch gewiß ganz was Neues und Eigenartiges, auf dem Stuhl habe noch keiner seiner Kollegen gesessen. Aber eh man sich's versieht, plumpst der Frosch in seinen alten

Digitized by Google

Pfuhl. Kratzt man nur ein wenig den Lack der Oberfläche ab, so ist auch in diesem Pariser Schwanke alles wie zuvor und überall: die altbekannten Doppelgänger- und Verwechslungssituationen; die vielen Türen links und rechts und im Hintergrund, durch die im unrechten Augenblick immer die rechten Leute kommen — oder auch umgekehrt —; der Herr Notar für alles, ein deus ex machina in Zylinder und Lackschuhen; der pfiffige Diener, der den Herrn und Gentleman spielt und sie alle an der Nase herumführt, bis endlich der Himmel, der sich durch die Gefälligkeit der Sterblichen nicht lumpen lassen will, ein Einsehen hat und durch getreue Wiederholung des Donnerwetters von 1884 dem Fräulein Prudence Brisolette, einer modernen Marquise O., zu ihrem Vierundzwanzigjährigen gnädig auch den rechten Vater und Ehemann schenkt... Nein, Kenner des französischen Schwanks von heute werden trotz des falschen Anfangs nichts von den geheiligten Requisiten der Gattung vermissen; Leon Xanrof ist im vollen Besitze aller Qualifikationen, die Zunft und Gilde verlangen.

Von dem Lustspieldichter kann man das nicht sagen. Ein „Lustspiel", wie sich der Begriff an den spärlichen guten Beispielen dieser Gattung in neuerer Zeit herausgebildet hat, braucht eine gewisse Fülle der Motive, Beweglichkeit der Handlung und behagliche Fröhlichkeit der Lebensstimmung. Davon ist in Lothar Schmidts Dreiakter nicht viel zu finden. Die Vorzüge dieser Arbeit liegen eher auf der Gegenseite. Sie geht auf schmalem Steig einen sichern und zielbewußten, aber doch auch etwas kahlen, um nicht zu sagen frostigen Weg. Mit den französischen Ehebruchsschwänken des Residenz- oder des Trianontheaters hat das Stück trotz der äußeren Ähnlichkeiten innerlich nichts Wesentliches gemein. Daß ein junger Herr in schwüler Maiennacht mit der Frau seines Kompagnons scharmutziert, bis er, just im gefährlichen Augenblick, durch einen gleichfalls auf Liebesfüßen wandelnden Offizierburschen gestört wird, daß indessen der um ein Haar betrogene Ehemann in anderm Reviere sich ungestörter Ruhe und größerer Erfolge erfreut, — das und einiges andre ist hier nur äußerlicher Apparat. Erst wie daraus der Humor, die lächerliche Psychologie der außerehelichen Galanterien abgeleitet wird, macht die Komik des Stückes aus. Was für unsäglich lächerliche Käuze sind doch diese Herren Ehemänner, die ohne große Leidenschaft, nur der lieben Abwechslung, des Neuigkeitsreizes wegen dem fremden Vogel nachjagen und dabei so mit dem Dummbeutel geschlagen sind, daß sie sich überzeugt halten, in ihren heiligen vier Wänden könne „so etwas" nie und nimmer passieren, ihr Annchen werde ihnen nie auch nur mit einem Gedänkchen untreu werden. Was Frau Anna mit jenem Hausfreund und Kompagnon in jener Fliedernacht erlebt, das beichtet ihr empfindliches Gewissen am andern Morgen dem Herrn Gemahl in Form eines Traumes, und der Esel, der doch zu derselben Zeit selbst auf fremder Weide graste, sitzt da, schmunzelt und spricht nachsichtig-überlegen: Nur ein Traum! Lächelt erst recht, als die Liebe, Getreue, infolge des notgedrungenen Geständnisses ihres Herrn Gemahls in gerechte Wut geraten, ihm gesteht, versichert, bekräftigt: Du, das alles, was ich dir da erzählt habe,

Digitized by Google

ist wahr, wahr, wahr! Nur widerstrebend, erst auf den wohlmeinenden Rat seines zum Vertrauten, Vermittler und Versöhner bestellten Hausfreundes bequemt er sich „des lieben Friedens wegen“ endlich dazu, so zu tun, als glaube er der armen, nervös überreizten Frau das Hirngespinst ihrer tugendsamen Seele. Aus reiner Gutmütigkeit nur, mit dem tröstlichen Lächeln eines, der es im Innern besser weiß. Sonst sagt man wohl, man suche gern auch einen andern hinter der Tür, hinter der man selbst gesteckt — die ungetreuen Ehemänner machen davon eine Ausnahme: sie glauben, das Privileg hätten nur sie; je ungetreuer sie selbst, desto treuer ihre Ehelieb-sten... Lothar Schmidt hat diesen lächerlichen und zugleich grimmigen Humor der „Eheirrungen“, der sich am Ende selber seine Gerechtigkeit schafft, sauber herausgeschält aus allem Drumherum bloßer Zufalls- und Situationskomik, ihn fast zu glatt und deutlich auf seine Grundformel gebracht. So ist dieses sogenannte „Lustspiel“, auch technisch eine gute Arbeit, eins der wenigen innerlich komischen Bühnenstücke geworden, die uns die letzten an „Komödien“ so reichen Theaterjahre geschenkt haben. Es hätte nur noch etwas mehr geistigen Reichtum haben müssen, um seinen geraden und ehrlichen Wuchs auch mit Laub und Blüten zu umkleiden.

Wedekinds „Junge Welt“, sein Erstling von 1890 (Buchausgabe bei Langen, München), schöpft ihre Komik einzig und allein aus dem bis zum Überdruß variierten Kunstgriff, ein theoretisches Pathos des Gefühls von der Wirklichkeit des Geschehens ad absurdum führen zu lassen. Junge Mädchen schwören unbemannt zu bleiben und reißen sich im nächsten Augenblick um einen langmähnigen Studenten; Mediziner und Frauenrechtlerinnen führen bitterernste Weltanschauungsdebatten und sprechen dabei immer eifriger einer Tüte Pralinen zu usw. Was Wedekind bei dieser Komödientechnik von andern unterscheidet, ist seine Verschmähung des selbstzufriedenen satirischen Treppenwitzes, der sich, Arm in Arm mit der Weisheit des realen Lebens, über das Zerplatzen der idealistischen Seifenblasen lustig macht. Nein, er findet das eine so komisch oder so ernst wie das andre. Er steht halb grinsend, halb greinend da: „Hab ich doch meine Freude dran!“ Er ist unerbittlich gegen alle „Gefühle“ und „Begriffe“, hat aber Gerechtigkeit oder Witz genug, auch seiner eignen sich regenden Sentimentalität flugs an die Gurgel zu fahren, wenn einmal ein warmes Gefühl vor dem kalten „Ich will“ des Lebens in die Brüche geht. Wenn nur nicht wie ein Alp über dieser Komödie all die schwerfällige Breite und plumpe Unbeholfenheit Wedekindischer Kunstlosigkeit läge! Mit ihr sind die paar Genialitäten dieses Jugendstückes denn doch zu teuer erkauft, auch wenn man sich gegenwärtig hält, daß es nicht das Hebbeltheater, sondern in seinen Räumen eigentlich die Akademische Bühne war, die das Experiment dieser Wiedererweckung machte.

Friedrich Düsel

Münchner Theater

In Hermann Heijermans streitet ein behaglich schildernder Novellist mit einem Dramatiker und ein frischer Naturalist mit einem skrupellos draufgängerischen Theatraliker und Tendenzrhetoriker. Was er zutage fördert, bietet daher als Ganzes kaum jemals reinen Genuß, wenn auch seine kräftige

Digitized by Google

Begabung immer wieder durch gelungene Einzelheiten für sich einnimmt. Das dreiaktige Spiel „Seltsame Jagd", dessen Uraufführung unserm Schauspielhause vorbehalten blieb, zählt zu seinen unerquicklichsten Stücken, obschon es bei der Premiere durch eine sehr glückliche darstellerische Wiedergabe vor äußerem Mißgeschick bewahrt blieb. Es schildert, wie ein frivoler reicher Lebemann durch die hartnäckige, schmerzlich-verachtungsvolle Zurückweisung seitens eines charakterfesten und von reiner Herzensneigung zu ihm erfüllten Mädchens allmählich zu ethischer Gewissenhaftigkeit umgewandelt wird. Sein Gelöbnis, nach einer Tochter zu forschen, welche ein wenig getreues, längst verschollenes Studentenliebchen ihm einst geboren haben wollte, hält der Bekehrte zuletzt mit voller gläubiger Hingabe; und als diese seine „seltsame Jagd" trotzdem erfolglos bleibt, sucht er moralisch und physisch erschöpft nochmals seine gestrenge Sittenrichterin auf, um nach solchem Beweis gründlicher Besserung eine letzte Werbung zu wagen. Da die Zweifelnde aber noch immer Bedenkzeit verlangt, springt er einem just ins Wasser fallenden fremden Kinde nach, um sie endlich von seiner radikalen Selbstlosigkeit zu überzeugen. Er ertrinkt: und das Mädchen klagt sich leidenschaftlichst allzulanger, ja unwahrhaftiger Unterdrückung ihres eigenen egoistischen Liebesverlangens an.

Nach diesem Schlusse — dessen aufdringlich vorbereitete Unfallstheatralik so gewaltsam als möglich wirkt — hat es beinahe den Anschein, als wolle der Dichter gegen die tugendhafte Entrüstung, Sprödigkeit und Pädagogik der Heldin Stellung nehmen. Tatsächlich bleibt aber die Schlußwendung unklar, sie läßt sich auch lediglich als vorübergehende menschliche Schwachheit einer sonst durchaus sympathisch gesehenen Repräsentantin edelster Sittlichkeit nehmen: und hierfür scheinen wieder alle früheren Vorgänge und Reden des Stückes zu sprechen, die das Erwachen des sexuellen Gewissens für die Pflege und besondere Hochschätzung des Kindes mit tendenziösem Anschluß an die entsprechende moderne Zeitbewegung illustrieren. Außer dieser ideellen Undeutlichkeit, ja Zwiespältigkeit befremdet auch das klägliche Zukreuzekriechen des flotten Don Juan; nach der Charakterzeichnung, die er erst erfährt, und bei der objektiven Zweifelhaftigkeit seiner Vaterschaft kann es im Grunde nur als Symptom geistigen und nervösen Zusammenbruchs glaubhaft erscheinen, und jedenfalls raubt es in ästhetischem Betracht dem Helden alle Sympathie. Wie sagt doch Mephisto zum skrupulösen Faust? „Nichts Abgeschmackters sind ich auf der Welt, als einen Teufel, der verzweifelt!" — Rein technisch schadet der Bühnenwirkung des Stücks die äußere Monotonie seines Geschehens, die sich aus der Akt für Akt wiederkehrenden Werbung und Zurückweisung des Helden ergibt. An gut beobachteten und mit wirksamer Unmittelbarkeit wiedergegebenen naturalistischen Einzelzügen ist auch in diesem Werke Heijermans' kein Mangel; um so mehr ärgert man sich, daß es als Ganzes so widerspruchsvoll und unerfreulich ausfiel.

Hanns von Gumppenberg

Theaterkostüm

In einer ganz erquicklich belehrenden Sprache, die den ge-

Digitized by Google

bildeten Maler nicht kränken, den ungebildeten Garderobier nicht verwirren kann, ist Wolfgang Quinckes „Handbuch der Kostümkunde“ geschrieben. Es tritt seinen unebenen Weg ins Theaterland zum dritten Male an und gehört eigentlich schon zum festen Bestande jeder kleinen Schauspieler- und Regisseurbibliothek. (Verlag von J. J. Weber in Leipzig.) Als es vor nahezu zwanzig Jahren den ersten Vorstoß gegen die Armlichkeit, Verzopftheit und Verlogenheit wagte, die in empörender Dreifaltigkeit über großen und kleinen Bühnen thronten, atmeten alle vernünftigen Theaterleute auf. Hier war endlich Klarheit über Dinge, die Abend für Abend in den Theatergarderoben zur Diskussion standen. Das Buch kostete nicht wie der „Hottenroth“ hundert, oder wie der „Racinet“ vierhundert Mark, und es legte auch den Direktoren und Schauspielerinnen nicht ungeheure Lasten auf, denen vielleicht nur ein paar Hoftheater, allen voran das meiningensche, gewachsen gewesen wären. Quincke gehört noch heute dem Theater an, er versteht mit den Ankleidern zu reden und mit den Kostümbeständen, die schon vorhanden sind, zu paktieren. Seine — klein gedruckten — Anmerkungen mitten im Text sollten mit Plakatlettern an den Wänden der Garderoben befestigt werden: meist sind nur die Faulheit und die lächerliche Eitelkeit an der Ungeheuerlichkeit schuld, daß in einem einzigen historischen Drama oder an einer einzigen Darstellerin sich manchmal sechs bis acht Jahrhunderte der Trachtengeschichte zusammenfinden. Quincke ist natürlich kein Verfechter der peinlichsten wissenschaftlichen Kostümgenauigkeit, die auf der Bühne eben nie und nimmer durchzuführen ist, weil das Schicklichkeitsgefühl der Zuschauer hier und da verletzt werden könnte. Aber die Kenntnis der Trachtengeschichte und der gute Wille ihr zu folgen muß aus jeder Inszenierung herausschauen. Zugeständnisse an den Charakter der auftretenden Person, an die Situation, die Stimmung, an den Geschmack, schließlich Rücksichten auf die Farben der Spielpartner dürfen erst in zweiter Linie zur Geltung kommen. Dieser Grundsatz ist leider noch nicht allgemein geworden: wo ein eigens angestellter Maler dem Ausstattungswesen vorsteht, zwängt er die Schauspieler leider oft in echte, aber lächerlich wirkende Hosen und Röcke ein, und wo ein unfähiger Obergarderobier waltet, bleibt es beim alten Schlendrian des leeren Anputzprinzips.

Die beigegebenen Figurinen sind wohl etwas größer, aber auch gröber geworden als in den früheren Auflagen, das Register versagt dann und wann: so behandelt Quincke zwar die kleidsamen „Beinlinge“ an mehreren Stellen seines Buches, aber im Verzeichnis fehlt dieser Terminus, der sich schon recht eingebürgert hat. Ferd. Gregori

Eine Chor-Oper

Musik

Am Hoftheater zu Dessau ward unlängst ein dramatisches Werk aufgeführt, das wohl geeignet war, die Beachtung weiterer Kreise auf sich zu lenken. Otto Taubmanns „Sängerweihe“ kündigte sich schon durch den Titel „Chor-Oper“ als einen Versuch an, der Form und dem Begriff des Musikdramas eine neue Seite abzugewinnen. Dergleichen ist immer interessant, schon weil es zeigt, daß auch nach Wagner das ewige Problem der Oper nicht zur Ruhe kommen will. Taubmanns Werk ist nun nicht, wie man zunächst vermuten könnte, eine Oper, in der der Chor eine

Digitized by Google

besonders wichtige Rolle spielt, wie das beim Chor-Oratorium der Fall ist. Eine Chor-Oper in diesem Sinne haben wir zum Beispiel in Rubinsteins „Makkabäern“. Taubmanns Chor tritt als ein völlig neues Glied in den künstlerischen Organismus. Er ist nicht auf der Bühne, sondern im Zuschauerraum (auf einer höheren Galerie) aufgestellt; er ist nicht ein Faktor der Handlung, sondern begleitet sie mit seinen Betrachtungen als eine Art idealen Zuschauers. Den Hörern sollen auf diese Weise die wichtigsten Punkte des Dramas bezeichnet und erklärt werden, und was sie selber dabei empfinden, erhält hier künstlerische Form und Ausdruck.

Die Idee ist von dem Textdichter Christian von Ehrenfels ausgegangen, der sie in einem Band „Allegorische Dramen“ zu verwirklichen versucht hat. Wer der Vorstellung beigewohnt hat, kann diese Idee nicht glücklich nennen. Bei den Alten bildete der Chor einen Mitträger der Handlung, der, so undramatisch seine Betrachtungen wirken mochten, wenigstens aus dem Rahmen der Kunstwerke nicht heraustrat. Bei Ehrenfels schiebt er sich zwischen Werk und Publikum und erinnert gerade da an das „Theater“, wo wir den Schein für Wirklichkeit nehmen sollen. Außerdem liegt es auf der Hand, daß man für zwei völlig getrennt gedachte, zu keiner gemeinsamen Wirkung verbundene Dinge nicht dasselbe Kunstmittel verwenden darf. Soll die Musik der Ausdruck des Dramas sein, so darf sie nicht zu gleicher Zeit den Empfindungen der Zuschauer und dem persönlichen Mitteilungsbedürfnis des Dichters dienen.

Ein dritter Mißstand ergibt sich aus der Notwendigkeit, das Bühnenbild erstarren zu lassen und den Fluß der Handlung zu unterbrechen, wo nicht der Vorhang fällt und der Chorgesang zu einer Art vokaler Zwischenaktmusik wird. Die angeblich handelnden Personen werden vorübergehend selber zu Zuhörern, um dann, nach Beendigung des Gesanges abermals zu dramatischem Scheinleben zu erwachen.

Der Gesamteindruck konnte also nicht anders als lähmend und verwirrend sein. Der Komponist hat aber ein übriges getan, um ihn nach dieser Richtung noch zu steigern. Indem er sich für diese Einschiebsel eines polyphonen, vom Harmonium gestützten, vierstimmigen Satzes bediente, verschuldete er, daß von den Textworten des Chores so gut wie nichts zu verstehen war. Sollte die Idee schon zur Ausführung kommen, so war ein homophoner, deklamatorischer Stil unerläßlich, der wenigstens den Inhalt des Gesungenen dem Publikum eindringlich klargelegt hätte. So gewann man den Eindruck einer streng objektiven, kirchlichen Musik, die wie zufällig in das Drama hineinklang und nicht anders als störend empfunden werden konnte.

Es ist nicht gerade ein Trost, wenn man hinzufügen muß, daß die Ehrenfelssche Dichtung mit ihrer unklaren Romantik, ihren mystischen Allegorien und ihrem rührenden Mangel an Bühnengeschick im Aufbau und in der Szenenführung im einzelnen ohnehin kein Interesse erweckt hätte. Es ist schade um die Liebe, die der Komponist an das totgeborene Kind verschwendet hat. Taubmanns Partitur enthält durchweg gut gearbeitete, zum Teil in der Erfindung nicht unbedeutende, originell instrumentierte Musik, die von

Digitized by Google

einer nicht geringen dramatischen Begabung zeigt. Wenn doch die Musiker nicht immer so schnell bereit wären, ohne reifliche Prüfung ihre Zeit und ihr Können für ein sich darbietendes Libretto einzusetzen!

Ob aber Taubmanns Experiment auch mißglückte, uninteressant war es nicht. Es war die charakteristische Erscheinung einer Zeit, die am Bestehenden rüttelt und rückt, unruhig nach Neuem tastet und doch durch Absonderlichkeiten nicht erzwingen kann, was einzig der Einfalt des Genies auf natürlichem Wege zu erreichen gelingt.

Leopold Schmidt

Heubergers „Baby"

Je mehr die Wiener Schundoperette um sich greift, desto größer wird die Geschmacksverderbnis, die sie anrichtet. Es wäre vorläufig aussichtslos, das Publikum, das die Operette nicht entbehren mag, zu andrer Kost, etwa zur Spieloper, zwingen zu wollen. Man kann die Operette nur bekämpfen, indem man zunächst einmal der schlechten Operette die gute entgegensetzt.

Darum muß man immer wieder auf Richard Heuberger hinweisen, der unter den vielzuvielen Werbern um die Gunst der leichtgeschürzten Muse ein Auserwählter und der sozusagen der heimliche Kaiser der Wiener Operette ist. Freilich fehlt seinem vornehmen Wesen das Talent zum grand cri der Plebejermusik, zum Gassenhauer, der die großen Erfolge entscheidet. Es fehlt ihm das penetrante Weanertum, der Plakatstil der Gemütlichkeit, das kannibalische Wohlsein, das die Massen ködert. In die Tantiemenversicherungsgesellschaft mit beschränkter Talentpflicht ist er darum bezeichnenderweise nicht aufgenommen worden. Heuberger erscheint als der Sänger jenes genußfrohen, aber kultivierten, feinnervigen Wienertums, das seine liebenswürdigsten Eigenschaften erst im vertrauteren Verkehr erschließt. Der Stil der Operette hat durch ihn eine erstaunliche Verfeinerung erfahren, nicht nur, was die köstliche Instrumentation, die schwebende Leichtigkeit des Rhythmus, die zarte, bewegliche Gliederung der Melodie, die Gewähltheit der Harmonik betrifft, sondern auch hinsichtlich der ganzen artistischen Aufmachung. Wie Heuberger seinen Konversationsstil entwickelt, seine Nummern einleitet, aus dem Sprechton in den Gesang und von da zum Tanz übergeht, das ist ohne ästhetischen Aplomb mit einer technischen Feinheit und mit einem Geschmack gemacht, der den Musiker einfach entzückt. Die einzelnen Nummern des Klavierauszugs (Verlag Bosworth & Co.) sind keine aneinandergereihten „Einlagen" für den Einzelverschleiß, sie wachsen organisch aus der Handlung heraus: eine entschiedene Abkehr vom Prinzip der Varietéoperette zur dramatisch entwickelten Operette. Hätte der Komponist dazu die Zündkraft und Schlagfertigkeit der Melodie, die ihm nur periodisch kommt, als stets gegenwärtige Begabung: er wäre längst als der künstlerische Vertreter der österreichischen Operettenmusik anerkannt.

Aber nun will es die Tragik seines Künstlerschicksals, daß er seine Musik mit Texten verbindet, die durchaus nicht Geist von seinem Geiste sind. Will er etwa die populäre Wirkung, die er in Tönen verschmäht, durch die possenhafte Leutseligkeit des Libretto erringen? Oder weiß der Witz unsrer Operettentextschreiber, die in ihm

Digitized by Google

einen Mann wie andre mehr sehen, den Ausnahmefall nicht zu begreifen und immer nur die eine, gangbare Marke zu liefern? Wo steckt der deutsche Cremieux? Immerhin: Heubergers „Baby“ hat an der Wiener Volksoper, nachdem es im Carltheater seit Jahr und Tag begraben war, gar fröhliche Urständ gefeiert, die Gutes verheißt für seine künftige Bühnenlaufbahn. B

„Schülerorchester“

Neuerdings führen verschiedene höhere Schulen die Schüler, die in Privatunterricht Fertigkeit im Spiel eines Instrumentes erworben haben, zu gemeinsamen Musikübungen zusammen. Der Pflege der Hausmusik kann damit ein wesentlicher Dienst geleistet werden. Aber so löblich der Brauch an sich ist, er hat Erscheinungen gezeitigt, die bekämpft werden müssen. Es sollte selbstverständlich sein, daß für solche Musikübungen nur Werke in Frage kommen dürften, die vom Komponisten für die Zwecke eines intimen Spiels gedacht sind. Aber damit begnügt man sich leider nicht immer: man will häufig eben „Orchester“ spielen, so müssen Orchesterwerke herhalten, und es wird arrangiert und zurechtgestutzt, daß es nur so eine Art, oder vielmehr: daß es keine Art hat. Da sind Opernouvertüren und andere Sachen, für die der Komponist großes Orchester für angebracht hielt, zu hören für soundso viel erste, zweite, dritte Geigen, Klavier und Harmonium. Gluck, Haydn, Mozart, Wagner, sie alle müssen daran glauben, daß ihre für großes Orchester erdachten Kunstwerke in solcher Verballhornung der gebildeten Jugend vorgestellt werden. Leider kommt auch der Musikalienverlag dieser Unsitte entgegen. Wie herrlich bequem sind diese „Arrangements“ für Schulorchester: den Grundstock bilden ein oder zwei Geigen und das Klavier, alles andere (Harmonium, Viola, Cello, Kontrabaß, Flöte, Horn usw.) kann hinzugefügt oder weggelassen werden, je nachdem im einen oder andern Jahre Vertreter dieses oder jenes Instrumentes vorhanden sind. Ach ja: wieviel Sorgen wären manchem kleinen Kapellmeister erspart worden, wenn unsre Komponisten nur annähernd so „praktisch“ zu schreiben verstanden hätten!

Ist denn der Sinn für Echtheit der musikalischen Klangfarbe wirklich noch nicht abgetötet genug, daß die Schule nachhelfen muß?

Die „Schulorchester“ müssen sich auf das beschränken, was ihnen zukommt, sonst stiften sie statt Nutzen Schaden. Gewiß braucht der Musikunterricht an höheren Schulen nicht bei den Formen der Vokalmusik stehenzubleiben: er kann und er sollte sogar geistig reifere und damit für höhere künstlerische Eindrücke empfänglichere Schüler auch die Pfade weisen, die zum Verständnis der Orchestermusik leiten. Wenn es sich aber darum handelt, dem Schüler ein Kunstwerk vorzuführen, dann geschehe es in der echten Gestalt, nicht in entstellender Bearbeitung. Dann muß entweder der Schüler hin zum Orchester, das heißt er muß nach gewissenhafter Vorbereitung zum Besuche guter Konzerte veranlaßt werden, oder das Orchester muß her zum Schüler, wie es in den Jugendkonzerten für Volksschulen bereits geschehen ist. Die Deckung der Mittel, um Schülern hin und wieder gute Orchestermusik darzubieten, dürfte übrigens an höheren Schulen nicht auf

Digitized by Google

unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen.

Je mehr den jugendlichen Mitgliedern der „Schülerorchester“ Gelegenheit geboten ist, gute Orchestermusik zu hören, um so eher wird ihnen die Erkenntnis aufgehen, wie bescheidene Grenzen ihrem eigenen Können gezogen sind. Jeder Dilettantismus ohne diese Erkenntnis ist gefährlicher als völlige Unwissenheit und Unkenntnis in einer Sache. Denn er verbildet und leitet irre. A. Pöhler

Von der Deutschen Reichskunstkommission in Berlin*

Bildende Kunst

Der erste Halbjahresbericht dieser Kommission, die am 1. Oktober 1908, nach der geräuschlosen Bekehrung unsres Kaisers zur Moderne, ihr segensreiches Wirken begann, liegt uns bereits vor und läßt jetzt schon erkennen, daß es der neugeschaffenen Behörde gelingen wird, das deutsche Kunstwesen sozusagen mit allen seinen Zweigen unter einen einheitlichen Hut zu leiten, der tief in der unbestreitbaren Überlegenheit des Berlinertums wurzelt. Den Vorstand dieses, mit autoritativen Rechten ausgestatteten Amtes bilden bekanntlich die Herren Gebrüder Cassirer, Professor Max Liebermann und Julius Meier-Gräfe.

Die Kommission hat zunächst ein „Deutsches Malregulativ“ ausgearbeitet, das seit dem 1. Januar in Geltung ist und jedesmal zur Jahreswende, der jeweiligen Marktkonjunktur entsprechend, nach den Forderungen der Pariser Kunstbörse geändert wird. Dieses Regulativ gibt jedem deutschen Maler die maßgebende Information über die bis zum nächsten Neujahr geltenden Kunstgesetze. Zuwidermalende können mit Entziehung des Kunstmalertitels bestraft werden. Die Malvorschriften

* „Daß hie und da satirische Untertöne untergelaufen zu sein scheinen, entging uns nicht. Da jedoch der Satire des hochgeschätzten Verfassers, der zurzeit in Berlin an einer Porträtbüste des Kaisers arbeitet, eine gesunde Tendenz zugrunde liegt, glaubten wir in diesem einen Falle von dem ernsten Grundton dieser Kulturzeitschrift stellenweise abweichen zu dürfen.“ So schreibt die Schriftleitung der durchaus ernsten Kulturzeitschrift „Der April“, die gleichzeitig mit diesem Kunstwarthefte im „April-Verlag Georg C. Steinicke“ zu München erscheint. Als Schriftleiter zeichnet Willy Rath. Daß alles in diesem Hefte sozusagen „toternst“ gemeint ist, wird keiner bezweifeln, der die Mitarbeiterliste liest: Georg Brandes, Gustav Frenssen, Bernhard Shaw, Clara Viebig, Graf Posadowsky, Theodore Roosevelt, Austin und Houston Stewart Chamberlain, Richard Strauß, Rifaat Pascha und Graf Leo Tolstoi. Allerdings ist ihre Mitarbeit nur „in Aussichtnahme“. Überhaupt, bemerkt die Redaktion, sind „die Autorennamen nicht pedantisch buchstäblich zu nehmen; sie sollen, wie so oft die Etikettennamen auf Weinflaschen, lediglich die Geschmackslage andeuten“. Merkwürdig ist es immerhin, wie z. B. A. Hildebrands Stil jetzt an den Fritz von Ostinis erinnert!

Kurz: ein Versuch, für eine höhere Bildungsschicht weiterzuführen, was die köstlichen Fastnachtsnummern der Münchner „Neuesten“ begonnen haben — und damit ein Versuch, auf das vergnügteste zu begrüßen.

Digitized by Google

zerfallen in drei Unterabteilungen: A. Technik, B. Stil, C. Motive. Für das Jahr 1909 (bis 31. Dezember inkl.) ist vorgezeichnet:

A. Es wird impressionistisch bis neoimpressionistisch gemalt mit stumpfen Borstpinseln nicht unter 1½ cm Breite. Die Grundsätze der Farbenzerlegung sind tunlichst zu beachten, doch können für solche, die ganze oder teilweise Farbenblindheit durch ärztliches Zeugnis nachweisen können, Ausnahmen zugestanden werden.

B. Der Stil ist naiv und primitiv. Als auf einwandfreie Vorbilder wird auf van Gogh, Gaugin und Cézanne hingewiesen, so lange der Vorrat an Bildern dieser Meister reicht. Sollten sie schon im Laufe dieses Jahres ausverkauft werden, so werden von den Firmen Bernheim und Durand-Ruel in Paris die neuen maßgebenden Vorbilder umgehend bekannt gegeben. Sogenannte deutsche Naive und Primitive dürfen nicht als Vorbilder betrachtet werden. Hingegen wird strebsamen Malern geraten, sich rechtzeitig auf Hans von Marées zu trainieren, da möglicherweise schon für 1910 seine idealistisch-monumentale Richtung Geltung erhalten wird. Statt des Velazquez wird nur noch Greco kopiert.

C. Als Motive sind z. B. erlaubt: gelbe Äpfel auf blauen Tischtüchern; gut gemalte Rüben und Spargel; Reiter am Meer, in jeder Anzahl; wahnsinnig gewordene Kornfelder; Akte von ganz alten und sehr häßlichen Frauen; Akkouchements.

Der Vollzugsausschuß der „D. R.-K.-K." wird vom 1. April 1909 ab die deutschen Kunststädte bereisen, um die Malerateliers zu besichtigen und deren Inhaber zu beraten. Vorschriftsmäßige Bilder werden dann abgestempelt und dürfen in offiziellen Ausstellungen zirkulieren, auf vorschriftswidrige Malerei wird in die linke untere Ecke klein, doch mit unzerstörbarer Anilinfarbe der Buchstabe „K" (Kitsch) schabloniert.

Mit besonders scharfen Maßregeln gedenkt die Kommission gegen die „Kunststadt" München vorzugehen, die als Achillesferse am Mark der deutschen, der norddeutschen Kultur nagt, und der absolute Widerspenstigkeit gegen die Berliner Kunstautoritäten nachgewiesen werden kann. Wenn bis zum Beginn des Sommers (21. Juni) nicht eine gründliche Besserung Platz gegriffen hat, scheint sogar beabsichtigt, versuchsweise über die ganze Stadt die Malsperre zu verhängen und die sämtlichen Kunsthandlungen zu schließen. Nötigenfalls soll sogar zu einem Fremdeneinfuhrverbot (? D. Red.) gegriffen und so dem Krankheitsherd der deutschen Unkunst das Wasser abgegraben werden. Besonders strenges Interdikt soll die besser bezahlten Münchner Porträt- und Genremaler treffen, sowie die Landschafter, welche durch kunstwidrige Korrektheit der Form die künstlerische Unklarheit der Malerei beeinträchtigen.

Berlin soll durch Reichsgesetz endgültig zur deutschen Kunstmetropole ernannt werden; um diesem Titel auch den Nachdruck der Tatsachen zu verleihen, werden zweierlei Maßregeln durchgeführt werden müssen:

I. Werden die talentvollsten Nichtberliner unter den Künstlern der deutschen Provinz nach der Reichshauptstadt einberufen, erhalten dort das Zwangsbürgerrecht und sind dann Berliner.

II. Werden die besseren Stücke der Provinzgalerien in München, Dresden, Darmstadt usw. an die

Digitized by Google

Galerien der Reichskunstmetropole abgegeben und von dort aus durch Werke ersetzt, welche besser für untergeordnete Kunststädte passen. So erhält München für seine Rubens, Rembrandt, Dürer und Van Dyck alle Schlachtbilder und historischen Unglücksfälle, die auf dem Speicher der Nationalgalerie lagern; für seine Agineten, den Barberinischen Faun usw. verschiedene Gipsabgüsse nach Eberlein und den Oranier-Denkmälern auf der Schloßterrasse. Dresden bekommt für die „Sixtinische Madonna" die Kaiserproklamation von A. v. Werner nebst einem Werk Bodenhausens und für Tizians „Zinsgroschen" den Originalentwurf zu Knackfuß' „Völkern Europas".

Die letztgenannten Namen erinnern mich an eine ebenso authentische als reizende Geschichte, die sich jüngst ereignet hat. Bei einem der intimen kleinen Frühstücke, zu denen der Kaiser seit jener vertraulichen Aussöhnung mit der Berliner Sezession die Herren von der Kunstkommission allwöchentlich ins Schloß zu laden pflegt, beklagte sich Max Liebermann — dem man übrigens nächstens zum Wirklichen Geheimrat gratulieren darf — über die wachsende Last der Geschäfte und meinte, man müsse den einen oder den andern kooptieren. Er dachte an Lovis Corinth. Der Kaiser war einverstanden, schlug aber, um mit seiner neuen sezessionistischen Richtung die von seiner Stellung gebotene Unparteiischkeit nicht zu verletzen, überdies Herrn Knackfuß oder Herrn Werner vor. Als Liebermann nicht recht wollte, meinte Se. Majestät lächelnd:

„Na Liebermänneken, tun Sie man nich so — im Grunde wollt ihr doch alle aufs gleiche hinaus!"

Da stieß der Meister jovial mit dem Kaiser an und sagte:

„Majestät, Sie haben ja so recht!"

Die Ernennung der neuen Herren, Corinth und Knackfuß, dürfte nächster Tage im Reichsanzeiger publiziert werden.

A. Hildebrand

Vom Rathause der Kleinstadt

Wenn in unsern staatlichen Bauten der Geist einer akademischen Steifheit und Förmlichkeit so lange vorgeherrscht hat, wenn man nach neuen urwüchsigen Baugedanken hier lange vergebens suchen muß, so liegt das nicht zuletzt an der Zentralisierung dieser einzigen Kunst, die der Staat selber übt. Die Entscheidung fällt am grünen Tische, der vom grünen Baum des Lebens ziemlich weit abgerückt steht. Bei städtischen Bauten liegen die Dinge etwas günstiger: hier sind Aufgaben zu lösen zwar auch meist von Beamten, aber diese übersehen ihr Arbeitsfeld genau, sie haben eine Tradition vor Augen. Freilich auch eine oder mehrere Kommissionen über sich. Aber Kommissionen sind manchmal schlimm, manchmal auch nicht — es wäre recht überflüssig, das häufige Versagen auch der städtischen Baubeamten auf den Zwang der Kommissionswünsche zurückführen zu wollen. Jetzt, wo da und dort Persönlichkeiten unter den Stadtbaumeistern aufstehen und ihre künstlerische Sache durchfechten, verlieren auch die Kommissionen wenigstens etwas von ihren Schrecken.

Die größeren Bauaufgaben der Städte pflegt man aber nicht dem Baubeamten freiweg zu übergeben, sondern man hält sie dem freien Wettbewerbe offen, an dem sich dann der Stadtbaurat beteiligen

Digitized by Google

kann. Auch die kleinen Städte üben diesen Brauch, wenn sie nicht vorziehen, mit ihrem Plane geradeswegs zu einem der namhaften Künstler zu gehen, die heute nicht mehr so leicht zu verfehlen sind. Aus jüngster Zeit liegen ein paar Fälle vor, wo kleine Stadtgemeinden sogar notwendige Umbauten der sorgsamen Hand von angesehenen Baumeistern übergaben. Die Gedanken des Heimatschutzes und der Heimatpflege fangen an, auch positiv zu wirken und Frucht zu tragen.

In Tölz war das alte Rathaus zu klein geworden, ließ sich aber schwer vergrößern. Daher kaufte die Gemeinde ein günstiger gelegenes Gebäude neueren Ursprungs, das mit seiner breiten städtischen Palastfassade unter den gemütlichen Tölzer Giebelhäusern die bekannte unglückliche Figur machte. Diese greuliche Ungestalt des sehr reizvollen Tölzer Hauptstraßenbildes beseitigte Gabriel von Seidl überaus geschickt, indem er dem viergeschossigen Mietspalast ein ganz neues Gesicht gab: durch Umgestaltung des Erdgeschosses und angetragene Lisenen der oberen Stockwerke, durch schmale Erker und einen doppelten Flachgiebel nach Tölzer Art, endlich durch eine reiche, farbenkräftige Bemalung in freien Motiven, die das oberbayrische Rokoko munter variiert. Dazu Uhr und Dachreiter, die auf das öffentliche Gebäude weisen. Also eine Attrappe — das wollen wir nicht wegleugnen. Aber eine von den Umständen halb und halb erzwungene, und in einer an sich guten Form. Vielleicht hätte sich das etwas zu hoch geratene Dachgesims, das augenscheinlich vom alten Bau übernommen wurde, tiefer rücken und der Giebel durch Fenster beleben lassen. Aber das sind Randwünsche, die diese geschmackvolle rein dekorative Lösung nicht herabsetzen wollen. Hätte sich's um einen neuen Bau gehandelt, so wäre ja Seidl der letzte gewesen, der an dergleichen gedacht hätte.

Dann zwei Neubauten: in Ballenstedt am Harz von Alfred Messel, in Bozen von Karl Hocheder. Wer Messel nur in seinen großen Berliner Bauten kennt, wird sich wundern, wie schlicht bürgerlich der Erbauer von Wertheim dieses Rathaus seiner kleinstädtischen Umgebung anzupassen wußte. Im Mittelbau über dem Portal die Sitzungszimmer, über ihnen — ein sehr hübsches Motiv — der altbürgerliche Quergiebel und darüber der stämmig untersetzte Dachreiter, ganz in Schiefer gepanzert. Im übrigen sind Kalkstein und rauher Kieselputz verwendet. Der Bau ist — was auch einmal belegt sei — in all seiner behaglichen Würde billig: der Kubikmeter stellt sich auf 19,5 Mark, die Gesamtkosten betragen 140000 Mark. Unsre kleinen Gemeinden, die etwas Gutes haben möchten, brauchen sich also wirklich nicht vor grausam hohen Architektenhonoraren zu fürchten. — Am Rathause in Bozen hat sich der Münchner Hocheder erst beteiligt, nachdem die Grundrisse bereits festgelegt waren. Es blieb ihm die Ausgestaltung der barocken Fassade, die vielleicht etwas zu wuchtig auf dem Laubengange lastet. Luftig und licht sind im Innern die Gänge und der Hof. Auch das Amtszimmer des Bürgermeisters hat Hocheder entworfen.

E. Kalkschmidt

Angewandte Kunst

Snob als Inserent

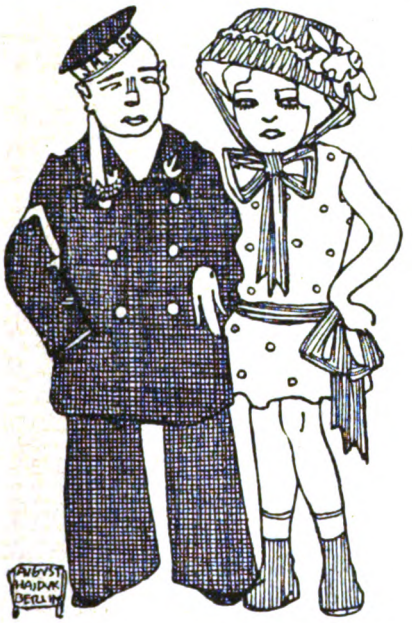
Anzeigenbilder wie diese hier läßt jetzt das „Kaufhaus des

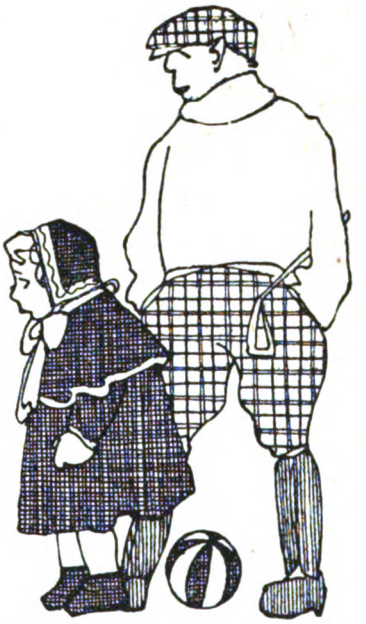
Digitized by Google

Westens“ in Berliner Zeitungen grassieren, und andre sehen es und eifern ihm nach. Man hält das für „künstlerisch“. Man vermutet wahrscheinlich, Haiduks Bilder-Scheusäler seien Kinder einer Geistes-Ehe zwischen „Simplicissimus“ und Toulouse-Lautrec, dann unterscheidet sie aber immerhin etwas von ihren Eltern: die haben Geist und sie haben keinen. Zwar, ihr Zeichner hatte noch ein bißchen, denn ein bißchen gehört auch dazu, aus allem, was man sieht, mit Kunst allen Geist auszutreiben, mit andern Worten: alles bewußt ins Blödsinnige zu stilisieren. Oder sind diese beiden „Kinder“ hier nicht vollendete dekadente Troddel? Wenn man ihre erwachsenen Verwandten auf Haiduks sonstigen Inseratenbildern sieht, wundert man sich darüber weiter nicht, die sind ja auch sämtlich blödsinnig. Aber interessant ist es doch, zu sehen, daß der Snob das als lustig und scherzhaft empfinden kann. An Kindern sogar — pfui Teufel, ist's eine Gesellschaft!

Eine andere Geistreichigkeit leistet die Sektfirma Henkell. Rembrandts Faust nicht etwa humoristisch oder satirisch umstilisiert, sondern mit aller Linienführung seiner ernsten Griffelkunst einfach nachgeätzt — und dann dort, wo dem Beschwörer das Zeichen erscheint, die Inschrift „Henkell trocken“.

Eine dritte macht ein Musikalienverlag. Er empfiehlt die „Letzte Rose“. Sicher ein Ding, das wir ob seiner Abgeleiertheit alle satt haben, aber er würd es, denkt man, doch nicht empfehlen, hielte er's nicht für etwas Gutes. Dazu als Bild eine blökende alte Jungfer am Klavier. „Spottet seiner selbst und weiß nicht wie“ — das stimmt hier nicht. Man spottet seiner selbst und weiß, wie. Man findet es geistreich, nichts ernst zu nehmen. Sich selber kennt man ja, nun denkt man: sie sind alle so.





Digitized by Google

Gegenbeispiele

Der Gedanke, Beispiele und Gegenbeispiele zu „konfrontieren“, stammt aus England, wo man ihn auch auf einer Ausstellung auszuführen versuchte, aber dann liegen gelassen hat. In Deutschland ist er zum ersten Male in „kunstgewerblichen Betrachtungen“ angeregt worden, die 1891 in dem damaligen Beiblatt des „Kunstwarts“, dem „Kunstgewerbe“, erschienen. „Es ist noch die Frage,“ hieß es dort, „ob nicht auch Geringwertiges sehr zum Vorteil der Sache ausgestellt werden könnte, dann nämlich, wenn Gutes und Schlechtes, Stilloses und Stilgerechtes, lüderlich und tüchtig Gearbeitetes mit voller Absicht und so nebeneinander gestellt würde, daß jeder das Gute vom Schlechten unterscheiden kann. Das könnte besonders von Vorteil sein, wenn eine allgemeinverständliche Erläuterung den Beschauer noch darauf aufmerksam machte, warum dieser Gegenstand billig und schlecht, jener preiswert und gut sei.“ Das wurde an einer Anzahl von Beispielen durch mehrere Nummern eingehend erörtert. Aber damals kümmerte sich um uns noch keiner. Erst als der „Kunstwart“ größere Verbreitung gewann und nun Schultze-Naumburg in ihm die schlagenden Gegenüberstellungen seiner „Kulturarbeiten“ begann, ward die Fruchtbarkeit der Idee allgemeiner erkannt. Indessen auch nur in der Presse usw., nicht in den „Tempeln der Kunst und Wissenschaft“. Es mußten seit unsrer Anregung mehr als siebzehn Jahre vergehen, bis sie die erste öffentliche Sammlung in Deutschland praktisch ausführte. Dem Landesgewerbemuseum in Stuttgart gebührt nun die Ehre.

Vielleicht aber konnten die Sammlungen auch aus inneren Gründen nicht eher an diese Arbeit gehen, vielleicht brauchte es tatsächlich erst die lange aufklärende Arbeit der gegenwärtigen Bewegung, bis das Publikum für „gewerbliche Schreckenskammern“ reif war. Bei dem aufgegebenen Versuche in England hatte man bemerkt, daß sich die Leute über die Gegenbeispiele so weidlich amüsierten, daß sie sie nun gerade haben wollten. Gegen diese Gefahr sind wir noch jetzt nicht überall versichert, aber eine geschickte Art der Vorführung und Erläuterung kann sie aufheben. Wir halten neben der Gegenüberstellung von Gut und Schlecht das Beilegen von Karten für besonders wichtig, auf denen mit gut leserlicher Schrift das Nötige knapp, aber allgemein verständlich, nicht katalogmäßig, sondern munter belebt gesagt wird, gelegentlich mit einem Tropfen Humors gesalbt. Die zweite Gefahr droht von den Fabrikanten. Die sind ebenso wie über unsre Hausgreuel-Sammlung natürlich auch über das Stuttgarter Landesgewerbemuseum gewaltig aufgebracht und sollen bereits versucht haben, wenigstens ihre eigenen Kinder aus dieser Bewahranstalt wieder herauszubekommen. Es geschieht ja auch sonst schon alles Mögliche offen und versteckt, um die neue Bewegung zu hemmen oder abzulenken. Uns braucht es nicht bange zu machen, so lange wir das Asthetentum, den Protzen und den Snob aus unsern eignen Reihen fernhalten. Eine Ausstellung wie die der „Dame in Kunst und Mode“ in Berlin ist gefährlicher für unser Vorwärtskommen, als das Wehgeschrei an ihren Bankkonten gekränkter Fabrikanten, denn von denen haben schon genug bewiesen, daß sie sich dem Willen der Zeit fügen, wenn sie ihn nicht biegen können. A

Digitized by Google

Einküchenhäuser

Heimatpflege

sind Mietshäuser mit Zentralküchenverpflegung. Ihre Verwirklichung bedeutet die Anwendung des Konzentrationsgrundsatzes auf dem Gebiete des Nahrungsverbrauchs — den Übergang des kraftverschwendenden Kleinkochbetriebes in die zeitgemäßere Form des Großbetriebes. Der Gedanke ist nicht so neu: Charlotte Perkins-Stetsen in Amerika, Schuldirektor Fick in Kopenhagen und Rosika Schwimmer in Budapest haben ihn bereits in die Tat umgesetzt. In Deutschland hat Lilli Braun seit 1901 mehrmals eine Verwirklichung auf genossenschaftlicher Grundlage erstrebt, sie stieß auf so viel Widerstand, daß sie ermüdete. Der Gedanke aber blieb lebendig und rief sich neue Pioniere. Im Winter 1907/8 entstanden in Berlin gleich zwei Gesellschaften m. b. H. zur Errichtung von Einküchenhäusern, und Ende März wird die Einküchenhaus-Gesellschaft der Berliner Vororte ihre ersten fünf Häuser nach Plänen der Architekten Muthesius und Geßner eröffnen. Es sind zwei große Anlagen, das Einküchenhaus Friedenau und das Einküchenhaus Groß-Lichterfelde. Diese Musterhäuser sind zunächst für den „intellektuellen Mittelstand" berechnet und darum mit Speiseaufzügen in die einzelnen Wohnungen, mit Zentralheizung, Zentralwarmwasserversorgung und Vakuumreinigung verbunden. Eine ganze Reihe neuer Einrichtungen soll zur Erneuerung unsrer Heimkultur führen. Aber die Gesellschaft hat nicht eine einzelne Klasse im Auge, sondern alle Schichten — die entsprechend geänderte Anwendung des Gedankens soll auch der Arbeiterbevölkerung zu würdigeren und billigeren Wohnungen verhelfen. Volksheime mit Zentralküchen, Volksbibliotheken, Lesesälen und Kindergärten sind in Aussicht gestellt. Eine lesenswerte Schrift, „Das Einküchenhaus und seine Verwirklichung als Weg zu einer Heim-Kultur", die eben von der Einküchengesellschaft (Berlin SW., Dessauerstraße 17) herausgegeben wurde, macht ohne Überschwang und mit klarer Einsicht in die herrschenden Wirtschaftsgesetze mit all diesen Plänen bekannt. Man denkt an Zweiggesellschaften in den übrigen Städten, um einmal die notwendige kapitalistische Betriebsform in eine genossenschaftliche umwandeln zu können.

Die Erhaltung unsrer Tierwelt

Naturschönheit

3. Die Vögel

Viel mehr, als die Klasse der Säugetiere, ist unsre Vogelwelt bedroht; in welcher Weise gegen sie gesündigt wird, das geht über die Grenzen des Verständlichen hinaus, und wie hier Unverstand, Roheit, Gleichgültigkeit, Geschäftssinn zusammenwirken, um der Allgemeinheit schwere Schäden zu bereiten, das kann nicht oft und grell genug beleuchtet werden.

Regierungsrat Dr Rörig hat bewiesen, wie falsch es sei, einen anscheinend nur schädlichen und dabei wenig „dekorativen" Raubvogel, wie den Hühnerhabicht, auszurotten. Dieser Forscher hat aus Tausenden von Magen- und Gewölluntersuchungen bewiesen, daß unsre drei Bussarde jagdlich so gut wie belanglos, für die Landwirtschaft aber sehr nützlich sind, weil sie fast nur von Mäusen leben; das hindert aber nicht eine gewisse Art von Jagdschriftstellern, jeden einzelnen Fall, in dem sich im Kropfe eines Bussards ein Flöckchen Wolle eines angeschossenen

Digitized by Google

und verluderten Hasen fand, als todeswürdiges Verbrechen hinzustellen und die Ausrottung der Bussarde mit allen Mitteln, meist unter nach Provisionsschriftstellerei schmeckender Angabe dieses oder jenes Fallenfabrikanten zu fordern.

Es kommt aber hierbei auch nicht allein der Nutzstandpunkt in Frage. Wer einmal zur Maienzeit vom blauen Himmel das gellende Jauchzen des Bussards hörte und seinem herrlichen Kreisfluge zusah, der muß sich sagen: „Und wenn dieser Schönschweber und Feinflieger auch einmal einen Quarthasen köpft oder ein Junghuhn schlägt, er macht's durch Flug und Ruf wieder wett.

Mit unserm Nützlichkeitsstandpunkt haben wir es schon recht weit gebracht. Um 1860 nannte Johannes Leunis den Gabelweih noch einen unsrer gemeinsten Raubvögel; heute horsten nicht mehr als zwölf Paare dieses wunderbaren Vogels, der in erster Reihe von Mäusen, Fröschen und abgestandenen Fischen lebt, im hannoverschen Lande. Infolgedessen mögen einige Dutzend kümmernde Hasen und schwache Hühner dort mehr leben, aber das ist doch ein mangelhafter Ersatz. Bei der Bewertung des Flugraubzeuges ist immer daran zu denken, daß diese Räuber in erster Linie kümmernde Stücke beseitigen, also zur Hebung der Rasse ihrer Beutetiere beitragen und ihrer Entartung vorbeugen. Der beste Beweis dafür ist der, daß in freier Wildbahn mit ursprünglicherem Charakter Seuchen unter dem Wilde kaum vorkommen.

In der Natur ist nichts überflüssig. Der Wanderfalke ist ein schlimmer Feind der Enten und Tauben. Man hat ihn deswegen fast ausgerottet. Die Folge davon ist nun nur eine sehr starke Vermehrung der jagdlich recht belanglosen Wildtauben, während die Enten dennoch abnehmen. Dagegen haben sich die jagdlich so sehr schädlichen Krähen und die Häher, die dem Singvogelschutz gefährlich entgegenarbeiten, so sehr vermehrt, daß wir wirklich wünschen müssen, der Wanderfalke würde mehr geschont.

Aber er hat einen krummen Schnabel und scharfe Fänge, und so muß er sterben, muß sterben, wie Schreiadler und Schlangenadler bei uns sterben mußten. Adler, das klingt großartig, klingt gefährlich, und wer einen Adler erlegt, dünkt sich König und Held. Man sehe sich diese beiden Adler einmal an! Was sind sie denn? Bussarde sind es, sehr große Bussarde, Frösche-, Mäuse- und Schlangenfresser! Aber es sind Adler nach dem System, und darum herunter mit ihnen!

Daß sich trotz der Urbarmachung der Moore und Heiden die Kreuzotter, die nur auf Moor- und Heideland lebt, so sehr vermehrt, erscheint vielen unerklärlich. Daß dies mit der planmäßigen Vertilgung der Schlangenfresser zusammenhängt, auf diesen Gedanken kommt der Mann mit dem Gewehr nicht. Und so ist es geschehen, daß man den Schreiadler, einst den Schmuck unsrer Heidforste, ausrottete und den Schlangenadler aus der Fauna strich.

Daran hat das Schießertum noch nicht genug. Zwar ist der reizende Turmfalk, dieser Maikäferfresser und Kiefernspinnervertilger, gesetzlich geschützt, zwar verbietet das Gesetz das Erlegen und Fangen der Eulen, aber wieviel Turmfalken vor der Krähenhütte heruntergedonnert werden, wieviel Eulen im Pfahleisen mit zerschmetterten Fängen verenden, darauf achtet die Behörde nicht viel.

Digitized by Google

Darum seien die Vogelschutzvereine, die schon so viel Schönes und Gutes veranlaßt haben, gebeten, ihre Aufmerksamkeit dem Fange mit dem Pfahleisen zuzuwenden, in dem jährlich Tausende von Eulen und Turmfalken auf die scheußlichste Weise getötet werden. Der jagdunberechtigte Grundbesitzer, den die Kaninchen um einen großen Teil des Ertrages seiner Ernte bringen, darf keine Tellereisen legen, es könnte sich ja ein Hase darin fangen; der Jagdberechtigte darf aber ruhig in grober Weise gegen die Vogelschutzbestimmungen durch Stellen von Pfahleisen freveln.

Wir haben neben dem vernünftigen Jägertum ein Schießertum, das sich von jenem unterscheidet, wie die Karikatur vom Original. Diesem Schießertum, das sich auf alles zu schießen für berechtigt hält, was in seiner Jagd lebt und webt, müßte schärfer auf die Drückefinger gesehen werden, denn der Mann, der auf Grund seines Jagdscheines und seines Jagdpachtkontraktes glaubt, er hätte die Zusammensetzung und das Artenverhältnis der Vogelwelt Deutschlands zu bestimmen, ist der schlimmste Feind unsrer heimischen Vogelwelt. Ohne einen Funken Schönheitsgefühl, ohne die geringsten zoologischen Kenntnisse hält sich der Schießer für berechtigt, auf alles, was ihm durch Größe und Farbe auffällt, Dampf zu machen, auf Eule und Bussard, Turmfalk und Brachvogel, Pirol und Wiedehopf, Mandelkrähe und Storch, Rohrdommel und Kranich. Und auch der bessere Teil der Jäger, im einseitigen Wildhegeglauben befangen, richtet unsäglichen Schaden an unsrer Vogelwelt an. Der Weidmann dagegen weiß, daß die Natur sich selbst regelt, daß jedes Wesen seine Bedeutung hat, und da er nicht nur jägerisch, sondern auch ästhetisch empfindet, schont er schöne und seltene Räuber aus Freude an ihrer Erscheinung, wohl wissend, daß auch sie ihm Nutzen bringen. Der Schießer aber teilt die Tierwelt in zwei Gruppen von Tieren ein, in solche, die man totschießt und aufißt, und in solche, die man totschießt und wegwirft. Erfreulicherweise bemüht sich der bessere Teil der deutschen Jagdpresse, dieses Wesen als unweidmännisch hinzustellen und die Erkenntnis von dem ästhetischen Wert der Raubvögel in weitere Kreise zu tragen, eine Anschauung, die sich bei vielen Forstbeamten, doch auch bei einzelnen Privatjagdbesitzern, ja bei Jagdpächtern schon seit langem befestigt hatte. Ganz notwendig wäre es, wenn jeder Mann, der sich einen Jagdschein löst, einer Prüfung unterzogen würde, die sich nicht nur auf das Umgehen mit der Waffe, sondern auch darauf zu erstrecken hätte, ob er die gesetzlich geschützten Vögel ansprechen kann.

In großer Gefahr schweben zwei der schönsten Gestalten in unsrer Vogelwelt, der Kranich und der Schwarzstorch. Vor zwanzig Jahren waren diese Recken unter unsern deutschen Vögeln noch häufig in Nordwestdeutschland; heute brüten vielleicht noch zwölf Paar Schwarzstörche und Kraniche dort. Daß man dem Schwarzstorch nachstellt, weil er Fische frißt, ist verständlich (doch sollte man ihm das verzeihen, weil er sehr viel Mäuse und Kreuzottern vertilgt), unverständlich ist es aber, warum man den Kranich, einen durchaus unschädlichen Vogel, mit Gewalt ausrottet. Der Staat müßte diesem herrlichen Vogel unbedingten Schutz gewähren, damit

Digitized by Google

sich solche Roheiten, wie im Barmbruche bei Gifhorn, nicht wiederholen können, wo Ausstopfer die brütenden Kraniche auf den Eiern totschossen. Wird der Kranich nicht geschützt, so ist er in wenigen Jahrzehnten in Deutschland ausgestorben. Auch der Schwarzstorch verdient mindestens für die Brutzeit Schutz. Es wäre überhaupt, schon vom jagdlichen Standpunkte, nötig, daß das gesamte Wasserwild vom 1. April bis zum 1. September Schonzeit hat.

Nicht minder ist die herrliche Mandelkrähe zu schützen. Einst war sie verbreitet bei uns, jetzt gibt es in Oldenburg, Westfalen und Holland kein Brutpaar mehr, und in Hannover noch ein einziges. Schuld daran sind die Bälge- und Eiersammler.

Letztere sind mit die gefährlichsten Frevler am Allgemeingut. Sie tun so, als sammelten sie aus wissenschaftlichem Interesse, während die jungenhafte Freude an bunten Spielsachen die Triebfeder ihrer Sammelsuriumerei ist. Die Eier der deutschen Vögel sind zu genau bekannt, als daß dieser oder jener Dilettant der Wissenschaft noch Aufklärungsdienste leisten könnte.

Es gibt noch eine Menge Dinge, die der Beachtung der Vogelschutzvereine empfohlen seien. Nicht nur die sogenannten Singvögel und Insektenfresser müssen geschützt werden, die Vogelwelt im allgemeinen. Unsre Würgerarten stehen zum Beispiel außerhalb des Vogelschutzgesetzes, aber sehr mit Unrecht, denn alle unsre vier deutschen Würgerarten sind in erster Reihe Kerbtierfresser und nehmen sehr selten Vögel. Tun sie das aber einmal, so kommt diese Sünde gegen ihre sonstige Nützlichkeit und gegen ihre schöne Wirkung nicht in Betracht.

Sturm gelaufen werden muß ferner von den Vogelschutzvereinen gegen das Sammeln von Kiebitzeiern. Der Kiebitz ist absolut nützlich und außerordentlich schön und schmückend. Es ist gar nicht zu verstehen, daß die Regierung das Kiebitzeiersammeln noch nicht verbietet, die doch so scharf gegen Harmlosigkeiten, wie gegen das Fangen von sehr häufigen Vögeln, z. B. des Hänflings, vorgeht. So wie sie den Lerchenfang und die Meisenhütte verbot, so muß sie auch der Kiebitzvernichtung vorbeugen. Etwas Eile würde nicht schaden, sonst ist es zu spät. Daß durch Reichsgesetzgebung die Ausübung des Dohnenstieges endlich verboten ist, ist sehr erfreulich, da ihm in der Hauptsache Singdrosseln und nebenbei viele Singvögel zum Opfer fielen.

Noch eine Menge wichtiger Schritte sind Aufgabe der Vogelschutz- und Heimatvereine; zum Beispiel aufklärende Arbeit nach der Richtung hin, daß herrliche Vögel, wie Wasseramsel und Eisvogel, gesetzlich geschützt werden müssen, auch wenn sie einmal neben Raubkäfer- und Libellenlarven, die der Edelfischerei sehr schaden, ein zollanges Forellchen erwischen. Es ist Unsinn, zu behaupten, ein Paar dieser Vögelchen wären imstande, der Fischerei großen Abbruch zu tun. Sie vertragen sich nämlich untereinander so schlecht, daß sich nur alle halbe Meile an einem Bachufer ein Paar halten kann. Und ihr ästhetischer Wert ist so groß wie der Nutzen, den sie durch Vertilgung von fischfressenden Insektenlarven bringen.

Im höchsten Grade verdammenswert ist die Schießerei auf unsern Nordseeinseln, durch die es so weit gekommen ist, daß unsre schönste Strandvogelart, die an Bauart,

Digitized by Google

Lebensweise und Farbe so überaus interessante Avosette, auf den hannoverschen Inseln bereits ausgerottet ist. Die Art und Weise, wie ein Teil der Badegäste dort haust, ist so häßlich, daß sich von Jahr zu Jahr mehr Stimmen dagegen erheben. Völlig zu verbieten sind ferner die Entenfänge.

Von größter Wichtigkeit aber ist, daß die Nistgelegenheiten unsrer Vögel geschützt werden. Bei Verkoppelungen usw. müßte die Aufsichtsbehörde darauf achten, daß Büsche, Bäume, Hecken erhalten werden. Auch die landwirtschaftlichen Vereine sollten in dieser Weise belehrend wirken, denn ein Landmann, der alle Dornbüsche abhaut, vertreibt seine besten Freunde. Hermann Löns

Eine Alkohol-Schutztruppe

haben wir nun bekommen. Aber sie wird sich von gewöhnlichen Schutztruppen in einem nicht unwesentlichen Punkte unterscheiden. Sie wird keine Uniform und keine Fahnen tragen, die bekennten: „Hie Alkoholkapital!", sie wird sich in möglichst unauffälliges Nebelgrau hüllen, und ihre Helme werden, soweit sich's mit dem heutigen Zaubermittel des Geldes erreichen läßt, — unsichtbar machende Tarnkappen sein.

Ein „Schutzverband gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung" ist in Breslau gegründet worden. Er erläßt an alles, was Wein, Bier und Schnaps macht, einen Aufruf „An die Gewehre!", der sämtliche „Gärungsindustrielle und verwandte Berufe" zum einmütigen Anschluß an eine große Organisation fürs ganze Reich aufruft. Ein schöner langer Plan wird da vorgelegt, wie man in weitausgreifender Systematik gegen die Bewegung agitieren solle, die ihren Segen nun schon merklicher und merklicher über unser Vaterland breitet. Zwei Punkte aus diesem Aufrufe sind besonders interessant:

Erstens: „Wir wissen, daß man in der Gelehrtenwelt heute Hosianna und morgen Kreuzige ruft." Und früher berief man sich für den Alkohol doch so gern auf „ärztliche Autoritäten"! Die Aufnahme dieses Satzes enthält also versteckt und verschleiert das Zugeständnis, daß die heutige Wissenschaft sich so gut wie einmütig auf Seite der Alkoholgegner gestellt hat.

Zweitens: „Ist der Zusammenschluß zum Reichsverband erfolgt, so wird eine Zentralgeschäftsstelle geschaffen, ein Institut von Gelehrten und Journalisten, das unter der Direktion des Reichsverbandsvorstandes arbeitet und in Gestalt von öffentlichen Vorträgen, Aufsätzen usw., also mit Wort und Schrift aufklärend und beruhigend wirkt, ohne daß die Gärungsindustriezweige sich selbst zu exponieren brauchen. Von diesem Institut soll auch eine Zeitschrift redigiert werden, die sachlich wissenschaftlich gehalten, gewürzt mit deutschem Humor und gefällig illustriert, in allen Hotels, Restaurationen und Ausschenken ausgelegt wird. Die Herren Gastwirte als unsre Mitglieder können durch Anweisung ihrer Angestellten, die Zeitschrift den Gästen vorzulegen, äußerst erfolgreich für den Schutzverband wirken."

Das heißt zu deutsch: die „Gelehrten und Journalisten", die wir bezahlen, von denen man aber nicht weiß, daß wir sie bezahlen, sollen in der Öffentlichkeit als die unparteiischen Männer dastehn, die aus freier Überzeugung heraus für den ehrlichen deutschen Männertrunk, in Wahrheit: für uns

Handel und Gewerbe

Digitized by Google

Brenner und Brauer agitieren, ohne daß man merkt, daß wir die Macher sind. Bravo!

Aber ach, wird's helfen? Die vom Alkoholkapital bezahlte Zeitschrift „Leben“ wandte sich, gänzlich jeglicher Skrupel frei, aber auch unter „wissenschaftlichen“ Kapuzen an die gemeinsten Instinkte im Menschen, um möglichst vielen Lesern vom Bier- und Schnapssegen predigen zu können. Und mußte doch schon in ihrer blühenden Jugend sterben! Jetzt fangen schon anständige Zeitschriften an, sogar die Schnaps- und Sektinserate abzulehnen, so brav die dem Verleger buttern helfen. Ich vermute: nach der Vollendung der Alkohol-Organisation wird sich ein anständiger Mann scheuen müssen, selbst dann noch für den Alkohol öffentlich einzutreten, wenn er zu den Aussterbenden gehören sollte, die den Segen des Kampfes gegen den Suff wirklich noch nicht einsehen — er wird sich dessen scheuen, weil man nach dem Ausplaudern dieser intimen Bekenntnisse in solchen Fällen immer fragen wird: ist der Mann bezahlt? A

Gesellschaft

Wohltätelei

Unter diesem gut gebildeten Schlagwort behandelt Ludwig Bauer in den Münchner „Neuesten“ die Verirrungen unsrer öffentlichen Wohltätigkeit — ein altes, aber, scheint's, ewig neues Thema. Daß Eitelkeit und Charitas sehr oft unzertrennliche Stiefgeschwister geworden sind, wissen wir ja alle: „Die Barmherzigkeit wartet ungeduldig auf den Orden, aus fremder Armut lassen sich trefflich Titel und Ansehen pressen, die Bälle für Hungernde vermitteln vornehme Bekanntschaften, und eine recht auffällig betriebene Wohltätelei putzt sogar allerlei üble Flecken der eignen Vergangenheit aus.“ Aber auch jene Besseren, für die Selbstlosigkeit keine bloße Kapitalsanlage ist, sind, meint Bauer, meist Stümper in der Kunst zu geben. „Sie fordern fast immer eine Gegenleistung in Worten oder Gefühlen. Zum mindesten eine »ewige Dankbarkeit«.“ Daß vom Nehmenden dieser Wunsch der Gegenleistung empfunden wird, das „duckt“ ihn, und die Erniedrigung macht ihn mit der Zeit tatsächlich niedrig. Bauer spricht dann von der Manier, bei Wohltätigkeitsveranstaltungen „das Elend recht dekorativ auszustaffieren, es mit pathetischen Deklamationen zu belästigen, mit Sentimentalität zu besudeln“. Auch darin zeigt sich der Dilettantismus im Schenken, daß man sich von den Bedürftigen „ihr Elend wie ein Warenlager zur Ansicht vorlegen“ läßt, prüfend, „ob es assortiert sei mit hinreichend viel Siechtum und hungernden Kindern“. Bei den öffentlichen Wohltätigkeitsfesten ferner wird beispielsweise ein Kind dazu abgerichtet, „herzig zu sein“. „Da tritt ein vierjähriges Mädel hervor und erzählt den Erwachsenen von seinen »Gefühlen«, es sagt wörtlich: »lieber Herr Landesausschuß«.“ „Dieses eingelernte Wort, ungeheuerlich in einem Kindermunde, repräsentiert die Verlogenheit des Vorgangs.“ Das Mädel hat den lieben Herrn Landesausschuß zu bitten, „er möchte mit seinem Blumenstrauß nach Wien zum Kaiser gehen und diesem ausrichten, daß »wir Kinder, nächst Gott, unsern guten Kinderkaiser am liebsten haben«“. So wird den Kleinen Koketterie und Lüge angelernt, indem sie zu Schauspielern ihrer selbst dressiert werden. Bei andern Wohltätigkeitsfesten müssen die Armen eingeladenen Gästen

Digitized by Google

aus den Kreisen der reichen Gastgeber zur Schau dienen. „Die Kinder starren eingeschüchtert auf die vornehmen Damen, die sich den Spaß machen, leutselig mit ihnen zu sprechen: die einen scheinen kriecherisch, die andern trotzig, alle aber verwirrt, beschämt, unbehaglich.“ Endlich teilt etwa die Frau Präsidentin den Kindern mit, daß man hier sehr „gut“ zu ihnen sei, daß sie das ja nie vergessen sollten usw.

Es ist bequem, die Bettler zu sich kommen zu lassen, allein für die Gesellschaft wertvoll sind gerade jene, die man noch aufsuchen muß. „Um die Wissenschaft der sozialen Hygiene zu schaffen, muß man zuerst die Wohltäter erziehen.“ „Das Geheimnis der Wohltätigkeit besteht darin, im geeigneten Augenblicke zur Stelle zu sein und dann sofort zu verschwinden.“ Lernen läßt sich das allerdings nicht, wenn man kein Talent dazu hat, aber auch die dazu begabt sind, sündigen hier noch viel aus Gedankenlosigkeit in der schlechten Überlieferung unsrer Wohltätigkeits-Gebräuche.

Zur Reformation in der Juristerei

Rechtspflege

Wir alle kennen die deutsche Rechtsgestaltung und den deutschen Rechtsbetrieb. Wir alle staunen, wenn wir mit diesen Gewalten in Berührung kommen, gelegentlich wie über Naturerscheinungen aus vorgeschichtlicher Zeit, — aber viel zu wenig ist bisher in uns das Bewußtsein geweckt, daß dies alles nicht so sein *muß*, und daß es nicht so sein *darf*. Staats- und Kirchenautorität und die gerade im deutschen Nährboden so üppig wuchernde *Begriffsautorität* haben einen Zustand schaffen und erhalten helfen, der die Unnatur mit Kultur und die scholastischen Ausstrahlungen eines längst überwunden geglaubten Geistes mit realem Volksbewußtsein verwechselt.

Zu begrüßen sind daher alle jene Stimmen, welche gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit der heutigen römischen Rechtskultur in Deutschland laut werden und den Weg in eine bessere Zukunft anzeigen. Am Ausgangspunkte dieses Weges muß vor allem Aufklärung geschaffen werden über den Geist, welcher den heute geltenden ungeheuren Machtapparat unsres Rechtssystems beherrscht. Ein deutscher Richter, Oberlandesgerichtsrat *Alfred Bozi*, hat in seinem Werke „Die Weltanschauung der Jurisprudenz“ (Hannover, Helwing) den dankenswerten Mut bewiesen, vom Standpunkte der modernen Naturerkenntnis aus die wissenschaftliche und kulturelle Rückständigkeit, Unechtheit und Unwahrheit der heutigen Rechtsprechung, namentlich auf deutschem Rechtsgebiete, nachzuweisen.

Aus römisch-byzantinischem Stoffe ist mit Hilfe der römisch-kirchlichen Scholastik das große Zwinguri aufgeführt. Die Herrschaft des Begriffes, der absoluten Kategorien, der Definitionen und Typen an Stelle der realen Menschen und Dinge wurde so ins Volksgemüt eingepflanzt. Mittelalter spricht aus jedem Rechtsbuche, Scholastik steckt in jedem Prozesse über Viehmängel — Richtersprüche, soweit sie aus streng „juristischem“ Geiste geboren worden sind, sind nicht der Ausdruck dessen, was die Zeit, die Wissenschaft, das Leben der Heutigen ist und verlangt.

Bozi begnügt sich aber nicht damit, an einer Anzahl lehrreicher Beispiele diese überlebte und unhaltbare formale Weltanschauung als den Lebenskern unsrer Rechtsgestaltung zu zeigen. Brauchen wir eine andere Methode, einen andern

Digitized by Google

Geist, aus dem heraus das neue Rechtswesen sich entwickeln soll, so können diese nicht etwa ad hoc erfunden werden, sondern sind nur einheitlich mit allen andern Erscheinungen der Natur und Kultur festzustellen. Es ist der Geist der modernen Naturwissenschaft, die induktive, von den real gegebenen Erscheinungen erst zu allgemeinen Sätzen und „Gesetzen" fortschreitende Methode, die auch das Recht und den Richter erfüllen müssen, — und (eine Fülle von Beispielen lehrt es) die bereits heute hinterrücks und gegen Willen und Wissen des herrschenden Systems eindringen. Das Entwicklungs- und das Energiegesetz, also die Anerkennung der steten Veränderung aller Erscheinungen und die Feststellung, daß jede Veränderung nur eine Veränderung in der Erscheinungsform ist, sind die Kräfte, mit deren Hilfe ein gesünderes, echteres und „richtigeres" Recht als das heutige, dem Rechtsempfinden im Grunde fremde Recht der Syllogismen und Definitionen, sich durchringen wird.

Ein Beispiel aus dem Zivilrecht, dort, wo es am trockensten zu sein scheint, mag den Grundgedanken des genannten Buches erläutern. Von der Lösung der Frage, unter welchen Umständen eingebaute Maschinen wesentliche Bestandteile eines Gebäudes werden und dann nach § 93 BGB. nicht Gegenstand besonderer Rechte sein können, von ihr hängt es ab, ob die Maschinenlieferanten, die auf Kredit geliefert und sich das Eigentum bis zur Zahlung des Kaufpreises vorbehalten haben, diesen Eigentumsvorbehalt den Hypothekargläubigern wirksam entgegensetzen können, oder ob die Maschinen trotzdem in die Zwangsversteigerungsmasse hineinfallen. Ist letzteres der Fall, so werden sich die Maschinenlieferanten natürlich hüten, Kredit zu gewähren. Das Reichsgericht entscheidet nun formaljuristisch in einem Falle, wo es sich um den Benzinmotor einer Ziegelei handelte (E. Z. S. Bd. 62, S. 406 ff.), daß als körperliche Sache, deren wesentliche Bestandteile zu ermitteln seien, die Ziegelfabrik „in ihrer konkreten auf Benützung von Benzin zur Krafterzeugung beruhenden Gestalt", in Frage komme, daß ferner als begrifflich notwendig alle diejenigen Teile des Ganzen erscheinen, „die durch ihren Zusammenhang die Sache in ihrer angegebenen Bedeutung bilden, und deren keiner fehlen kann, ohne daß sie den Charakter der Vollständigkeit verlieren würde". Es wird also zuerst aus der Vorstellung der vorhandenen Anlage, einschließlich des gelieferten Motors der Begriff einer „auf Benutzung von Benzin zur Krafterzeugung beruhenden Fabrik" gebildet und sodann gefolgert: dieser Begriff würde zerstört werden, wenn die Vorstellung des Motors daraus beseitigt würde. Also nach dieser Auffassung kein gültiger Eigentumsvorbehalt, kein Kredit. Praktische Folge: Ein Ziegeleibesitzer ohne ausreichende Barmittel bekommt den vielleicht für seine Konkurrenzfähigkeit dringend erforderlichen Motor nicht mehr geliefert, seine Ziegelei wird also „eine nicht auf Benzinbetrieb gegründete Ziegelfabrik" bleiben — und zusammenbrechen.

Nach der modernen Anschauung dagegen sind die Kategorien, also auch die der Substanz, nur Vorstellungs-, nicht Seinsformen. Was für ein Ding wesentlich ist und was nicht, können wir gar nicht sicher entscheiden; im Gegenteil ergibt die Beobachtung des Entwicklungsganges eine fortgesetzte Abweichung von dem geraden durch

Digitized by Google

das Denken konstruierten Wege, so daß sich in der physischen Entwicklung das Wichtigste oft gerade dort anschließt, wo es sich scheinbar nur um Nebensächliches handelt. Der reichsgerichtliche Standpunkt mit seinen für den Hypothekengläubiger formell günstigen, in Wirklichkeit viel bedenklicheren wirtschaftlichen Konsequenzen ist somit unter dem Gesichtspunkte des energetischen Weltbildes und des Zusammenhanges innerhalb der Kulturerscheinungen sicher verfehlt.

Und was sagt der moderne Geist erst zu dem Schmerzenskinde der Jurisprudenz, dem Strafrecht!

R. Beer

Krieg?

Wenn die Osterglocken über die Felder summen, wird er erklärt sein, oder nicht? Werden die ersten Schüsse schon dazwischen knallen, oder wird wieder die Beruhigungsrede tönen, daß es gelungen sei, den Frieden zu erhalten? Bis zur Kündigung oder bis zum Bruch ohne Kündigung. Bis morgen, bis übermorgen, ganz unwahrscheinlicherweise sogar so lange, wie das der simpelsten Vernunft des Wesens entspräche, das selbst den tiefstgeordneten seiner Angehörigen frischweg homo sapiens nennt.

Vorläufig hören wir in der Luft fernher ein Durcheinander von Stimmen, die wir nicht unterscheiden und bei deren keiner wir auch nur nachprüfen können, ob sie echter Ausdruck echter Bedürfnisse, Wünsche, Gefühle, Gedanken ist, oder verstellter, um einzuschüchtern oder zu ermutigen oder zu täuschen. Ausdruck mächtiger Kräfte oder schwacher. Ausdruck selbstkritischen „Interesses“ oder selbstlosen Wollens. Zwischen den Hauptstädten der Großmächte aber ist das Netz der dünnen Fäden ausgespannt, auf denen die Spinnen hin- und herlaufen. Man denkt wieder an Goethe, der ja schier für alles seine Worte hat.

„Laßt euch, o Diplomaten,
Recht angelegen sein,
Und eure Potentaten
Beratet rein und fein.
Geheimer Chiffern Sendung
Beschäftige die Welt,
Bis endlich jede Wendung
Sich selbst ins Gleiche stellt.“

Ja, wenn das nur nicht häufig so geschähe, wie sich gelegentlich die Erdrinde „selbst ins Gleiche stellt“: durch ein „Strukturbeben“ mit hunderttausend Opfern. Und liegen heute die Dinge nicht schlimmer als zu Goethes Zeit? Ein Verdacht, der ungeheuerlich erscheint, hat nie nähergelegen, als jetzt: daß tatsächlich der Ehrgeiz gewisser Einzelner, gewisser Diplomaten über Krieg und Frieden von Völkern mitentscheiden kann.

Zu den Tageskämpfen

Steuerhinterziehung im Größten

In einer Reihe von Aufsätzen, die in den „Preußischen Jahrbüchern“, im „Tag“ und in der „Täglichen Rundschau“ erschienen, stellt Hans Delbrück Behauptungen auf, die, wenn sie richtig sind, in ihrer Bedeutung für unsre Finanzwirtschaft gar nicht überschätzt werden können. Er bezweifelt die Richtigkeit unserer ganzen Steuerveranlagung und macht überraschende Gegenüberstellungen. Nach Delbrücks Berechnung gibt es in Preußen 155 Milliarden steuerbares Vermögen — aber die letzte Veranlagung konnte nur 91,6 Milliarden versteuern! Delbrück bemerkt dazu: der Unterschied zwischen 91,6 und 155 Milliarden ist so groß, daß, selbst wenn es gelingen sollte, die 155 auf 150, auf

Digitized by Google

140 oder gar auf 130 herunterzurechnen, der entscheidende Satz, daß die Veranlagungen weit unter dem wahren Wert blieben, davon gar nicht berührt wird. Was ist die Folge? „Durch diese schlechte Veranlagung werden in ungeheurem Maße alle diejenigen geschädigt, die richtig veranlagt sind. Weil so viele Mitbürger unterdeklarieren, müssen die Ehrlichen die hohen Kommunalzuschläge bezahlen." Ja, all die Zuschläge, die der neue Steuerkompromiß enthält, wären überflüssig, wenn allgemein ehrliche Vermögensangaben gemacht würden.

Delbrück meint, daß dieser Zustand durch die Nachlaßsteuer in hohem Grade gebessert werden würde, weil mit dieser eine vom Reich überwachte Kontrolle der Vermögen verbunden wäre.

In seinem letzten Artikel erklärt er, daß er bei seinen Rechnungen kaum unter 140 Milliarden herunterzugehen brauche. Träfe das zu — Delbrück will noch Näheres der Öffentlichkeit mitteilen — dann entgingen also 50 vom Hundert (91,6 statt 140) dem Staate. Der Finanzminister selbst sagte, daß man in der Veranlagung des Einkommens wie des Vermögens den Zustand der Vollendung durchaus noch nicht erreicht habe. Und Delbrück hat an ihn die öffentliche Bitte gestellt, ihm einen seiner Räte zur gemeinsamen, sorgsamsten Überprüfung der Rechnung zu senden.

Heer und Flotte

Kadettenerziehung

Die allgemeine Schulreformbewegung will nun auch in ein Gebiet übergreifen, an das sich der Deutsche, bescheiden und fürsichtig, noch kaum herangewagt hat: die militärische Erziehung. Es ist erfreulich, daß wieder ein Ruf aus militärischen Kreisen selbst kommt, von von Boddien, der das Kadettenkorps von der Sexta bis zur Selekta absolviert hat und später sechs Jahre hindurch Erzieher an der Haupt-Kadettenanstalt war. In einem Aufsatz der „Täglichen Rundschau" erklärt er, vom Kadettenerzieher die Reform zu erwarten: nicht etwa von einem neuen Lehrplan, sondern immer von einem neugebildeten Lehrstand.

Über die Kadettenerzieher von heute äußert Boddien sich so: „In der Armee werden sonst überall auf die schwierigsten und einflußreichsten Posten die tüchtigsten Offiziere gestellt. Ist dies auch im Kadettenkorps der Fall? In der Armee erscheint es ausgeschlossen, daß ein Offizier, der seine Stellung nicht ausfüllt, sie dennoch mehrere Jahre hindurch behält. Ist es ebenso unwahrscheinlich, daß ein ganz oder teilweise ungeeigneter Erzieher längere Zeit in Lichterfelde bleibt? Hier ist es für die Vorgesetzten tatsächlich schwer, die neu kommandierten Offiziere schnell genug kennen zu lernen. Ehe sie sich von der Ungeeignetheit eines Erziehers überzeugt haben, kann dieser — natürlich unbeabsichtigt — schon viel Unheil angerichtet haben." Vielfach deshalb, weil die Offiziere, die sich für das Kommando melden, oft ganz unrichtige Vorstellungen über den Ernst ihrer Aufgabe haben und lieber an das nahe Berlin und an ihre freie Zeit denken als an ihre Zöglinge. „Zu meiner Kadettenzeit", erzählt Boddien, „waren die Erzieher eigentlich nur Aufsichtspersonal; sie hielten den praktischen Dienst ab, sonst sah man sie kaum. Um meinen inneren Menschen hat sich, sehr zu meinem Nachteil, niemand gekümmert." Aus manch einem wäre wohl mehr geworden, wenn man sich seines jungen Ge-

Digitized by Google

müts mehr angenommen hätte, und mancher später gescheiterte wäre wohl zu retten gewesen. Jede Gelegenheit müßte der Erzieher wahrnehmen, um mit seinen Kadetten auch außerdienstlich zusammenzusein, anders ist an die Abwendung ungünstiger Einflüsse und an die Ausmerzung vielfacher Vorurteile gar nicht zu denken.

Ist der Erzieher der Kadetten halber da, so muß man an seine Eignung auch die größten Anforderungen stellen: die Aufgabe ist für die Armee von der allergrößten Wichtigkeit, deshalb, meint Boddien, seien auch die besten in der Armee gerade gut genug für diese Verwendung. Er hält es für sehr erwünscht, daß der Erzieher Abiturient gewesen sei, also eine abgeschlossene wissenschaftliche Bildung habe. Die Masse der Kadetten „neigt dazu, alles, was mit Büchern und wissenschaftlicher Arbeit zusammenhängt, als wenig standesgemäß anzusehen. Es ist darum nötig, daß sie sich einem Manne gegenüber sehen, der selbst von dem Wert des Wissens überzeugt ist, und daß dieser Mann ihnen auf geistigem Gebiet zu imponieren und anregend auf sie einzuwirken vermag".

Boddien macht seine Vorschläge aus militärischen Erwägungen heraus: wie heute die Jugend denkt, so denkt und handelt ein Menschenalter später die Armee. Es sei an der Zeit, daß der deutsche Offizier der Witzblätter überall verschwinde und einem neuen Typus Platz mache.

Über die soziale Bedeutung einer Mädchenschulreform

sprach Professor Wychgram vor einiger Zeit auf der Hauptversammlung des Evangelisch-sozialen Kongresses. Unsre Zeit, so führte er aus, hat die Stellung der Frau sehr wesentlich verändert. Wirtschaftlich-technische Umwälzungen machten viel Frauenkraft im Hause überflüssig und lenkten sie in das große Strombett des allgemeinen Staatslebens. Mit diesen neuen Ansprüchen der Gegenwart hielt bisher die allgemeine Frauenbildung nicht gleichen Schritt, und doch kann nur eine energische Hebung der Bildung diese freigewordenen Frauenkräfte lebendig und wirksam machen. Drei Formen sind es, in denen sich die soziale Wirkung der Frauen vollzieht. Da haben wir zunächst die Frau als Mutter. Konnte man früher noch einen gleichmäßigen Einfluß der Eltern auf die Kinder bemerken, so ist heute eine immer stärkere Ausschaltung des Vaters zu erwarten. Die Überlastung der Beamtenschaft und der aufs schärfste gewachsene Konkurrenzkampf im gewerblichen und geschäftlichen Leben nehmen die ganze Arbeit und die ganze Muße des Mannes in Anspruch. So ist die Mutter genötigt, in der Erziehungsarbeit vorn zu stehen. Dazu gehört aber nicht nur Opfersinn, sondern auch Einsicht in die Wirklichkeit. Die zweite Gruppe der Frauen steht im Berufsleben. Dieses hat wohl an sich schon erzieherische Wirkung, bedarf aber doch auch einer zeitgemäßeren Vorbildung, denn auch in der Berufstätigkeit soll das besondere Wesen der Frau, ihre allgemeine, große Sendung — Wychgram nennt sie kurz die charitative — zur Erscheinung kommen. Die dritte Form der Frauenbetätigung endlich geht von der berufslosen und nicht durch Ehe und Mutterschaft in Anspruch genommenen Frau aus. Wäre es

Mann und Weib

Digitized by Google

möglich, diese Frauengruppe sozialer Arbeit zuzuführen, so würden unsre Allgemeinzustände nach Wychgrams Überzeugung in rascher Entwicklung sich bessern. Aber auch diese Umsetzung brachliegender Frauenkraft in soziale Werte braucht Aufklärung und Ermunterung.

Hier hat eine Reform einzusetzen. Unser Mädchenschulwesen krankt an einem Überwiegen des literarästhetischen Geistes, ist also im wesentlichen auf Gefühle, auf Stimmungen, auf Dinge, die der folgerichtigen, rein verstandesgemäßen Behandlung nicht ganz zugänglich sind, gerichtet. Mathematik und Naturwissenschaften als Gegengabe in den Lehrplan aufzunehmen, ist gewiß heilsam, weil so Wirklichkeitsbeobachtung und Schlußfolgerung geübt werden. Der Jugendunterricht muß sich aber noch auf eine andere Aufgabe besinnen: die soziale. Das Verständnis für die Umwelt des Menschen, in der es zu leben gilt, muß geweckt und gefördert werden. Auf die Pflichten, die uns der Gesamtheit gegenüber erwachsen, muß die Jugend aufmerksam gemacht werden. Ansätze dazu sind in den amtlichen Lehrplänen vorhanden, nach ihnen soll mehr an das soziale Gefühl appelliert werden. Aber die Pflege sozialer Einsicht und Erkenntnis verbürgt allein dauernde Empfindungen. Wohl scheint das schwer; recht betrieben jedoch ist es eine verhältnismäßig leichte Sache. Einen eigenen sozialpolitischen Unterricht führte ja Frankreich bereits ein; sein enseignement moral soll aber nicht recht befriedigen. Doch es gibt noch andre Wege, die zum Verständnis des gesellschaftlichen Aufbaues führen. Man kann die einzelnen Unterrichtsfächer selbst heranziehen. Der Religionslehrer kann vieles in das große Gebiet der Nächstenliebe einbeziehen und die christliche Ethik zum Ausgangspunkt seiner ins Leben deutenden Ausführungen nehmen, um vom Heiland über den heiligen Franziskus hinweg bis zu Wichern und Amalie Sieveking auf soziales Wirken hinzuweisen. Ähnlich ist es im Geschichtsunterricht zu machen. Dieser war bisher wesentlich dynastisch-politischen Inhalts; die 94er Bestimmungen, die bereits Einstreuung kulturgeschichtlicher Erörterungen verlangen, könnten viel mehr beachtet werden, als es heute noch der Fall ist. Die Besprechung der Stein-Hardenbergschen Reformen zum Beispiel könnte zu Erörterungen über Bodenpolitik Anlaß geben oder es müßte bei der Darlegung der neuesten geschichtlichen Ereignisse auf die Entstehung der Arbeiterklasse Bedacht genommen werden. Aber auch der Sprachunterricht gäbe viel Gelegenheit, wenn man nur nicht alles gar zu literarisch nähme. Unsre deutschen Klassiker behandeln bereits tiefe soziale Probleme. Wie anders, führte Wychgram aus, könnte sich die Behandlung von Kabale und Liebe, von Tell, von Egmont, von Wilhelm Meister gestalten, rückte man einmal soziale Gesichtspunkte in den Vordergrund. Und könnte sich die Lektüre populärer Aufsätze über volkswirtschaftliche oder soziale Fragen unsrer Zeit (etwa von Schmoller, Wagner, Gildemeister, Naumann) nicht ganz gut dem Laokoon und der Hamburger Dramaturgie an die Seite stellen lassen? Ebenso nützlich wäre es, auch die Fremdsprachen so zu behandeln und etwa Werke wie Rousseaus Contract Social oder Georges Fortschritt und Reichtum, Taines Ancien Régime und Maxime Decampes Paris als

Digitized by Google

Schullektüre zu wählen. Der humanistische Unterricht dürfte überhaupt drei Ziele nicht aus den Augen lassen: das reale Verständnis für die uns umgebende Welt der Dinge, das ethisch-psychologische Verständnis für die eigene sittliche Persönlichkeit und das soziale Verständnis für die uns umgebende Menschenwelt. Gerade an diesem letzten fehlt es unserm Jugendunterricht, darum müßte auch der ganze Unterricht an den höheren Mädchenschulen und an den Mädchengymnasien von sozialem Geist gewissermaßen durchtränkt werden.

Zwei Anstalten aber müßten in das Verständnis der gesellschaftlichen Zustände systematisch einführen: das Lehrerinnenseminar und die sogenannte Frauenschule.

Die zukünftige Lehrerin, namentlich die Volksschullehrerin, muß sich der sozialen Bedeutung ihres Berufes bewußt sein. Darum muß das Lehrerinnenseminar vor allem in den Organismus und in die treibenden Kräfte der Gegenwart Einsicht geben. Wohl wird es nur eine in enzyklopädischen und elementaren Umrissen gehaltene Einführung sein können, aber die Wege zu weiterem Studium liegen dann offen, und eine Überbürdung kann vermieden werden, wenn man Unnützes und Unfruchtbares aus dem Unterricht streicht, den Unterricht in der Psychologie also und die Geschichte der Pädagogik auf die Hälfte kürzt.

Den Hauptanteil an der sozialen Ausbildung der Frauen wird aber die sogenannte Frauenschule haben. Der zu früh verstorbene Geheimrat Waetzold im preußischen Kultusministerium wollte diesem neuen Bildungszweige von amtlicher Seite praktische Verwirklichung geben. Aufgabe der Frauenschule ist es, den erwachsenen Mädchen, sofern sie keinen Beruf ergreifen, eine vertiefende und erweiternde Fortsetzung der allgemeinen Bildung unsrer Zeit, eine unmittelbare Vorbereitung auf die im engeren Sinne hausfraulichen und mütterlichen Aufgaben (Hausheilkunde und Kinderpflege) zu geben und sie zu theoretischer und praktischer Mitarbeit auf dem Gebiete der Volkswohlfahrtspflege zu befähigen. Die Fragen, die hier auftauchen, müßten in den Lehrstunden einzeln besprochen werden unter Heranziehung einschlägiger Schriften, zum Beispiel Münsterbergs Einführung in die Armenpflege, Neumanns öffentlichem Kinderschutz, Schäfers Einführung in die weibliche Diakonie. Auch Fachzeitschriften für Armenwesen, Jugendfürsorge und anderes werden gute Dienste tun. Daneben müßte praktische Arbeit unternommen und auch manche Wohlfahrtsanstalten besucht werden. Eine kleine Schrift von Dr. Alice Salomon: „Soziale Frauenbildung“ (Leipzig, B. G. Teubner, 1908) enthält darüber noch näheres. Übrigens gibt es bereits zwei Anstalten dieser Form, eine in Hannover, geleitet vom Evangelischen Frauenbund, und eine in Berlin, von Fräulein Alice Salomon gegründet. Am besten wäre wohl ein einjähriger Wohlfahrtsdienst der Frauen, der der allgemeinen Wehrpflicht der Männer gleichkäme und die Liebe zur sozialen Tätigkeit in weite Kreise trüge.*

---

* Ein Beispiel eines Planes sei hier mitgeteilt:

Jede unverheiratete Frau vom 18.—24. Jahr hat ein Freiwilligenjahr in einem Volkshause abzuleisten. Dieses Volkshaus vereinigt die ganze Wohlfahrtspflege eines Ortes in drei Abteilungen:

Digitized by Google

Fassen wir diese Vorschläge noch einmal zusammen, so ergeben sich: 1. eine Durchsetzung des Unterrichtes in den allgemein bildenden Anstalten mit sozialem Element; 2. systematische und praktische Einführung in die Volks- und Wohlfahrtspflege in den sogenannten Frauenschulen. Stets muß aber eine Selbstbetätigung der Schülerinnen gefordert werden: statt Lektion Lektüre, statt Wissensüberlieferung Wissenserarbeitung. Den Behörden würden sich weite Gebiete segensreicher Tätigkeit eröffnen.

Auf anderem Felde ist übrigens in aller Stille eine Mädchenschulreform bereits im Gange. Eine allgemeine und gewerbliche Pflichtfortbildungsschule wird vom preußischen Handelsminister angebahnt. Drei große Anstalten zur Ausbildung von Gewerbeschullehrerinnen wurden bereits vom Handelsministerium geschaffen.

Körperkultur

Sechstage-Radrennen

Hoffentlich bekommen wir bald Siebentage-Schwimmen, Achttage-Schlittschuhlaufen, Neuntage-Tanzen, Zehntage-Essen, Elftage-Trinken und Zwölftage-Schlafen.

1. Haus- und Küchenstation: Hausreinigung — Volksküche — Volksherberge — Volksbad — Armenbesuche — Hauspflege.

2. Kinderstation: Krippe — Kinderbewahranstalt — Kinderhort — Kinderkrankenstation.

3. Station für Volksbildung und -Unterhaltung (Elitetruppe, nur vorzügliche Schulzeugnisse berechtigen). Volksbibliothek — Volksunterhaltungsabende — Volksspiele — Volkstänze.

Berufslose Frauen werden bis zu ihrem 32. Jahre viermal je einen Monat zur Übung eingezogen.

Weshalb mußten wir dem Sportswahnsinn vom Sechstage-Radrennen verfallen? Weil die Amerikaner uns das vorgemacht haben und weil hellköpfige Geschäftsleute sich auch bei uns schon auf die Instinkte der Massen verlassen dürfen, versteht sich, der feingekleideten und zahlungsfähigen.

In den Ausstellungshallen beim Berliner Zoologischen Garten wird eine Radrennbahn von 150 Meter Länge hergerichtet, das Ausschreiben lockt die „namhaften Rennfahrer" verschiedener Nationen zusammen, und schon strömt der neugierige Haufen tausend- und abertausendköpfig an die Kassen. Je zwei Fahrer machen gemeinsame Sache; wenn der eine vom Rad heruntersteigt, nimmt der Genosse die Weiterfahrt auf. Durch Tag und Nacht soll so das wechselweise Getrete 144 Stunden lang weitergehn; das Paar, das dabei die größte Strecke zurücklegt, heimst den Sieg ein. Rücksichtsloseste „Energie" kämpft hier gegen den Gegner und — gegen sich selbst. Denn mit Kola-, Strychnin- und Koffein-Präparaten, mit Sekt und mit künstlicher Sauerstoff-Inhalation werden die ermüdeten Organe angepeitscht. Trotzdem wird uns versichert, es stehe alles vortrefflich um die Gesundheit, um Lunge und Herz dieser armen Opfer, die wir nicht schelten wollen. Daß edlere Menschenwürde dabei erhalten bleibt — ein stürzender Berliner wird von einem in den Sturz hineingezogenen Franzosen mit Fußtritten und Faustschlägen traktiert — wird man wohl auch behaupten. Daß die Psyche, die der überwachende Arzt einstweilen zu kontrollieren keine Muße hat, aus dem Stumpfsinn dieser öden Tretarbeit in ewigem Rundum und aus dem gewaltigen Affekt des

Digitized by Google

Ehrgeizes ganz unramponiert hervorgeht, wohl ebenfalls. Freilich, ein sehr kluger und feinsinniger Beobachter sagte einmal, man könne mit Leichtigkeit feststellen, daß die Gesichter der echten englischen Trainer oder Jockeis der Pferdephysiognomie täuschend ähnlich sähen, nur sei „das Gesicht eines Vollblutpferdes natürlich bedeutend intelligenter". Aber Fahrrädern kann man ja nicht ähnlich werden. Nur selber Maschine kann man werden. Und läuft das Ganze nicht auf den Beweis hinaus, daß dieses Hebel- und Räderwerk aus Stahl, Knochen, Muskeln und Nerven ein Unendliches an Mißhandlung ertragen kann? Bedarf es, um das zu beweisen, solcher „Sensationen", solcher Verschleuderung von Geld, dessen Mangel in unsern Tagen doch in aller Munde ist?

Auch um Physiognomie und Psyche der Zuschauer ist mir bange. Oder sollte daran nichts mehr zu verderben sein? Kann, wer sich zu solchem Schauspiel locken läßt und dabei stundenlang, ja die Nacht hindurch bis an den lichten Morgen ausharrt, kann der, so frage ich mich, für irgendeine ernsthafte, veredelnde Kultur der Seele und des Körpers noch mitzählen?

Ja, auch vom Körper spreche ich. Denn daß dies ganze Sensations-Schauspiel mit ernsthaftem und gutem Sport, mit Erziehung der Nation zur Freude an Leibeslust und Leibeszucht auch nicht das geringste zu tun hat, das muß hier rückhaltlos unterstrichen werden. Eine Tageszeitung weiß zu berichten: „Bis in die frühen Morgenstunden harren die Menschenmassen dichtgedrängt auf den weiten Tribünen aus. In den Logen herrscht bei den munteren Klängen der Kapelle elegantes, weltstädtisches Leben und Treiben." Da haben wir's, da liegt's: das elegante Leben, das weltstädtische Treiben, die muntere Musik, das ist das jammervolle Drum und Dran dieses Milieus, wo „schwarze Röcke, seidne Strümpfe, weiße, höfliche Manschetten" dem Sportberichterstatter ein Bild von Glanz und Pracht vorzaubern mögen. Wer aber ins Innere schaut, der bricht in das „Ach, wenn sie nur Herzen hätten!" aus. Die Bemühungen um wirklich veredelnde Körperpflege aber werden durch Schaustellungen wie diese auf das gründlichste diskreditiert, weil das große Publikum das eine mit dem andern zusammenwirft. M.

Vom Drill und dem Guten daran

Bildung und Schule

Einer unsrer bösen Schreckteufel heißt der Drill. Ihm geht's auch am schlimmsten in unsern Reden und Schriften. — Und ist er nicht schlimm? Da stehen wir Stunde für Stunde und pauken — das „Einmaleins", Reihe um Reihe, vorwärts, rückwärts, außer der Reihe — „üben" Namen, Zahlen, Tatsachen aus Geschichte, Erd- und Naturkunde „ein" — diktieren „Wörter mit tt" und „Wörter mit ai" in sinnarmen Sätzen und zurechtgemachten „Geschichten"; buchstabieren sie unendlich oft und sehen sie immer wieder falsch — halbe Stunden lang zählen wir Hauptwörter auf, ein andermal Tätigkeitswörter, ein drittes Mal Eigenschaftswörter — wir geben Kindern auf, aus einem schönen Lesestück alle Umstandswörter herauszusuchen — die Sätze nehmen wir aus dem lebendigen Zusammenhang, um ihre grammatischen Bestandteile auseinanderzupflücken — wir „rammen" durch Sagen und Immer-

Digitized by Google

wieder-sagen Bibelsprüche und Lieder-verse in den Kopf der Kinder — all das einmal, zweimal, und wieder und immer wieder — bis es fest und prüfungsfertig „sitzt". Das ist: Gedächtnisdrill. Wir kennen und verwünschen aber noch einen andern: den nennt Bonus „Begriffsdrill": Durch lange, klappernde Ketten von Fragen und Antworten „entwickeln" wir Begriffe (oft bloß leere Wörter, die Begriffe bezeichnen sollen) aus den Kindern heraus und sind froh und stolz, wenn endlich als der langen Mühe Lohn das gesuchte Wort von den Lippen irgendeines Kindes springt. Und all die tote Arbeit nur, weil man uns in den Kopf gesetzt hat, wir dürften kein Wort sagen, wenn's die Kinder „selbst finden" können. Ja, das ist ein Elend, ist langweilig, geist- und lebentötend. Wir glauben nicht mehr an den Segen des „Drills", weil wir seinen Unsegen alle Tage nur zu sehr spüren. Wir wollen lebendig schaffendes Tun, Arbeit im echten und tiefen Sinn, nicht mühsam ausgeklügelte Spiegelfechtereien mit blassen Worten, nicht das ewige Einerlei des Sagens und Immer-immer-wieder-sagens.

Darum nehmen wir die Hacke mit teutschem Zorn und jäten das Unkraut aus. Aber leider, wir jäten noch mehr damit aus.

Wohl ist es schlimm für manchen großen Mann — zumal wenn er ein bißchen für Kunst schwärmt — stundenlang Einmaleins pauken und Geschichtsdaten einprägen zu müssen durch unendliche Wiederholungen; und er muß das immer wieder tun; Jahr für Jahr quält ihn das öde Einerlei. Mancher seufzt tatsächlich unter solcher Last seines Berufs. Aber falsch wird's schon, wenn er uns weismachen will, die Kinder seufzten auch. Ich habe die Kinder beim Einmaleins und beim Satzzergliedern stets sehr lebendig, lustig und eifrig gefunden. Ich habe mich dadurch gelegentlich sogar wider meine Absicht verleiten lassen, mit den Kindern eine ganze Stunde lang „Sätze zu zergliedern"; war in meinem Gewissen erschrocken, als plötzlich die Stunde zu Ende war, konnte aber an der Tatsache nichts ändern, daß die Freude der Kinder bis zum Schluß in dieser recht mechanischen Betätigung sehr lebhaft war. Und das gerade dann, wenn ich recht unbemäntelt „drillte". Und ich habe es auch ganz gut ausgehalten, denn Freude ist nun mal eine der ansteckendsten Krankheiten, die es gibt. Dann nämlich, wenn sie echt ist. Und ich glaube wirklich: Gerade für das wenig entwickelte Bewußtsein, dem reicher differenzierte Gefühle überhaupt noch nicht erlebbar sind, hat dieser reine, unverfälschte Drill, der auch nichts weiter sein will als eben Drill, sehr starken Wertcharakter: Eine wenig anstrengende Arbeit gibt gerade durch die immer wechselnde Wiederholung des Gleichen ein Gefühl merkbar steigender geistiger Herrschaft und Übersicht über den elementaren Wissensbesitz. Und dies Erlebnis flotter, ungehemmter Betätigung mit immer wachsendem Herrschaftsgefühl, dieses Erlebnis geistiger Besitzergreifung — ist der eigentlich pädagogische Wert im Drill. Und unter allen im tieferen Sinne pädagogischen Aufgaben scheint mir keine leichter zu erfüllen als eben die, diesen „Wert des Drills" lebendig zu machen. Wir müssen nur einmal unsre eigenen Schrecken zu Hause lassen und mit den Kindern keck drauflos drillen. —

Wir können aber auch unsers

Digitized by Google

Schreckteufels gar nicht entraten. Der „Unterricht“ hat doch nun einmal auch den Zweck, irgendwelchen Schülern irgendwelche Kenntnis oder Fertigkeit beizubringen, so daß sie's wirklich wissen und können. Das fordert Üben und Wieder-üben, bis zum beherrschten Besitz. Und jede zweckstrebende Tätigkeit verlangt Anstrengung; und nicht bloß, wenn gerade der Augenblick Lust dazu gibt; sondern gelegentlich auch recht nüchterne Anstrengung, und Hemmung der Lust, die der Augenblick eben mitbringt. Gerade dieses Opfern des Augenblicks für den Zweck, dieses Beherrschen momentaner Willensregungen, ist wieder eine Quelle von Werterlebnissen, dazu eine Quelle geistigen Wachstums, die wir den Kindern nie und nimmer verschließen dürfen.

Wir meinen darum, nicht der Drill als solcher ist's, den wir ablehnen müssen. Nein, aber den Vorwurf macht man der „alten Schule“ (sie ist leider immer noch recht lebendig) mit Recht: daß bei ihr der Drill in seiner Doppelform den Gesamtcharakter der Arbeit bestimme. Auch das braucht für die Kinder noch nicht ledern zu werden und wird's meist nicht. Aber die besten und reichsten Wachstumswerte können nicht zur Entfaltung kommen, wenn man einen unter ihnen allein herrschen läßt. Wir wollen die Bedeutung des Drills nicht vergessen, aber ja nicht für die wichtigste oder wohl gar die in Unterrichtssachen allein wichtige halten. Wir wollen ihm vielmehr das bescheidene Plätzchen suchen, das ihm in der Schule auch weiter notwendig gebührt; und dort wollen wir sorgen, daß sein Wert lebendig wird.

Wir klagen auch sonst über den Drill — beim Militär, bei politischen Parteiverbänden, bei der Organisation der Arbeit in Fabrikbetrieben usw. Die Frage kann hier wie dort nur lauten: Wieweit ist er wirklich nötig? und: Wie kann innerhalb dieser Grenze sein Wert, auch sein Wert als Freude zur Entfaltung kommen?

A. H.

Schule und Industriestaat

Darüber sprach Professor Flesch kürzlich in den „Süddeutschen Monatsheften“. In der Heranbildung der Jugend zu ergänzen, was die Eltern unter dem Drucke der Erwerbsart und aus Mangel an Kenntnissen und Mitteln nicht leisten können, das, meint er, ist das Ziel der Schule. Weil aber die Erwerbsarten mit den verschiedenen Formen der menschlichen Wirtschaftsweise wechseln, so ergibt sich schon daraus die jeweilige Anpassung der Schulordnung an die Gesellschaftsordnung. Während uns die Entwicklung aber bereits mitten in den Industriestaat geführt hat, spiegelt unsere Schulordnung noch vielfach agrarische Verhältnisse. Da haben wir zunächst die Zeiteinteilung der städtischen Schulen. Bei der vollkommenen Industrialisierung der Bevölkerung kann sich heute nur ein Bruchteil der Frauen ausschließlich dem Haushalt und den Kindern widmen: Die schulfreie Zeit treibt die Kinder also aufsichtslos auf die Straße, aufsichtslos nicht nur bei Spiel und Freude, sondern auch bei Ernst und Arbeit, bei Hunger und Durst. Die Beschränkung der Schule auf den Unterricht und das Heranwachsen der Städte zu Industriezentren stehen also in einem Widerspruch, der zu lösen ist. So fordert Flesch „die Ausdehnung der von der Schule zu leistenden Aufgaben auf die Dauer des Arbeitstages

Digitized by Google

der Proletarierfrau" als eine Anpassung der Schule an das Familienleben der Industriebevölkerung.

Solcher Einklang von Schul- und Arbeitszeit brächte aber eine neue Schulform auf. „Die Unterrichtsschule muß zur Erziehungsschule werden." Neben den eigentlichen Unterricht hätte die Überwachung der Kinder in den schulfreien Stunden zu treten, also die Überwachung über Nacharbeit, Spiel, Beschäftigung und Verköstigung. Die Ferienzeit fiele weg, sie ist für Flesch heute nur noch der gedankenlose Überrest überlebter Zeiten. „Die arbeitende, erwerbstätige Frau hat keine Ferien: so muß auch die Erziehungsschule durch die Ferienzeit weiterlaufen." Diese wieder müßte ausgestaltet werden. Walderholungsstätten und die jetzigen Ferienreisen zeigen den Weg.

Die Anpassung der Schule an die geänderten sozialen Verhältnisse der Städte erforderte freilich eine Erweiterung der Schulgebäude. Wenn Friedrich Naumann in seiner Schrift „Die Erziehung zur Persönlichkeit im Zeitalter des Großbetriebes" (Buchverlag der „Hilfe", 1907) bereits von einem Großbetrieb der Schule spricht, so erforderte dieser Großbetrieb nun breite Zubauten. Die Klassenzimmer allein genügten nicht. Aufenthaltssäle, Speiseräume, schulärztliche Untersuchungszimmer müßten geschaffen werden. Aufsichtslehrer, Ökonomie-, Küchen- und Bureaupersonal wären notwendig. „Fürwahr," meint Flesch dazu, „ein reichhaltiges Bukett neuer Forderungen an die durch Schulausgaben schon schwer genug belasteten Städte."

Aber die Deckung der Kosten wäre immerhin kein Ding der Unmöglichkeit. Der Gedanke eines allgemeinen Schulversicherungsbeitrages, etwa in der Höhe der Krankenversicherung der Familie, hätte Aussicht, hier die Mittel zu beschaffen. Dieser neue Versicherungszwang bedeutete selbst für den Arbeiter keine Belastung, da ihm damit andre belastende Ausgaben abgenommen und sogar Ersparungen ermöglicht würden. Dazu käme noch der ethische und volkspädagogische Wert eines solchen allgemeinen Beitrages, der auch die außerehelichen Geburten und die Kinderlosigkeit beeinflussen müßte. Zugleich müßte sich die Diensttauglichkeit der städtischen Bevölkerung durch diese Reformen heben. Flesch bemerkt dazu: „So könnte man rechnen; das hieße aber in der kriegerischen Gewaltleistung, statt in kulturellem Wirken den Maßstab des Fortschrittes anerkennen." Und er stellt die mahnende Frage: „Sollte das nicht genügen, daß unsere Vorschläge für Tausende und Abertausende, die heute unter dem Drucke proletarischen Elends verkümmern, mindestens die Kindheit zu einer Periode sorglosen Aufwachsens und zur Grundlage einer dem späteren Kampf ums Dasein gewachsenen körperlichen Stählung werden kann?"

Fleschs Ausführungen gewinnen gerade in dem Augenblicke, da die Ergebnisse der letzten Berufszählung bekannt werden, an Bedeutung. Schon die Tatsache, daß der Anteil der weiblichen Bevölkerung an der Erwerbstätigkeit im Hauptberuf von 19,97 Prozent im Jahre 1898 auf 23,37 Prozent im Jahre 1907 anwuchs, zeigt greifbar die Notwendigkeit einer vollkommenen Schulreform. Ganz unerhört klingen ja die neueren Formen nicht. Ansätze sind vorhanden, wie Schulspiele und Schulbäder. An manchen Orten wird auch bereits ein warmes Frühstück geboten oder man

Digitized by Google

verteilt Speisemarken. Ferienkolonien verschaffen den Arbeiterkindern ein paar Tage in Grün und Freiheit. Aber das ist alles nur Anfang. Und zu häufig lenkt uns dabei noch irgendeine Wohltätigkeitsidee. Es ist mehr als ein Akt der Freiwilligkeit, dem Folge zu geben, was die Zeit zu neuem Aufschwung verlangt.

Wohl aus diesen Gedanken heraus hat sich übrigens in Österreich eine Organisation gebildet, die hier viel zur Lösung der Probleme beitragen könnte, wenn sie mächtiger würde und sich vervielfältigte: eine Organisation der Eltern. Der österreichische Elternbund für Schulreform, der auch schon in Deutschland Nachahmung findet, erläßt eben einen Aufruf. „Die Öffentlichkeit muß zu der Überzeugung kommen, daß dem Elternhause gegenüber der Schule nicht bloß eine passive Stellung zukommt, sondern daß es auf die rechtlich anerkannte Vertretung seiner Interessen Anspruch hat. Die Verwirklichung dieser Forderung ist nur durch Organisation zu erreichen. Der geeinten Elternschaft wird es gelingen, auf die weitere Entwicklung unseres Schulwesens bestimmenden und gedeihlichen Einfluß zu nehmen: die gegenwärtige Unterrichtsschule muß zur Erziehungsschule ausgestaltet und für die körperliche Betätigung der Schüler muß in einem Maße gesorgt werden, welches sowohl den Anforderungen der Pädagogik und Hygiene wie auch der Erhaltung der Wehrfähigkeit unserer männlichen Jugend entspricht."

Sehr vieles von dem hier Besprochenen klingt utopisch, aber darin zum mindesten hat Flesch recht: „Utopisch sind alle idealen Bestrebungen in ihren Anfängen." Wieweit Flesch sonst recht hat, darüber sollten Aussprachen und sollten Versuche klären. J L S

Nochmals Dürerbund und Kosmos

Unter uns

Im Anschluß an unsre Aussprache mit dem Kosmos (Kw. XXII, 11) hat nunmehr in Dresden eine Unterredung zwischen Vertretern des Dürerbundes und des Kosmos stattgefunden. Ihre Beschlüsse machen die Vorstände der beiden Vereinigungen hierdurch bekannt:

1. Der Kosmos wird in absehbarer Zeit seine Organisation in einigen wesentlichen Punkten zu ändern suchen. Er verzichtet daher auf eine Erörterung darüber, ob seine gegenwärtige Organisation da oder dort Anlaß zu berechtigter Kritik bietet.

2. Der Arbeitsausschuß des Dürerbundes ist von den geplanten Änderungen in der Kosmosorganisation unterrichtet worden. Werden sie verwirklicht, so erkennt auch er die Organisation des Kosmos als allen Anforderungen entsprechend an.

3. Nunmehr ist ein gemeinschaftliches Arbeiten beider Verbände wesentlich erleichtert, und da uns ein solches vielfach von der Sache gefordert erscheint, so werden Dürerbund und Kosmos versuchen, gemeinsame Aufgaben in Zukunft auch gemeinsam zu behandeln, und überhaupt in Kartell miteinander treten.

So wird die Gründung eines Naturschutzparkes auch vom Dürerbund unterstützt. Über weiteres behalten sich die beiden Verbände Mitteilungen von Fall zu Fall vor.

4. Die Unabhängigkeit der Ratgeberkritik wird durch das neue Kartell natürlich nicht berührt.

Digitized by Google

Meffel ist gestorben!

Während die ersten Bogen dieses Heftes schon unter den Pressen sind, lesen wir diese erschütternde Nachricht. Wir können sie nur noch verzeichnen und eine Würdigung dieses Mannes uns vorbehalten.

Lebende Worte

Vom Publikum

Gerlo: Wer das Geld bringt, kann die Ware nach seinem Sinne verlangen. —

Wilhelm: Gewissermaßen; aber ein großes Publikum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach durch das Gute Gefühl und Geschmack für das Gute bei, und es wird sein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verstand, ja die Vernunft selbst bei dieser Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm schmeicheln wie einem geliebten Kinde, schmeicheln, um es zu bessern, um es künftig aufzuklären; nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrtum, den man nutzt, zu verewigen. Goethe

Unsre Bilder und Noten

Leo Sambergers „Christus". Um die Jesusgestalt haben tausend Maler gerungen, jeder, indem er die Seite hervorhob, die ihm die wesentlichste war. Eben deshalb hat keiner den Christus zeigen können, jeder nur die ihm zugewendete Seite. Was vor Samberger wie ein stilles Leuchten aus der Nacht getaucht ist, verlangt vor allem langes, ruhiges Betrachten. Wenn dem verweilenden Auge dieses Bild so lebendig geworden ist, daß es die ganze Gestalt des Fragers und Durchschauers ins Dunkle hineinsieht, dann erst redet ihm in Eindringlichkeit auch dieses Gesicht. — Unser Steindruck ist nach einer großen Photogravüre ausgeführt, die im Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst zu München erschienen ist.

So tief das alljährliche Wunder der auferstehenden Natur den Empfänglichen allerorten berührt, dem Bewohner der Berge führt es sich noch anders als dem des Tieflandes vor, denn er sieht räumlich beieinander, was an diesem zeitlich getrennt vorüberzieht. Er kann in Stunden vom vollen Blühen durchs scheue Öffnen und erste Knospen hin zum ersten Eratmen des Grüns auf den nassen Wiesen und bis zum stillen Winterschnee steigen, unter dem noch alles schläft, und jeder höhere Berg zeigt ihm ein großes Bild der Wandlung. So ist mir wenigstens solch ein Berg im Frühling immer als der herrlichste Ausdruck der Auferstehung erschienen, den unsre Landschaft bietet. Otto Bauriedls Aquarell ist ein richtiges weltliches Osterbild. Es ist gefühlt, ich möchte sagen: bis in die „Fingerspitzen" des Baumes, der da in die blaue Luft tastet, ob er's mit dem Ergrünen schon wagen kann. Wie ist diese Luft selber gegeben, die föhnige! Alles ist rein und klar, alles wartet, alles wird. Und solche poetischen Werte sind hier ganz und gar keine literarischen, sie sind poetisch in dem Sinne, in dem die beseelten Gaben aller Künste poetisch sind: weil Poesie im Gegensatz zur Literatur das letzte Gemeinsame aller starken Kunst ist. Die malerischen Werte des schönen Bildes sind nur Schönheit des Weges, nicht des Ziels.

Und darin liegt eine Verwandtschaft zwischen unserm Werklein und

Digitized by Google

einem Werk, das auf den ersten Blick so ganz anderer Art erscheint, wie das von Böcklin, wie das berühmte Karfreitagsbild „Sieh, es lacht die Au“. Wir möchten eben deshalb bitten, es einmal in solchem Zusammenhange anzusehn. Böcklins Malerideale sind ganz andre, als die Bauriedlschen, und erst recht ganz andre, als die der sich selbst par préférence so nennenden „Modernen“, welche, vielseitig wie sie sind, eben deshalb die Malerideale Böcklins oft gar nicht mehr sehen können. Aber das ist das Gemeinsame: auch in Böcklins Schöpfung ist nichts Wesentliches, das sich anders als eben durchs Bild gerade so geben ließe, und das letzte Wesentliche ist doch auch hier seine Poesie. Die dunkle Gestalt mit den verweinten Augen, die überall im Erwachenden nur das eine suchen, das nicht erwacht, und ihre Begleiterinnen, die sie trösten wollen und denen auch weh ist, die Unbeteiligte dann, die freundlich die Blume reicht — sie brauchen unser Auge, um zu unsrer Seele zu sprechen. Aber sie bedeuten im ganzen ja nicht mehr, als eine Menschenstimme vor dem Wogen des Orchesters. Die „Au“, die Landschaft ist der tiefe Untergrund, aus dem die Stimmung des Werkes aufrauscht. Diese Landschaft als die Leben gewordene Schönheit. Wenn der Gedanke an irgendein Einzelgeschick wieder zurücktritt, dann erst sind wir dem Herzen dieser Schöpfung nahe. Man könnte das Bild auch schlechtweg „Frühlingswehmut“ nennen.

Zu der Illustrationsbeilage unsres Heftes wolle man den Rundschaubeitrag über das Rathaus der Kleinstadt vergleichen. A

Unsre Notenbeilage bringt zum Osterfest Franz Schuberts trotz all seiner Herrlichkeit fast unbekannt gebliebenen Auferstehungschor der Engel aus Goethes „Faust“, eine Komposition voller Schwung und Pracht, die im Konzert wie bei Theateraufführungen wahrlich endlich auch mehr gesungen zu werden verdiente. Die Schönheiten dieses Chors liegen vor allem in seiner harmonischen Abwechslung und Steigerung. Er besteht aus zwei ähnlich gebauten Strophen und einer Koda. Beide Strophen beginnen mit demselben energischen Harmonieschritt von E-Moll nach as. Die zweite Phrase moduliert aber in der ersten Strophe nach c, in der zweiten nach des. Nun folgt in der ersten Strophe eine breite Kadenz über as nach b, worauf die nächste Phrase absinkend Note gegen Note deklamiert und auf einem Kirchenschluß endet. Die zweite Strophe hingegen deklamiert gleich weiter und hat erst ganz am Schluß eine breite Kadenz nach es. Dann kommt in beiden ein zweiaktiges Baßsolo, worauf der Rest der Phrase beiderseits zur Dominante moduliert. Wundervoll hängt sich nun die Koda daran. Mit der piano höherrückenden Harmonie scheint der Gesang der Engel wie in der Himmelsferne zu verschweben. Aber nur einen Augenblick. Dann setzt er voll ein und ergießt sich mit kurzem Ruck mächtig in das erlösende C-Dur.

Wir fügen je ein finnisches, dänisches und ein altdeutsches Volkslied hinzu, die, der „Hausmusik des Kunstwarts“ entlehnt, auf die betreffenden Hefte aufmerksam machen wollen. Die Pflege des Volksliedes kann unserm Volke, welches Standes es immer sei, gar nicht oft und nachdrücklich genug ans Herz gelegt werden. Wer gut aufmerkt auf die wundervolle Harmonie von Wort und Weise, auf die ergreifende Wahrheit und Schlichtheit des musikalischen Ausdrucks, wie er guten Volksliedern eigen ist — es gibt natürlich auch schlechte —, der wird dadurch

Digitized by Google

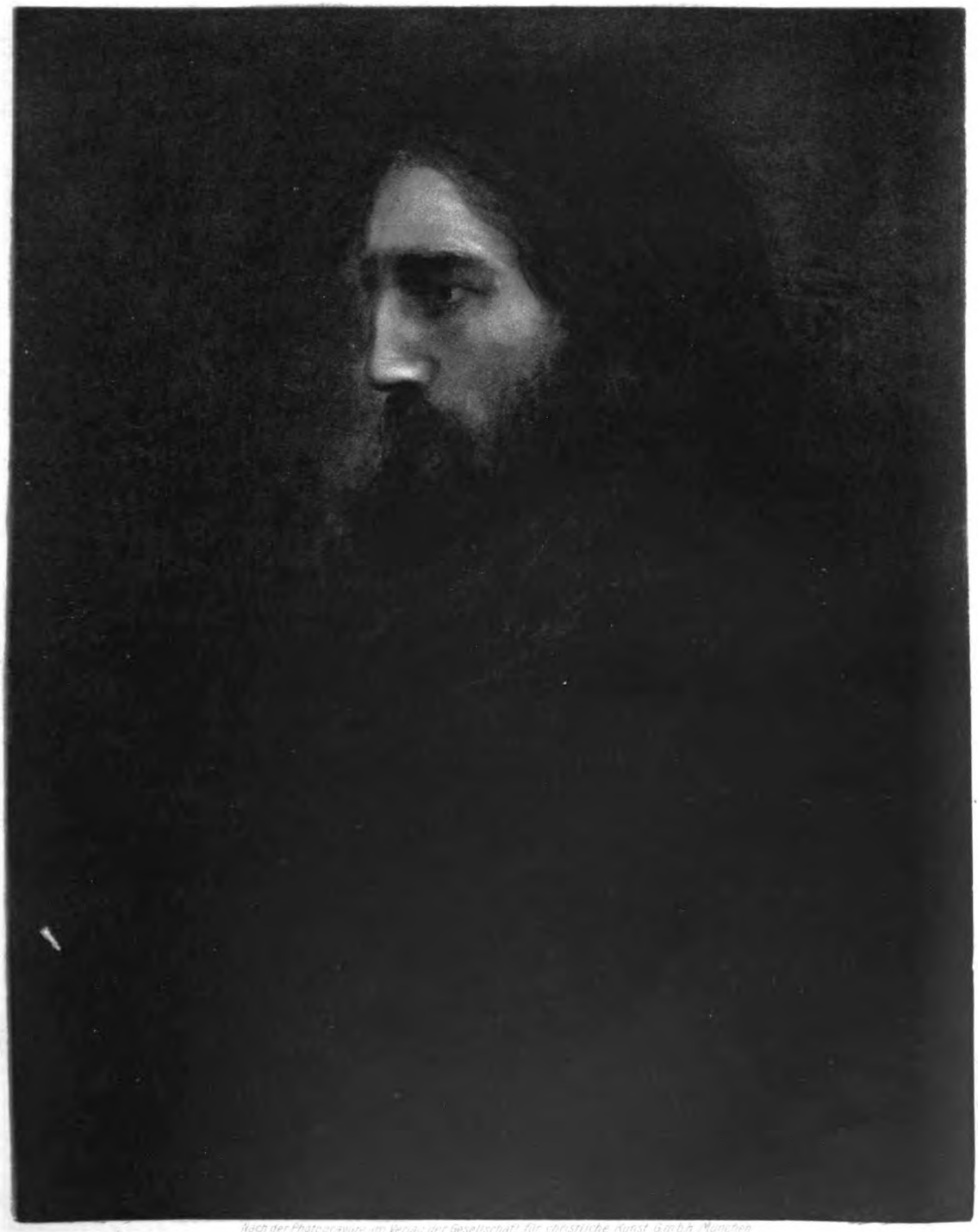
gefeit gegen das Erklügelte, Phrasenhafte, Geschauspielerte im Bereiche auch der Kunstmusik.

Das finnische Lied „Der Knecht“ drückt in elegisch weicher, lebhaft an Franz Schubert gemahnender Kantilene die Klage des geknechteten Volkes aus. Der Trotz, der sich auf dem Grund seiner Seele regt, findet im Klavierpart seine Versinnlichung. — Das dänische Volkslied „Abendfrieden“ ist dem Texte nach eine Kunstdichtung von Andersen. Es gehört nämlich zu den Eigentümlichkeiten der dänischen Volkslyrik, daß ihre Lieder oft nicht in der alten volkstümlichen Fassung, sondern in späteren Umdichtungen durch Literaten in der Bevölkerung weiterleben, was offenbar mit der großen Bedeutung des dichterischen Momentes im Volksgesange der Dänen zusammenhängt. Das Lied wirkt als ein Seitenstück zu unserm deutschen „Der Mond ist aufgegangen“ von J. A. P. Schulz und Matthias Claudius. In der Melodie webt in beiden Fällen etwas von der wohligen Kühle des Sommerabends. Eine Vergleichung wäre lohnend und würde das künstlerische Urteilsvermögen schärfen helfen. Etwa mit dem Ergebnis, daß in der deutschen Weise mehr aus dem Innern quellendes Empfinden, in der dänischen mehr die Schilderung der äußeren Eindrücke vorwaltet. Den fröhlichen Beschluß macht endlich das urkräftige altdeutsche Trinklied „Vom Fürstenberger Wein“, das uns die Lautentabulatur von Sebastian Ochsenkhun (Heidelberg, 1558) überliefert. Text und Weise haben hier eine Redaktion erfahren, die den Gebrauchswert des in festfreudig bewegter Zecherlust einherstolzierenden Liedes erhöhen dürfte. Im Kunstwartverlag ist auch eine Bearbeitung des Liedes für Männerquartett von Hans Heinrichs erschienen, die Männergesangvereinen für ihre Konzertprogramme dienen könnte.

Zum Schluß die Bemerkung, daß der Kunstwart, nachdem er in der letzten Zeit ziemlich viel Gesangsmusik gebracht hat, im beginnenden Quartal die Spielmusik wieder reicher bedenken wird. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII 6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofstraße 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google



Nach der Photogravüre im Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst G.m.b.H. München

Leo Samberger

Digitized by Google

Digitized by Google

Photographieverlag der Photographischen Union in München

ARNOLD BÖCKLIN

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: VOM RATHAUSE DER KLEINSTADT

KW

GABRIEL VON SEIDL
RATHAUS IN TOELZ

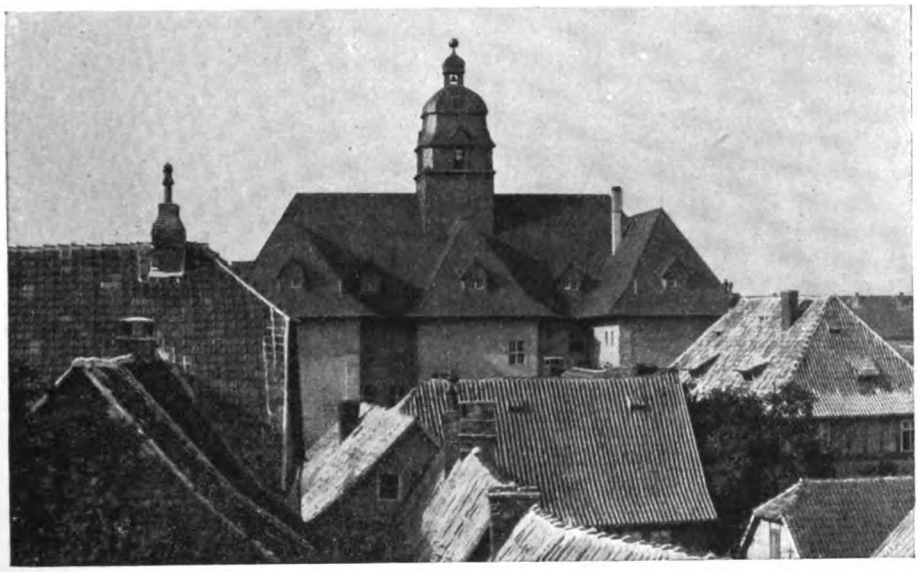
Digitized by Google

VOM RATHAUSE DER KLEINSTADT

KW

ALFRED MESSEL
RATHAUS IN BALLENSTEDT

Digitized by Google



ALFRED MESSEL, RATHAUS IN BALLENSTEDT

Digitized by Google

KARL HOCHEDER, RATHAUS IN BOZEN

RATHAUS IN BOZEN, INNENHOF

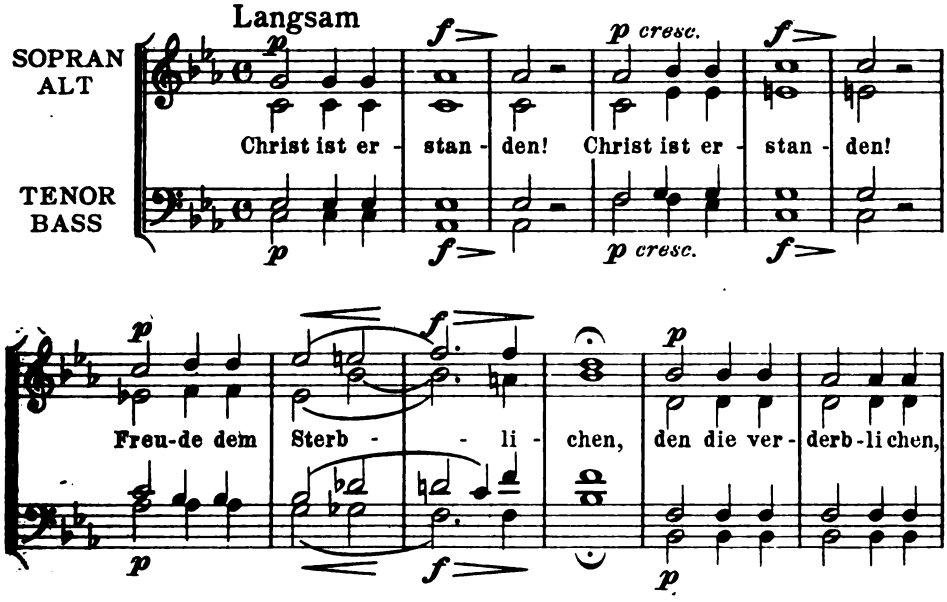
RATHAUS IN BOZEN, AMTSZIMMER

KW

Digitized by Google

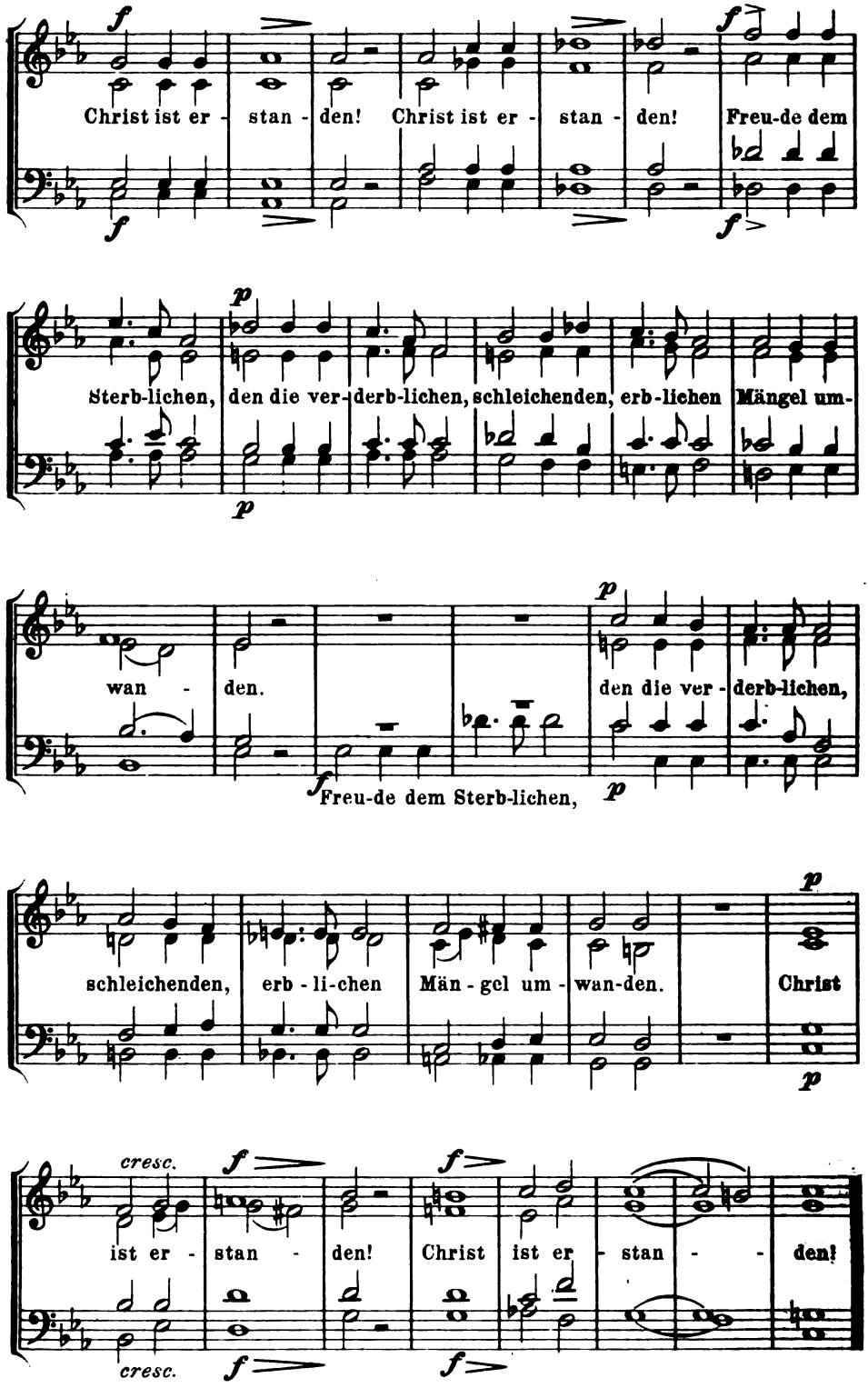
Franz Schubert

OSTERCHOR DER ENGEL
aus Goethe's „Faust"



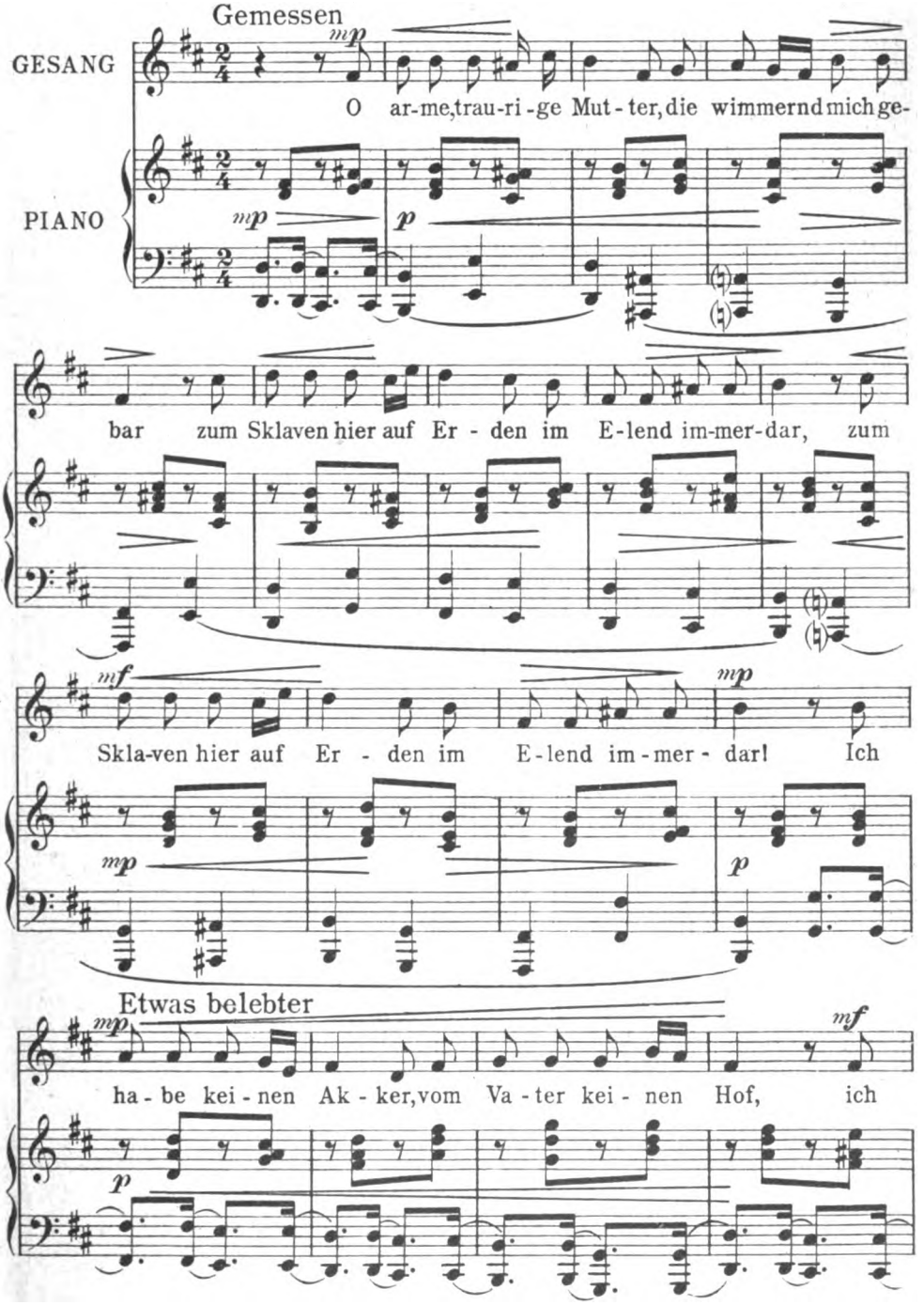
Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

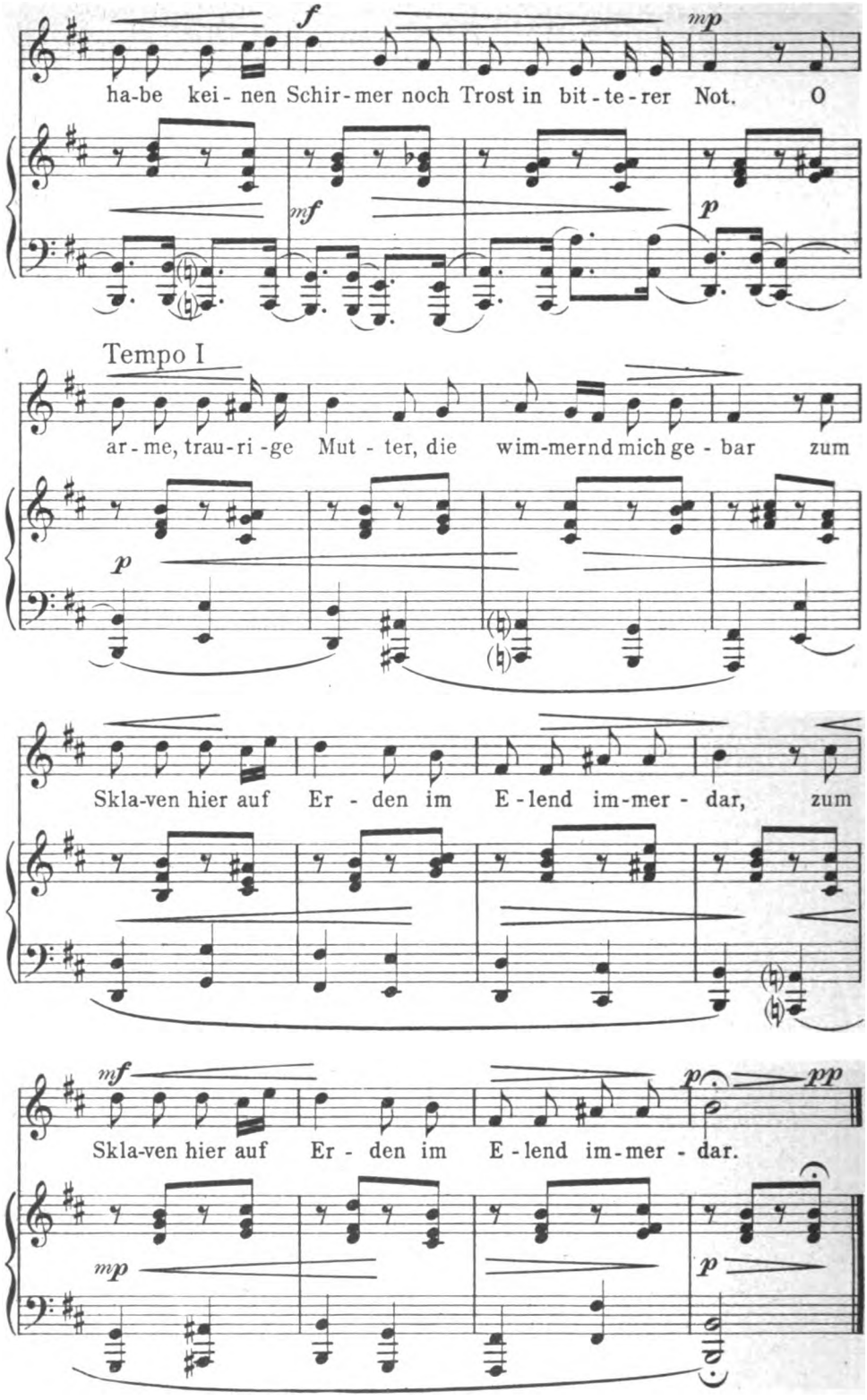


Digitized by Google

DER KNECHT



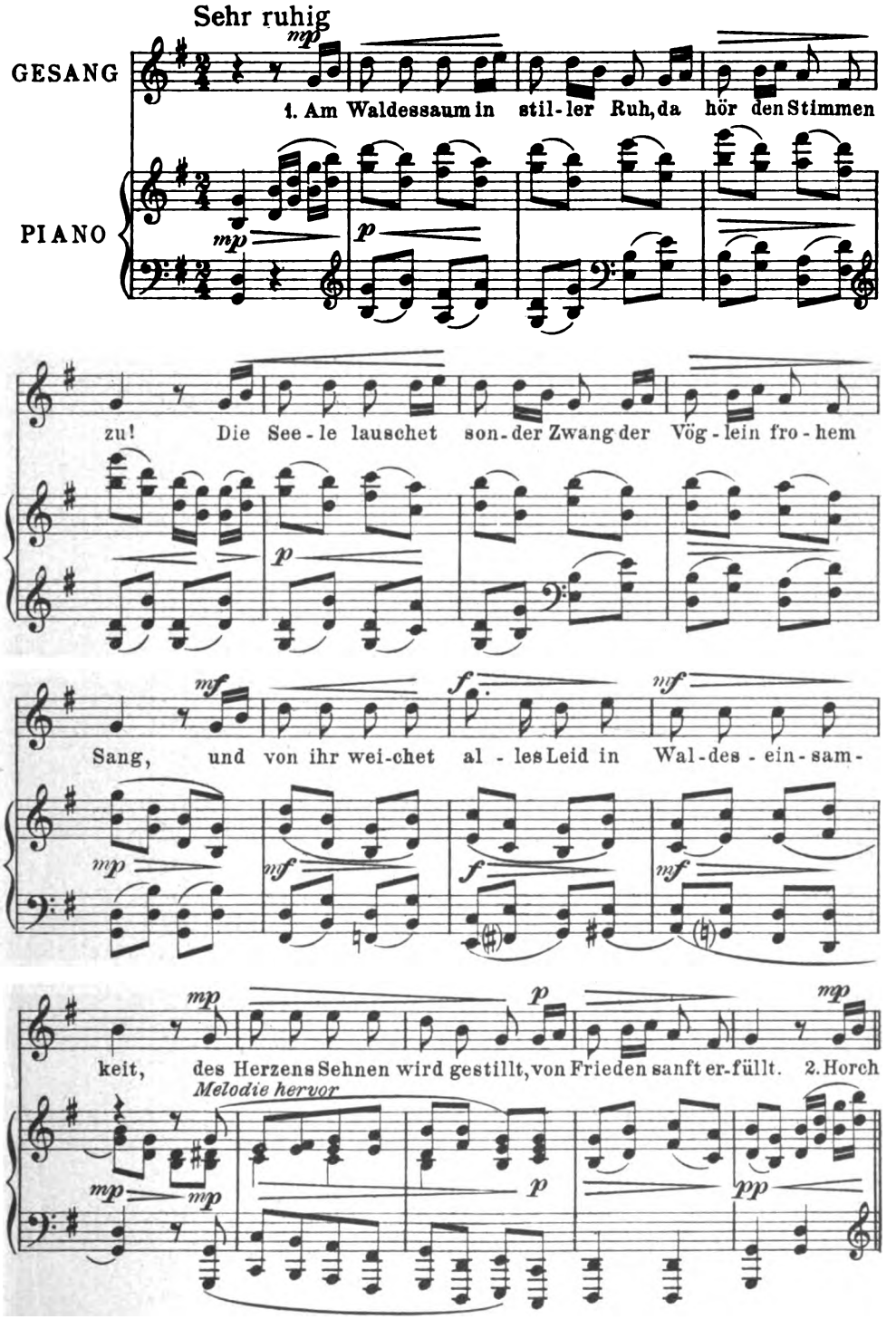
Digitized by Google



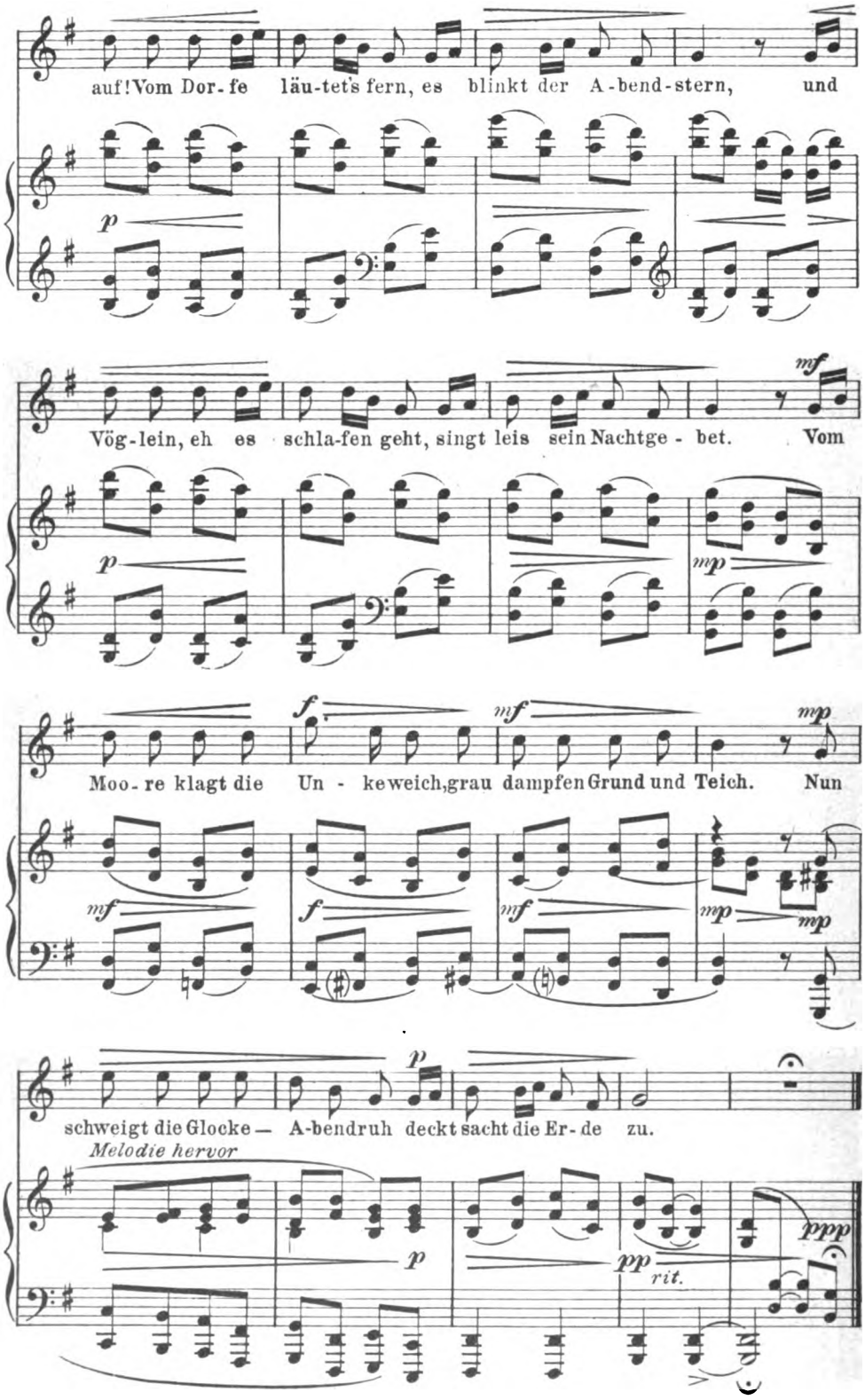
Digitized by Google

ABENDFRIEDEN

(Neudänisch von H. C. Andersen)

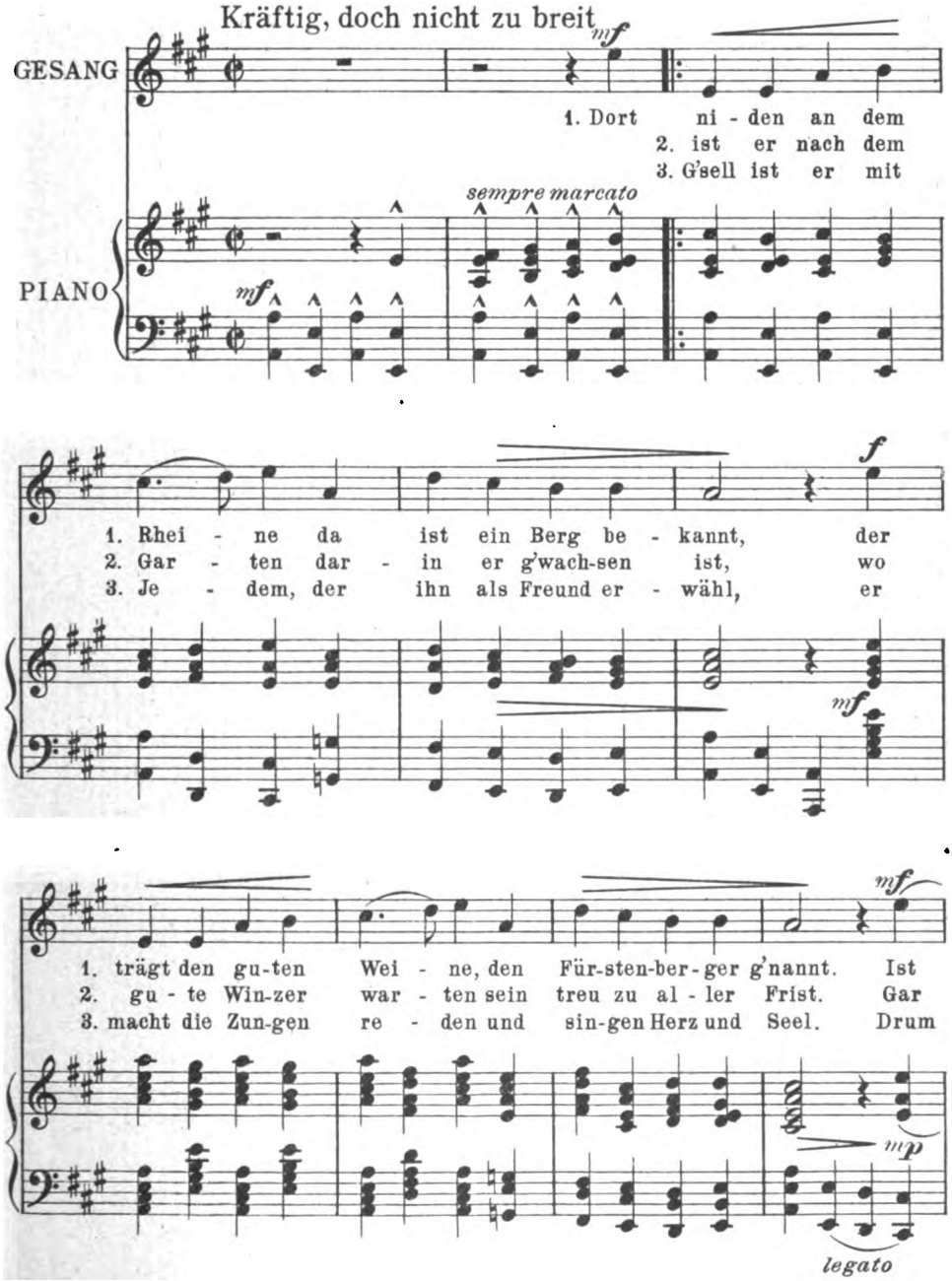


Digitized by Google

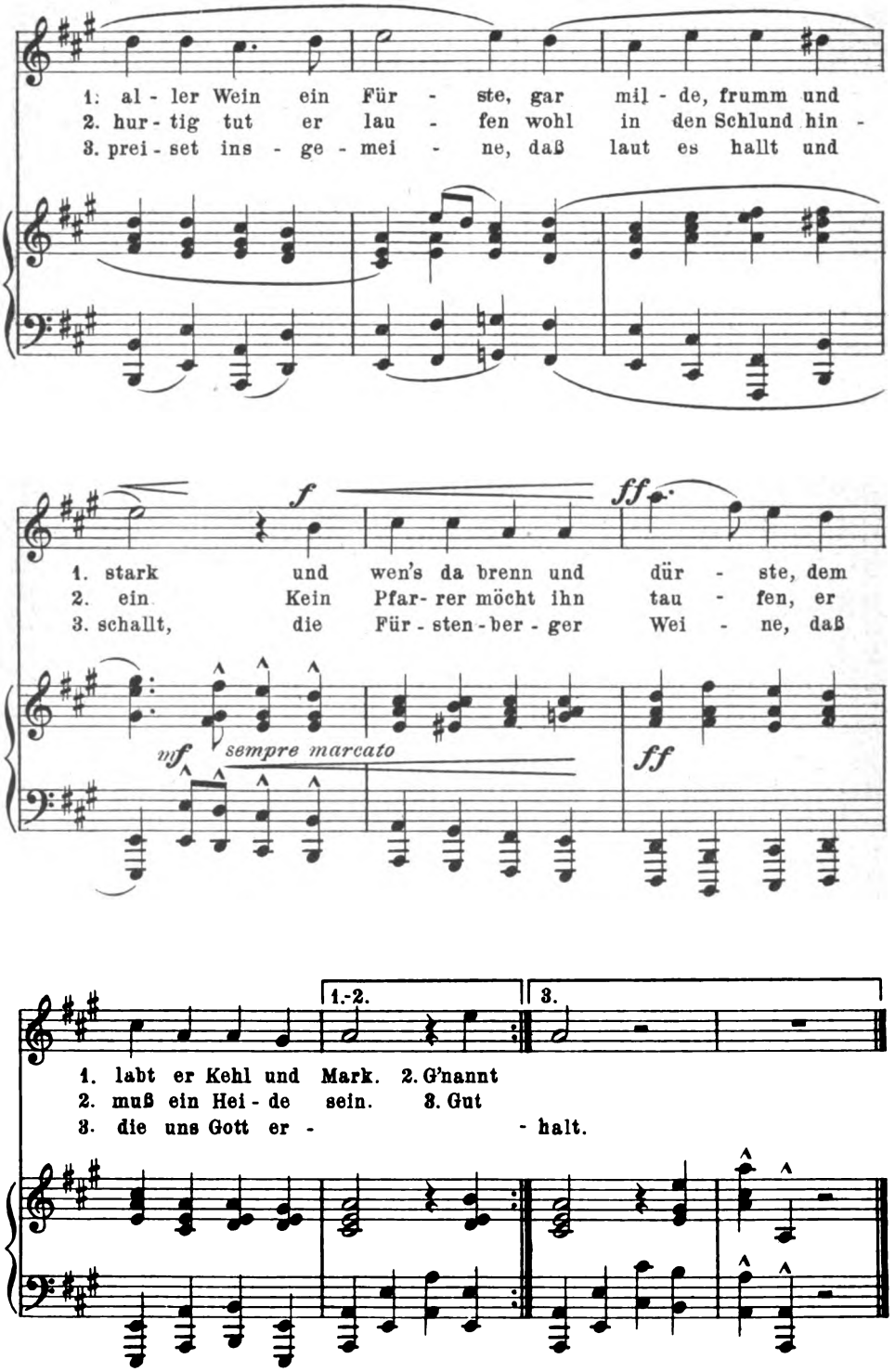


Digitized by Google

DER FÜRSTENBERGER



Digitized by Google



Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

ERNST PFANNSCHMIDT

KW

Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Aprilheft 1909 Heft 14

Vom Erfahren

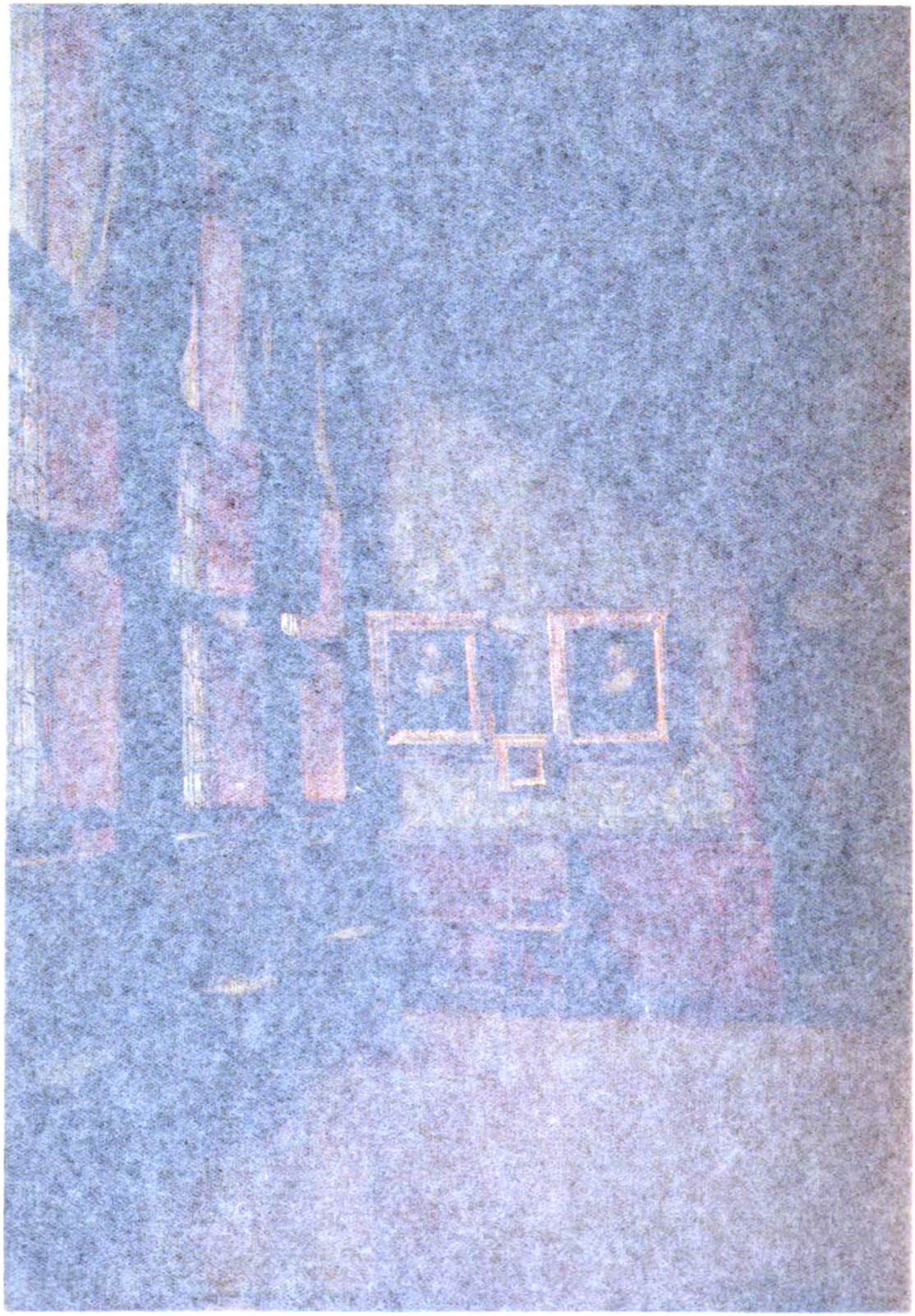
Das gehört zu den Dingen, die der Mensch am langsamsten zu begreifen lernt: daß so viele Dummheiten immer wieder von frischem gemacht werden müssen. Du hast deinerzeit reichliche gemacht in Liebessachen, und mit der Klugheit des Weisen, der alles hinter sich hat, ermahnst du nun deinen Sohn, nicht auf diese Gans da hinein, mein Kind! Er hört dich gelassen an, denkt: gerade davon versteht der Alte nichts und [illegible] auf seines Lieblingsgeflügels Schultern. [illegible] daß sein Freund ein sehr wesentlicher Dichter [illegible] der größte (den nennt er aus Bescheidenheit nicht, [illegible] immerhin so etwas, wie eine Vereinigung von Shakespeare [illegible] mit Goethe (ohne die seinigen). Bezweifelst du das, so sagt er: „Aber so lies doch, was er geschrieben hat!" Und [illegible] noch nicht ganz überzeugt, so fühlt er seufzend die [illegible], daß er die gegenwärtige Epoche doch erst, durch ein [illegible] im Pirnaer Tageblatt, werde aufklären müssen.

Eine Erfindung, die geraten, ein Experiment, das [illegible] Berechnung, die geglückt ist, ja, haben wir deren Ergebnisse [illegible] wir sie meistens auch. Alles, was so abstrakt ist, daß [illegible] Menschenkram nicht weiter berührt, und auch alles, [illegible] in ihn hineinpaßt, alles das können wir dem Geschlecht [illegible] ziemlich unbesorgt um seinen Verlust und sogar um [illegible] weitergeben. In unserm Herzen aber wohnt ein Affe, [illegible] wirft zwar gelegentlich Eis ins Blut, öfter jedoch stellt er den [illegible] Topf aufs Heizfeuer, daß er uns Gehirn dampft. Was [illegible] diesem eingeschlossenen Wesen dringt, das reizt es zu [illegible] Sichdreinmischen, und ob der Chor der Affen [illegible] rufe: laß es wie es ist, Herzmännlein [illegible] Was wir uns selbst mit Hilfe unsrer Herzmännlein [illegible] glaubt" haben, muß für die Nachfahrer immer [illegible] wird aber dabei, die Religionsgeschichten [illegible] schöner. Jedoch auch das Beweisbare wird [illegible] weiteres hingenommen, wenn Wunsch und [illegible] die sind immer die lautesten, und erst die [illegible] mittels pädagogischer Massage durch Seitenpulte [illegible] gegen ihr Geschrei ankommen.

Erfahren* ist das Ansammeln und Verarbeiten [illegible] so daß sie ihrerseits wieder zu Einsammlern, [illegible] In dieser Beziehung gibt es keine „übel" [illegible] ist eine jede gut, als sie ein Stück Gewappen [illegible] setzen mit der Welt in unsre Rüstkammer [illegible]

* Eine wissenschaftliche Definition und [illegible] Empirie scheint mir für den heutigen Zusammen[illegible] gehörte wohl auch kaum an diese Stelle. M

Digitized by Google



KW

ERNST PFANNSCHMID
Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Aprilheft 1909 Heft 14

Vom Erfahren

Das gehört zu den Dingen, die der Alternde am langsamsten zu begreifen lernt: daß so viele Dummheiten immer wieder von frischem gemacht werden müssen. Z. B.: Du hast deinerzeit reichliche gemacht in Liebessachen, und mit der Stimme des Weisen, der alles hinter sich hat, ermahnst du nun den Sohn: falle nicht auf diese Gans da hinein, mein Kind! Er hört dir ehrerbietig zu, denkt: gerade davon versteht der Alte nichts und sieht weiter Nike-Fittiche auf seines Lieblingsgeflügels Schultern. Oder: er ist der Ansicht, daß sein Freund ein sehr wesentlicher Dichter sei, nicht gerade der größte (den nennt er aus Bescheidenheit nicht), aber doch immerhin so etwas, wie eine Vereinigung von Shakespere (ohne seine Mängel) mit Goethe (ohne die seinigen). Bezweifelst du das, so sagt er: „Aber so lies doch, was er geschrieben hat!“ Und bist du auch dann noch nicht ganz überzeugt, so fühlt er seufzend die Notwendigkeit, daß er die gegenwärtige Epoche doch erst, durch eine Rezension im Pirnaer Tageblatt, werde aufklären müssen.

Eine Erfindung, die geraten, ein Experiment, das gelungen, eine Berechnung, die geglückt ist, ja: haben wir deren Ergebnisse, so behalten wir sie meistens auch. Alles, was so abstrakt ist, daß es unsern Menschenkram nicht weiter berührt, und auch alles, was uns gut in ihn hineinpaßt, alles das können wir von Geschlecht zu Geschlecht ziemlich unbesorgt um seinen Verlust und sogar um seine Intaktheit weitergeben. In unserm Herzen aber wohnt ein Männlein, das wirft zwar gelegentlich Eis ins Blut, öfter jedoch stellt es den ganzen Topf aufs Heizfeuer, daß er ins Gehirn dampft. Was irgendwie zu diesem eingeschlossenen Wesen dringt, das reizt es zu irgendwelchem Sichdreinmischen, und ob der Chor der Alten noch so eindringlich rufe: laß es wie es ist, Herzmännlein, es läßt es doch nicht so. Was wir uns selbst mit Hilfe unsrer Herzmänner erfühlt und „erglaubt“ haben, muß für die Nachfahrer immer wieder in ihre Kessel, wird aber dabei, die Religionsgeschichten erweisen es, nicht immer schöner. Jedoch auch das Beweisbare wird von der Jugend nie ohne weiteres hingenommen, wenn Wunsch und Wollen in der Nähe sind: die sind immer die lautesten, und erst die eigne Erfahrung kann mittels pädagogischer Massage durch Seitenpüffe und Kopfnüsse auch gegen ihr Geschrei ankommen.

Erfahren* ist das Ansammeln und Verarbeiten von Ergebnissen, so daß sie ihrerseits wieder zu Einsammlern, zu Verarbeitern werden. In dieser Beziehung gibt es keine „übeln“ Erfahrungen: insoferne ist eine jede gut, als sie ein Stück Gewappen mehr zum Auseinandersetzen mit der Welt in unsre Rüstkammer trägt. Nur, daß es uns

* Eine wissenschaftliche Definition und Untersuchung des Wesens der Empirie scheint mir für den heutigen Zusammenhang völlig entbehrlich und gehörte wohl auch kaum an diese Stelle. A

Digitized by Google

übel bekommen würde, sagten wir gekommenen Falls: hier liegt die Sache so, da zieh ich also meine Erfahrung aus dem Falle Nr. X hervor, wo die Sache ebenso lag, und wende sie so und so an. Wenn 24 Figuren auf 64 Schachbrettfeldern, ich weiß nicht, wie viele Millionen Spiele zulassen, wie viele läßt dann das Leben zu? Es liegt alles darin immer nur „ähnlich", „die Sache" liegt niemals „ebenso". Kirchbach hat einmal ein Lustspiel geschrieben, dessen hübsche Grundidee die war: ein „Menschenkenner" wendet immer seine Erfahrungen und ihre Lehren an, die Erfahrungen und Lehren sind stets einwandfrei, aber die Anwendung verunglückt stets. Und dann: die aufgespeicherten Erfahrungen sind andersartige Waffen, als stählerne. Wir sollen sie gar nicht hervorsuchen, sie greifen von selber ein. Wie die steinernen Schwerter der Sage kommen sie alle zusammen von selbst von den Wänden, wenn sie gebraucht werden, und fechten mit den Eindringlingen ganz von selbst. „Der Fall liegt so!", „Nein, dies war ganz anders", „Und jenes ein wenig", „Und das wieder viel" — Haupterfahrungen, Nebenerfahrungen, Erfahrungen über Erfahrungen reden auf jeden Anruf lauter und leiser mit und ergeben auf den neuen Eindruck die neue psychische Gesamtreaktion. Je weniger Bewußtheit dabei, je gescheiter wird es mitunter, denn die Bewußtheit übertönt manchmal anfangs mitredende Stimmen, die deshalb nicht dümmer sind, weil sie aus leiseren Tiefen kommen. Zuweilen sind sie's freilich doch, denn der Mensch, dieses Verallgemeinerungstier, zieht seine Schlüsse aus dem einzelnen Fall sehr kühn und hebt dann auch Trugschlüsse als Gescheitheiten auf. Aber nicht so oft, wie man meinen sollte, denn wenigstens von einer großen Truggelegenheit, vom Sichbeschwindeln macht das Unbewußte im dunklen Speicher lange nicht so viel Gebrauch, wie das Bewußte im hellen Sprechstübchen. So oder so: im ganzen Erfahrungsschatz ist fortwährend ein geheimes Leben: die Erfahrungen flüstern über jeden neuen Ankömmling, sie lernen an jedem, und geben ihm zum Danke alle auch etwas vom Eigenen ab. Anders gesprochen: die Gesamtheit der Erinnerungen des einzelnen, die nach Aristoteles seine Erfahrung ausmachen, arbeitet sich in fortwährender Entwicklung weiter.

Die Alten wußten ja wohl, warum sie über die wichtigsten Dinge die Greise entscheiden ließen: vermehrte Erfahrung und verminderte Leidenschaftlichkeit, das hat schon was für sich. Hilft aber nur, bis das Erstarren und Vertroddeln beginnt. Es hat ja auch nur bei gleicher Intelligenz der Erfahrenere etwas voraus. Und zudem sind gleich Intelligente auch nicht gleich gut zum Erfahrungenmachen begabt. Es gibt Menschen, die sehr scharf beobachten und sehr gescheit folgern können und die doch schlecht erfahren, auch junge Menschen. Die allzu Selbstsicheren, denen es wirklich glückt, immer etwas anderes für einen unerwarteten Ausgang verantwortlich zu machen, als die Irrtümlichkeit ihrer Erwartung und die Gründe dieser Irrtümlichkeit. Die Überschätzer des Intellekts, die den Dingen nur das entnehmen, was für den Verstand abschöpfbar obendrauf schwimmt. Und wieder die Unkritischen, die das intellektuell Faßbare, das doch auch etwas Gutes sein kann, eben schwimmen lassen. Dann: es gibt nicht nur ein Gedächtnis, es gibt bekanntlich für das Tausenderlei der Ein-

Digitized by Google

drücke tausend verschiedene. Ferner: das Erfahren ist ja auch nicht nur ein Aufspeichern, es ist auch ein Schließen und Verbinden, eben ein Verarbeiten. Und endlich: die beste Bibliothek hilft nichts, wenn man nicht zu den Büchern kann — die Flüssigkeit dieses Gedächtnisses, die Leichtigkeit der Assoziationen, sie macht uns den Besitz erst präsent.

Keiner jedoch kann lebenzeugend arbeiten mit mehr, als im eigenen Hirne wirklich lebt. Das ist der Grund, weshalb die einseitigen Erfahrer bedenklich, ja geradezu gefährlich werden können, wenn sie aus ihrem kleinen Gebiete Schlüsse auf größere ziehen oder gar in Handlungen umsetzen, zu deren Folgenbemessung ihnen der Überblick ins Weitere fehlt. Jeder kennt den Scherz von dem Schulmeister, dem das ut mit dem Indikativ als eine moralische Verfehlung erscheint, und lächelt darüber eben als über einen Scherz. Aber auch der Lächler selbst ist, wenn ihm nicht eine reiche allgemeine Erfahrung zur Seite steht, geneigt, die Erfordernisse seines Fachs für die entscheidenden zu halten, wo sie mit andern zusammenstoßen. Was in sein kleines Reich gehört, hat er halt an vielen Beispielen selber erfahren, von dem „draußen" hat er vielleicht nur gehört, das „drinnen" ist ihm jedenfalls anschaulicher, eindringlicher: er braucht immer erst ein bewußtes Zurückdrängen und Überlegen, wenn er das Draußen als bedeutsamer anerkennen soll, und er kann es sozusagen nur theoretisch tun, da ja seine eigene Praxis dem widerspricht. So kann auch die Jugend, von der wir ausgingen, die Wichtigkeit größerer Erfahrung beim Alter nur theoretisch zugeben. Ich kann mir ja keine Vorstellung von etwas machen, was nicht in meiner Vorstellung ist. Ich kann mir mit dem Ergebnis von hunderttausend Erfahrungen im Kopf nicht vorstellen, was das Assoziationenspiel von einer Million Erfahrungen zeugt. Sagt der ältere „dies und das", so hält ihm der jüngere entgegen: „das und dies", das eine aber scheint so gewichtig wie das andre, so lange die Fülle nicht mitgesehen wird, die hier das, dort jenes auftauchen läßt. Und das eben kann ja nicht geschehen. Der Ältere kann dem Jüngeren seine Meinung „begründen". Aber das Gewicht seiner Gründe beweisen, das kann er nicht. Denn der größere Reichtum von Erfahrungen, der dieses Gewicht verleiht, ist ihm ja selbst ein dunkler Himmel: einzelne Sterne sieht er hell, andre als Geflimmer — es ist aber noch Licht, das zum Eindruck des Ganzen beiträgt, auch wo der Grund sternenlos dunkel erscheint. „Das Beste, was du hast, darfst du der Menge doch nicht sagen." Das Beste, in anderm Wortsinn, kannst du ihr auch gar nicht sagen. Der Jüngling, der das halb goethelnde, halb shakesperelnde Nachgetön seines Freundes für das Zeugnis einer Goethe mit Shakespere vereinigenden Kraft hält, hat eben nicht die Erfahrung in sich, die aus uns Älteren Goethes und Shakesperes Worten füllereich entgegentönt. Seine schwache Erfahrenheit antwortet ebenso kräftig wie bei den Großen schon bei dem Freunde, noch kräftiger vielleicht, da das wirklich Erlebte in ihm und dem Freunde gemeinsam ist. Zwanzig Jahre später wird er sich selbst kaum begreifen. Zwanzig Jahre später werden wir selbst wieder neue Lebensquellen aus jenen Großen sprudeln fühlen, wo sie uns jetzt noch verschlossen sind. Daran erkennen wir ja die reichsten Geister, daß sie mit uns zu wachsen scheinen, daß sie

Digitized by Google

sich wie die überragenden Berge immer größer, immer formen-, immer lebensreicher vor unsern Blicken himmelwärts dehnen, je höher wir ihnen gegenüber selbst steigen.

Wenn die Fähigkeit des Einnehmens und Verarbeitens sinkt, dann hört dieses Aufwärtssteigen auf, dann ist des Lebens Höhe erreicht, und nun beginnt, was den andern als Vergreisung, wenn verfrüht, als Philistertum erscheint. Gewöhnlich tritt das Verknöchern nicht im ganzen psychischen Leben gleichzeitig, tritt es mit zerstreuten Punkten im Seelengebilde ein. Es braucht aber gar nicht einzutreten, es gibt bekanntlich immer noch Aufnehmende, immer noch Verarbeitende von achtzig Jahren und mehr. Und der einzelne kann dazu tun, das Verkalken der Adern hintanzuhalten. Übung im geistigen Sichbewegen tut wie im körperlichen gut. Den Geist zum Verweilen zwingen, wo er schnell hingleiten will, weil er nicht versteht, dem Geist das Verarbeiten des Ungewohnten gerade zur Gewohnheit machen. Sein Erfahren rücksichtslos gegen die stillen Wünsche des Ichs kontrollieren, heißt sein Erfahren sichten, mehren und kräftigen. Je früher man's übt, je leichter wird's, und je leichter es geht, je länger bleibt's.

Das Erfahren entschädigt aber auch wieder ein gesundes Alter für das Viele, worauf der Ergreisende verzichten muß. Am frühesten pflegt sein nährendes Geben beim Reisen bewußt zu werden. Denn, vorausgesetzt immer, daß uns die sonstigen Bedingungen der Genußfähigkeit nicht fehlen, so gilt: je mehr Neues wir beim Herumreisen kennen lernen, je mehr genießen wir auch, was wir schon früher kannten. Wer sich durch das Reisen in „berühmte" Gegenden „verwöhnen" läßt, an dem war nichts zu verderben; wer stark im Erfahren ist, dem hebt sich die besondere Schönheit etwa des Tieflandes gerade hervor, wenn er aus den Alpen heimkommt, und wie hier der Kontrast, so erhöhen ihm anderswo die Verwandtheiten mit auswärts Erfahrenem den Reiz. Wie intim er sich in das Besondere gerade dieser Landschaft versenke, alle ihr eigenen Werte leuchten ihm heller auf Hintergründen und in Rahmen, deren er so wenig bewußt zu werden braucht, wie der Wirkung von Umgebung und Rahmen auf einem gemalten Bild. Auch wer wenig reist, genießt die Natur, immer geistige Frische vorausgesetzt, mit jedem Jahr kräftiger, weil alle Sommer und Winter, alle Frühlinge und Herbste ihm Gaben reichen, die im gelegenen Augenblick wie Hausgeistchen heimelig sprechen oder mit unsichtbaren Händen weben. Heiteres und Trauriges — aber wir wissen ja, daß die Zeit selbst das Traurige zur Wehmut dämpft, wenn es nur rein war und wenn nur wir rein sind. Gilt das vom Zusammenwirken des Landschaftsbildes für den Alternden durch die Erfahrung, für das Menschheitsbild gilt es wohl erst recht. Gilt es für das Reisen im eigentlichen Sinne, so gilt es für das Reisen im bildlichen nicht minder, für das Reisen in den Ländern des rein Geistigen. Es braucht kein Ermatten zu sein, was nach der alten Beobachtung im Ergreisen den Tüchtigen „milder" macht. Illusionen sind geschwunden, aber sie sind auch erkannt worden als das, was sie sind, eben als Illusionen, als Hineinspielungen aus unserm kleinen Menschlichen ins Lebensganze. Und gerade die Erfahrung zeigt uns

Digitized by Google

ja mit jedem Tag, wieviel reicher das ist als diese Träume von ihm, die ja doch nur Vermenschlichungen, doch nur Verkleinlichungen waren, auch wenn unsre Seele sie umklammert hielt. Weiter können wir nun nicht mehr; nun unsre Kräfte versagen, dürfen wir ruhn. Und wenn die gesammelten Lebensstimmen in uns allmählich versiegen und verflüstern, so wird ihre gute Abschiedsgabe an uns ein leichteres, vielleicht ein heiteres Entsagen sein. A

Georg Friedrich Händel

Das Jahr 1909 bringt den deutschen Musikern und Musikfreunden drei bedeutsame Gedenktage. Vor hundert Jahren ward Mendelssohn geboren, vor hundert Jahren starb Haydn, vor hundertfünfzig Jahren, am 14. April 1759, Georg Friedrich Händel.

Einhundertfünfzig Jahre sind in der Entwicklung einer Kunst eine überaus inhaltreiche Zeit, inhaltreich in der Musik um so mehr, als gerade ihre Entwicklung am spätesten einsetzte und dann am raschesten vor sich ging. Es hat nicht an Leuten gefehlt, die gerade bei der Musik der Zeit eine weit stärkere Kraft zur Vernichtung des Lebenswertes aller Kunstwerke zusprachen als bei anderen Künsten und darum alle Beschäftigung mit Musik, die älter als etwa 120 Jahre sei, im wesentlichen als historische Spielerei bezeichneten. Der fundamentale Unterschied im künstlerischen Empfinden wie in der gesamten Lebensauffassung soll das rein künstlerische Genießen unmöglich machen.

Ich kann hier nicht ausführlich untersuchen, was bei derartigen Behauptungen unter rein künstlerischem Genießen verstanden wird. Eines ist aber doch klar: Alles Genießen und Erleben in der Kunst wie in der Wirklichkeit ist unmöglich ohne die Fähigkeit, aus sich selbst herauszugehen und sich in andere Wesen hineinzuversetzen. Schwieriger ist dieses Sichhineinversetzen selbstverständlich bei Dingen und Personen, die durch Zeit und Raum von uns getrennt sind, aber unmöglich ist es nicht. Für Leute, die alles bequem und ohne jede geistige Anstrengung haben wollen, ist auch die Kunst und das Leben der Gegenwart, sind selbst ihre besten Freunde nicht richtig zu genießen.

Und bei allem, bei Menschen der Gegenwart wie bei Kunstwerken der Vergangenheit, kommt es doch im Grunde nur auf die eine Frage an: Lohnt sich die Beschäftigung, lohnt sich für jeden wirklichen Lebenskünstler die intensive Beschäftigung mit dieser Person und jener Kunst? Zu oberflächlicher Beschäftigung mit einzelnen Menschen oder Kunstwerken hat ein wirklicher Lebenskünstler überhaupt keine Zeit; alle Kunsterziehung und künstlerische Bildung hat ja deshalb vor allem zu fragen, wo die eigentlichen Lebenswerte in der gesamten Kunstgeschichte ruhen und wie sie zu gewinnen sind. Neben allgemeinen Lebenswerten gibt es da natürlich noch einzelne, die für gewisse Menschen und Zeiten nach dem Prinzip der Förderung und Gesundung durch das „Gegensätzliche" besonders wichtig sind.

Soll die Händel-Gedenkfeier wirklichen Segen für Gegenwart und Zukunft haben, so ergibt sich also von selbst, daß wir Stellung zu den Fragen nehmen müssen: Gehört Händel zu den Künstlern, deren Werke dauernden Lebenswert haben und intensives, immer erneutes Studium

Digitized by Google

lohnen? Gehört er etwa gar zu denen, die für unsere Zeit infolge der Kraft, eine innere Gesundung herbeizuführen, besondere Bedeutung haben? Und: Wie sind die allgemeinen und besonderen Werte seiner Kunst vom einzelnen und von der Gesamtheit zu gewinnen und dauernd zu erhalten?

Händels künstlerisches Werk umfaßt im wesentlichen drei Gebiete: Instrumentalmusik, Oper, Oratorium. Was er seiner Zeit auf diesen Gebieten war, welchen Platz ihm der Kunsthistoriker in der Entwicklungsgeschichte der Musik anweist, das lassen wir hier unerörtert.

Wir stellen zunächst fest, was von Händels Erbe noch heute positiven Wert für die öffentliche und private Kunstpflege hat und warum es ihn hat. Unbestritten ist die Lebenskraft von Händels Oratorien. Ja, die letzten Jahre haben zahlreiche, früher fast nie aufgeführte Werke wieder zu Lieblingen der deutschen Chor-Vereine gemacht und die Zahl der Händel-Aufführungen nimmt stetig zu. Man braucht über die Bedeutung und Größe eines Kunstschöpfers nicht zu streiten, wenn er anderthalb Jahrhunderte nach seinem Tode noch so lebt wie Händel in seinen Oratorien. Esther, Josua, Belsazar, Herakles, Samson, Saul, Deborah, Judas Makkabäus, Israel in Ägypten, Messias: Welch eine Fülle von urlebendiger, unvergänglicher Musik! Und daneben noch wie vieles Bedeutende in den weniger bekannten Werken! Welch ein bildender Einfluß geht noch immer von den zahlreichen Aufführungen aller dieser Werke aus! Wie viele Millionen Menschen verdanken allein Werken wie Messias, Israel, Deborah, Judas Makkabäus Stunden höchster künstlerischer Erhebung!

Also diese Musik lebt, lebt wenigstens überall da, wo man unbefangen und unabgestumpft durch die modernsten Reizungen Größe und Schönheit zu genießen vermag.

Größe und Schönheit: Darin liegt das ganze Wesen der Händelschen Kunst beschlossen. Alles läßt sich auf diese beiden Begriffe zurückführen. Daß sie in Händel wie kaum in einem andern Musiker aller Zeiten Leben gewonnen haben, verdankt er wohl der harmonischen Vereinigung deutschen Wesens und italienischer Einflüsse, verdankt er auch seinem Lebensschicksal, das ihn in die Welt führte, das ihn zwang, Glück und Not zu tragen, zu kämpfen, sich zu behaupten, als Künstler und als Mensch. Ohne ein großes Schicksal hätten seine Werke nicht diese innere Größe, nicht diese selbstbewußte Kraft.

Alles Große, alles Monumentale ist einfach. Es gibt nichts Einfacheres und Monumentaleres als Händelsche Chöre. Jedes Mehr von harmonischer Komplikation, jedes Mehr von verstandesmäßiger Berechnung würde dieses Monumentale zerstören. Und in all ihrer Einfachheit sind diese Chöre nicht nachzumachen. Weil den anderen die große Persönlichkeit, das große Welterleben fehlt, aus dem sie geboren sind. Von dem Chor „Ihr Söhne Judas, klagt“ im ersten Oratorium Esther, der in seinen sechzehn Takten (!), händelisch gesungen und gespielt, mit geradezu erschütternder Gewalt die Klage eines ganzen heimatlosen Volkes ausdrückt, bis zu den Massenchören in Deborah und Israel und dem „Halleluja“ des Messias, überall fühlt man den Riesen Händel, der wie niemand vor und nach ihm Leiden und Freuden ganzer Völker in Tönen aussprach; überall empfindet man das Erlebte, die unmittelbare Ausdrucksgewalt dieser ehernen Töne. Das ist in Töne umgedichtete

Digitized by Google

Weltgeschichte, das ist die Weise, in der die Jahrhunderte reden, das sind die Linien, in denen für den auf der höchsten Höhe über den Zeiten Stehenden das Schicksal der Völker verläuft. Alles Detail schwindet, nur die großen Ereignisse, nur das Bleibende hebt sich heraus.

Alles Monumentale ist einfach. Es ist ungerecht, von einem Künstler, der zum Monumentalen geboren war, Einzelwerk zu verlangen, das die Größe verkleinert, ungerecht, bei einem Künstler, dessen Lehrer die Welt und die Geschichte war, dessen Auge sich das Fühlen ganzer Völker und die Empfindungswelt der Herren aller Zeiten erschloß, liebevolles Eingehen auf die feinen Züge stiller, sinniger Naturen und gemütvolle Kleinbürgerlichkeit zu suchen.

Händel sah alles groß und alles umleuchtet von der Schönheit, die er in Italien lieben gelernt. Daß diese Schönheit kleinlich und süßlich wurde, davor behütete ihn seine kernige deutsche Natur. Aber dieses Gefühl für Schönheit machte ihn zu einem der größten Meister der musikalischen Form und einem der vollendetsten Gestalter musikalischer Linien. Es gibt auch bizarre, barocke Größe. Diese findet man bei Händel nicht, weil das tiefste Wesen seiner Musik in dem Schönheitsbedürfnis wurzelt. Als Mensch Deutscher, als Künstler Italiener, war es ihm gegeben, die Einseitigkeit nur gedachter, konstruierter Größe und die Schwäche äußerlicher, flacher Schönheit in gleicher Weise zu vermeiden.

In den Werken, die auch jetzt noch am lebendigsten sind, in den Oratorien, offenbart sich die Schönheit der musikalischen Linie, die meisterhafte Formgebung natürlich besonders in den Arien. Allein, was aus dem Messias an Arien bekannt ist, genügt, diese rein musikalische Schönheit zu beweisen, die sich immer als echte Schönheit durch die Tiefe und Wahrheit ihres Ausdrucks erweist. Aber doch ist diese Seite der Händelschen Kunst noch viel zu wenig gewürdigt. Da sie sich bei anderen Werken noch mehr offenbart, sei dies hier nur angedeutet und später weiter ausgeführt.

Wir dürfen noch einen wichtigen Umstand nicht vergessen, der den Händelschen Oratorien ihre Lebensdauer verbürgt, nämlich die Tatsache, daß sie auch in ihrem Aufbau Kunstwerke sind. Es ist bekannt, daß Händel sich um die Gestaltung der Bücher seiner Oratorien selbst sehr kümmerte. Und er forderte Leben, dramatischen Aufbau, innere Notwendigkeit. Der Chor durfte nicht Zutat sein, der Stoff mußte seine Mitwirkung fordern. Sein Anteil an der Handlung war genau motiviert und darum außerordentlich lebensvoll. Die Händelschen Oratorien sind auch von diesem Standpunkte aus gesehen noch heute unübertroffen, noch heute Muster des echten Oratorien-Stiles.

Bedarf's bei ihnen also keines Beweises ihrer dauernden Lebenskraft, so muß man bei Händelscher Instrumentalmusik schon mit Worten darzulegen suchen, was die musikalische Praxis unserer Zeit noch nicht als wahr erwiesen hat. Von Händel leben ein paar seiner Concerti grossi. Aber er hat Concerti grossi, Oboenkonzerte, Orgelkonzerte, eine Menge Kammersonaten und Ouvertüren geschrieben. Was ist deren Charakteristikum? Einfachheit, Leichtverständlichkeit, Klangschönheit. Obwohl Händels Größe zweifellos auf seiner Vokalmusik beruht, ist diese Instrumentalmusik doch nicht tot und wertlos. Geschadet hat ihrer Verbreitung der Vergleich mit Bach. In der Klavier- und Kammermusik ist dieser

Digitized by Google

aus ganz natürlichen Gründen Händel über. Sein Wesen wie sein Leben führten ihn in die Tiefe des Einzellebens, in die Stille, die auch dem Kleinsten Bedeutung und Reiz gibt, machten ihn zum Kammermusiker und zum Kirchenmusiker. Aber es ist bei allen Kunstbetrachtungen besser, zunächst nicht zu vergleichen, sondern „jedes Verdienst einzeln zu betrachten", jedem in seiner Weise gerecht zu werden. Sind also die Kammermusikwerke Händels ärmer an Detail, so sind sie doch reich an musikalischen Schönheiten, an wundervoll einfachen melodischen Linien, an schlichter Natürlichkeit des Ausdrucks. Besonders die Sonaten für eine und zwei Violinen mit Klavier und Violoncello (ad libitum) gehören noch heute zur besten Hausmusik für die weitesten Kreise. Ihre durchaus einfachen Formen, ihre gesangreiche Melodik und die meisterhafte, wenn auch nicht durch kontrapunktische Tausendkünste Staunen erregende Satzkunst erfreuen und bilden den Geschmack wie wenig andere Werke. Es ist nicht eine Spur von Veraltetem darin.

Ja, und die Orchesterkonzerte, die Orgelkonzerte? Tun die nicht im Original wie in vierhändiger Bearbeitung noch heute Wunder? Der belebenden Frische der lebendigen Sätze, der tiefempfundenen Wärme der Larghettos und Adagios vermag sich doch niemand zu entziehen, der Musik als Musik zu hören vermag, der nicht mit Wenn und Aber voreingenommen an sie herantritt. Es gibt moderne Dirigenten, die Händelsche Konzerte als Paradestücke, als Erfolgnummern ersten Ranges dirigieren. Man sollte sich nur nicht auf zwei beschränken, sollte auch die Orgelkonzerte immer wieder aufführen und die besten Ouvertüren dazu. Auch Händels Opern enthalten manche unbekannte schöne Instrumentalmusik.

Die Opern! Da wären wir ja endlich bei dem Veralteten, bei dem, was die zahlreichen Neider Händels besonders zu zitieren lieben, wenn sie von dem „vielen Wertlosen" seiner Kunst reden und damit dem ganzen Mann mindere Bedeutung zudiktieren wollen. „Vierzig Opern hat er geschrieben und nichts davon hat sich erhalten. Das zeigt doch deutlich genug, daß er ein geschickter Vielschreiber, ein Mann seiner Zeit, aber kein Schöpfer aus dem tiefsten Innern war, nur ein hervorragendes Talent." Gesehen haben Männer, die so reden, natürlich flüchtig vielleicht ein, zwei Partituren der Opern, studiert nie, erlebt gleich gar nicht.

Bei aller Opernproduktion ist das Wichtigste für dauerndes Leben des Werkes das Buch. Gute Opernbücher mit mittelmäßiger Musik leben hundert Jahre, schlechte mit vortrefflicher Musik gewinnen nie Leben. Die Opernbücher Händels sind vielfach Durchschnittsware. Die Opern, die eine gute, dramatisch wirkungsvoll entwickelte Fabel, die auch nur eine echt bühnenmäßige Szene haben, sind sofort auch musikalisch bedeutender. Man kann Händels Opern nicht beurteilen, wenn man die vierzig Bände durchblättert und dann feststellt, daß gewisse Typen von Arien oft wiederkehren. Wenn die Dichter immer wieder das Bild vom Schiff, das die Wogen zerschellen, einer Arie mit ganz ähnlichen Reimen zugrunde legen, so bleibt's bewundernswert, wenn der Komponist trotzdem so reiche Abwechslung in seine Musik bringt. Wenn die vielen Sicilianos der Opern einander äußerlich ähnlich sehen, so sind sie doch in der Melodieführung, Harmonik und im Ausdruck oft grundverschieden. Und zwischen diesen Arien stehen Rezitative. Und in diesen Rezitativen, die freilich nur versteht, wer sie sofort mit dem Ohre des Musikdramatikers

Digitized by Google

hört, stecken Wirkungen verborgen, Wirkungen mit den einfachsten Mitteln, die aber das gewaltigste Ausdrucksmittel musikalischer Dramatik, die menschliche Stimme, in einer Weise verwerten, von der unsre Zeit keine Ahnung mehr hat! In den Opern und in den als Vorstudien dazu geltenden Kantaten für eine und mehrere Stimmen liegt eine so ungeheure Fülle von Aufgaben für Gesangkünstler, ein solch endloser Reichtum wirklicher Gesangmusik vom leichtesten Grazioso entzückend natürlichen Koloraturgesangs und der ursprünglichsten Komik des Baßbuffos bis zu den dämonischsten Ausbrüchen der Leidenschaft und kraftvoller Größe des Heldentums, daß es wirklich aller der üblichen Dreistigkeit bedarf, mit der die Unkenntnis Urteile ausspricht, um diese ganze Kunst als veraltet abzutun.

Daß noch keine ganze Oper Händels wieder zum Leben erweckt ist, — das Pastorale Acis und Galathea zählt nicht — beweist nicht die Lebensunfähigkeit dieser Werke, sondern die Leistungsunfähigkeit unsrer Bühnen. Freilich behüte Apollo und alle neun Musen Händel vor einer stümperhaften, überarbeiteten, modernisierten Neuaufführung einer seiner Opern. Es ist drum auch besser, wenn die, denen bekannt ist, mit welcher sich ein Versuch lohnte, nicht davon sprechen. Vielleicht sind wir in zehn Jahren, wenn allerhand abgewirtschaftet ist, weiter oder haben irgendwo eine ruhige Stätte zur ernsten, gewissenhaften Prüfung und Lösung solcher künstlerischen Probleme.

Vorläufig ist das Wichtigste, daß Bruchstücke dieser Kunstwerke bekannt werden, nicht bloß das berühmte Largo aus „Serse“, nicht bloß „Lascia ch'io pianga“ aus Rinaldo, nein, auch einzelne der großen dramatischen Szenen, in denen der Menschendarsteller Händel sich in einer den meisten unbekannten Weise als ganz großer Dramatiker offenbart.

Außerdem aber sollten alle diese Schätze wirklicher Gesangmusik von allen denen studiert werden, die singen können sollten und doch nicht singen können, das heißt von drei Vierteilen unserer sämtlichen Bühnen- und Konzertsänger.

Wir kommen damit zu der Frage: Gehört Händel etwa gar zu denen, die für unsre Zeit infolge der Kraft, eine Gesundung krankhafter Zustände herbeizuführen, besondere Bedeutung haben?

Zweifellos auf dem Gebiet des Gesangs! So sinnlos es ist, irgendeinen Komponisten für den Niedergang der Gesangkunst und für die Geringschätzung technisch vollendeten Gesangs verantwortlich zu machen, so unleugbar ist doch dieser Niedergang in den letzten Jahrzehnten gewesen. Die Musikfreunde haben sich dadurch, daß sie sich an dieser Mode der niedrigen Wertung gesanglicher Kultur beteiligten, um einen der höchsten musikalischen Genüsse gebracht.

So wenig geistlose, tote Schönheit ohne inneres Leben zu befriedigen vermag, so wenig kann anderseits wirkliche lebensvolle Schönheit auf irgendeinem Gebiete durch das nur Charakteristische, nur Interessante ersetzt werden. Schönheit der menschlichen Stimme aber und vollendete Kultur dieser Schönheit ist eigentlich die Vorbedingung für vollendete, restlose Wiedergabe einer Gesangkomposition. Den Sinn, das Ohr für diese Schönheit haben Tausende fast ganz verloren; der höchste Geschmack in Fragen des Kunstgesanges ist eine der seltensten Gaben bei unsern Musikfreunden. Dieser beklagenswerte Mangel muß je früher, desto

Digitized by Google

besser dem richtigen Gefühl für die künstlerischen Ausdruckswerte vollendeten Gesangs Platz machen. Und als Erzieher zur Freude an der Schönheit edelster Gesangkunst steht Händel direkt neben Mozart, ja übertrifft ihn vielleicht noch im Reichtum an Ausdrucksmöglichkeit, in dem viel größeren Verzicht aufs rein Virtuose, in der staunenswerten Kenntnis der menschlichen Stimme und der unendlich natürlichen Behandlung des Gesangorgans. Unsre Konzertbesucher kennen die wunderbare Wirkung, wenn einmal eine Hüterin der alten Gesangkunst „Ombra mai fu" oder „Verdi prati, selve amene" singt. Aber was für eine ärmliche, ärmliche Auslese ist das aus den Dutzenden wundervoller lyrischer und dramatischer Stücke in Händels Opern und Kantaten. Und wie unmittelbar wirken diese Stücke, wenn ein wirklicher Gesangkünstler, das heißt einer, der des Technischen und Geistigen völlig Herr ist, sie zu neuem Leben erweckt. Ich brauche, die das erlebt haben, nur an die Wirkung zu erinnern, die Felix von Kraus mit dem schlichten Arioso aus „Deborah" oder dem grandios-heroischen Gesang „Mein Name wird zu allen Zeiten" aus Herakles erzielt. Und fast jede Oper Händels — von den Kantaten und Oratorien ganz abgesehen — enthält mehrere solcher Prachtstücke. Nirgends ist wohl der Ruf „Zurück zur Natur, zurück zu wirklicher Kunst!" notwendiger als auf dem Gebiete des Sologesangs. Und gerade weil es das Modernste ist, allen angeblichen Ausdruck ins Orchester und in die Begleitung zu verlegen und die Singstimmen in widerlichster, fast perverser Weise gerade zu dem zu zwingen, wozu sie die Natur nicht bestimmt hat, gerade jetzt, wo der völlige Mangel aller künstlerischen Gesangkultur in „Elektra" allen Leuten außer den paar Cliquen-Claqueuren klar geworden ist, wird Händels eminente Kunst, die Singstimme alles Menschliche von der tiefsten Qual bis zur hellsten Freude, von reizendem Spielen und Tändeln bis zu markigstem Heldentum aus eigener Kraft ausdrücken zu lassen, ein rechtes Heilmittel gegen die Schäden der Zeit sein.

Schönheit und Größe, Wahrheit und Gesundheit, was fehlt der Gegenwart mehr als das? Was braucht sie mehr, als solche Kräfte zur Rettung von all der Überfeinerung und — Verrohung?

Auch Händels Instrumentalmusik und Oratorien werden natürlich in gleicher Weise wie die Opernbruchstücke, und mit noch größerem Erfolge, den Geschmack der Kunstfreunde zurückführen zu den ungetrübten Quellen aller Kunst.

Nichts ist so unentbehrlich für die künftige allgemeine musikalische Volkskultur als Händels Oratorien, nichts so sehr geeignet für Volkskonzerte, nichts so wirksam zur Bekämpfung all der seichten Musik, mit der die Menschen ihren Musikhunger stillen. Gute Aufführungen Händelscher Oratorien sind die gesündeste musikalische Kost für das gesamte Volk. Es gibt nichts, bei dem sich hoch und niedrig, reich und arm so unmittelbar zusammenfinden wie bei Händelscher Oratorienmusik. Dem schlichten Manne wird nichts zugemutet, was über seine Fassungskraft geht, und der Gebildetste selbst findet, wenn er nicht verbildet ist, nie Anfang und Ende dieser monumentalen Kunst, die wie antike Tempelbauten mit ihrer einfachen, urwüchsigen Größe aufragt zwischen all dem zeitlich bedingten Gemächte. Solcher Ausdruck monumentaler Gewalt ist neben Händel nur noch Beethoven gegeben gewesen.

Digitized by Google

Sollen wir darum nicht alles daransetzen, um die heilsame Wirkung solcher Kunst auf unsere Zeit mit allen Mitteln und Kräften zu steigern? Wie sind alle ihre Werte vom einzelnen Kunstfreund und von der Gesamtheit zu gewinnen und ihnen dauernd zu erhalten?

Durch Verwertung des fast unerschöpflichen Materials, das einer der größten deutschen Idealisten, einer der zähesten Arbeiter im Lande der Kunst, Friedrich Chrysander, den Deutschen erschlossen hat. Die hundert Foliobände seiner Händel-Ausgabe sollen nicht in Bibliotheken verstauben, sondern zum Leben erweckt neues Leben spenden.

Die größte und dankbarste Aufgabe bleibt unsern Chorvereinen. Nicht nur die Oratorien, sondern auch die Psalmen Händels, unter denen sich prachtvolle, kaum gekannte Stücke finden, die Tedeums usw. sind immer wieder die monumentalsten Aufgaben für Chorvereine. Ohne in Detailfragen rigoros zu sein, was Händel selbst so wenig war wie Chrysander, sollte man sich dabei ernstlich bemühen, bei der Aufführung dieser Werke nach der genau bekannten Praxis Händels zu verfahren, und alle Modernisierungen, die nicht nur für den wirklichen Kenner des Stils, sondern für jeden unbefangenen Hörer wie Verkleinerungen wirken, bleiben lassen.

Wie man keinen Rembrandt à la Liebermann übermalt, so keinen Händel à la Mendelssohn oder gar à la Wagner. Fängt man einmal zu retuschieren an, so ist jede Grenze willkürlich gesetzt; die Geschmacklosigkeit, die für den gröber Empfindenden erst bei ganz moderner Instrumentierung beginnt, empfindet der, der wirkliches Gefühl für die Händelsche Monumentalität hat, schon beim geringsten Zusatz oder beim Verzicht auf wesentliche Eigentümlichkeiten Händels.

Das sind Dinge, die so selbstverständlich wären, wie die Verdammung eines überarbeiteten Goethe, wenn nicht sehr viele Musiker und Musikfreunde jeden feineren Stilgefühls bar wären. Es ist übrigens bezeichnend, daß erst in dieser Händelschen Manier Werke wie Esther, Deborah, Herakles bekannter geworden sind und daß die Wirkung solcher Aufführungen vielen, vielen Menschen die Furcht vor der Langweiligkeit von Oratorien genommen haben. Mit den Oratorien wird man die Massen für Händel gewinnen, mit den Oratorien wird man aber nach und nach auch den Sinn für kunstvollen Sologesang wieder wecken können. Man wird unsre Sänger dazu erziehen, aus den Partien in den Oratorien und aus Szenen der Opern wirkliche Aufgaben für charakteristische Gestaltung von Persönlichkeiten zu machen. Sie werden wieder lernen, lediglich durch ihre Gesangkunst die tiefsten Tiefen menschlicher Empfindungen zu offenbaren und ohne von einem malenden oder stimmunggebenden Orchester unterstützt zu sein, die Zuhörer im Innersten zu packen und zu erschüttern oder zu rühren.

Die Fähigkeit künstlerischen Gestaltens wird wachsen; der Sinn für einfache Größe und natürliche Schönheit wird lebendiger werden und wird auch aus Händels Instrumentalmusik eine Menge tief empfundener, formvollendeter Kunstwerke sich zu immer erneutem Genusse zu eigen machen.

Fernzuhalten ist bei all dieser Kunstpflege nur aller Parteigeist, aller Hader mit Bachianern, alles Vergleichen und gegenseitige Verkleinern. Ist's lächerlich, im Schatten einer knorrigen Eiche zu kritteln: „Ja, aber die Linde hat weichere Formen und duftende Blüten", ist's kindisch, am

Digitized by Google

Rande eines stillen Waldsees sich alle Freude zu vergällen dadurch, daß man gerade lieber Meeresbrandung wollte, so setzt man sich der gleichen Gefahr aus, alle eigentümlichen Schönheiten Händels zu übersehen, wenn man immer an Bach denkt, und umgekehrt.

Es wird noch vieler Arbeit bedürfen, bis von Händels Werken alles, was unvergänglich ist, wirklicher Besitz der Musikfreunde ist. Aber es wird ein unendlicher Segen von aller Beschäftigung mit Händel darum ausgehen, weil diese urgesunde, schlichte und große Kunst, dieser Reichtum an musikalischer Schönheit und Reinheit den Abscheu vor aller gespreizten, raffinierten, äußerlichen Scheinkunst verstärken und das künstlerische Empfinden des Volkes läutern und reinigen wird. Das Wesentliche für die Entwicklung der Kunst ist ja nicht, daß zu immer neuen Sensationen fortgeschritten wird und daß ein paar Tausend Menschen ihr musikalisches Empfinden artistisch verfeinern, sondern daß immer breiteren Schichten des Volkes die größten Werke der Kunst früherer Zeiten immer mehr in Fleisch und Blut übergehen, damit aus dem gesunden Nährboden des Volksempfindens dann kraftvolle Schöpfer neuer Kunst entstehen. Auf diesem gesunden Boden erwuchsen Händel, Bach, Beethoven, Mozart und verloren selbst in ihren größten Werken nie die Fühlung mit ihm. Was sie alle uns lehren können, daß gerade das Große, das Monumentale stets einfach und schön, gesetzmäßig und gesund ist, das lehre uns in diesen Tagen, wo solche Lehre besonders nötig ist, auch ganz besonders der universale Künstler, dessen Andenken wir am 14. April feiern: Georg Friedrich Händel.

Georg Göhler

Lose Blätter

Aus Emanuel von Bodmans Dichtungen

[Emanuel von Bodmans Dichten wurzelt wie das so mancher seiner Stammesgenossen in einer ziemlich rein lyrischen Begabung. Damit ist nicht gesagt, daß er sein Bestes unbedingt in Gedichten geben müßte, aber daß er's dort gibt, wo — offen bekannt oder in Gestalten verkleidet — sein eigenes Ich hinter den Worten hervorschimmert; die Freude am Ding ist ja für den Lyriker dieser Art immer mehr eine in ihm selbst beschlossene Lebensfreude als die Lust der Rezeption oder des reinen Schauens. Das Sichhineinsenken in ein anderes Eigenleben bis zur völligen Auflösung des eigenen Ichs darin, so daß es selbst die fremde Sprache sprechen lernt, ist solchen Lyrikers Sache nicht. Er kann sich die Kraft des Dramatikers und die Zurückhaltung des Epikers nur selten und in gemilderter Form aneignen — der Strom aus dem eigenen Innern heraus sucht nicht erst verbergende Wege, er will sich selber zeigen.

In der Tat wird man Bodman am leichtesten von seiner Lyrik aus nahekommen. Die überwiegende Mehrzahl seiner Gedichte sind nach Form und Gehalt Ichgedichte. In diesem Ich stecken nicht eben die zwei qualvoll kämpfenden Seelen Faustens, sein Grund ist vielmehr jene trotz aller Konflikte heitere Lebensempfindung und Lebensbejahung, die aus aller Traurigkeit einen Weg aufwärts, nach jeder Enttäuschung in sich selbst eine neue Hoffnung findet. Und seine beste Gabe ist das ungebrochene Schauen, die Selbstgewißheit, sagen zu können und gern zu sagen, was gar viele

Digitized by Google

der Mitlebenden und Mitstrebenden verschweigen. Sagen wir ruhig: eine in unserer Zeit selten gewordene Naivität verhilft hier einem Talent zu sehr lieblichen, anmutigen Früchten. Ein Sänger weniger von Gnaden Apolls, als von Gnaden seines ungebrochenen Fühlens und einer nicht unbeträchtlichen Formbegabung. Bodmans Sprache ist weich und sehr melodiös; es scheint, daß viele seiner Gedichte dem Anklingen rhythmischer Töne ihr Entstehen verdanken. Man kann sich freilich nicht verschweigen, daß die eine Hälfte seines Bändchens „Der Wandrer und der Weg" nur eine leise umgefärbte Wiederholung der andern Hälfte ist. Daß dies so wirkt, mag auch an der geringen Anschaulichkeit seiner Sprache liegen, die mehr das Bild, und oft das zum Symbol gesteigerte Bild liebt, als die phantasiestarke Gestaltung des einzelnen Ausdrucks. Bodman hat für einzelne von diesen Bildsymbolen (Wandern = Leben, Wege gehen, Schale leeren = Glück finden, Stern = Schicksal, Rosen oder Quellen als Liebessymbol) eine ausgesprochene Vorliebe und gibt ihr vielleicht öfter nach, als selbst ein bereitwilliger Leser folgen mag, dennoch gelingen ihm nicht nur einfache — etwa idyllische — Liedchen, die Volkslieder zu werden verdienten, sondern auch so zart und tief gefühlte Verse, wie die Liebeslieder und die Totenklage, welche wir im folgenden abdrucken. Auch in seinen Dramen kann sich der Lyriker nicht verleugnen. Nur die Gestalten gelingen ihm, aus denen er selbst wenigstens zum Teil mitreden kann. Die Charakterblässe der Gegenspielerin z. B. im „Fremdling von Murten" ist auffallend. Natürlich ist er kein Naturalist der Sprache. Er schreibt Jamben und gehobene, bildgeschmückte Rede, die auch hier wieder zum Symbolisieren neigt. Mann und Weib, Knecht und Herr sind nach dem Inhalt, aber nicht nach dem Ton ihrer Worte zu unterscheiden. In diesem gleichmäßigen mattglänzenden Pathos steckt viel schöner Fluß, viel weicher, schmeichlerischer Klang. Vielleicht ein wenig zu viel, denn auch da, wo ein stärker dramatisches Temperament in Handlungen sprechen, alles in Außenformen umsetzen würde (wie es z. B. Bodman durch Wegziehen des Vorhangs tut), haben seine Gestalten leicht noch etwas zu viel zu reden und sich selbst zu erklären. Ganz anders, als es im Zeitalter Ibsens und Hauptmanns „modern" ist — oder soll man schon sagen, modern war? — mutet Bodmans Dichtung an. Nichts von scharfzeichnender Psychologie, nichts von rückwärts enthüllender Technik, nichts von mühsam zugespitztem Konflikt. Klar tritt der Kern der Dramen zutage. Die Probleme sind allerdings so modern wie nur irgendwelche der „Modernen". Konflikt von Liebe und Sitte, ewig unerfüllte Liebessehnsucht des Künstlers, Kampf des geistigen Befreiers und Propheten gegen die Dumpfheit der Welt und die Kirche — so könnte man in Schlagworten Bodmans Probleme formulieren. Diese Probleme werden durchaus gestaltet und in echt dichterischer Weise gelöst, entweder durch befreienden Tod oder in schmerzlichem Sichbescheiden. Unzweifelhaft ist es also mit Bodmans Dramen auf das heute so genannte „große Drama" abgesehen. Vor manchen Mitstrebenden hat Bodman voraus, daß er sich nie etwas abzuzwingen versucht, was er nicht geben kann. Heikle Situationen, verwickelte Linienführung, harter Dialog sind nicht seine Sache. Überall blüht sein reines, ehrliches Lebensgefühl zwischen den Fugen der Tragödie. Hat er die herbe Kraft, die zwingende Wucht der Persönlichkeit, die den großen Dramatiker

Digitized by Google

schafft? Darüber läßt sich vielleicht so lange überhaupt noch nichts sagen, als er sich von der allzu lyrischen, allzusehr auf sein eigenes Empfinden gebauten Gestaltenwelt noch nicht befreit hat.

Daß ihm trotzdem schon jetzt schöne Dialoge und auch kräftig bewegte Szenen gelingen, mögen unsere Proben dartun. Sie sind dem Gedichtband „Der Wandrer und der Weg" und den Dramen „Der Fremdling von Murten" und „Donatello" entnommen. Erschienen sind diese Bücher ebenso wie die Tragödie „Die heimliche Krone" bei Julius Bard in Berlin. Imm. Ernst Anders]

Gedichte

Winter auf dem Dorf

Der Winter hebt die alte Hand,
Schüttelt viel Flocken in das Land.
Die grünen Flüsse frieren ein,
Im Zimmer spinnt ein grauer Schein.
Und manchem, der noch Träume barg,
Klopft man die Nägel in den Sarg.

Wir andern aber, nach der Plage
Und Arbeit unsrer harten Tage,
Setzen uns am Herd zusammen
Und blicken in die roten Flammen.
Dann ist's, als ob mit einem Male
Eine ferne Türe springt,
Und ein fremdes Weib, in Schleier gehüllt,
Kommt mit einer kristallenen Schale
Und schüttet funkelnde Dinge aus,
Dann geht sie weiter, aber gefüllt
Steht unser Herz und unser Haus.

Und eh du's ahnst und eh du's fühlst,
Und wenn du noch in Flocken wühlst,
Sitzt die Amsel auf dem Dach
Vom Nachbar, schüttelt sich und singt,
Daß es wie eine Flöte klingt,
Werden die Schneeglöckchen wach,
Kommt ein Wind mit gewaltigem Wehn,
Rennt groß und klein ihn anzusehn,
Lacht oben über einer Stiege
Ein neues Kindlein in der Wiege.

Das Dorf

Ich weiß ein Dorf beim Walde,
Da geh ich oft am Abend hin,
Wenn hoch, hoch über dem hohen Gras
Die großen grauen Wolken ziehn.

Dort ist es still, so still.
Am Waldsaum glänzt ein Birkenbaum,
Und drüben vor dem weißen Haus
Sitzen die Menschen und sprechen kaum.

Digitized by Google

Die Nacht ist aufgegangen,
Das Astwerk schlingt sich wunderlich,
Ein Vogel fliegt wohl scheu ins Gras,
Und seine Flügel schließen sich.

Gewitter

Kein Traum: in dieser Frühlingsnacht
Am Horizont ein Wetterleuchten!
Da glänzten die von ihrem Kelch noch feuchten
Krokusblüten auf. Es kracht —
Ein Donnerschlag. Mit nassen warmen Ruten
Peitscht nun der Sturmwind, der sich wild
Emporreckt, laut die Erde, die in Gluten
Ihm aufgelöst entgegenschwillt.
Da hat auch mein Geist seine enge Hülle
Gesprengt und steigt mit trunknem Flügelschlag
Endlich hinauf, wohin er mag,
Augt wieder in die ganze offne Fülle
Der alten Urheimat, die Tag für Tag
Von Menschenmauern rings umschlossen lag,
Und möchte lieber so im Frühgewitter
Frei kreisen oder untergehn,
Als hinter seinem altvertrauten Gitter
Ingrimmig mit verkrampften Fängen stehn.

Abendgang

Der Weg ist so vertraulich braun.
Unten, oben liegt die Stadt,
Besteht aus lauter Städtchen.
Schafgarben blühen hinterm Zaun.
Wer singt dort? Das sind die Mädchen.

Wenn Mädchen auf der Wiese stehn
Und singen
Und sich im bunten Tanze drehn,
Da kann ich nicht vorübergehn,
Ich bleibe stehn.

Der Mond kommt schon die Straße herauf,
Noch ist es Tag.
Nun wenden alle ihr Gesicht
Erstaunend in sein fremdes Licht,
Jedes Herz, jedes Herz
Träumt was es mag.

Reigen

Hier will ich bleiben, mitten im Wald,
Strecke mich in den Sonnenschein.
Buchen heben die perlenden Knospen
In das frühe Blau hinein.

Digitized by Google

Wölkchen gehen,
Weite schwellende Lüfte wehen,
Die mir der See meiner Jugend schickt.
Fern singt ein Kind mit seligem Munde,
Ich schließe die Augen, was hab ich erblickt?
Alle meine schönen Stunden
Tanzen herbei und nahen mir leis,
Nehmen die jetzige mit in die Runde,
Schließen den Kreis,
Schimmern, lachen und sind entschwunden.

In Verzweiflung

Und da ich noch in schweren Kämpfen rang,
Nicht einen Streifen blaue Hoffnung sah,
War mir, als sei mir eine Stimme nah,
Die leise sang:

Auch dir ist fern in einer stillen Nacht
Von dunkler Hand ein stilles Bett gemacht.
Da legen sie dich einst hinein,
Und wird kein Kampf und Krampf mehr in dir sein,
Und decken dich mit reiner Erde zu,
Was von den wilden Qualen fühlest du?
Dann fällst du keinem, keiner dir zur Last,
Und sie, die du nie voll gefunden hast:
Die Liebe wird an deinem Lager stehn
Und von dir angefüllt auf deinen Pfaden gehn.

Klage

Deine lieben warmen Hände
Liegen stillbeglückt auf mir.
Meine Qualen, meine Gluten
Münden und vergehn in dir.
Meine Kämpfe, meine Krämpfe
Löfest du —
Ach, auch meine wilde Sehnsucht
Tut die großen Augen zu.

Krank

Die Sonne scheint am Weg, und du liegst krank,
Ich sitze bei dir, halte deine Hände.
Die großen Augen, draus ich Lächeln trank,
Sie blicken trüb mit meinen an die Wände.

Nun aber taucht es wie ein ferner Schimmer
In ihnen auf; auch ich hab ihn empfunden.
Leis, leise füllen dieses graue Zimmer
Die goldnen Bilder unserer besten Stunden.

Digitized by Google

Wenn deine blassen Lippen wieder blühn,
Dann wollen wir für alle Stunden danken,
Die sich mit jungem frischen Lebensgrün,
Auch regensatt, um unser Fenster ranken.

Bange Stunde

Der dunkle Vogel kreist ums Haus,
Der größer als wir alle ist.
Wohl bis zum Grund des Weltenbaus
Reicht er, wenn er die Flügel mißt.

Ich zog mich tief ins Herz zurück
Und seh ihn still und grimmig an,
Umkrampfe all mein bißchen Glück
Und harre, ob die Flügel nahn.

Und raubt er mir's, dann spring ich auf,
Verkralle mich in sein Gesicht,
Bis er's, gehemmt in seinem Lauf,
Losläßt oder mich mitzerbricht.

Träume

Ich sah dich schon im Traume,
Das Kind an einer Brust,
Am Fuß vom Apfelbaume,
Beglänzt von weißem Blust.

Ich hörte dich schon singen . .
Von Wolken, die da wehn . .
Von Lämmern, die da springen . .
Zwei Händlein sah ich flehn. —

Nun stehen wir in Träumen
Vor einem kleinen Grab.
Der Wind stößt an die Bäume,
Regen fällt herab.

Das Kind

Nun hältst du deine Hände
Im Schoß und kannst nicht weinen,
Starrst immer an die Wände,
Auf die so kühl die Sterne scheinen.
Ach, ließest du den Tränen
Den vollen warmen Lauf,
Dann schlüge bald vor Sehnen
Ein neues Kind die Augen auf.

Digitized by Google

Kalt ist der Tod gekommen
In jener bangen Stunde,
Hat es dir weggenommen,
Verpflanzte es im dunklen Grunde.
Und hatte einen Garten,
In dem es glücklich lag
Und lachte vor Erwarten
Schon immer mit in deinen Tag!

Wie viele Sterne scheinen
In ihrem stillen Glanz!
Es schimmert in dein Weinen
Ihr großer goldner Strahlenkranz.
Und hat's der Tod genommen
In seinem raschen Schritt:
Einst wird ein neues kommen
Und bringt das erste wieder mit.

Aus dem „Fremdling von Murten"

[Die beiden Liebenden, von denen er in unglücklicher Ehe lebt, sie in hoffnungsloser Sehnsucht nach ihm, sehen sich im Angesicht des Todes nach Jahren wieder.]

(Beklommeneres Schweigen. Heinz und Lisbeth ringen nach Atem und blicken einander stumm an.)

Heinz (packt endlich ihre Hände): Lisbeth!

Lisbeth: Heinz! — — Also doch noch einmal!

Heinz: Ja, Lisbeth.
Das Schicksal reichte mir den Augenblick
mit eignen Händen. Und ich halt ihn fest.

Lisbeth (hat ihre Hände in den seinen):
Ach Heinz! — So habt Ihr mich doch nicht vergessen?

Heinz: Das fragt Ihr mich! Ja, ja, Ihr habt ein Recht,
darnach zu fragen. (Er blickt zu Boden.)

Lisbeth: Nein, so meint ich's nicht.
Ihr habt das gleiche Recht, mich so zu fragen.

Heinz: Und wenn ich fragte, Lisbeth?

Lisbeth (seine Hände loslassend): Nein, ich hab
Euch nie vergessen — wenn ich es auch anfangs
versuchte, um . . um all der andern willen.

Heinz: Und dann? Und dann?

Lisbeth: Heinz, fragt mich nicht mehr weiter!
Ich bin so froh, Euch noch einmal zu sehn,
lebend zu sehn, ich träumte Euch schon tot
am Walle draußen mit durchschossner Stirn (sie schaudert)
und (sie hält inne)

Heinz: Und?

Lisbeth: Ich wollte — aber sagt bloß Heinz, wie seltsam,

Digitized by Google

daß Euch der Zufall jetzt in dieser Stunde
in unser Haus geführt hat.

Heinz: Sagt: das Schicksal!

Lisbeth: Sonst hätten wir uns wohl nicht mehr gesehn

Heinz: Ich weiß es nicht, ich kann's nicht sagen, ob ich
zuletzt nicht aufgesprungen wäre, um
den Ring, an dem ich angeschmiedet bin,
für einen letzten Augenblick zu lösen,
und noch einmal in Euren Garten —
sagt, hättet Ihr im Dunkeln mich erkannt?

Lisbeth: Ich glaube ja.

Heinz: Lisbeth, Ihr habt gewartet,
auf mich gewartet. Oh, ich fühlte es.

Lisbeth: Nicht mehr. Nein Heinz. Doch war es wohl mein Wunsch,
Euch noch einmal zu sehn.

Heinz: Ich fühlte ihn,
als ich den meinen niedertreten wollte.

Lisbeth: Ihr hattet vor —?

Heinz (schwer): Ja, ja, ich hatte vor —
da überrumpelte das andre mich
und zerrte mich zu Boden, und es konnte
mich doch nicht überwältigen. — Und jetzt,
Lisbeth, vor Eurem lieben Antlitz
atm ich viel freier trotz der bangen Zeit.
Mein Innres hebt sich, wächst mit einem Mal,
Ihr seid die gleiche und doch eine andre.
Ihr seid so reif geworden in den Jahren,
und keines Freiers Hand —?

Lisbeth: Nein, keine Heinz.
Was soll ich jetzt in dieser Stunde noch
der Wahrheit einen Schleier überwerfen,
wenn sie auch schmerzt.

Heinz: Ihr habt mich nicht vergessen!

Lisbeth: Nie konnt ich das.

Heinz (mit langverhaltner Glut): Und das soll Sünde sein,
wenn ich in einer Stunde, wo wir beide
am tiefsten bei uns selber sind, Lisbeth,
zum ersten und zum letzten Male diese Lippen —
(Er reißt sie an sich und küßt einmal lange ihren Mund.)

Lisbeth (einen Augenblick lang hingegeben): Ach Heinz!

Heinz: Lisbeth! (Er küßt sie wieder.)

Lisbeth (macht sich frei und nimmt seine Hand):
Genug. Doch sagt mir nur —

Heinz: Was soll ich sagen?

Lisbeth: Ob Ihr denn nicht glücklich
mit ihr gewesen seid? Ich möchte nicht,
daß ich, ein Messer, zwischen ihr und Euch
dastünde, sei's nur einen Augenblick —
ein Augenblick wiegt schwer in solcher Stunde.

Heinz: Lisbeth! (Er will sie an sich ziehen.)

Digitized by Google

Lisbeth (ruhig): Nein, Heinz. Seht, ich will Euch gestehn:
bevor Ihr kamt, da lechzte ich nach Euch,
nun aber bin ich froh und dankbar, Heinz,
daß ich Euch sah, und daß kein grauser Schuß
Euch traf. Und Ihr — kommt, seid es auch!
Gebt mir die Hand und geht!
Heinz (schwer): Ich kann nicht.
Lisbeth: Nein, sprecht nicht so! Was wollt Ihr alte Wunden
aufreißen und in dieser dunklen Zeit,
die Blut genug in ihrem Fasse führt,
mit eignen Händen Euren Blutquell öffnen!
Geht nun, ich bitte Euch!
Heinz (schwer): Ich kann nicht, Lisbeth.
Lisbeth: Wenn Ihr dies Haus im Rücken habt, dann geht Ihr,
den Dank für unser Wiedersehn im Herzen,
zu Eurem Weib, das Euch gewiß mit Angst
erwartet — diese — letzten — Stunden — noch
mit — Euch zu sein.
Heinz: Dann soll sie warten! Ich
hab lang genug darauf gewartet, Euch
die Hand zu pressen. Ich hab auch ein Recht,
den tiefsten Wunsch, der mir das Herz verbrannte,
erfüllt zu sehn und meine heiße Hand
stumm in den Quell des Lebens einzutauchen —
einmal zu schauern, wie er kühlen könnte.
Morgen Glock neun steh ich an meinem Bollwerk,
bis dahin bin ich abgelöst. Ja, morgen
gehöre ich dem Vaterland, doch jetzt
endlich mir selbst und meinem Glück, zu dem
ich all die Jahre niemals kam. O laß mich
doch diese süße Weile in mich trinken (er nimmt ihre beiden Hände)
und einmal eins mit einer Seele sein!
(Er zieht ihre Hände an seine Brust und blickt ihr stumm und inbrünstig in die Augen. Lisbeth ebenso. Sie schauert. Schweigen. Heinz umklammert ihre Hände, die er noch immer an seiner Brust hat.)
Ich danke dir für diese ewige Weile!
Lisbeth: Warst du nie — eins mit ihr?
Heinz (nach einigem Nachsinnen, karg): Ich war es nie.
Kurzes Schweigen. Lisbeth blickt mit gesenkten Händen vor sich hin.)
Am Anfang schäumte wohl das junge Blut,
wie es bei allen tut, die noch nicht liebten,
was sie gemeinhin lieben nennen. Dann
hat er sich wieder in mir angemeldet,
der Hunger, der mein Innerstes durchwühlt,
den mein Verstand umsonst ersticken wollte,
der immer wieder ungefragt erwachte,
der schon dem ersten blauen Tage folgte,
da ich gen Murten ritt, da ich sie sah.
Ja, damals war's noch Zeit für mich, zu gehn.
Doch weißt du das ja längst . . .

Digitized by Google

Lisbeth: Wie, solltest du
seit jenem Sommer, wo du mir erzähltest
und meinen Geist mit deinem Wissen füllte st,
noch immer glauben —?
Heinz: Hast du's nicht geahnt?
Lisbeth: Geahnt? Manchmal, dann sagt ich wieder: nein,
er hat es mit der Zeit bei ihr gefunden,
und fand er's nicht, hat er's in sie gesät.
Heinz (bitter): Sonst wäre er gekommen?
Lisbeth (mild): Konnte er?
Heinz: Er hütete daheim das Pflänzlein Pflicht,
das er in seinem Jugendeifer pflanzte.
Und seine wahre Liebste saß und spann
in ihre goldnen Fäden trübe Tränen:
der eignen Jugend fast ein Totenhemd.
Lisbeth (leis): Nie warst du eins mit ihr?
Heinz: Nie sank die Wand,
die zwischen mir und meinem Weibe stand.
Ihr Kuß erschloß mir keine Ewigkeit,
die ist für sie erst nach dem Tod bereit,
wie soll sie dann bei ihr auf Erden blühn?
(Er setzt sich auf die Truhe.)
So fand sich denn manchmal das Blut zusammen,
indes die Seelen auseinanderklafften!
Lisbeth (setzt sich zu ihm und legt ihren Kopf an seine Brust):
Ich kann nicht alles fassen, was du sagst.
Eins fühl ich, daß du Qual gelitten hast
furchtbarer Art. Auch sagt mir eine Ahnung:
es muß ein andres sein, was Mann und Weib
vereinen soll, als das, was euch vereinte.
Heinz: Ein andres, ja, als mich und sie vereinte.
Lisbeth: Du schwergeprüfter Mann! Und dies erkennst du
jetzt, wo der Tod aus tausend Lanzen starrt!
Heinz: Klar steht es vor mir, so, wie das Gebirge
dem Blick vor einem dunklen Regen scheint.
Ja, vor dem offnen Angesicht des Todes
zerfließen jählings alle jene Nebel,
gewebt aus Schein und Trug, die unsre Feigheit
zwischen die Seele und ihr Schicksal wirft,
damit sie ja vom breitgetretnen Weg
nicht abgelenkt wird, seinem Glutgestirn
durch Nöte und Gefahr zu folgen. (Er verhüllt sein Gesicht.)
Lisbeth (legt ihre Hand auf seine Schulter, sanft): Heinz!
Heinz (richtet sich auf): Jetzt weiß ich es, warum es mich am Wall,
wenn ich gleichgültig meine Armbrust spannte,
manchmal mit heißem Wirbel überkam,
den Bolzenregen in die Reihn verdoppelt
hinabzuschicken und um Himmels willen
den Feind von unsern Mauern zu verscheuchen:
in meiner Brust, da schrie, noch nicht erstickt,

Digitized by Google

mein ungelebtes Leben auf, in Angst,
den Atem fast für nichts versprühn zu müssen.

Lisbeth: Heinz?!

Heinz: Ja, ich kann mir's nicht verzeihn. Anstatt
damals im Garten von dir fortzugehn,
hätt ich das Senkblei in uns werfen sollen,
ob es in gleicher Tiefe fällt, um dann
mit dir stark vor sie hinzutreten,
zu sprechen: hier steht meine wahre Pflicht.
Wenn eine leiden mußte, war es besser,
sie litt, als du . . . Und dann, wie wäre ich
an deiner Seite in die Welt gewachsen,
zu Nutz und Frommen unsres Landes auch.
Da braucht ich nicht als ein Ratschreiberlein
scheu vor dem Schatten meines Vaters
zu stehn und sprechen: dies hab ich erreicht.

Lisbeth: Wir waren damals beide noch zu jung,
um der Vergangenheit die Stirn zu bieten,
mit unsrem neuen keimenden Gewissen,
das erst die Kraft von Frühlingsruten hatte,
das altererbte zähe zu bekriegen.
Und jetzt ist es zu spät. (Sie verhüllt das Gesicht.)

Heinz: Lisbeth, Lisbeth,
wenn jener Abend wieder vor uns stünde —
hättest du Mut gehabt, mit mir zu gehn?

Lisbeth: Ich hab viel nachgesonnen in den Jahren,
die ich in diesem Haus bei meinen Eltern
verbrachte. Und es gab wohl Zeiten, wo
die stille Ampel dort uns froh vereinte,
so daß es schien: es ist am besten so.
Bis plötzlich Stunden, abends oder morgens,
wenn ich allein den Krug am Brunnen füllte,
all alles, was aus andern Seelen kam,
mir aus dem Haare wehten und mich weckten,
wie nur die Frühlingsstürme in der Nacht
uns aufrecht rütteln können. Ja, dann fragte
ich mich: muß ich denn so vergehen?
Ist das der Zweck, daß mich die Eltern zeugten?
Sie geben dir mit beiden Händen, was
sie Gutes geben können, aber ist
es dies, wonach sich deine Lippen röten,
dein Herz dem Tag der blauen Nacht sich öffnet?
Und als der Vater den und jenen Freier
zum Mahle lud, den Wunsch in seinem Blick,
da sagt ich mir: du liebst ihn, möchtest ihm
ja gern die Freude tun — doch darfst du das?
Liebt er sich nicht in dir, wenn seine Hand
in deinem Heiligtum ein fremdes Bild,
das er dir so wie einem Kinde wählte,

Digitized by Google

aufstellen will? Und trotzig rief ich: nein,
sie dürfen mir das Bild von Heinz nicht nehmen!
Heinz: Wie bist du schön! Wie bist du aufgegangen!
Lisbeth: Und wenn der Vater mich verstoßen hätte,
ich glaub, ich wär mit dir gegangen, ja!
Heinz: Du wärst mit mir gegangen, wärst mit mir
nach Bern gegangen, einem Glück entgegen,
das alle Kräfte in dem Menschen weckt.
Wenn ich gekommen wäre! Unterdessen
saß ich über den Büchern dieses Städtchens
und suchte zu vergessen, als ob Arbeit
den tiefsten Durst der Seele löschen könnte,
und war noch stolz darauf. Nur manchmal fragt ich,
wenn ich aufsah: muß es denn sein, daß du
den beiden Knaben (kurzes Schweigen) deine Quelle opferst,
die dich vor dem Verdorren retten könnte?
Kannst du nicht auch bei ihr von ganzem Herzen
für sie und ihre Mutter sorgen, besser
als jetzt, wo du's mit Trübsal tust?
Und nun — wer hat nun Lohn davon, daß ich
dich ließ? Die Knaben? Anna? Wir? Das Schicksal
kann allesamt mit einem Tatzenhieb
zu Boden strecken, eh die Morgensonne
das Dunkel dort durchbricht.
Lisbeth: Einst sagt ich mir:
wie gerne möcht ich mich mit Anna in
die Liebe zu den beiden Kleinen teilen!
Heinz: Da stießest du an einen harten Fels.
(Kurzes Schweigen. Man hört in der Ferne gedämpft schießen. Er fährt
Lisbeth! plötzlich auf.)
Lisbeth: Ja Heinz?
Heinz (steht auf): Weißt du auch, wo wir stehn?
Zusammen, ich und du, nach all den Jahren?
Jetzt! Hier auf diesem Fleck! Und eh die Nacht
uns noch die Zeit gönnt, hundert Atemzüge
gemeinsam zu verbringen, kann sie uns
jäh auseinanderreißen, mich dahin,
dich dorthin schleudern mit grausamer Hand,
für immer. Lisbeth — darf sie das?
(Er nimmt ihren Kopf in seine Hände.)
Lisbeth (aufgelöst): O Heinz!
(Ihre Lippen suchen sich.)

Aus „Donatello"

(Virginia hat sich in einen Lehnstuhl gesetzt, Donatello auf einen Schemel, der davor steht, das Kinn auf die Hände gestützt.)
Donatello (nach einer Weile): Virginia! (Er streckt ihr die Hand hin.)
Virginia (legt die ihre hinein): Freund!
Donatello (schüttelt schmerzlich den Kopf):
So nennst du mich noch immer!

Digitized by Google

Virginia: Laß doch, so tut es meiner Seele wohl.
Es ist so schön, am Abend, wenn die Lampe
im großen ungewissen Dunkel flackert,
aus tiefer Einsamkeit die Schatten wachsen,
und meine Feder auf dem Blatte schreitet,
zu wissen: fern in einem andern Haus,
da wohnt ein Freund mit einer warmen Seele,
die mit der deinen schwebt . . . in heller Freiheit.

Donatello: Und Stunden gibt's, wo es den Menschen durstet,
stumm, Mund an Mund, mit dem geliebten andern
im großen Zug aus goldenem Pokale
zu trinken. Kennst du diese Stunden nicht?

Virginia (schauernd): O laß sie ruhn in ihrer dunklen Tiefe!
Die Flut ist glatt, wir wollen dankbar sein
und nicht den Kahn wie freche Kinder schaukeln.
(mit fast traurigem Ernst)
Donato, sieh, oft sagt mir eine Ahnung,
ich soll dir nicht die werden, die du wünschst,
und darum frag ich mich, ob ich jemals
so zu dir kommen kann, wie du verlangst.

Donatello: Virginia — dazu bist du gekommen,
mit solchen Lippen mir das zu verkünden?
So sag mir nur, warum, glaubst du — nein, nein!

Virginia: Warum — das ist's — das kann ich selbst nicht sagen,
ich finde keine Worte, da ich selbst
oftmals darnach Verlangen habe, Freund,
die Hand nach roten Blüten auszustrecken.
Dann wieder zieht ein Etwas mich zurück,
wenn ich den Blick auf die Staubfäden hefte,
und raunt mir leise zu: für dich schläft Gift
in diesem Kelch, der andern Wonne bringt.
Sieh, Freund, ich lebe einsam, seit ich fühle
und bin's gewohnt. Mein Vater, wie du weißt,
ist hart, engherzig, meine Mutter gut,
doch kleinen Sinns. So lebe ich dahin,
allein, wie eine Glocke unterm Himmel,
die sich den Gang der Stunden selber läutet.
Mein Herz ist voll von großen bunten Träumen,
die in der Stille in ihm ausgeschlüpft sind.
Sieh, wenn ich nun die Fesseln einer Liebe
und Ehe mir um meine Knöchel legte,
und dann — allmählich — Traum um Traum einstürzte,
so wie den andern Frauen — Donatello,
es wär nicht gut für mich, nicht gut für dich.

Donatello: Virginia?

Virginia: Ich habe ein Gedicht
von einem unbekannten Meister. Lies!
Ist's nicht, als wäre es für uns geschrieben?
(Sie reicht ihm ein Blatt aus ihrem Mantel.)

Digitized by Google

Donatello: Gib her! (Er blickt hinein und läßt den Kopf sinken.)
Das ist ja das Gedicht.
Virginia (erstaunt): Du kennst es?
Donatello: Ob ich es kenne! Sieh, dort liegt es auch.
(Er deutet auf den Tisch.)
In frühen Tagen war es mir ein Trost,
als meine Sehnsucht ihre großen Flügel
noch stolz auf meinem wunden Herzen wiegte,
und heute haß ich es, weil ich es fürchte.
Virginia: Komm, lies es uns, ich höre deine Stimme
so gerne lesen!
Donatello: Ich die deine. Lies!
Virginia (nimmt das Blatt):
Die Priesterinnen des Apollo schreiten
um seinen Tempel und so singen sie:
Es ist der Tag, wo jedes Leid vergessen,
Ihr Schwestern, horcht, der Heilige ist nah,
Er meldet sich im Rauschen der Zypressen,
Und unsre Pflicht steht winkend vor uns da.
Wir lassen ihm den dunklen Sang erschallen,
Daß seine goldne Sonne niedertaut.
Wir ziehn um seine weißen Säulenhallen,
Und jede ist geschmückt wie eine Braut.
Seht, unten, wo die kühlen Bäche fließen,
Dort wandeln heut in Nacktheit Mann und Frau;
Sie trinken selig Duft und Klang der Wiesen;
Und alle blicken sie zum hohen Blau.
Und alle jauchzen sie und alle pflücken
Die großen Purpurblüten dieser Welt.
(Donatello atmet auf und sieht Virginia an. Virginia fährt mit Betonung fort.)
Wir aber wollen nach der Frucht uns bücken,
Die golden zwischen Traum und Wachen fällt.
Wir bringen sie in einer Silberschale
Zum Tempel hin, dicht neben Speer und Schild.
Wir knien nieder: Dufte, Frucht und strahle
Dem Menschen wider sein verklärtes Bild!
(Schweigen)
Virginia (legt das Blatt fort):
Die andern pflücken jauchzend Purpurblumen,
berauschen sich an ihrem vollen Duft.
Wir aber, heißt es weiter, wollen uns
nach jener goldnen Frucht, in der die Welt
sich spiegelt, bücken, sie zum Tempel bringen.
Und dieses Wörtlein „aber" ist die Mauer,
die still und weiß auch unsre Welt umschließt,
voll hoher Feier und voll namenloser
Entbehrung. (Sie neigt sinnend und schmerzlich den Kopf.)
Donatello: Freundin, warum sollten wir
es nicht vereinen? Mit dem Hammerstiel

Digitized by Google

hab ich die Wünsche all der letzten Jahre
ins Herz zurückgedrängt, bis einer käme,
der mich im tiefsten Grunde beben machte.
In dieser Werkstatt meißle ich nun Jahre
mit wundem Herzen — da bist du gekommen.
Dich halt ich fest.

Virginia: Und wo ist eine Frucht
so langen Ringens?

Donatello: Hier. (Er nimmt das Tuch von der Statue der Madonna.)

Virginia (aufatmend): Ja, die ist schön. (kalt und selbstverständlich)
Um solche Werke darf dein Herz auch bluten.

Donatello: Wie sprechen diese Lippen wieder grausam!
Wenn dem so ist — das Weib soll es nicht sagen.

Virginia: Jetzt glaube ich an dich. Das ist wohl auch
das Werk, von dem du mir geschrieben hast,
daß du, wenn es beendet wäre, hier
ein kleines Fest mit uns begehen wolltest,
mit mir, Luisa, ihrem Mann?

Donatello (stolz): Das ist es.

Virginia: Wann soll es sein?

Donatello: Am Ausgang dieser Woche,
wenn auch die beiden Hände fertig sind;
ein junges Mädchen wird mir dazu stehn,
das ich — (Er schweigt nachdenklich.)

Virginia: Ich komme gern.

Donatello: Du willst?
Virginia, sieh her, das ist nur eine
von meinen größeren Figuren, doch
wie viele Stunden harter Arbeit, Hoffnung,
Verzweiflung rinnen mußten, bis ich nur
den Handgriff dazu lernte — das weiß niemand.
Jetzt aber will ich feiern, meinen Blick,
der in der Blüte schon die Leiche sieht
und drum wie eine Biene hastig, rastlos
nach Seim ausfliegt, von Grund aus einmal wechseln,
stumm in ein andres tiefes Auge tauchen,
selig zu zweien in die Sonne jauchzen,
einmal, ein Mensch, in diesem Dunkel blühn.
Virginia — nimm von mir meine Qualen!

Virginia (nimmt zitternd seine Hände):
Wie sprichst du aus, was meine Seele fühlt!
(mit weiten verlangenden Augen)
Wenn wir's vereinen könnten, wie wir möchten . . .?!
Wie denkst du dir ein solches Leben, sprich!

Donatello (zieht sie auf die Sitztruhe; sie setzen sich):
Ich seh vor mir ein stolzes Haus,
auf Pfeilern ruht es fest im ewigen Strom.
Zu beiden Seiten wölben sich zwei Räume,
wo Mann und Weib getrennt dem Gotte dienen.
Niemals stört eins das andere beim Opfer.

Digitized by Google

In hohen Stunden tragen sie zusammen
die Früchte, die sie sammelten, zum Tempel.
Doch in der Mitte zwischen beiden Räumen,
da flammt in Purpur das Gemach der Liebe.
Umrankt von großen Blumen winkt das Lager.
Tief unter diesem, in der Wasserhalle,
in einem Nachen, gleich groß, steht der Sarg,
in dem sie einst im Tod verschlungen ruhn.

Virginia: Ach, Donatello, ja, wenn es so würde . . .!

Donatello: Wenn du mich lieben könntest, wie ich dich,
die Erde wäre reicher um ein Glück.
Ich brauchte nicht mehr, traurig vor Begierde,
in Gärten, wo die jungen Paare schreiten,
hineinzustarren.

Virginia: Donatello!

Donatello: Oh,
wie er jetzt lächelt: ja, das ist der Mund,
der in den Gluten meiner wachen Nächte
zum Küssen nah vor meinem Munde stand
und, wenn ich meinen Kopf vom Kissen hob,
den Durst zu löschen, den er angefacht hat,
entwich, ein Traumbild allzulangen Harrens,
da — leerer Raum — kein Mund — der meine brennend,
und meine Tränen auf mein Kissen rannen!

Virginia: Wie ist mein Mund denn, daß du ihn so liebst?

Donatello: Ich weiß nicht wie. Sag einmal Rose!

Virginia: Rose.

Donatello: Es blüht von roten Rosen um uns her.
Zitrone!

Virginia (lächelnd): Nun, Zitrone!

Donatello: Sieh mir ist,
als hielt ich eine volle gelbe Frucht
in meiner Hand, und das ist wunderseltsam,
daß er das weiß, der Mund. Sag einmal Liebe!

(Er küßt sie mit einem langen Kuß. Sie erbebt, neigt den Kopf zurück, schaut ihn voll und fragend an, dann öffnet sie ihre Lippen seinem Kuß aufs neue.)

Virginia: Gib mir noch einmal deine Lippen so!
(Ihre Lippen finden sich. Sie richtet sich auf.)
Weh uns, was haben wir getan!

Donatello: Reut's dich?
(Virginia schüttelt langsam den Kopf.)
Wirst du mich immer lieben, sag!

Virginia: Nie soll ein andrer Mund auf meinem ruhn.
Auch auf dem deinen nie!

Donatello: Virginia, nie! (Er lehnt seinen Kopf an ihre Brust.)

Virginia: Was hast du, Tränen?

Donatello: Laß, es wär so schön,
daß ich mit keinem weiteren Gedanken
dran rühren mag.

Digitized by Google

Virginia: Sei heiter, Donatello,
wir wolln uns beide nicht noch schwerer machen.
(Sie steht verändert auf und deutet auf die Madonna.)
Hast du noch mehr von solchen Herrlichkeiten?
Donatello (befremdet): Wieso? Ist dir's einstweilen nicht genug?
Virginia: Ich möchte hunderte von ihnen sehen.
Was ist das für ein Vorhang dort? Darf ich?
(Sie nähert sich dem Vorhang.)
Donatello (springt auf): Nein, nein!
Virginia (ruhig): Ich soll's nicht wissen, gut.
Donatello: Du sollst
es wissen; sieh, der Raum dahinten
der ist für mich allein: mein Heiligtum.
Da schlafen die noch nicht geborenen
Gestalten ihren dunklen Schlaf im Marmor.
Da bin ich wie in einem Dom allein
mit meiner Seele und dem großen Urquell
und horche still dem Wachsen weißer Glieder.
Mein bester Freund tritt da nicht ein.
Virginia: Auch ich nicht?
Donatello: Erst recht nicht, Liebste.
(sehr ernst) Nie!
Virginia (ungern nachgebend): Nein, großes Kind.
Donatello: Ich bin's und bin es nicht.
Virginia: Der Abend kommt. Nun schlägt bald meine Stunde.
Donatello: Du darfst mir noch nicht fort.
(Er zieht sie wieder zur Sitztruhe.)
Komm setz dich her,
und lege deine Hand auf meine Stirn!
Sie ist so müde.
Virginia (zieht die Hand zurück; kühl und befremdet): Müde?
Donatello: Ja, Geliebte.
Am Morgen bin ich wohl ein frischer Ritter,
der in den Tag mit hellem Hornruf reitet,
am Abend aber ein wegmüder Bettler,
der alle Jahre, die die Erde lebte,
auf seinem Rücken schleppt und noch die Hand
ausstreckt — ich bin nicht einmal satt geworden
so wie der nächste beste Bürgersmann.
Gib mir zu essen und gib mir zu trinken
und leg dein Herz in mein verhungert Herz!
Virginia (wiegt den Kopf): Auch meine Stirn ist matt von den Gedanken,
die sie durchziehen, und bedarf der Hand.
Donatello (befremdet): Dann soll ich dich ja trösten wie du mich?
Virginia: Ja, Freund.
Donatello (traurig): Schon wieder „Freund"!
Virginia: Was ist dir?
Donatello (nachdenklich): Nichts.

Digitized by Google

[Virginia hat sich soeben um Donatellos willen mit ihrem Vater entzweit.]

Virginia: Vater! Er geht. Und ich? Ich bleibe stehn!

(Luisa tritt ein.)

Warum ging dieser Fuß erregt hinaus,
und meiner bleibt wie angefesselt hier,
wo beide doch so gern zusammen gingen!
Man schreit nach jedem Ding, es solle helfen,
und keines hilft: die Bäume blühen weiter,
ein Vogel singt, wie vorhin; nur zwei Herzen,
die einst verbunden waren, sprengt ein Riß,
zwei Tropfen Blut zucken in eine Kluft.
Da hilft kein Gott.

Luisa: Er ging im Zorn?

Virginia: Im Zorn.

Luisa: Und du?

Virginia: Ich kann's nicht ändern. Armer Vater!
Wie er die Hand auf meine Schulter legte!
Es kam auch rasch für mich. Nun muß ich reden.
Der Plan, so sorglich aufgebaut, stürzt ein.

Luisa: Sei stark, Virginia, wir werden alle
zu deinem Nacken stolz die unsern halten,
dann wirst du dieses tragen und doch siegen.

Virginia: Mich darf kein Schmerz aus meiner Fassung bringen,
wie sollte ich denn sonst ein Reis* verdienen,
doch Schmerz bleibt Schmerz. — Wo ist Donato hin?

Luisa: Jacopo hielt ihn zeitig noch zurück,
daß er nicht selbst mit deinem Vater spreche.

Virginia (blickt hinaus): Dort biegt jetzt unsere Sänfte um die Ecke...
Nun denn, so werde ich heut abend sprechen,
so schwer es mir auch wird, in dieser Zeit ...

(herrisch herausfahrend)

Bevor ich aber ihm die Eltern opfre,
will ich auch sehn, ob's keine Märchen sind,
die hinter diesem Vorhang schlummern sollen,
die er aus Angst vor meinem Blick verbirgt.

(Sie zieht mit brüsker und ehrfurchtsloser Geste den Vorhang zurück.)

Luisa: Virginia, was tust du!

Virginia: Ach, Luisa,
schau diese Fülle! Wie's im Marmor lebt!
Eins dicht beim andern! Manches noch im ersten
Entwurf und manches reifer: dieser Knabe!

Luisa: Ja, ja, er kann auch zart sein.

Virginia (lehnt ihren Kopf an Luisas Schulter): Ach Luisa,
es ist entschieden.

(Luisa drückt ihren Kopf an sich.)

(Virginia zieht den Vorhang wieder zu. Während sie die Hand noch daran hat, kommen Donatello und Jacopo.)

Jacopo: Glaubt mir, es ist viel besser, daß Ihr nicht —

* Virginia arbeitet an einer Dichtung, die öffentlich vorgelesen und gekrönt werden soll.

Digitized by Google

Donatello (erblickt Virginia am Vorhang und ruft qualvoll):
Virginia! Was tust du! Steh mir Rede!
Virginia: Ach, Donatello, wenn du siehst, wie mich
die Fülle dort berauscht, wirst du verzeihen.
Donatello: So hast du's schon getan, Virginia?
Nein, nein, du wolltest es erst tun, da bin ich
gerade noch zur Zeit hinzugekommen.
Du wolltest es auch nicht im Ernste tun,
du hast dir's ausgemalt! — Befrei mich doch
von dieser Angst, die meinen Herzschlag lähmt!
Virginia: Ich tat es, nicht aus Neugier, noch aus Schwäche.
Wie ich mit meinem Vater stehe — ist's mein Recht.
Donatello (tief erschrocken): Du hast's getan? Ja, ja, ich seh es selbst:
Schamlosigkeit verhäßlicht ihr Gesicht.
Virginia (herausfahrend): Was sprichst du da? Ich bin doch keine Magd,
die sich dem Willen des Gebieters duckt.
Geh ich mit dir durchs Leben, wird's an mir sein,
daß ich dort die Gestalten überwache,
dir sage, welche taugen, welche nicht,
und ihre Fehler im Beginn dir zeige.
Donatello (tief ernüchtert):
Das eigne Weib? Krieg in der eignen Werkstatt,
in der die Fülle ruhig reifen soll?
Als wär's nicht Zeit genug, wenn so ein Werk,
kaum läuft's hinaus, von jeder Hand
betastet wird, ob Nase, Ohr und Mund
auch nicht zu lang, zu groß, zu breit geworden.
Und keiner weiß, daß die Madonna dort
nicht stünde ohne den geringsten Klotz.
Das eigne Weib? Ich danke, edles Fräulein.
(Er setzt sich und wühlt die Stirn in die Hände.)
Jacopo: Ist das so schlimm, wenn die Geliebte, alles
was der Geliebte leistet, prüfen will —
Luisa: Ihm ist es schlimm, doch so schlimm ist es nicht,
daß er zu schrecken braucht, als läge ein Marmor
zerspellt am Boden.
Donatello (heftig): Was wißt Ihr davon,
wieviel mir an der stummen Unberührtheit
von jenem Raume liegt? Doch ihr, ihr
hab ich's gesagt, daß er mein Heiligtum,
mein Einziges in der Welt ist, das mir ganz
allein gehört, daß die noch nicht erwachten,
noch ungeborenen Gestalten dort
den ersten keuschen Schlaf im Marmor schlafen,
von keinem Auge als dem meinigen
getroffen, um mit unbefangnem Lächeln
einst unter meinem Hammer zu erwachen.
Ihr sagte ich's, und sie, sie tritt hinein.
Ja, hättest du mit kalter Hand ein Kind
unfertig aus dem dunklen Leib der Mutter

Digitized by Google

ans grelle Licht des Tags gezerrt, sie litte
nicht größern Schmerz, als ich.
Virginia: Hör auf, Donato!
Ich kenne dich nicht mehr. Komm doch zu dir!
Donatello: Ich bin bei mir, mehr als ich's jemals war,
seit ich dich liebe. Weh, nun kann ich nimmer
dort stehen und in goldner Stille meißeln,
ohne an dich in wehem Haß zu denken.
Wie sollt ich dir noch einen Zug entlehnen!
Wo ist mein Hammer? Ja, es ist am besten,
wenn ich all die Gestalten dort in Stücke
zerschlage, wie du unsre junge Liebe
erschlagen hast.
Virginia (tief erschrocken, aufgelöst): Das ist nicht wahr, Donato?
Donatello: Noch besser mich! Mich selber!
(Er packt sich an der Kehle.)
Virginia (weich): Donatello!
Donatello: Zurück mit dieser Hand, die mir das tat!
Du nennst dich Dichterin, bist voller Rätsel
und hast nicht Ehrfurcht vor den stummen Rätseln
anderer Seelen. Geh, du kannst nicht lieben!
Warst bloß darauf bedacht, mit sanften Händen
mein Herz nach einem nahen Ziel zu lenken,
das deinem Ehrgeiz schmeichelt, weil's die Menge
leicht fassen kann. Drum kamst du mit der Elle
zu messen. Laß mich, sag ich dir, auch ihr,
Mithelfer, geht und lacht nicht meiner Qual.
Jacopo: Nun, denk ich, ist es Zeit, daß wir uns still
entfernen. Reizen wir ihn weiter nicht!
Er hat gelitten, sei ihm drum verziehen!
(mit einem Blick auf Donatello)
Allein wird er am ehesten zu sich kommen.
Luisa: Ja, komm Jacopo, gehen wir nach Haus!
Donatello: Lebt wohl, verzeiht, ich bin nun einmal so
und kann's nicht ändern, daß ich so empfinde.
Daß ich es tu, zerreißt mich fast in Stücke.
Doch wenn ich es versuchte und die Stimme
in meiner Brust, die mahnt, ersticken wollte,
dann müßte ich von dieser Stunde an
mit einem stummen Hasse, der vergiftet,
an diese denken und mich selbst verachten.
Und dafür hab ich sie zu sehr geliebt.
So acht ich mich und hasse mich zugleich.
Luisa: Ihr liebt sie noch, Ihr dürft jetzt nicht verzweifeln.
Die Wunde heilt, nur braucht es dazu Zeit.
Donatello: Wenn dem so wäre! — Doch Ihr meint es gut.
(Er reicht ihr und Jacopo die Hände.)
Luisa (leise zu Virginia, an der Tür):
Jetzt mußt du ihm von Herzen etwas sagen,
sonst hast du ausgespielt!

Digitized by Google

Virginia (leiſe erſchreckend): Was ſagſt du da!
Ich will ihn jetzt — — ich könnte nicht mehr ſein . . .
Luiſa: Komm bald! (Mit Jacopo ab.)
Virginia (tritt zu Donatello): Donato, ſieh, ich kann's nicht faſſen.
Ich tat es doch in allerbeſter Abſicht.
Verſuch es nur, dann wirſt du auch vergeſſen!
Donatello (zerquält): Das iſt es ja, daß du's im Grunde nicht
begreifſt, drum hätteſt du gehorchen ſollen.
Ich weiß, daß ich es nicht vergeſſen kann,
ſo ſehr ich möchte . . . Deine beiden Augen
ſind dort in meine Stille eingedrungen
und würden ſtets, wenn wir zuſammen gingen,
in jenem Raume wohnen und mich ſtören:
Die Augen, die mir jetzt im Traume glänzten.
Virginia (begreift und läßt vor Entſetzen die Hände ſinken; in tiefem
Schmerz): O Donatello!
Donatello: Wie du wieder ſchön biſt! — —
Warum haſt du mir das getan, Virginia!
(Er blickt ſie lange an.)
Nun fließt kein Fluß mehr zwiſchen mir und dir,
an dem wir in der großen blauen Stunde
hinſitzen könnten, ſchweigend, nur die Blicke
fremd und vertraut tief ineinandertauchend.
Die Flut, die Andacht weckt, iſt ausgelaufen,
nur eine heiße Leere haucht uns an.
Virginia: Und nichts, nichts kann das Waſſer wiederbringen?
Donatello: Ich wüßte nichts.
(Schweigen)
Virginia (verändert, ſanft): — — Ich laß dich jetzt allein
und ſeh dich nicht mehr bis zu meinem Tag.
Verſprich mir das!
Donatello: Ja, ich verſpreche es. —
Was ſprach dein Vater?
Virginia: Laſſen wir das noch! —
Wir finden uns dann im Palaſte ſelbſt,
Jacopo und Luiſa werden dich
einführen. Ich bin überzeugt,
du wirſt dem Coſimo und ſeinem Vater
willkommen ſein.
Donatello: Willſt du jetzt gehen? Bleib!
Nein, geh!
Virginia: Ja es iſt beſſer ſo. Es dauert
ja nur zwei Wochen. — Dann iſt auch der Fluß
in ſtillen Nächten wieder hergefloſſen?!
Donatello (nimmt ihre Hände, voll Hoffnung): Ja, ja!
(Er läßt ſie plötzlich wieder los.)
Virginia: Und dann, Donato, darfſt du auch (leiſe und ſtolz)
Braut zu mir ſagen!
Donatello (mechaniſch): Braut . . .

Digitized by Google

Virginia: Und dann? Was dann?
(Sie nähert ihm ihre Lippen.)
Donatello (starrt sie an): Dein roter Mund!
(Er schüttelt schmerzlich den Kopf. Dann hebt er ihn.)
Nach deinem Tag, Virginia!
Virginia (zieht ihr Gesicht beschämt zurück und geht leise; an der Tür nickt sie noch einmal mit Leidenschaft): Leb wohl, mein Donatello! (Ab)
Donatello (bleibt eine Weile in sich gesunken sitzen, dann steht er erschrocken auf): Virginia! (Er nimmt sein Barett und will zur Tür, da fällt sein Blick auf den Vorhang. Er wirft das Barett wieder hin.) Hier, hier lag ihre Hand — und ich ihr nach? —
Ist das der Raum noch, wo ich einst in Ehrfurcht
mit mir und dir,
(Er umklammert seinen Meißel.)
dem All vereinigt war?!
(Er reißt den Vorhang auf.)
Gestalten, mir noch kaum vertraut, krocht ihr nicht
in euren Stein zurück? — Und diese Rosen,
die mir ein herrisches Weib um deinen Sockel
gelegt — zu Boden mit!
(Er reißt die Rosen vom Sockel der Madonna.)
— Und diese Hand,
die sollt ich ändern, weil sie's haben will?
(Er legt seine Hand auf die Hand der Madonna.)
Ja, hättest du die Hand, Virginia! . . .
Die hätt es nie und nimmermehr getan! . . .
Es wäre wunderbar, wenn du sie hättest . . .
Den Mund hast du und diesen großen Blick!
Maria hat nicht diesen reifen Mund!
(Er starrt das Gesicht der Madonna inbrünstig an. Dann geht er in der Werkstatt umher und bleibt vor den beiden gefüllten Gläsern stehen.)
Die beiden Gläser! Jedes steht so einsam
unausgetrunken da. Soll das bedeuten,
daß wir zwei —? Unsinn? Aber sei's, dies wäre
mein Blut und dies dein Blut, ich gieße beide
Gläser in einen großen Becher hier,
vermische es. Doch nein, du mußt dabei sein,
sonst gilt es nicht. Ich stell sie in den Schrank
für deinen Tag. Dann trinken wir sie aus!
(mit beginnender Angst)
Auf deinem Mund allein blüht mir das Glück!
(mit großer Angst zu sich selber)
Mensch, halt es fest, daß du es nicht verlierst! — —
Der Abend kommt, und ich bin mehr allein,
als ich es jemals war. — Hab ich denn nichts
als meinen Meißel? Bist so klein und bist
doch groß genug, um mir das Tor des Lebens,
ein Balken, zu versperren!
(Er schleudert den Meißel weg und umklammert schmerzverwühlt den Sockel der Bildsäule.)

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

Von den Mäzenaten

Zu jener Zeit, als wir Horazische Versmaße skandierten oder, wie wir uns damals ausdrückten, „an den Versmasern litten", war es, daß wir zuerst des näheren über die Notwendigkeit des „Mäzenatentums" unterrichtet wurden. Es war zur selben Zeit, daß einigen von uns zum ersten Male (denn wir lasen Homer, Sophokles und Demosthenes neben Virgil, Ovid, Horaz und Cicero) ein Gefühl des Unterschieds von echter Kunst und Mäzenatenkunst an der Seele vorüberzog.

„Keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst" — Schiller hat recht mit der Tatsache. Aber er hatte unrecht, wenn er meinte, daß die Renaissance ihr Entstehen oder ihre Blüte der Güte der Mediceer verdankte. Als die Medici aufkamen, war die Kunst mächtiger als die Medici. Die Medici bewarben sich um die Gunst der Kunst, aber nicht bewarb sich die Kunst um die Gunst der Medici. Wenn eine schmuckliebende Dame zum Juwelier geht, um den Diamanten zu kaufen, mit dem sie ihre Nebenbuhlerinnen zu schlagen denkt, so glaube ich nicht, daß sie das aus Interesse an der Entwicklung der Goldschmiedekunst tut. Für die Medici war die Kunst — „Charleys Tante". Daß „Charleys Tante" damals so aussah, spricht für den Geschmack der Medici, aber nicht für ihre Selbstlosigkeit und „Güte".

Perikles hat nicht den Homer ermuntert, sondern Homer hat den Perikles begeistert.

Man nimmt heute vielfach an, daß die „Renaissancekunst" in ihren ersten Anfängen auf den Eindruck der Persönlichkeit des heiligen Franziskus oder allgemeiner auf jene Bewegung zurückgeht, die zur Gründung der großen Mönchsorden führte, auf jene selbe Bewegung, die vom Kloster Clugny ausging und mit Hildebrand auf den Papstthron gelangte, um die Herrlichkeit der Welt vor sich im Schnee Buße tun zu lassen.

Diese Bewegung war, wie man weiß, auf Weltentsagung gerichtet, auf die Bekämpfung der Sinnlichkeit. Eine so im Innersten kunstfeindliche Geistesrichtung soll zur sinnengesundesten aller Kunstepochen geführt haben? Wer dieses Paradox durchschaut, hat vom Zusammenhang der Dinge mehr begriffen, als wer vor Kunstenthusiasmus überschäumt, und von der Notwendigkeit des Mäzenaten und der Kunstpflege überzeugt ist.

Nämlich — um von Tieferliegendem ganz zu schweigen — alles Kunstschaffen, das der Rede wert ist, setzt irgendwie eine tiefe Erschütterung der Menschen voraus. Jede sonstige andere schöpferische Betätigung verhält sich ebenso.

Eine solche Erschütterung kann man von einem starken oder wilden oder auch nur mächtigen Feinde beziehen, aber nicht leicht von irgendeiner freundlichen Begönnerung.

Von der anderen Seite her sind für Entstehung und Wachstum einer Kunst Menschen nötig, welche die Kunst brauchen. Aber nicht in irgendeinem sentimentalen Sinne oder gar um der „Bildung" willen, sondern aus Egoismus, aus Genußsucht, ganz gleichviel, wie man's nennen mag: es sind dafür Menschen nötig, welche Kunst wirklich brauchen und deshalb wollen.

Die Medici waren für die Ent-

Digitized by Google

wicklung der italienischen Kunst bedeutend, nicht weil sie Gönner der Künstler waren, sondern, weil sie so furchtbar vergnügungssüchtig waren und dabei doch die überstarke Leidenschaft für Größe aller Art in sich hatten. Kurz, weil sie nicht selbstlose Kunstschwärmer, sondern weil sie Kunstegoisten waren.

Aber wichtiger für jene Kunstblüte als die Medici war der Bilderstürmer Savonarola.

Man muß diese drohenden Augen gesehen haben, die Fra Bartolommeo gemalt, diesen wütend ausholenden Mund, den Lionardo gezeichnet hat. Man vergißt sie nicht! Von diesem Manne haben sich die zeitgenössischen Künstler erschüttern lassen. Man begreife, was das bedeutet!

Von Luther ist allerdings bekannt genug, daß er ein Kunstfreund war. Man übertreibt die Einwirkung dieser Seite seiner Persönlichkeit auf die Zeitgenossen. Was die Künstler seiner Zeit so tief erregt hat, war nicht der Bilderfreund und Lautenschläger, sondern der Draufgänger, die „Bestie mit den tiefliegenden Augen".

Goethe hat in Wahrheit und Dichtung eine klassische Schilderung des Einflusses Friedrichs des Großen auf die deutsche Literatur gegeben. Aber Friedrich der Große hatte nur Hohn und Spott für die Kunstrichtung übrig — die er anregte. Er hielt das neugefundene Nibelungenlied für eine wüste Sache, und liebte die glatte Kunst Voltaires, desselben Voltaire, gegen dessen Einfluß Lessing seine Befreiungskämpfe führte.

Auch die Kunstpflege, die heute vom Throne Friedrichs des Großen aus getrieben wird, könnte der Kunst, die durch sie bekämpft wird, sehr nützen. Es fehlt nur leider so Kraft als Tat. Bonus

Jugendläufe im Roman

Ottomar Enking, „Wie Truges seine Mutter suchte" (Berlin, Schuster & Loeffler) — Alfred Streit, „Von der Wiege bis zum Frack" (Berlin, Concordia (Ehbock)) — Ludwig Finckh, „Rapunzel" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) — Ernst von Wolzogen, „Die Großherzogin a. D." (Berlin, F. Fontane & Co.) — Hermann Bahr, „Die Rahl" (Berlin, S. Fischer)

Fünf sehr verschieden geartete Bücher, die aber darin übereinstimmen, daß sie alle den Lauf eines Jugendlebens darstellen. Ihre Unterschiedlichkeit in der Behandlung desselben Vorwurfs hebt jeden einzelnen der fünf Dichtersleute bequemlich kennzeichnend vom andern ab.

Der nord-, der wasserkantdeutsche Ottomar Enking, der einst in seiner mit Recht geschätzten „Familie P. C. Behm" ein innig gefühltes und zugleich größtenteils überlegen gesehenes Bild spießerlichen Beisammenlebens gab, hat den neuen Roman „Wie Truges seine Mutter suchte" der Jugendentwicklung eines einzelnen gewidmet. Dabei tritt jedoch seine Neigung und Fähigkeit zur umweltschildernden Kleinmalerei wieder deutlich hervor.

Truges (der Name stammt von einem sagenhaften Königssohn des Nordens) ist der Sprößling eines Kunsthandwerkers, der noch vor des Kindes Geburt einem Lungenleiden erliegt, und einer Brettltänzerin, die gleich darnach allein in die Weite geht, mit der Begründung, ihre Umgebung habe sie durch den Verdacht der Untreue zu arg gekränkt. Elternlos, in der Obhut mildgesinnter Fremder und seines Großvaters, eines redlichen Schuhmachers, wächst Truges heran. Mit außerordentlicher Liebe wird die Kinderzeit

Digitized by Google

Schritt für Schritt geschildert. Truges wird einer von den stillen, begabten, fleißigen, aber enggesichtigen und anscheinend von Haus aus für den Verzicht bestimmten Jünglingen, die seit einer Reihe von Jahren in unserer Romanliteratur gar nicht mehr „alle werden".

Eine allgemeinere Beobachtung drängt sich da dem Betrachter auf. Je mehr die deutsche Jugend sich zu unbefangenerem Erfassen der materiellen Wirklichkeit anschickt, desto mehr, scheint's, flüchtet das vorväterliche deutsche Träumertum in die Romanwelt. Vielleicht hat auch am Fall Truges die von „Jörn Uhl" bestimmte Mode noch ihren Anteil. Wahrscheinlich wirkt jedoch bei dieser Mode eine ehrliche Reaktion der Dichter gegen den allzu sieghaften Amerikanismus mit, und sicherlich braucht jede Dichtgattung Helden, die durch Gefühlsüberschuß in Konflikt mit der kühlen Alltagswelt geraten. Allein aus beiden Gründen folgt noch lange nicht, daß unsre Romanhelden sich massenweise in je eine luft- und lichtlose Separateinsamkeit einspinnen müssen, daß sie vor eitel Träumerei von Anfang bis zu Ende abseits des großen Menschheitlebens bleiben, gar keine ernstliche Reibung an der rauhen kämpfereichen Wirklichkeit wagen, tatunfähig und schließlich obendrein langweilig sein müssen.

Dieser grundsätzliche Vermerk soll nicht etwa Enkings Werk mit besondrer Schärfe treffen; er wird im Gegenteil gerade diesem beigefügt, weil es im übrigen sein gutes spezifisches Gewicht hat.

Zwar die Durchführung des im Titel angesagten Themas läßt einiges zu wünschen übrig. Gegen den Schluß hin kehrt die Mutter zurück, abgelebt und in unverbesserlicher naiver Verderbtheit; nur die Not trieb sie endlich in die Heimat. Die erzieherisch besorgte Liebe des herangewachsenen Sohnes wird ihr zum unerträglichen Zwang, und schließlich geht sie ins Wasser. Zuvor hat Truges die Mutter so stark vermißt, daß wir recht deutlich die Absicht des Verfassers durchspürten; von einem „Suchen", wie die Überschrift es erwarten läßt, kann dagegen kaum die Rede sein.

Wie die Dinge hier liegen, erscheint die Bedeutung des Begriffs Mutter für das Bewußtsein des Knaben, der seine Mutter nie kannte, und erst recht für das Bewußtsein des ausgewachsenen Mannes als einseitig übertrieben. So entsteht ein durchgehender Unterton von Sentimentalität, obwohl es mit Geschmack vermieden ist, Sentimentales unmittelbar auszudrücken. Und durch die beträchtliche Breite der Erzählung wird dieser Unterton noch verstärkt, da der Eindruck erwacht, daß eine winzige Weltecke allzu wichtig genommen werde.

Trotzdem ist „Wie Truges seine Mutter suchte" eine wertvolle Dichterarbeit. Auch wenn die ganze Handlungslinie, die sich auf die Mutter bezieht, außer Betracht bleibt und insbesondere, wenn man sich von der echt epischen Breite nicht abschrecken läßt, das einzelne treulich zu verfolgen, bleibt genug des Beachtenswerten: eine äußerst feine, organisch gefügte Darstellung vom Jugendverlauf eines armen Kieler Jungen, mancherlei typisch treffende Einzelzüge und im ganzen eine meisterliche Verlebendigung der Umwelt. Ottomar Enking hat das Zeug zu einer Art Klassiker für die Schilderung kleinbürgerlicher Wirklichkeit.

Digitized by Google

Einiges Verwandte ist in Alfred Streit zu finden, einem Berliner Lehrer. „Von der Wiege bis zum Frack“ begleiten wir unter seiner Führung einen Schutzmannssohn, der den Beruf des Volksschullehrers ergreift; da wir ihn verlassen, steht er mit den besten Aussichten am Anfang einer ehrenvollen Wirksamkeit, hat sich auch schon die Rechte als Lebensgefährten gesichert. Freilich wäre uns lieber, der junge Mann hätte außer den amtlichen ein paar menschliche Prüfungen durchgemacht. Dieser Jugendlauf geht doch ein bißchen eingleisig und im letzten Teil zu glatt vonstatten. Und der vielversprechende Humor des Anfangs hält nicht lange vor. In den Kindheitserlebnissen und Familienzuständen zeigen sich ein scharfer Beobachtungssinn, der hier allerdings großenteils aus Naherlebtem schöpfen darf, und ein liebenswürdig frisches Temperament, das nicht ins Unbegrenzte schweift, sondern nötigenfalls sich mit einem selbstbespöttelnden Lächeln ins Engere schickt.

Ludwig Finckh, der zart empfindungsreiche jüngere Schwabe, läßt dem Motiv des altmodisch deutschen Träumers die Behandlung angedeihen, die ihm am zuträglichsten ist: die lyrische. Weshalb das Buch „Rapunzel“ heißen muß, wird wohl nie völlig erforscht werden; aber das muß man sagen, das paßt gar nicht übel zu dieser erquicklich knappen Prosadichtung, die nicht eigentlich Roman sein will.

Sie gibt den Jugendgang eines Landbuben, der als Sproß bäuerlicher Sonderlinge weltfern im innigen Zusammenhang mit der süddeutschen Landschaftsseele aufwächst, verhältnismäßig früh eine ergiebige mechanische Neuerung erfindet und die lieblich passende Lebensgefährtin entdeckt. Aber nicht lange nachdem er also für diese Welt glücklich geborgen scheint, beginnt er die Sehkraft zu verlieren. Das Licht der Augen wird hier sozusagen als Ring des Polykrates verwendet, doch nicht von dem Besitzer selbst, vielmehr von seinem dichterischen Urheber, der wohl fühlt, daß anders zu viel des Glücks auf seinen jungen Geschaffenen gehäuft wäre. Des Lyrikers Finckh ganze Herzenswärme durchglüht und durchblüht das Buch „Rapunzel“, als Natur- und Menschenliebe und wiederum (gleichwie in seinem „Rosendoktor“) als rückhaltlose Frauenverehrung. Und zwar keineswegs auf die Weise, als müßte gefühlvolles Wollen das Können ersetzen, sondern sanft gebändigt von einem nun bereits sicheren Stilkünstler.

Ob Ernst von Wolzogen, als er seine „Großherzogin a. D.“ schrieb, zuerst oder zuletzt an die Jugendgeschichte eines modernen jungen Mädchens gedacht habe, vermögen wir nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich ist, daß ihn das „Großherzogin“-Motiv früher beschäftigte und er in die unterhaltsam entworfene Erzählung die werdende junge Dame nachträglich hineinstellte. Durch die Verbindung der alten preußenfeindlichen Exfavoritin mit einer verwaisten Urnichte, der Tochter eines preußischen Offiziers, wird sehr geschickt eine dauernde Kontrastlage geschaffen. Durch die skrupellos benutzte Eigenart des Ruhesitzes, den die „letzte“ deutsche Fürstenliebste, die überlebende (aber vorm Erscheinen des Romans auch gestorbene) Freundin des letzten „Großherzogs von Gerolstein“, in einer alten Burg am Mittelrhein gefunden hatte, ist überdies ein interessanter Schauplatz zur Hand.

Digitized by Google

„Die Großherzogin a. D.“ stellt im ganzen einen leichtflüssigen Gesellschaftsroman vor, der zwischen Entwicklungs- und Unterhaltungsroman gefällig vermittelt. Das Sonderlingsthema und die flüchtigflotten Bilder vom rheingauischen Leben nehmen den Leser mindestens ebenso stark in Anspruch, wie die Charakterbildung des Mädchens. In diesem zweiten Punkt aber zeigt Wolzogen immerhin mehr ernstes Bemühen, als der Unterhaltungsroman aufzubringen pflegt. Er läßt das Fräulein sich den Mann erst verdienen, der sie zu guter Letzt unter die Haube bringt, und spricht manches vernünftige Wort dazu.

Der Vereinigung von Bildungs- und Gesellschaftsroman begegnen wir, ein literarisches Stockwerk höher, bei Hermann Bahr. Sein Roman beginnt mit unendlich ausführlichen Mitteilungen vom Seelenleben eines ältern Gymnasiasten, bald aber tritt als weit wesentlichere Gestalt eine Frau hervor, die dem Buch den Namen gibt: „Die Rahl“.

Es überrascht nicht, daß diese Frau eine Schauspielerin ist, eine gefeierte Darstellerin klassischer Heldinnen. Es läßt sich auch durchaus nichts dagegen einwenden, daß Hermann Bahr die Welt des Theaters, und zwar des Wiener Theaters, die er so gut kennt, neuerdings behandelt. Und alles, was da Schilderung ist, verdient die Anerkennung, daß es reizend, glänzend gemacht ward.

Nur gibt das alles keine stilreine Einheit, keinen Roman, der als Ganzes annähernd so viel künstlerischen Wert hätte wie manche Einzelheit darinnen und wie der (trotz kleinen österreichischen Absonderlichkeiten*) saubere Vortragsstil.

Die Handlung des dickleibigen Bandes ist so kurzatmig, daß sie unzweifelhaft aus dem Novellenreich sich ins Romangebiet verirrt haben muß: die berühmte Schauspielerin ist die schwärmerische Liebe des werdenden Mannes vom Pennal. In einem Gemisch von Mitgefühl, Leidenschaft und Laune macht sie ihn für wenige Stunden zu ihrem Geliebten; die peinvolle Enttäuschung, darnach unerbittlich unter die fernstehenden Zeitgenossen zurückversetzt zu sein, überwindet der Jüngling bald; der herbe Nachschmack der Erkenntnis wird ihm heilsam werden zur frühen Meisterung der irdischen Widerstände.

Um aus dieser Episode einen Roman herzustellen, bedurfte es einer sehr beträchtlichen Verbreiterung. Sie kam auf verhältnismäßig vornehme Art zustande, indem der novellistische Kern mit Ingredienzien des Entwicklungs- und des allgemeineren Charakterromans reichlich versetzt wurde. So erhalten wir, was den Jüngling betrifft, immerhin die Darstellung eines wichtigen Höhepunkts aus seinem Jugendlauf und von der Künstlerin ein meisterliches Charakterbild ihres Wesens und ihrer Umwelt.

In diesem Ergebnis haben wir wieder den Grundzug von Bahrs Anlage: hervorragenden Feuilletonismus. Diesem Feuilletonpoeten ist es nicht (wie dem bloßen Feuilletonisten) völlig versagt, organisch anmutende Menschengestalten zu schaffen; doch ist ihm versagt, sie künstlerisch zu bewegen. Auch seine angestammte Domäne ist Zustandsschilderung. Seine Kunst beschränkt sich nicht

* Z. B. wiederholt Wendungen wie: „Ihm war leid“, „Ich meine es ihm gut“, „Er hatte heiß“.

Digitized by Google

auf die Beschreibung von Kunstwerken, Außenwelt-Stimmungen und anderen Sachen, sie darf auch das Menschenherz zum Gegenstand wählen; allemal aber bleibt sie: Zustandsschilderung.

Blicken wir auf unsre fünf Werke und weiter auf all die übrigen neueren Bildungs-, Entwicklungs- oder biographischen Romane zurück, so will uns scheinen, das epidemische frühe Abbrechen oder Versanden der hoffnungsvollsten Lebensläufe (durch Sichaufhängen, Erblinden, durch Verträumung, durch Heiraten der obligaten Jugendfreundin usw.) werde nachgerade zu einer Gefahr, um nicht zu sagen: Landplage. Und suchen wir nach dem Grund, so will uns scheinen, als hätten die Romanschriftsteller dichterischer Richtung allermeist zu wenig Kenntnis von den Höhen und Tiefen des vollen Manneslebens, von der Entwicklung, die auch innerhalb der Reifejahre nicht stillsteht, wenigstens bei den Charakteren nicht, die zu betrachten der Mühe wert ist. Freilich wird dieses Werden im Mann gewöhnlich subtiler, verhohlener, minder dankbar sein, als das im Jüngling. Und das süße Thema Liebe-Triebe wird minder allgewaltig regieren dürfen. Daher braucht es ganze Männer und ausnehmend starke Könner, wenn uns im Roman des größer geschauten Lebenslaufs annähernd so viel Gutes erwachsen soll, wie wir in der leichtern Spezialdichtung der Jugendläufe um 1900 geerntet haben. W. Rath

„Kaffeehausdämmerung"

Nicht etwa Kaffeehausdämmerung so im allgemeinen. Den Kaffeehäusern geht's gut; es werden ihrer immer mehr mit und ohne Konzert, vor und nach der Theatervorstellung besuchte — aber gerade die Abart, der eine besondere „Kulturmission" des zwanzigsten Jahrhunderts zugedacht war, sie kränkelt schwer: das Literaten-Kaffeehaus. In Wien stand die Wiege. Vom Café Griensteidel ging's aus. Berlin wollte nicht rückständig sein und folgte schnell. Großes war ja von den Teilnehmern der nächtlichen Zusammenkünfte zu erwarten, in Wien vor allem von Hermann Bahr, in Berlin von denen, so die Literatur revolutionierten. Ach, nun stellt Jussuf in der „Allgemeinen Zeitung" den betrüblichsten Niederschlag fest. „Die Häuptlinge übersiedelten in Redaktionsstuben und Direktionsräume, bauten sich Villen, begannen auch an den bürgerlichen Freuden stiller Häuslichkeit Geschmack zu finden. Die Kulturmission des Kaffeehauses schrumpfte immer mehr ein, und in ihren Schatten wandeln nunmehr morphiumsüchtige Nervenekstatiker, fuchsrote Jünglinge, Lockenköpfe, ein paar weibliche Genies, erkenntlich am kurzen Haar und an ihrer Ungewaschenheit." Sollte wirklich aus der Erneuerung unsers Schrifttums bei Mokka und Absinth nichts werden? Der einzige, der seine ganze Kraft noch der Aufgabe widmet, ist Peter Altenberg in Wien, aber er nachtwandelt nun schon in der reiferen Stille des Fünfzigjährigen aus einem Wiener Café ins andre, und wenig vermag ein einzelner gegen die Übermacht der Zeit. Wo ist der Nachwuchs all derer, die eine große Zukunft hinter sich haben? Vielleicht bei den jungen Sternen des Kabaretts?

Gibt es ein Dichtertalent?

Je länger je mehr komme ich zu der Überzeugung, daß es ein besonderes Talent zur Dichtkunst ähnlich dem Talent zur bildenden Kunst

Digitized by Google

oder zur Musik überhaupt nicht gibt. Man wird zum Künstler oder Musiker geboren, nicht aber zum Dichter. Das, was man für Dichtertalent ausgibt, halte ich für eine Vereinigung, eine „Komplikation“ mehrerer, ja vieler verschiedenartiger Anlagen, von denen keine einzeln für sich genommen genügt, um den künftigen Dichter zu bezeichnen. Welcher Anlagen? Das möchte nicht leicht zu ergründen sein; Phantasie jedenfalls ist unerläßlich, allein die spätere dichterische Phantasie kann sich im Anfang als eine bildnerische, malerische kundgeben, wie denn überhaupt das Bildsehen und Bildbenken dem Dichten näher verwandt sein wird, als man wohl gewöhnlich annimmt. Ferner spielen hier Charaktereigenschaften eine Hauptrolle; vor allem künstlerisches Wollen und künstlerisches Gewissen, dann Zähigkeit und Geduld. Das Malertalent verrät sich durch Zeichnen und Malen früh, das Musikertalent durch Musizieren, aber beim „Dichtertalent“ brauchen die sprachlichen und verstechnischen Fähigkeiten oder Gelüste in der Jugend nur eine ganz geringe Rolle zu spielen. Ob einer von Kindheit an „Gedichte“ zu machen liebe und übe, oder ob einer gegen Sprache und Vers sich gänzlich gleichgültig zeige, entscheidet nicht das mindeste, ja kommt gar nicht einmal in Betracht. Man kann nicht sagen, in einem Knaben regt sich der künftige Dichter, weil er immer Schauspiele oder Verse verursacht, und man kann umgekehrt auch nicht sagen: aus dem wird niemals ein rechter Dichter, weil er als Knabe oder als Jüngling nicht die mindeste Teilnahme für Poesie zeigt. Es gibt eben im Menschen kein besonderes poetisches Organ, wie es das Ohr für die Musik und das Auge für den Maler ist. Daß aber die Zunge dieses Organ wäre, dies bestreite ich entschieden; und bestreite gleichfalls, daß die Ausbildung der Sprache den nämlichen Wert für den Dichter hätte wie die Ausbildung der Hand für den Maler. Hiervon mehr zu reden (ich meine davon, daß die Sprache für den Dichter die entscheidende Bedeutung, die man ihr, durch die Analogie verführt, beizumessen pflegt, nicht hat), das behalte ich mir vor. Hier nur noch einmal meine feste Überzeugung: man wird nicht zum Dichter geboren, sondern erst im Jünglingsalter zum Dichter gestürmt, und zwar von verschiedenen Seiten her. Ob aber die Keime, die der Sturm aufwühlt, später zu Kunstwerken gedeihen, hierüber entscheiden weniger die Fähigkeiten, als die Charaktereigenschaften, die einer vorrätig hat.

Carl Spitteler

Theater

Berliner Theater

Vom Berliner Theater wäre als einer wichtigen Sache diesmal nur der Faust-Aufführung Reinhardts zu gedenken. Vielleicht ist es aber besser, sie im Zusammenhang mit andern Faust-Aufführungen zu betrachten, wie sie jetzt zu Ostern an verschiedenen Bühnen zu erwarten stehn — wir vertagen diese Besprechung deshalb.

Mit Sonnenthals Tod

ist kein eigentlicher Theaterthron verwaist, ob Sonnenthal auch durch Jahrzehnte nur ein Bühnenkönigreich beherrscht hat. Denn der darauf saß, unangefeindet vom Neid, umrauscht von Liebe und Schwärmerei, kannte und hatte nichts Schöneres, Edleres, als sein hohes Menschentum, das wie durch tausend Kanäle eindrang in die Gestalten der Dichter und der Stückeschreiber, das selbst dort tri-

Digitized by Google

umphierte, wo die papierene Rolle von Güte und Erbarmen nichts wissen wollte. So spielte er sich immer selbst; doch wäre es falsch, ihn einseitig zu nennen. Seine liebenswürdigen Plauderer, die ihren Zynismus nie mit Arsenik mischten, seine tüchtigen Helden mit dem Anfluge romantischer Gesinnungen, sein Nathan, Lear und Wallenstein umschreiben einen mächtigen Kreis schöpferischer Darstellungskunst. Und alle diese Charaktere waren in ganz bestimmtem Sinne sein; er befreite sie vom Buchstaben und erlöste sie zum Leben, aber zu seinem eigenen Leben. Ihm war nicht gegeben auf der Bühne Dinge vorzutäuschen. Wo seine schauspielerische Kraft sich nicht von polarischer dichterischer Kraft angezogen fühlte, ging er vorüber oder versagte wohl auch einmal. Wer ihn von der Bühne her kannte, kannte ihn überhaupt. Güte war ihm Natur; und nie widerstrebte er dieser Natur. Seine Natürlichkeit ist allerdings eine andre als die Rittners, aber zwischen beiden lag eine Kluft, die nicht weniger als zwei Kunstanschauungen schied. Gewiß hat Sonnenthal sein Leben lang die Augen offen gehalten, um Neues zu schauen, zu beurteilen, aufzunehmen und abzulehnen, aber seine Wahrhaftigkeit hat nie einen Kompromiß geschlossen mit den intellektuellen Mächten der neuesten Zeit. Alles an ihm war Gefühl, und sein Gefühlsausdruck überwältigte jeden, der in seine Nähe trat. Er konnte nur gerade Wege gehen; bei den oft verwirrenden Verästelungen Ibsenscher Labyrinthe ward ihm unbehaglich zumut. Sein großer Lehrer Heinrich Laube, der ihn 1856 ans Burgtheater holte, hatte ihm die Richtschnur vorgezeichnet, und Sonnenthal folgte ihr bis zum Tode. Klarheit der Sprache und Einheit des Empfindens, Handlung statt breiter Rede strebte er für sich an und prägte er den Jüngeren ein. Er freute sich jeder fremden Leistung, in der er ein Herz erzittern sah; und er verschonte die mit seinem Tadel, deren Unfähigkeit durch reinen Willen gemildert war. Ferdinand Gregori

Das Kunsthaus der Berliner Arbeiter

Die Kunstwartleser wissen, daß die Berliner Arbeiter zwei große Organisationen geschaffen haben, die ihnen billige und zugleich gute Theaterkost vermitteln sollen. Beide sind von dem jungen Geschlecht gegründet worden, das in den achtziger Jahren auf den Plan trat und dem wir sehr viel von dem verdanken, was wir heute immerhin besitzen. Bruno Wille gründete zunächst die „Freie Volksbühne“ unter der Devise „die Kunst dem Volke“. In ihren Reihen brach dann ein für unsre Darstellung gleichgültiger Streit aus, dessen letzte Springfedern parteipolitische Erwägungen waren. Es war in ihm viel deutsche Rechthaberei und viel deutscher Querkopfidealismus, während diese Dinge aber im allgemeinen tödlich wirken, wurden sie hier erfreulicherweise zu einem Moment der Befruchtung. Weil die Arbeiter sich nicht über eine Arbeiterbühne einigen konnten, schufen sie deren zwei. Und beide befinden sich heute wohl. Die ursprüngliche „Freie Volksbühne“ begab sich unter die Leitung des bekannten sozialdemokratischen Historikers und Literarhistorikers Franz Mehring; Bruno Wille aber mit seinen Getreuen gründete die „Neue freie Volksbühne“, die zunächst lange Zeit

Digitized by Google

sehr schwer zu kämpfen hatte, da die sozialdemokratische Parteidisziplin für die alte Volksbühne warb. Heute indessen ist sie so überlaufen, daß sie ihre Mitglieder nicht mehr zu fassen weiß.

In dem jungen Geschlecht, das damals Volksbühnen gründete, war viel Idealismus und Optimismus lebendig, wie naturalistisch und wie pessimistisch seine Bücher auch immer sprachen. Man kann ruhig einräumen, daß lange nicht alle seine Blütenträume gereift sind. Schon anfangs fehlte es nicht an Leuten, die sehr richtig bemerkten, daß eine Berliner Volksbühne die Welt schwerlich aus den Angeln heben würde, es waren aber doch auch die im Recht, die zunächst glaubten, der gesellschaftlichen Welt auf diese Weise immerhin einen tüchtigen „Puff" geben zu können. Sie hatten das Recht der Tat. Die etwas Gutes belächeln, weil auch dieses Gute die allgemeine Seligkeit nicht auf die Erde bringt, haben ja mit ihrem Einwand recht; wenn sie aber auf polizeiliche Anordnung gehängt würden, hätte die Welt an ihrem „Recht" sehr wenig verloren. Sind für die Volksbühnen nicht alle Träume gereift, so waren die Träume doch notwendig, um den Antrieb zu geben. Aber die Rolle, die die Kunst im politischen Befreiungskampf des Arbeiters spielen kann, sind die Meinungen heute schwerlich mehr geteilt. In seiner großen „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie" meint Mehring, daß sie in diesen Kampf nicht tief hineinzugreifen vermöge, und wer die Faktoren richtig überschlägt, muß diesen Satz durchaus unterschreiben, bei welcher Partei er stehen mag. Der deutsche Arbeiter will sich vor allem aus dem ökonomischen Elend befreien; soll die Kunst für ihn überhaupt eine Rolle spielen können, so muß vorher wenigstens eine bescheidene Wohlhabenheit eingetreten sein. Wer das ganze arme, im Elend degenerierende Proletariat durch künstlerische Darbietung „erlösen" wollte, würde etwas unternehmen, das fast wie ein grausamer Hohn auf seine Leiden aussähe. Wenn aber eine gewisse Wohlhabenheit die Voraussetzung ist, ist damit zugleich die künstlerische Einwirkung auf einen kleinen Bruchteil beschränkt. Theaterkunst, wie sie hier aus manchen Gründen in erster Linie in Frage kommt, muß sich dann noch eine weitere Einengung gefallen lassen. Die Vorstellungen können nur stattfinden, wo leistungsfähige Bühnen sind, und die Arbeiter können sie nur halten, wo sie in Mengen beisammen sind. Aus all diesen Gründen reicht die Macht des Theaters nicht über wenige Großstädte und selbst in ihnen nicht über eine verhältnismäßig sehr dünne Oberschicht hinaus. Wenn man damit den Einfluß der politischen Tagespresse, die in das letzte Dorf dringen kann, den Einfluß der gewerkschaftlichen Organisation, des Parlamentes usw. vergleicht, sinkt die Bühne als „politische Waffe" nahezu in das Nichts zurück. In den Befreiungskampf des Bürgertums hat sie viel tiefer eingreifen können, weil hier eine besitzende Schicht die politische Freiheit erobern wollte. Außerdem fand das Bürgertum bei seinem Erscheinen auf der historischen Schaubühne die modernen Waffen der Tagespresse, der Vereinsfreiheit und des Parlamentes nicht vor, sondern mußte sie erst schmieden.

Hat aber das Theater keine entscheidende Bedeutung für den Arbeiter, so ist darum der relative

Digitized by Google

Wert der Kunst für ihn nicht gering zu achten, auch Mehring zum Beispiel räumt diesen Nutzen unumwunden ein. Für den intelligenten Arbeiter bedeutet es geistig sehr viel, wenn er sich und seinen heranwachsenden Kindern im Theater nicht nur eine Stätte des Genusses, sondern auch eine Bildungsstätte von großer Anschaulichkeit eröffnen kann. Wieviel, das wird besser als durch Worte durch die einfache Tatsache bezeugt, daß immer neue Tausende von Berliner Arbeitern nach der Volksbühne verlangen. Der Befreiungskampf der Arbeiter ist ein Kampf mehrerer Generationen, dessen endlichen Sieg die erste nicht erlebt. Mag das Theater dabei noch so wenig einwirken, in das Leben des einzelnen kann es Licht, Farbe, Ausblick und Erleichterung bringen. So haben auch die Volksbühnen immerhin Tausenden und Abertausenden einen Korb mit schwellenden Früchten auf die Tafel gestellt, — gerade auf einer karg gedeckten Tafel sicher ein sehr erfreulicher Schmuck!

Wie die Tatsachen manches zerstört haben, was man von der Kunst für die Arbeiter erhoffte, so haben sie umgekehrt auch manches zerstört, was die Jungen damals für die Kunst von den Arbeitern erwarteten. Man glaubte, daß durch die Berührung mit dem Volk neue unerhörte Quellen in der Kunst sprudeln würden, man erwartete neue Dramen von der neuen Bewegung. Die gehen aber nie von Organisationen, sondern vom Genius aus, dessen Erscheinen keine Macht der Erde herbeizurufen vermag. Die Volksbühnenbewegung hat keine neue Dramatik geschaffen, sie wird auch in Zukunft keine schaffen. Aber sie kann trotzdem für die dramatische Kunst eine ernsthafte und schwerwiegende Bedeutung haben. Es ist zunächst nicht ohne Belang für den Dichter, daß sie seinem Werk aufwärts strebende Menschen als Publikum zuführt. Doch kann auch der viel ernstere Fall eintreten, daß sie einen Dichter rettet, der von den kapitalistischen Bühnen verlassen wurde. Die einzige Aufführung, die „Mutter Mews“ von Stavenhagen in Berlin überhaupt gehabt hat, war die der „Neuen freien Volksbühne“. Und eben diese Bühne rüstet sich jetzt zum Vormarsch auf ein neues Ziel, das ihr gestatten wird, nicht nur den Arbeitern, sondern auch der dramatischen Kunst immer wirksamer zu dienen.

Wenn wir das neue Beginnen der Wille treu gebliebenen Bühne würdigen wollen, müssen wir zunächst den Zustand kennen lernen, unter dem sie bis jetzt leben mußte. Es war von vornherein klar, daß die Volksbühnen ein eigenes Ensemble haben müßten, mit dem sie eigene Stücke einstudieren konnten, um von den Spielplänen der kapitalistischen Bühne unabhängig zu sein. Sie wollten dem Arbeiter ja nicht nur billige Vorstellungen, sondern zugleich gerade die ernste Kunst bieten, die im Repertoire der gewöhnlichen Bühnen geldeinbringenden Amüsements wegen so häufig ausgeschlossen war. In der Praxis stellte sich aber heraus, daß ein eigenes Ensemble nicht so ohne weiteres zu erreichen war. Die bescheidenen Summen, die man zunächst auszugeben hatte, standen lange in einem mehr als melancholischen Mißverhältnis zu der Absicht, nach Art der Direktoren ein festes Ensemble zu verpflichten. Man mußte Schauspieler von Fall zu Fall zusammenstellen, was natürlich mit unendlichen Schwie-

Digitized by Google

rigkeiten verknüpft war. Die Besetzungsnöte waren mitunter unüberwindlich. Selbst wenn ein Schauspieler frei war, hatte er noch immer nicht die Erlaubnis seines Direktors; war er ohne Stellung, so konnte er im letzten Augenblick ins Engagement abgerufen werden. Man stelle sich vor, daß auf diese Weise mehrere wichtige Rollen zu besetzen waren, daß die unwesentlichen, aber doch unentbehrlichen Rollen derselben Unsicherheit unterworfen waren, man überlege, daß man es nicht nur mit Schauspielern, sondern auch mit Schauspielerinnen zu tun hatte, und man wird begreifen, daß die Vorstellungen fast auf jeder Probe von einer neuen Gefahr bedroht waren. Bei der „Neuen freien Volksbühne" machte sich dazu noch eine recht geringe Mitgliederzahl in sehr bescheidenen Einnahmen bemerkbar. So brauchten die Leiter viel Ausdauer und Liebe zur Sache zum Durchhalten. Als die Einnahmen so weit stiegen, daß man zwar ein eigenes Ensemble noch immer nicht beschäftigen, aber den Theaterdirektoren annehmbare Vorschläge machen konnte, begab man sich bei ihnen in „Kost und Logis". Man belegte sonntägliche Nachmittagsvorstellungen, die man nun aber aus dem gewöhnlichen Repertoire der Bühne wählen mußte — damit ging natürlich ein großes Stück der künstlerischen Selbständigkeit verloren. Einen wertvollen Rest vermochte man allerdings schließlich doch zu retten, indem man zwar im allgemeinen die künstlerische Kost aus dem regelmäßigen Spielplan bezog, sich aber in jedem Winter eine oder zwei Vorstellungen ausbedang, zu denen der Direktor nach Wahl des Vereins Dramen einstudieren mußte. War die Emanzipation von dem Repertoire der Geschäftsbühnen so nicht durchzuführen, so begann der Verein doch endlich emporzublühen, die Mitgliederarmut hörte auf und wenn die neue Form der Arbeit auch etwas bescheidener als der erste Plan war, konnte man dafür über größere Summen verfügen und sich eher etwas Gutes gönnen.

In den letzten Jahren ist nun aus der aufwärts gehenden Entwicklung ein riesenhafter Aufschwung geworden. Die Mitgliederzahl hat die Ziffer 20000 überstiegen und immer neue drängen hinzu, die man ablehnen muß, weil alle Vorstellungen, die an Sonntagnachmittagen in Berlin zu haben sind, bereits von den jetzigen Mitgliedern belegt werden. Welche Macht der Verein erobert hat, lehrt ein Blick in seinen Kassenbericht. Im Jahre 1907/08 zahlte er für seine Vereinsvorstellungen 202 771.45, und dazu noch 36 979.35 Mark für Extravorstellungen und 6381.65 Mark für Konzert- und Kunstabende. Doch sind diese achtunggebietenden Zahlen schon heute vom laufenden Rechnungsjahr überholt. Vom 1. September 1909 bis zum 30. Mai 1910 hat der Verein eine runde halbe Million für seine Vorstellungen an die Direktoren zu zahlen. Das allzu üppige Wachstum des Vereins ist jetzt zu einer Kalamität geworden — zu einer sehr erfreulichen Kalamität freilich, da sie den Verein befähigt, seine künstlerische Selbständigkeit in einer Form aufzurichten, an die seine Gründer noch nicht zu denken wagten. Die „Neue freie Volksbühne" rüstet sich zum Bau eines eigenen Theaters.

Dieses Haus, das aus Idealismus und Arbeitergroschen erbaut werden soll, wird für den Freund

Digitized by Google

der Kunst ein Anblick sein, wie ihn gleich erfreulich Berlin kaum wieder zu bieten hat. Übrigens soll dort nicht nur das Theater, sondern die Kunst im allgemeinen gepflegt werden. Für Konzerte, für Leseabende, für Kammermusik, für Ausstellungen der Malerei und Bildhauerkunst sollen geeignete Räume gebaut werden, auch eine Bibliothek und ein Lesesaal für Zeitungen und Zeitschriften sind geplant. Die geschäftlichen Grundlagen sind durch die pekuniäre Kraft des Vereins gesichert, in längstens drei Jahren wird dieses Kunsthaus der Berliner Arbeiter vor unsern Augen erstehen. Ob die Schwesterorganisation der „Freien Volksbühne" sich dem neuen Haus anschließen oder mit einem eigenen Hause vorgehen wird, ist augenblicklich noch in der Schwebe. Die Praxis hat ja gelehrt, daß in Berlin für zwei Volksbühnen Raum genug vorhanden ist, man braucht eine schädliche Konkurrenz also nicht zu fürchten. Und so sind beide Möglichkeiten gleich erfreulich.

Ich sehe in dieser Leistung der Berliner Arbeiterschaft das wichtigste Theaterereignis seit dem Kampf um Ibsen und Hauptmann. Aber auch wer anders denkt, wird es unter allen Umständen buchen müssen. Das neue Haus bedeutet nicht nur für die Arbeiter, sondern auch für die Kunst einen positiven Wert. Die ernsthaften Dramen, die von den geschäftlichen Direktoren verlassen werden und mitunter sogar verlassen werden müssen, finden hier den Idealismus, dessen sie bedürfen. Die gutenteils heuchlerischen Klagen der Direktoren, daß es nichts Gutes zu spielen gebe, können durch das neue Haus eine überaus klärende Beleuchtung erfahren. Der Segen, den eine ideal geleitete Bühne für den Dramatiker darstellt, liegt ja auf der Hand. Neben dieser unmittelbaren Förderung wird aber von dem neuen Theater eine mittelbare ausgehen, die nicht minder hoch anzuschlagen ist. Den bürgerlichen Bühnen ist es immerhin erschwert, ganz in Nichtigkeiten aufzugehen, wenn die aufstrebende Arbeiterklasse ein ideales Theater baut. Selbst aber, wenn ich mit dieser Vermutung das Schamgefühl der Direktoren überschätzen sollte, so wird doch zuletzt ein Zwang ausgeübt werden, dem sie nicht ganz entrinnen können. Die Mißhandlung des geweckten Berliner Publikums, die aus mancherlei Gründen schier systematisch betrieben wird, kann in Zukunft nicht mehr so einfach vor sich gehen. Die vernachlässigten Dramen rächen sich schon an sich, wenn sie im Repertoire der „Neuen freien Volksbühne" ihre Auferstehung feiern, dann aber stehen die Aufführungen des Arbeitervereins natürlich auch dem Publikum offen, und so entsteht eine Konkurrenz, die im Interesse der Kunst sehr zu begrüßen ist. Von dem neuen Theater wird kein Mensch eine neue Epoche der dramatischen Kunst erwarten, wohl aber kann von dieser Schöpfung der Arbeit, der geistigen wie der körperlichen, eine neue Epoche des Theaterbetriebes ihren Anfang nehmen. Darum glaubte ich, daß der wichtige Vorgang an dieser Stelle eine Betrachtung verdiente.

Erich Schlaikjer

Vom Schulgesang

Musik

„Unser Volksgesang schreitet stetig — niederwärts. Diese trübe Erfahrung muß jeder aufmerksame Beobachter machen. Die schönen alten Volkslieder hört man im

Digitized by Google

Volke immer seltener. In der Stadt sind sie in die Konzertsäle abgewandert und werden hier zu Kunstgesängen aufgeputzt; auf dem Lande müssen sie mehr und mehr vor den Tingeltangelliedern und Gassenhauern das Feld räumen. Unser Volk kann seine alten Lieder nicht mehr singen. Sie sind ihm fremd geworden. Sie werden in den Familien nicht mehr als selbstverständliches Vätererbe an die Kinder weitergegeben.

»Aber in der Schule werden die Volkslieder doch noch mit altem Fleiß gelernt!« — Ach Gott, die Schule! Die ist ein unfähiger Helfer in dieser Not. Ich will nicht anklagen, aber ich schreibe aus Erfahrung: Jahrelang habe ich mich aus Liebe zum Volksgesang geplagt, die Kinder nach der herkömmlichen Trefflehrmethode singen zu lehren, und immer wieder habe ich einsehen müssen, daß es so nicht geht, daß die Kinder auf diese Weise nicht singen lernen. Dann habe ich mich ausschließlich an das musikalische Gedächtnis meiner Schüler gewandt und ihnen Lieder durch Vorsingen und Vorgeigen eingeprägt. Und habe dieselben Erfahrungen gemacht wie früher: Erfolge im Augenblick, aber sie hielten nur so lange vor, als die Lieder regelmäßig wiederholt wurden. Also: Scheinerfolge. Jetzt verzweifle ich fast an der Möglichkeit, daß der Schulgesang etwas ins Leben hinein Dauerndes und für das Leben Wertvolles leisten kann . . .“

So habe ich vor einiger Zeit einen Aufsatz über den Schulgesang begonnen. Und heute ist mein Hoffnungsbeet doch wieder im Grün. Mehr: ich habe nach all der Skepsis den festen Glauben gewonnen, daß die Schule sogar recht Tüchtiges zuwege bringen kann, wenn sie die Sache richtig anfaßt. Wie ich zu dieser Sinnesänderung kam? Die Bekanntschaft mit der Tonwortmethode des Akustikers Karl Eitz hat sie mir aufgezwungen. Über das Wesen dieser Neuerung zu reden, ist hier nicht der Ort. Eitz hat Werke geschrieben, aus denen die gewünschte Aufklärung geholt werden kann. Not macht erfinderisch. Aus der Art des Volksgesangs mag die neue Offenbarung geboren worden sein. Ich habe sie mit großem Mißtrauen über mich ergehen lassen; wer lange Jahre nur mit Mißerfolg an allen Stricken gezogen hat, nimmt einen neuen Strick nicht mit ungetrübter Zuversicht in die Hand. Seit ich aber die Würzburger Zentralsingschule, deren Leiter Raimund Heuler die Tonwortmethode zur Unterrichtsform seiner Anstalt gemacht hat, in ihren Leistungen kennen lernte, seit ich fünfzig siebenjährige Jungen unter der Leitung des Genannten gesangliche Dinge vollbringen sah und hörte, an die wir uns als fünfzehnjährige Musikschüler nach einjährigem plagereichen Gesangunterricht kaum gewagt hätten, seitdem bin ich der Zuversicht voll. Heuler hat auch eine Schrift* herausgegeben, worin er zeigt, wie die Eitzschen Gedanken durch die Schule in die Tat übergeführt werden können. Das Schriftchen halte ich für das Beste, was seit Jahren auf dem Gebiet der Gesangpädagogik erschienen ist. Nürnberger Trichter werden darin allerdings nicht verkauft. Auch die neue Gesang-

* „Moderne Gesangreform. — Der Gesangunterricht in den unteren Klassen der Volksschule als Grundlage einer fortschrittlichen musikalischen-Jugend- und Volkserziehung.“ Rich. Banger Nachf., Würzburg.

Digitized by Google

methode heischt fleißige Arbeit. Aber sie lohnt ihre treuen Diener nicht wie die alte mit Enttäuschungen und ewigem Mißbehagen, sondern mit dem herzwärmenden Gefühl des Erfolgs. Paul Lang

Der Entontcas-Chor

Wir lesen in einer Sängerzeitung die folgende schöne Anzeige:

„Von Kreutzers Weihelied »Das ist der Tag des Herrn« eine Ausgabe für Männerchor mit neuen Worten in 6 Strophen, angepaßt den verschiedenen Vorkommnissen im Sängerleben (Preis der Partitur M. 1.—, jeder Stimme M. —.20), und zwar ist geeignet: Strophe 1 für allgemeine kirchliche Feierlichkeiten, Strophe 2 für patriotische Anlässe, Strophe 3 für Sängerfeste usw., Strophe 4 für Fahnenweihen, Strophe 5 für Geburtstage, Strophe 6 für Trauungen, Silber- und Goldene Hochzeiten. Alle diese Strophen sind in der einen Ausgabe vereinigt, jeder Männergesangverein sollte die einmaligen, geringen Anschaffungskosten nicht scheuen und sich diese passenden Texte zu eigen machen, um so weihevoller wird dann Kreutzers wundervolle Melodie wirken. Probepartituren dieser vortrefflichen Männerchöre sowie auch Verzeichnisse über Frauen- und gemischte Chöre liefert jede Buch- und Musikalienhandlung und, wo nicht erhältlich, die Verlagshandlung: Friedrich Hofmeister in Leipzig."

Es ist also erreicht! Natürlich wird man bei sechs Strophen nicht stehenbleiben, denn was hindert uns, weitere 6, 12, 100, 500 Strophen zu dichten für Kindtaufen, Begräbnisse, Ausmärsche, für Wein-, Bier- und Schnapsgelage oder für Abstinente, für Ständchen, Katzenmusiken, für Automobil- und Luftfahrten, für Bürgermeisterwahlen, für Sozialdemokraten, für Kriegervereinler, für die Feuerwehr, für Frauenrechtler, für Landwirte, für Soldaten usw. Dann hat das deutsche Volk seinen „Chor für alle Fälle", dann sind wir von der Etsch bis an den Belt geistig geeinigt und doch zugleich aufs feinste differenziert. Es ist klar: alle andern Chöre werden durch diese überflüssig. Darum: Der Verlag Hofmeister in Leipzig hurra, hurra, hurra! B

Bildende Kunst

Alfred Messel

Zwanzig Jahre zurück. Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, Zeit des Vielbauens, Zeit des „Emporblühens" aller Vororte, Zeit des „Umgestaltens" der inneren Stadt. In der entsteht „Prachtbau" auf „Prachtbau", von „Prachtfassade" um „Prachtfassade" zeigen elf im Dutzend italienische oder altdeutsche oder sonstwelche Architekturgarderobe, die, imitiert nach alten Stücken, irgendwelchen Nüchternheiten übergezogen ist, während man mit falscher Dekoration das Pöbelhafte ihres Wesens überflunkert, wie mit Talmigold und Similidiamanten. Nur jeder zwölfte Bau zeigt ein ehrliches Bemühen, aber suchend und tastend in Ratlosigkeit. Dazwischen ein paar wilde Experimente snobistischer Originalitätshascherei. Es ist so weit gekommen, daß ernste Beurteiler an der Möglichkeit einer modernen Architektur zu zweifeln beginnen, daß sie sich fragen, ob die Weiterführung des Bauens nicht Sache — des Ingenieurs sei.

Da wird auf der Leipziger Straße in Berlin die Fassade eines Geschäftshauses enthüllt. Und alle Welt ist sich mit einem Schlage

Digitized by Google

darüber klar, daß hier gelöst ist, was wir nicht lösen konnten.

Der größte architektonische Neuformer hätte als solcher allein das nicht erreichen können. So sehr Messel überraschte, er stand durchaus in der Entwicklung. Wie man früher gebaut hatte, so baute er: zweckmäßig, aus dem Material, aus der Aufgabe heraus. Aus der Sache heraus, nicht auf die Sache hinauf und über sie hinüber baute er, unter Verzicht auf jede fremde Formen-„Garderobe", das war eins. Unter vollem Verständnis der neuen Aufgaben, die der großstädtische Geschäftsbau als Ausdruck neuer oder bis zu neuartiger Erscheinung aufgewachsener Kräfte verlangte, das war ein Zweites. Mit einem Geiste, dem dieses Erkennen aus innerlichem Miterleben zu einem Schauen der Phantasie geworden war, das war das Dritte. Dabei ein Großseher, der das Weite in Eines zu fühlen vermochte zu malerischen Bildern mit feinen Reizen von Farbe und Licht, aber viel mehr noch zu architektonischen Bildern, deren Rede vom Spiel der Kräfte spricht. Und zugleich ein Feinseher, der durch sein intimes Einfühlen auf handwerkliche Schönheit einer der stärksten Wachrufer des alten guten Handwerkkönnens war. Ich kann mir vorstellen, daß eine andere Zeit in einer Ermüdungserscheinung den Sieg der Vertikale, den Messel durchsetzte, als nicht mehr bindend anerkennen, daß sie das Bauen wieder mehr als ein Lagern empfinden wird, denn als ein Stellen. Aber auch wenn unsre Neubauten weniger „messeln" werden, wird sein Ruhm wachbleiben als des Mannes, welcher der echten Baukunst aus der stillen Vergangenheit in die laute Weltstadtgegenwart die sichere Brücke schlug.

Ohne jedes Bedürfnis, zu gefallen um des Gefallens willen, ohne jedes, sich aufzuspielen oder sich hinzuposen, schlicht im Äußern und Innern ist Messel zum ersten Baumeister seiner Zeit geworden. Zum Lösen erster Aufgaben hat man ihn zu spät berufen. Wer den Dom am Lustgarten sieht, und bedenkt, daß er als ein Werk Messels dastehen könnte, der fühlt den Jammer unsrer Verhältnisse, als schnitt er ihm körperhaft ins Fleisch. Den Museumsbauten starb dieser Große nun von den Plänen weg. Möge es Ludwig Hoffmann vergönnt sein, sie im Geiste des Freundes zugleich als das stolzeste Denkmal seiner Taten aufzurichten!

Vollständigkeitsraptus und Kennerpose

Über „kunsthistorische Verbildung" spricht Heinrich Wölfflin in der „Neuen Rundschau". Er bedauert sie, weil sie das Laienpublikum „in ein ganz schiefes Verhältnis zur Kunst" gebracht habe und bringe. In unsrer Zeit des Sammelns, Inventarisierens und Registrierens kauft man „lieber eine schundige Publikation von allen Gemälden des Rubens als einen echten alten kräftigen Rubensstich". Ergebnis: man sieht zu viel oder eigentlich gar nichts. Auf Reisen und in heimischen Museen verfolgt den Laien der Vollständigkeitsraptus einerseits und die Kennerpose im Bilderbestimmen und -datieren anderseits. So unschuldig dies als persönliche Spielerei des einzelnen ist, so sehr schädigt sich die große Menge durch diese blinde Nachfolge auf dem Wege des Historikers. Selbst wer sich ein Gefühl für die Stile aller Zeiten angeeignet hätte, könnte noch nicht vom Vor-

Digitized by Google

wurf kunsthistorischer Einseitigkeit freigesprochen werden, „so lange das höchste Problem der Kunst nicht aufgenommen ist, das Problem der Qualität".

Es ist so weit gekommen, daß man „die Stile kennen" für gleichbedeutend nimmt mit „Kunst kennen". Aber nicht was die verschiedenen Stile unterscheidet, ist künstlerisch das Bedeutsame, sondern was die guten Sachen aller Zeiten unter sich gemein haben. Es ist nicht so wichtig, die besondere Art zu kennen, wie die Hände des Botticelli sind und wie sie sich von denen eines Filippino unterscheiden: was überhaupt eine gutgezeichnete Hand ist, das ist wichtig. Es ist wichtig, daß man zwischen verschiedenen Wirkungen unterscheiden lerne und es als etwas Beglückendes schätze, wenn in der vollkommenen Darstellung die Form nach ihren entscheidenden Eigenschaften sich sofort und schlagend und vollständig zu erkennen gibt. Und nicht nur zum starken klaren Sehen, sondern ebenso zum großen Sehen, zum Zusammennehmen der vielen Dinge zu einer einzigen ruhigen Anschauung muß das Auge erzogen werden. Je seltener in der Kunst die Undeutlichkeit derart ist, daß der Eindruck entsteht, man brauchte nur näherzutreten, um alles genau zu sehen, — um so größer ist die Freude dessen, der gelernt hat, sie zu erkennen. Und als drittes gibt es die Freude, den Charakter der Notwendigkeit des im Kunstwerk aus dem Strom des Veränderlichen zur festen geschlossenen Form Herausgestalteten zu erkennen. „In dieser durch und durch bedingten Welt, wo eines sich ans andre anlehnt, etwas Unbedingtes!" Eine ganze Ästhetik dieser Art könnte aufgerollt werden. „Hier liegen die wichtigsten Ziele für die Erziehung des Kunstsinns. Man kann den Weg über die Historie nehmen, aber er ist gefährlich, denn für die bloßen Dilettanten ist er eine Versuchung, von der Hauptsache sich abbringen zu lassen und im Nebensächlichen steckenzubleiben. Es ist zumal bei der Jugend so viel zu leisten nach der Seite der bloßen Anschauung, des Sehenlernens, daß man auf einen Abriß der Kunstgeschichte zu verzichten alle Ursache hätte."

Wir würden diese Worte, die sich mit manchen alten Kunstwartgedanken berühren, nicht mit soviel Freude hier wiederholen, wäre es nicht gerade ein Mann von höchster historischer Begabung und Neigung, der gegen das Erbübel der deutschen Kunstbetrachtung so kräftig spricht. J. E. A.

Krematorien

Angewandte Kunst

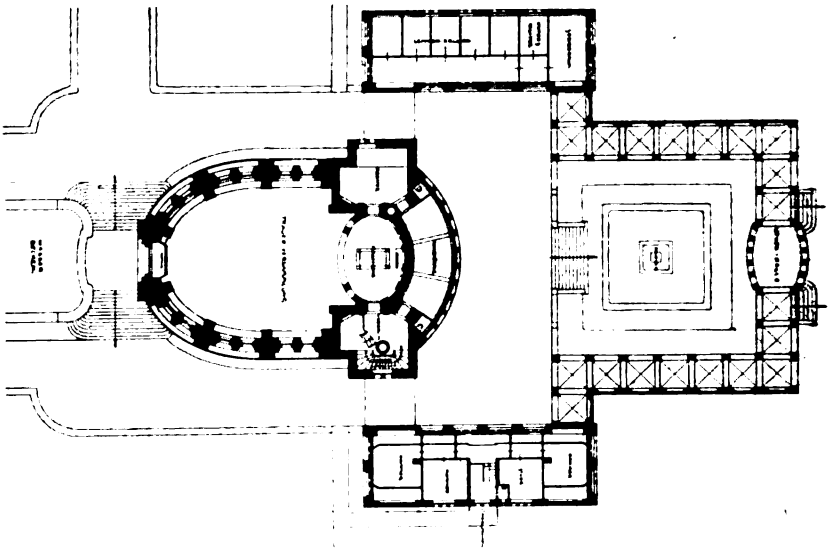
Das Fremdwort hat hier den Vorzug der Kürze vor den „Leichenverbrennungshallen", einem Worte, das überdies nicht einmal alles Nötige besagt. Denn es handelt sich um mehr als nur um den technischen Apparat zur Verbrennung, obwohl der wichtig genug ist; es handelt sich um eine neue Form des Totenkultes, und dementsprechend um einen neuen baulichen Ausdruck, um eine würdige Umrahmung der Totenfeier. Dazu kommen in den meisten Fällen Aufbewahrungsräume für die Urnen, oder friedhofartige Anlagen für sie. Aus der baulichen Bewältigung all dieser Zwecke erst ergibt sich ein Krematorium.

Die nüchternen Amerikaner haben sich die Aufgabe vielfach sehr leicht gemacht, sie sind schon mit Bauten zufrieden, die mit hohem Schlot von fern an eine Fabrikanlage erinnern. Europa seinerseits entgleiste etwas nach der pathetischen

Digitized by Google

Seite. Ein Wettbewerb in Budapest im Jahre 1905 bot dafür charakteristische Beispiele: man sieht da einen orientalischen Kuppelbau, im Innern wie eine Moschee ausgebaut, sieht ferner eine Miniaturausgabe der Peterskirche, oder eine Art Ausstellungshalle mit hohen Glasdächern, während bei einer düsteren Urnenhalle ersichtlich die Katakomben nachwirken. In Deutschland tastet man ähnlich unsicher, errichtet einen antikisierenden Zentralbau mit rundem Turm, eine Art Grabkirche (Chemnitz), oder ein wuchtig gegliedertes Monument, das beim Nähertreten benutzbare Innenräume erkennen läßt (Stuttgart), oder aber eine einstöckige Landhausanlage mit pompöser Terrasse (Ulm), oder endlich eine Art vergrößerten Erbbegräbnisses (Bremen). Mir scheint: alle diese Versuche reichen an Zweckmäßigkeit und Schönheit bei weitem nicht an jenen Entwurf heran, den der Franzose Giraud schon 1795 für Paris entwarf: eine kreisrunde Kolonnade von 300 Säulen umgibt eine Pyramide von 33 Metern Höhe, breite Freitreppen führen von allen Seiten des quadratischen Unterbaus zu dem Verbrennungsraum der Pyramide empor; in ihre Spitze ist der Schornstein verlegt. Das Ganze ein durch und durch klassizistischer Gedanke, aber einer, der immerhin Schwung und Größe hat.

Den allermeisten modernen Krematorien eigentümlich ist die Häufung der Räume, der gedrängte



Grundriß. Wahrscheinlich arbeiten die meisten Architekten da zu sehr unter der Zwangsvorstellung: etwas „Monumentales“ schaffen zu sollen, wo der innere Organismus des Baues für die äußere Monumentalität nicht viel hergibt. Wenigstens der kubischen Masse nach. Also werden die Räume möglichst „verschachtelt“, und womöglich wird zu dem einen Schornstein, der praktisch nötig ist, ein zweiter gebaut, der zwar unnötig ist, aber dekorativ mitspricht.

An Fritz Schumachers Entwurf für ein Dresdner Kremato-

Digitized by Google

rium fällt dagegen zuerst der sehr klare aufgelockerte Grundriß wohltuend auf. Versammlungshalle und Verbrennungsräume bilden den abgerundeten Hauptbau. Rechts und links in gesonderten Flügeln sind untergebracht die Leichenhalle mit Nebenkammern und die Beamtenwohnungen. Der anschließende quadratische Hof, der durch geschickte Ausnutzung des fallenden Geländes niedriger angelegt ist, wird von einer offenen Urnenhalle eingefriedigt, einer Art Kreuzgang, der nach der Absicht des Künstlers an die Stimmung eines Klosterfriedhofs anklingen soll. Von dieser Rückseite der Anlage, die sich, von Kiefern umsäumt, nach dem Elbufer zu senkt, hat man zugleich einen freien Blick auf die gegenüberliegenden freundlichen Uferberge. Wendet man sich um, so bietet sich, wie unser erstes Bild zeigt, der Hauptbau in seiner schlichten Zweckform dank der wohlabgewogenen niederen Umgebung dar wie ein feierliches Monument. Und doch deuten die Fenster der Rundung unverkennbar auf den lebendigen Gebrauchszweck hin, noch mehr die vordere Schauseite (Abb. 2) mit ihrer einfachen Vertikalgliederung und dem geruhigen Treppenaufgang. Ein sehr hübscher Gedanke war die Hereinziehung des Wassers in den Plan; die dunkle Allee spiegelt sich im stillen Element und leitet so zur Trauerfeier gleichsam ein. Der Bau wird in Sandstein ausgeführt und verspricht im Innern nicht minder würdig zu werden wie im Äußern. Mir scheint, daß hier ein sehr brauchbarer künstlerischer Anlauf vorliegt, zunächst einmal einen Typus für diese neue Bauaufgabe zu erobern. Dresden aber wird durch dieses Werk Schumachers um eine Sehenswürdigkeit reicher. E. Kalkschmidt

„Kinemacolor"

Im Berliner Wintergarten kann man jetzt etwas wirklich einmal „Sensationelles" sehn: „Kinemacolor". Das bedeutet: die ersten Vorführungen von Kinematographenbildern, welche die Dinge nicht in nachträglich aufgetuschten Farben zeigen, sondern in der Natur entnommenen. Diese „lebenden Photographien in natürlichen Farben" sind nach dem Patente der Herren Charles Urban und Albert Smith hergestellt, das folgendermaßen beschrieben wird: „Die Szenen werden durch eine gewöhnliche Urban-Bioskop-Kamera, die mit einem prismatischen Schirm oder Farbenfilter versehen ist, aufgenommen. Dieser Schirm oder Filter teilt alle Farben des Spektrums in zwei Gruppen ein, deren eine von weiß und gelb sowie orange- und scharlachfarben bis zu den dunkelsten roten Nuancen reicht; die andere Gruppe läuft wieder durch weiß und gelb (da diese beiden Farben die stärkste Lichtwirkung ausüben und zur vollsten Geltung kommen müssen), bis zu grün, blaugrün, blau, violett und indigo bezw. schwarz. Der entstehende Film sieht aus wie die gewöhnlichen Filme; er passiert bei der Projektion wieder einen Farbenfilter, wenn er durch den Transporteur läuft. Die Linse des Apparates faßt die Farbenwellen zusammen und wirft sie auf die Leinewand mit allen Nuancen der die Originale zusammensetzenden Farbtöne." Wenn das die Leser verstehen, freut's mich, ich hab es nicht verstanden. Aber die Ergebnisse sind schön. Die Bilder zeigen wohl noch chromatische Ränder und bei den kleinen Löchern im Film stark farbige Blitzer, im ganzen aber scheinen sie nur insofern anders als die Natur, als sie

Digitized by Google

gleichsam noch farbiger wirken, noch intensiver in der Leuchtkraft, wenn man will: ein wenig nach Böcklin hin stilisiert. Die Wirkung ist für ein feiner empfindliches Auge mit der getuschter Kinematographenbilder gar nicht zu vergleichen.

Die dargestellten Gegenstände — Kinder, Tiere, ein Schwanenteich, eine Seglerfahrt, Wellenbrandung usw. — stellten die Vorzüge des neuen Verfahrens wunderschön ins Licht. Es fehlt nichts — als ein Publikum dafür. Das in unsern Tingeltangeln wenigstens scheint vorläufig keins zu sein. Im Wintergarten blieb es vor diesen entzückenden Dingen sehr kühl, während es die witzlosesten Witzigtuereien sogenannter Humoristen und die stumpfsinnigsten sogenannten Gesänge sogenannter Sängerinnen mit begeistertem Beifall bedankte.

Heimatpflege

Höfe und Gänge*

Was hat man eigentlich gegen Hofwohnungen? Ein Vorurteil, das an einem Hochmutsnagel hängt, meine ich: Weil das arme Volk in Höfen und Gängen wohnt, darum will man von solchen Wohnungen nichts wissen. Leider! Denn es gäbe weniger Nervenkranke auf der Welt, wenn die Wohnkultur schon wieder bei den Höfen angelangt wäre. Heute wird ein Gebiet für Wohnzwecke aufgeteilt, Häuser werden gebaut, die Baupolizei läßt die und die Höhe zu, und diese Höhe wird ausgenutzt bis auf den letzten Fuß. Möglichst viele Läden bringen auch etwas ein. Wo es Kaufleute gibt, gibt es natürlich auch Lärm, und wenn man meint, seinem Ruf zuliebe nicht anders als an der Straße wohnen zu können, so ist man eben selbst für sein Nervenleiden verantwortlich. Freilich, wenn die Baupolizei für die Bauten an der Straßenfront niedrige Häuser vorschriebe und die höheren Bauten für hinten anordnete, so hätte man, was besser täte. Warum vorn die hohen Häuser, wo hinten doch weit mehr Platz ist, größere Ruhe, bessere Luft? Von der Verschönerung der Straße und der Hinterhäuser will ich nicht reden, obgleich ich bei diesem Gedanken nicht anders kann, als in Vorstellungen zu schwelgen von hellen sonnigen Straßen mit breiten farbigen Dächern, auf denen entlang ich meinen Blick in den freien hohen Himmel schweifen lasse. Denken wir nicht an dies andere, stellen wir uns nur die Summe von Wohltat vor, wenn die Bauvorschriften für die Vorderhäuser so wären, wie ich's meine, und diejenigen für die Hinterhäuser nicht so sehr Einschränkung verlangten.

Was machen wir jetzt mit dem freien Platz hinter den Häusern? Sehen wir uns doch diese Schlamm- und Schlackplätze an, die zwischen den Rückseiten der Häuserkomplexe verteilt liegen! Diese Luftverderber nennt man Hintergärten. Man hat mit ihnen vielleicht eine gute Absicht gehabt, aber jetzt, da jeder sieht, daß diese Gärten zum Schaden statt zum Nutzen sind, sollten sie längst einen andern Zweck erfüllen. Wozu können die Plätze besser herhalten, als zu Hofplätzen, das heißt nicht zu

* Die Verhältnisse liegen nicht überall so, daß diese Anregungen zuträfen, aber vielfach liegen sie so. Daß der Verfasser mit einigen Eigenschaften unsrer Mitmenschen vielleicht zu wenig rechnet (z. B. der lieben Neugier, „was passiert"), vermindert den Wert seiner Worte eben als Anregungen zur Beachtung und Aussprache wohl kaum wesentlich. Kw.-L.

Digitized by Google

Nebenanlagen, sondern zu Hauptwohnanlagen? Da, wo sich's um Neuaufteilungen handelt, kann man das einrichten. Die Vorderhäuser nach der Straßenfront baue man mit zwei Stockwerken, die dahinterliegenden Hauptgebäude höher, wenn's nötig ist. Natürlich nicht in der Enge wie früher, aber in demselben traulichen Charakter wie einst, mit Anpflanzungen und anderem Freundlichen. Dort hätte der Mensch mehr Ruhe. Wie baut man Klöster, Stifte, Bauernhöfe? In diesem Punkte so, wie ich die Hofwohnung des Städters meine. Die Vorteile sind so vielseitig, daß, wer darüber nachdenkt, überrascht sich fragt, was all das Arbeiten für besseres Wohnwesen in unsern Städten helfen soll, wenn nicht an diesem Ende angefaßt wird.

Man baue auch ähnliches wie Höfe, baue Straßen, für die der Wagenverkehr ausgeschlossen ist, Verbindungswege für den Fußgänger, und pflanze Bäume hinein. Man baue gerade das, was früher schon da war, ehe man neben anderm Narrglauben auch bei dem ankam, daß, wer etwas auf sich hält, nur an der Straße wohnen darf. Gänge baue man, Höfe baue man, hell und traulich! Unsre Wohnungskünstler können's ja. Ja, sie sehnen sich nach solchen Aufgaben. Und die Großstadtmenschheit sehnt sich nach Ruhe.

W. Schmidt-Hamburg

Eine gute Sitte beim Schenken

Wer hat den Jammer heutiger Hochzeitsgeschenke noch nicht mit angesehn? Ein sorgsam zusammengewählter Hausrat wird zumeist gerade durch das verballhornt, was auf dieses i das Tüpfelchen setzen sollte: bunte Terrakottenplastik, vorweltliche Töpfereien, schlechte Bilder, überladenes Silberzeug, „Hausgreuel" aller Art drängen sich in ein abgestimmtes Ganzes, dessen Ersinnen reinste Freude des Brautstandes war, dessen Benutzung die harmonische Folie der jungen Ehe sein sollte. Unabweisbar — denn auch zarte Rücksichten können unbarmherzig zwingen. — Und ferner: nutzlose Dinge tauchen halbdutzendweis auf, doch notwendige fehlen. Die Wände könnten mit den verschiedensten Bildern bepflastert werden. Natürlich sind's Reproduktionen; und doch hat der künftige Ehemann vielleicht seinen besonderen Geschmack, er freut sich, wenige Originale von den Wänden wirken zu lassen. Der jungen Frau aber ist die Malerei noch fremd, sie liebt die Bücher; allein niemand denkt an die ersehnte Vervollständigung ihrer Bibliothek. — Am schlimmsten ist aber der Mißstand dort, wo die Geschenke eine erwartete, eine notwendige Ergänzung für die Ausstattung wenig bemittelter Hochzeitsleute bedeutet. Eine Geschmacklosigkeit haftet dann, fast unausrottbar und weiter wirkend, in der neuen Familie. Jede Unnötigkeit ist zugleich eine Entbehrung des Nötigen.

Wie kann geholfen werden?

In der Schweiz — jedenfalls in manchen Städten der Nordschweiz — besteht folgende Sitte: Braut und Bräutigam stellen in einer Liste zusammen, was sie bedürfen. Die nächsten Freunde von ihm, die vertrautesten Freundinnen von ihr werden beigezogen und erhalten die Liste eingehändigt; man verständigt sie über Plan und Geist der künftigen Einrichtung, gibt Winke über die Lieferanten, die Muster, wohl auch über die Eigenheiten vermutlicher

Digitized by Google

Schenkgeber; kurz, man entwirft den Feldzugsplan.

Die Freunde schreiten zur Ausführung; sie geben bekannt, daß man sich an sie zu wenden habe, sie erteilen Auskunft und Rat und vermitteln in besonderen Fällen zwischen Schenkern und künftig Beschenkten. Die Listen wandern von Hand zu Hand. Der eine streicht ein Teeservice an und schreibt seinen Namen dahinter; es wird dem Haushalt nicht fehlen. Der andere merkt vor, daß er ein Dutzend silberne Gabeln (Modell 63 bei Müller & Schultze) übernehme; ein Dritter will die entsprechenden Messer dazu spenden. Eine besondere Beitragsliste läuft um für das Klavier, das leider aus der Ausstattungssumme nicht mehr zu beschaffen war. Und so fort, bis zur wohlvollendeten Einrichtung. — Selbst dort, wo die Geschicklichkeit der Freunde nicht allzu groß ist, bleibt doch der Erfolg schließlich dem blindwirkenden Zufall weitaus überlegen.

Und noch eine hübsche Nebenbedeutung hat dieser Gebrauch: Die alte Sitte, daß Kranzjungfer und Brautführer das Paar zum Altare geleiten, erhält neuen Inhalt und praktisches Leben. Sie haben mitgeholfen, den jungen Hausstand zu begründen, das Band der Freundschaft wird aus der Jungfrauen- und Junggesellenzeit hinübergeleitet in die neue Ehe. Dann hört man sagen, mancher Braut sei ihre Erfahrung als Kranzjungfer bei der eignen Hochzeit zustatten gekommen. Und auch den Männern soll solch ein praktischer Einblick nicht schädlich gewesen sein.

Will man's mit dieser Sitte nicht auch einmal bei uns im Reiche versuchen? C. Blaß

Die Erhaltung unsrer Tierwelt

4. Die übrige Tierwelt

Trauriger noch als mit unsrer Vogelwelt steht es mit den Kriechtieren und Lurchen. Unsre unschädlichen Schlangen, die glatte Natter und die Ringelnatter, werden über kurz oder lang bei uns ausgestorben sein. Einmal werden sie totgeschlagen, wo sie sich sehen lassen, weil man sie immer mit der Kreuzotter verwechselt. Hier muß die Schule helfen, in jeder Klasse müßten gute, mit Erläuterungen versehene Abbildungen unsrer Schlangen hängen.

Dann aber sorgen die Aquarien- und Terrarienhändler gründlich für die Ausrottung unsrer Schlangen und Eidechsen. Es ist kaum glaublich, was in Hannover allein jährlich zusammengefangen und an Dilettanten, die die Tierchen meist verkommen lassen, verkauft wird. Der Aquarien- und Terrariensport ist zum großen Teil nichts als eine sinnlose Faunenausräuberung, die es fertiggebracht hat, daß vielfach die hübsche Zauneidechse, noch häufiger aber die harmlose Blindschleiche und der niedliche Laubfrosch fast oder ganz ausgerottet sind. Auch der prächtige Salamander wird in solchen Mengen in unsern Bergwäldern weggefangen, daß er von Jahr zu Jahr seltener wird.

Jeder dritte Junge, auch der, der kein inneres Interesse daran hat, schafft sich ein Terrarium an, quält darin die unglücklichen Insassen und läßt sie schließlich halbtot irgendwo, wo sie keine Lebensmöglichkeit finden, laufen. Ebenso wird mit den Wassermolchen verfahren. In jedem Frühling werden die Tümpel nach ihnen abgekätschert.

Digitized by Google

Hier könnte die Schule sehr gut wirken, indem sie einmal die Kinder auf das Schädliche dieses Sammelunfugs aufmerksam macht, dann aber auch durch Anlage zweckmäßig eingerichteter Aquarien und Terrarien in den Schulen, wie es hier und da schon geschieht; auch die Aquarien- und Terrarienvereine sollten sich bemühen, in dieser Angelegenheit erzieherisch zu wirken. Wird nicht auf irgendeine Art dem Sammelunfug Einhalt getan, so bleibt von unsrer ganzen Amphibien- und Reptilienfaune weiter nichts übrig als Gras- und Wasserfrosch, Erdkröte und Kreuzotter. Auch die Insektensammelei zeitigt häßliche Auswüchse.

Jeder Vaterlandsfreund sollte in seinem Kreise der Ausschlachtung der Tierwelt entgegentreten. Ein Jäger, der in häßlicher Weise gegen unsre Vogelwelt frevelt, dürfte niemals ohne harte Rüge davonkommen, und den weiblichen Wesen, deren Hutgarnituren Eulenköpfe, Pirolflügel, ausgestopfte Schwalben, Meisen und Dompfaffen aufweisen, sollte man den Gruß verweigern, wenn eine Aufklärung nichts hilft.

Wird weiter gehaust, wie es jetzt geschieht, so wird unsre Landschaft öde und langweilig gemacht, und der Rückschlag auf die Volksseele wird nicht ausbleiben.

Es gibt Nützlichkeitsfanatiker, die den Storch aus der Welt haben wollen, weil er einmal ein Quarthäschen oder ein Feldhuhn köpft; sie denken nicht daran, wieviel Mäuse und Kreuzottern er vertilgt, und es wäre verlorene Liebesmüh, ihnen begreiflich zu machen, daß Meister Langhals in die deutsche Landschaft hineingehört.

Von unserm ureigenen Volkstum ist so wenig übriggeblieben, daß wir ängstlich alles erhalten sollen, was zu den uralten echtdeutschen Anschauungen in Beziehung steht. Adebar war unsern Urahnen der Seelenbringer, der aus dem Teich das Menschenseelchen fischte und es zu dem Hause trug, in dem ein Kind geboren war. Diese uralte Anschauung hat sich, wenn auch verunstaltet, im Volke erhalten. Der Storch ist ein so schöner und interessanter Gesell, er ist nebenbei auch der größte unsrer heimischen wilden Vögel, er hat eigentlich auch ohne Berufung aufs Mythologische schon Anspruch genug auf Schutz.

Ob dieser oder jener sogenannte nützliche Vogel seltener oder dieser oder jener sogenannte schädliche Vogel häufiger ist, das ist im Grunde Nebensache, denn die Natur regelt sich schon selbst. Aber mannigfaltig muß die Natur sein, reich an allerlei Gestalten, voll von verschiedenen Stimmen.

Völker, deren Naturempfinden zugrunde ging, weil sie ihre Heimat veröden ließen, tragen den Todeskeim in sich, leben nur künstlich noch als Nationen.

Völker mit stark ausgeprägtem Naturempfinden, wie die Germanen und Slawen, verwinden selbst die schlimmsten Schläge und haben eine unbegrenzte Erneuerungskraft.

Darum handelt eine Regierung, die dem Volke das Naturempfinden zu erhalten sucht, klug, und kein Opfer darf ihr dafür zu groß, kein Mittel zu klein dafür sein, und jeder, der ihr dabei hilft, nützt seinem Volke.

Eins dieser Mittel ist aber die Erhaltung der einheimischen Tierwelt.* Hermann Löns

---

* Wir erinnern nochmals daran, daß diese Beiträge (in etwas ausführlicherer Form) als Dürerbund-Flugschrift für 10 Pfg. zu beziehen

Digitized by Google

Die Geschmacksbildung des Kaufmanns

Die Kultur eines Volkes steht in unlöslichem Zusammenhang mit dem Charakter seiner gewerblichen Arbeit. Und zumal in einem Industrievolk, wie dem deutschen, wird sie mehr und mehr durch die technische und geschmackliche Leistung der gewerblichen Produktion bestimmt. Mit Recht erblickt man in der Arbeit der Industrie den vollständigsten und treuesten Ausdruck der Volkskräfte und nimmt das jeweils Erreichte für das untrüglichste Zeugnis des Kulturstandes des betreffenden Volkes. In erster Linie aber wird für die Leistungen der Industrie der Kaufmann verantwortlich gemacht, denn er ist als Unternehmer, als Fabrikant sowohl wie als Händler an die Stelle des selbsttätigen Herstellers getreten. Von ihm erwartet man im industriell entwickelten Deutschland die Lösung jener Kulturaufgaben, die irgendwie mit dem Gewerbe eines Volkes zusammenhängen. In dem Maße, in dem er sich ihnen gewachsen zeigt, steigt er in der Achtung seines Volkes, wächst sein soziales Ansehen.

Zwar will eine populäre Meinung den Kaufmann nur als parteilosen, pünktlichen, sachlich aber unbeteiligten und demnach unverantwortlichen Vermittler zwischen Produktion und Konsum gelten lassen. Aber diese Auffassung der Kaufmannstätigkeit steht der Praxis einigermaßen fern. Diese zeigt vielmehr, daß der richtige Kaufmann nicht nur versteht, eine Nachfrage prompt und sicher zu befriedigen. Er versteht auch eine Nachfrage zu wecken, zu entwickeln, zu steigern, zu lenken, zu erziehen, ja sie zeigt, daß hierin der Kaufmann erst seinen eigentlichen Beruf erkennen und in der Ausübung dieser Tätigkeit seine schöpferischen Kräfte erst voll entfalten kann. So wird er zum Lenker und Leiter der Produktion. Und zwar findet hier das kleine Talent im kleineren Kreise ebensogut ein Feld seines Wirkens wie die geniale Begabung: der angestellte Ladenverkäufer wie der Prinzipal, der Reisende ebenso wie der Chef des Handelshauses oder der Fabrik. Daher wird diejenige Nation ihr Gewerbe, ihre Industrie und ihr Handwerk zur höchsten Blüte entwickeln, die über den begabtesten und bestgebildeten Kaufmann verfügt. Durch ihn wird sie den größten, den besten Markt beherrschen.

Aus dieser einflußreichen, entscheidenden Stellung des Kaufmanns in der Produktion unsrer Zeit erwächst ein dringendes Bedürfnis nach möglichst sorgsamer Bildung des Kaufmannsstandes, nach einer gründlichen Fachbildung und nach einer zeitgemäßen, gediegenen Allgemeinbildung. Und da es sich hierbei nicht zum wenigsten um ein nationales Bedürfnis handelt, so ist die Bildung des Kaufmanns nicht nur seine eigene Standespflicht, sondern ebenso eine Sache der Allgemeinheit.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist der „Deutsche Verband für das Kaufmännische Unterrichtswesen" bestrebt, diesen Unterricht zu einem organischen Ganzen auszubauen. Er hält nunmehr den Zeitpunkt für gekommen, um auch der Geschmacksbildung der jungen Kaufleute sein Augenmerk zuzuwenden. Und er tut dies ebensosehr aus

sind und daß der Verfasser und der Dürerbund allen Zeitungen usw. den Nachdruck ohne Entschädigung freistellen.

Digitized by Google

wirtschaftlichen wie aus kulturellen Erwägungen.

Deutschlands industrieller Fortschritt hängt an der Entwicklung und Veredelung seiner gesamten Fertigfabrikation. Diese aber hat im wesentlichen zwei Ziele: technische Gediegenheit und Vervollkommnung der Form. Nur wo beides erreicht wird, da hat die Ware wirklich Qualität.

Die besten Leistungen der Industrie beweisen, daß technische Vollendung und geschmackliche Veredelung sich gegenseitig steigern können.

Je deutlicher nun dieser Zusammenhang in letzter Zeit erkannt worden ist, um so größer wird das Bedürfnis nach geschmacklicher Bildung des jungen Kaufmanns, denn um so höher werden die Anforderungen, die nach dieser Seite hin an ihn gestellt werden. Nicht nur von dem tonangebenden Leiter industrieller Unternehmungen, von jedem Verkäufer muß schließlich verlangt werden, daß er Geschmack habe. Und hat er ihn, so wird dementsprechend seine Kraft höher bewertet. Eine Schulung seines Farben- und Formensinnes im Zusammenhang mit einem entwickelten Gefühl für Technik, Materialbehandlung und schöne Zweckgestaltung wird demnach für den deutschen Kaufmann zum unabweislichen Erfordernis.

Fragt er nun aber um Rat, wie er sich nach dieser Seite hin vervollkommnen kann, so wird er zumeist auf irgendwelche populäre Kunstvorträge, kunstgeschichtliche Allgemeindarstellungen, Stilgeschichten u. a. verwiesen. Und wendet er sich diesen Bildungsmitteln zu, so erfährt er allerhand von dem Geschmack und dem Stil vergangener Zeiten, aber er erfährt nichts von dem in der Bildung begriffenen lebendigen Geschmack seiner Tage. Im Gegenteil. Der freie Blick hierfür wird ihm vielfach benommen, ohne daß er dafür wenigstens in den historischen Stilen ein sicheres Urteil gewönne. So wendet er sich dann unbefriedigt der Gegenwart zu, um sich auf eigene Faust zu bilden, und hier sucht er zumeist vergeblich nach dem Kompaß, der ihn im Widerstreit der Kunst- und Geschmacksrichtungen seiner Tage orientiert, der ihn befähigt, das Wertvolle und Wertlose mit einem Blick voneinander zu unterscheiden. Er verfällt urteilslos der jeweiligen Mode und kann nicht einmal recht beurteilen, was in dieser selbst nun gut oder schlecht sei. Vor die Aufgabe gestellt, diese oder jene Arbeit geschmacklich zu bewerten und sachgemäß vorzuführen, weiß er nicht viel anderes zu sagen, als: es sei das „Neueste", „Modernste", „Beliebteste" und wie die Schlagworte heißen mögen, die in ihrer Farblosigkeit schon allermeist überhört werden. Je mehr aber das Publikum selbst Geschmacksanforderungen stellt, um so weniger kann er mit diesen allgemeinen Redewendungen befriedigen.

Hier also ist offenbar eine Lücke in den Bildungsmöglichkeiten der Zeit. Die Schule kennt noch keinen Geschmacksunterricht für Kaufleute. Auch ihr ist diese Aufgabe noch durchaus neu, und das Volksbildungswesen der Zeit, so reichhaltig und großzügig es angelegt sein mag, hat ebenfalls diese Gegenwartsaufgabe noch nicht gelöst. Denn was not tut, sind nicht kunstgeschichtliche Vorträge über Stilentwicklung u. ä., sondern Veranstaltungen, die an der Hand gutgewählter Beispiele und Gegenbeispiele die Grundsätze des guten Geschmacks klar und eindringlich vorführen und vor allem eine An-

Digitized by Google

leitung geben, wie der einzelne, wenn er nur seine Augen richtig gebraucht, in jedem Schaufenster, jedem Museum, bei jedem Ausstellungsbesuch seinen Geschmack entwickeln kann. Guter Geschmack muß ihm ebenso zum selbstverständlichen Besitz seines Wesens werden wie gutes Benehmen und sicheres Auftreten.

Ein dergestalt gebildeter Kaufmann wird die Aufgaben seines Berufs nach jeder Richtung hin lösen können. Er wird jeden Versuch geschmacklicher Veredelung der Produktion aufnehmen und fördern, er wird das Publikum zum Kauf der besseren Qualität erziehen. Er wird das Vorurteil beseitigen helfen, als seien die Deutschen zwar ein fleißiges, auch tüchtiges und begabtes, aber — im Vergleich zu Engländern, Franzosen und Japanern — ein geschmackloses Volk. Dieses Vorurteil verursacht uns Jahr für Jahr noch großen wirtschaftlichen Schaden. Seine Beseitigung wird um so wichtiger, je mehr sich unsre Fertigfabrikation entwickelt und durch die billige Konkurrenz anderer Völker auf die Herstellung von Qualitätswaren angewiesen sieht. So wird die Geschmackserziehung des Deutschen, insonderheit des deutschen Kaufmanns, zu einer volkswirtschaftlichen Forderung.

Die Zeitumstände scheinen ihrer Erfüllung ungewöhnlich günstig. In der Industrie ist der Wille zur Geschmacksveredelung lebendig. Im Publikum begegnen alle darauf abzielenden Versuche zunehmendem und vielfach freudigem Verständnis, und unter den Künstlern und Kunstsachverständigen gibt es viele, die sich mit Eifer, Sorgfalt und Geschick den hier vorliegenden Aufgaben unterziehen werden. Die Kräfte zu solchem Werk sind also vorhanden. Es gilt nur, sie durch zweckvolle Organisation richtig zu verwerten, möglichst weiten Kreisen die gegebenen Bildungsmöglichkeiten zugänglich zu machen.

Ausgehend von diesen Erwägungen haben der „Deutsche Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen“ und der „Deutsche Werkbund“ gemeinsam die Einrichtung von Vortragskursen zur Geschmacksbildung des Kaufmanns in Aussicht genommen.

Beide Verbände stellen die für das folgende Vortragsprogramm erforderlichen Redner. Es kommen nur Persönlichkeiten in Betracht, denen auf den fraglichen Gebieten Ansehen und Sachkunde zugesprochen ist. Die Verbände übernehmen den gesamten geschäftlichen Teil der Veranstaltung, sie tragen die Kosten, erheben das Eintrittsgeld usw.

Die einzelnen Vortragsreihen sollen die für die geschmackliche Ausbildung des Kaufmanns wichtigsten Gebiete behandeln. Die hiernach aufgestellten Vortragsreihen:

1. Wohnung und Hausrat;
2. Kunstgewerbliches Kleingerät;
3. Über Bekleidung, Stoff, Färbung, Muster und Form;
4. Dekoration und Reklame

bestehen aus zwei oder drei Einzelvorträgen, von denen jeder ein geschlossenes Ganzes bildet.

Die Vorträge werden durch zweckentsprechende Sammlungen von Anschauungsmaterial, die aus freiwilligen Beiträgen der dem „Deutschen Werkbunde“ und dem Deutschen Verbande angehörenden Firmen zusammengestellt werden, sowie durch Vorführung von Lichtbildern unterstützt. Über die Auswahl des Anschauungsmaterials entscheidet eine von den mitwirkenden Rednern eingesetzte Kommission.

Johannes Buschmann

Digitized by Google

Volksheime

Gesellschaft

Es ist Zeit, einmal auf die Vieldeutigkeit dieses Ausdrucks hinzuweisen. Die Hamburger Volksheime, die den englischen Settlements am nächsten stehen, sind Niederlassungen zum Zwecke des persönlichen Verkehres zwischen den verschiedenen Volkskreisen; sie wollen nicht so sehr Unterrichtsanstalten sein, als vielmehr der gegenseitigen Verständigung einen Boden gewinnen. Das Wiener Volksheim dagegen ist eine Volkshochschule, also lediglich Bildungsanstalt; ein Verkehr zwischen den Schülern ergibt sich freilich von selbst. In Dresden und anderswo wieder sind es alkoholfreie Wirtshäuser für gute Geselligkeit, die man Volksheime nennt. Macht man sich nur diese drei verschiedenen Begriffe klar, so versteht man schon, warum die Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen ihrer 31. (übrigens sehr lesenswerten) Schrift den langatmigen Titel geben mußte: „Die Anbahnung und Pflege von Beziehungen zwischen den verschiedenen Volkskreisen (Volksheime)", und der Kenner weiß doch, daß damit das Wesen des Wiener Volksheimes gar nicht umschrieben ist. Nun taucht ein neues Volksheim auf, das mit den bisher gekennzeichneten drei Volksheim-Arten überhaupt nichts zu tun hat. Die Berliner Einküchenhausgesellschaft plant die Errichtung von Arbeiterhäusern mit Zentralküchen — die bekommen auch den Namen Volksheime. Muß die Gleichheit der Namen nicht zu Konfusionen führen?

Der Grund dieser Erscheinung ist allerdings unschwer aufzufinden. All diese Ideen wuchsen aus einzelnen Städten heraus (und kaum noch über sie hinaus). Da man von den Volksheimen der andern Städte nicht viel mehr kannte als das lockende Wort, so nahm man's einfach herüber. Aber das Wort birgt Segen und Fluch. Die Weiterentwicklung auf dem Felde der sozialen Arbeit wird nicht ausbleiben. Jede größere Stadt wird schließlich ihre Settlements und alkoholfreien Gastwirtschaften, ihre Volkshochschulen und zeitgemäßen Mietshäuser brauchen. Treffen erst einmal alle diese Bestrebungen in einer Stadt zusammen, welche überflüssige Verwirrung der Begriffe, welche unvorhergesehene Schwächung der Bewegungskräfte muß sich dann aus der Vieldeutigkeit dieses Ausdrucks ergeben! Das Wort Volksheim schafft schon heute in den Gehirnen Entgleisungen und Zusammenstöße — ist unsre Sprache denn so arm an Mitteln, daß wir mit den Worten, den Signalen unsrer Ideenbahnen, so sparen müßten?

J. L. S.

Zufall und Menschenwert

Rechtspflege

Unter der Überschrift „Menschenwert und Richterspruch" erzählte Kurt Abel-Musgrave (Bristol) in der „Frkf. Ztg." von einem Fall leichtfertiger Verurteilung von Jugendlichen in England, dem er zufällig beiwohnte. Selbst dort also, wo die Achtung vor der Persönlichkeit so viel größer sei als bei uns, komme dergleichen vor. Wichtig nun für uns Deutsche ist der Schlußabsatz dieses Beitrags: „Schon früher einmal hat mich der Zufall einer gerichtlichen Verhandlung gegen ein Kind beiwohnen lassen, und zwar damals in Deutschland. Es handelte sich um ein Mädchen, welches wegen eines Diebstahls von zwei Mark zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Ich veröffentlichte die

Digitized by Google

Einzelheiten des Falles in der »Frankfurter Zeitung« vom 27. Juni 1905 und setzte die bedingte Begnadigung des Kindes durch. Dann führte mich der Zufall in dem Preungesheimer Gefängnisse mit den beiden Knaben Goldstein zusammen. Eine Veröffentlichung brachte auch diesen Kindern die Befreiung. Und nun ist es in England wiederum der Zufall, der mich Zeuge sein läßt, und vorläufig dem einen der Betroffenen die Freiheit gebracht hat. Alle diese Kinder hätten Marter und Tortur aushalten müssen, vielleicht ein ganzes Leben lang — Marter und Tortur, die ihnen der Staat im Namen des Königs auferlegt hatte, trotzdem sie das nicht verdienten." Einen einzigen, der sich für Jugendgerichte interessierte, führte der Zufall zur Zeugenschaft bei drei Justizirrtümern, deren Folgen sonst nicht abgeholfen wäre, und die von ihm eingeleiteten Schritte führten zur amtlichen Anerkennung dieses Sachverhalts. Ohne den Zufall würden in allen drei Fällen die Verurteilten weiter leiden „von Rechts wegen". Wie viele Jugendliche, die sich schlecht oder gar nicht zu helfen wissen, leiden denn dann überhaupt „von Rechts wegen", denen kein Zufall zu Hilfe kam? „Ich schaudere bei dem Gedanken," sagt der Verfasser, „denn ich muß mir sagen, daß der Richterstand den Wert des einzelnen Menschen und Menschenglücks sehr oft nicht begreift."

Unter uns

Heer und Flotte

„Kulturarbeiten in der Armee"

Unter dieser Überschrift spricht das Militärwochenblatt von dem landwirtschaftlichen Unterricht in der preußischen Armee. Dabei wird auch die Bekleidung der Kasernenwände mit Spalierobst empfohlen, mit dem man in Bayern schon bei einer ganzen Anzahl von Regimentern Versuche macht. Das Äußere der Kasernen und ihrer Nebengebäude wird dadurch auf das freundlichste belebt, dabei aber wird der Ertrag mit der Zeit so bedeutend, daß bei einiger Pflege jedes Regiment 4000 bis 6000 Mark jährlich Zuschuß daraus erhält. Damit ließe sich etwas machen, wenn man sie den Mannschaften zugute kommen ließe. Viel höher sei aber natürlich das Beispiel und Vorbild einzuschätzen, und nun habe man es in Bayern tatsächlich auch schon erfahren, „daß das gegebene Kasernenbild von den Mannschaften in ihrer Heimat vielfach nachgeahmt und befolgt wurde". Hier ist in der Tat wieder einmal Gelegenheit, nach den verschiedenen Seiten hin Nützliches und Schönes zu verbinden. Sollte das Spalierobst nicht auch unter der norddeutschen Sonne so vergnügt wie unter der bayerischen gedeihen können?

Tante Eufemia

Sie wollten es übel machen, aber siehe: es gedeihet gut; sie wollten den Kunstwart hineinlegen, aber siehe: sie hoben etwas zu ihm empor, dessen sich seine Seele freut. Nämlich: die Tante Eufemia. Und das geschah so. Sie saßen zusammen, ich fürchte in einem Lokale nächtlicher Gelage, und sprachen zueinander: „Dieser da ärgert uns: denn er nörgelt und schulmeistert zu viel, aber er läßt sich schlecht fassen, weil er sich immer erst informiert." Da sprach einer der Brüder: „Liebe Gesellen, es gibt ein Blatt, das mischt Ernst und Spaß, und wer nur einen kleinen Ausschnitt davon bekommt, auf dem zum Beispiel was Ironisches und gleich darunter was Ernstes steht und sonst nichts, der muß das Ironische für

Digitized by Google

Ernst halten, wenn man ihm treuherzigen Angesichts sagt: es sei so gemeint. Schicken wir das dem Manne in Blasewitz, schreiben wir dazu irreführende Zeilen, und es ist zu wetten: er fällt darauf rein." Richtig geraten, das tat er auch. Und er bekennt: Verehrliche Leser, was ich vom „blühenden Strumpfe" erzählt habe, das war nicht selbst aus einem Suselduselblättchen, das war eine Satire gegen die Suselduselblättchen, verfaßt von Paul Keller und erschienen im „Guckkasten" zu Breslau. Aber: bei dieser Gelegenheit hat eben Paul Keller sich mir als Mitkämpfer in gleicher Sache vorgestellt und mir zugleich die Bekanntschaft der „Tante Eufemia" vermittelt, seiner „genialen hauswirtschaftlichen Mitarbeiterin". Und nun frage, ob ich jenen mich irreführenden Schlingeln böse sein darf, wer weitere „Guckkasten"-Beiträge der Tante Eufemia gelesen hat:

Was man mit abgebrochenen Vorhemdknöpfen macht?

Die Frage gibt mir Gelegenheit, eine ernste Mahnung an alle echt deutschen Hausfrauen zu richten. Bei aller Schätzung des bewährten Alten mußt du, liebe junge Frau, darauf bedacht sein, auch etwas brauchbares Neues zu finden. Aus den ehrwürdigen Trümmern und erhabenen Ruinen der Vergangenheit baue du dir etwas Wertvolles, Modernes.

Vorhemdknöpfe? Und zerbrochene? „Weg damit", sagt manche leichtsinnige Frau, die vom Ernste des Lebens noch nicht geläutert worden ist. „Wie kann ich sie praktisch verwerten?", denken andere, tiefere Naturen, die ein feineres Empfinden für die Größe und Würde ihres Berufes haben.

Denen will ich ein Wegweiser sein.

Sobald mein Blasius solche Knöpfe zerbricht — wie oft kommt das bei Männern vor! —, leime ich die Teile zusammen und hebe die Knöpfe auf, bis ich eine hinreichende Zahl von verschiedener Farbe und Größe beieinander habe. Aus einem schadhaften Oberhemd schneide ich dann unter sorgfältigster Schonung der Stickerei einen Stern heraus, besteche den Rand, bohre in origineller Zusammenstellung 2 Millimeter weite Löcher, die ich mit Knopflochstich versehe, stecke die Knöpfe in künstlerischer Anordnung hindurch und bekomme auf diese Weise einen allerliebsten häuslichen Schmuck, den man auf bunter Seidenunterlage als Überzug für Paradekissen, als Wandschmuck unter Glas oder als Zierdeckchen auf Tisch und Sessel verwenden kann.

Meine unverheiratete Freundin, die schon vieles von mir gelernt hat, war so vernarrt in die Arbeit, daß sie augenblicklich für 1,20 Mark verschiedene Knöpfe kaufte, sie zerbrach und zusammenleimte. Das ging freilich etwas weit.

Abgetragene Herrenhüte

Eine äußerst praktische Verwendung habe ich für abgetragene steife Herrenhüte gefunden.

Man lasse den Hut elegant aufbügeln und den Rand abwärts biegen, bis er auf einer ebenen Unterlage glatt aufliegt; ersetze das schmale schwarze Band durch breites farbiges und befestige daran im Kreise herum künstliche, bei festlichen Gelegenheiten natürliche Blumen. Auf diese Weise stellt man sich eine elegante Käseglocke her, deren Originalität nicht verfehlen wird, Aufsehen zu erregen.

Für die Wahl der Blumen ist natürlich die Käsesorte ausschlaggebend. Gewöhnlicher Ziegenkäse verlangt Georginen, zu Roquefort

Digitized by Google

gebe ich Maiglöckchen, zu Schweizerkäse Alpenveilchen, zu Münchner Bierkäse „Maß"liebchen. Doch sind auch andere Zusammenstellungen möglich. Hierin muß das Taktgefühl der Frau entscheiden.

Winke für praktische Hausfrauen

Meinen lieben Mitschwestern möchte ich gerne einen guten Rat erteilen, der ihnen viel Sorge abnehmen wird.

So manche Hausfrau ärgert sich über abgetretene Filzschuhe, die trotz des guten Oberstoffes wegen ihrer veränderten Fasson zur Fußbekleidung nicht mehr recht geeignet sind. Was geschieht? Sie werden gewöhnlich fortgeworfen. Wie verschwenderisch!!!

Ich schneide die Filzschuhe hinten auf, biege das Innere nach außen, bestaube es mit Puder, setze in die Gegend des Absatzes ein Veilchenbukett, garniere das Vorderteil mit duftigen Schleifen und mattrosa Band, und habe so den allerschönsten Winterhut erhalten, der mich vorzüglich kleidet, wie meine beste Freundin behauptet. Vielleicht versteht es eine sparsame, praktische Mitleserin ebenso.

Junge Hausfrauen sind oft leichtsinnig im Wegwerfen scheinbar wertloser Dinge. Da brennt ein Topf unten durch. Wohin wird er getan? Ins Gemülle!! Nein, liebe Schwester, der soll künftig nicht ins Gemülle kommen! Laß dir erzählen, wie ich, die ich seit eindreiviertel Jahren in sehr glücklicher Ehe lebe, diese Töpfe verwerte. Zunächst halten meine Töpfe jahrelang, denn ich verstehe etwas von gutem Einkauf. Wenn sie nun aber doch durchbrennen, was auch ich Erfahrene nicht hindern kann, so lasse ich die Löcher sorgfältig verlöten, das kostet höchstens eine Mark, entferne die Henkel — man kann sie auch besser daran lassen —, umhäkele den Topf mit Klöppelspitze, füttere ihn inwendig mit blaßblauem Seidensatin und habe so den billigsten Arbeitskorb, den man sich denken kann. Die Henkel kann man mit künstlichen Blumen verzieren. Nur nichts wegwerfen! Traut einer erfahrenen Hausfrau!! Wer macht's nach???

Wenn du wissen willst, wie man alte einzelne Handschuhe am besten verwertet, so höre zu:

Ich fülle sorgfältig mit einem Trichter in den Daumen Radieschensamen, in die folgenden Finger Mohrrüben-, Kresse-, Mohn- und Dillsamen und hänge den Handschuh auf dem Boden auf. Brauche ich eine Kleinigkeit Samen, so ist mit Leichtigkeit der Finger unten aufgetrennt, der Same herausgerieselt und das Loch natürlich wieder sorgfältig vernäht. Selbstverständlich trägt jeder Finger ein Etikett.

Wer die „Suselblätter" der Hausheimchen- und Herzblättchen-Damen kennt, lacht natürlich, wenn er den Spaß so zuhauf kommen sieht — weiß aber auch, daß im einzelnen die Wirklichkeit von dieser Kunst kaum übertroffen wird. „Tante Eusemia" haben wir durch Paul Keller sofort zur Mitarbeit am Kunstwart eingeladen.

Unsre Bilder und Noten

Das Interieur von Ernst Pfannschmidt aus dem Renaissancepalaste in Antwerpen bietet, auf die Farbe hin besehen, eine Symphonie von Mischtönen in Rot, Braun, Violett, Oliv und Gelb von

Digitized by Google

sehr großer Feinheit, dabei ist es in Farbe wie Lichtführung von edler Ruhe. Der glückliche Ausschnitt trägt dazu bei, tut aber vor allem das Seinige, um die vorzügliche Raumwirkung zu heben. Wir haben zunächst sofort den Eindruck der Hochräumigkeit, obgleich doch der Raum nur vier Stühle hoch ist. Der Architekt half dazu, indem er die Fenster bis unter die Decke führte und auf die Türen Aufsätze fügte. Der Maler, indem er Boden und Decke in stattlichen Höhen mitwirken ließ. Auch die vielen Vertikalen im Bild verstärken den Eindruck des Hohen und Stattlichen. Und so kann der genius loci, den wir uns jedenfalls nach Art und Kleidung der beiden porträtierten „Deftigen" zu denken haben, mit aller Würde durch die Räume wandeln.

Uns scheint es sehr interessant, ein Bild wie das Pfannschmidtsche mit dem berühmten Interieur von Adolf Menzel zu vergleichen, das hier einem großen Publikum zum ersten Male in farbiger Reproduktion gezeigt wird. Dieses „Balkonzimmer in der Schöneberger Straße" ist bekanntlich ein vielbesprochenes Bild von kunsthistorischer Bedeutung. Denn es stammt aus dem Jahre 1845! Von irgendeinem „genius loci" kann man da kaum sprechen; von irgendwelchem den Raum, seine Gestalter und seine Bewohner charakterisierenden Verlangen ist nicht das geringste zu spüren. Menzel hat in andern Bildern bewiesen, wie meisterlich er gerade das verstand, hier war es ihm augenscheinlich so gleichgültig, daß eigentlich nur das vulgäre Wort zutreffen dürfte: es war ihm „wurst". Denn auf welcher Neulandsuche fuhr sein Schiff! Schon vor siebzig Jahren dieses Ringen um Licht und impressionistischen Wirklichkeitsausdruck! Menzel war hier auf Wegen, die er später als Nebenwege angesehen, hier aber schon so weit beschritten hat, wie in Deutschland keiner, ja, wie auch in dem gerade auf diesen Wegen nach allem frühern deutschen Kunstkritikerglauben führenden Frankreich damals kaum einer neben ihm. So war es hier nur das Farben- und Lichtproblem, das ihn interessierte, — aber mit allen Fibern. Wer sich in das Bild vertieft, dem spricht diese Entdeckerstimmung, die Entdeckerleidenschaft noch heute daraus und gibt dem Werke, das auf den ersten Blick nüchtern anmutet, bei näherem Erfassen auch einen außerordentlichen starken Persönlichkeitswert.

Von Erich Erler-Samadens Bildern haben wir den Lesern schon zweimal Reproduktionen gezeigt, in farbiger Wiedergabe die „Blaue Tür" (Kw. XVIII, 24) und in einfarbiger den „Teufelsturm" (Kw. XXI, 2), wir reihen ihnen heute das „Begräbnis in Samaden" an. Allen Bildern dieses Künstlers ist eine ganz besondere Stimmung eigen, die sie aus hundert andern sofort herauskennen läßt. Sie sind sehr vereinfacht und beschränken ihren Ausschnitt auf das Unentbehrliche, dieses aber ist immer ein Stimmungsträger ganz besondrer Art. Wenn man das „Begräbnis in Samaden" mit andern Begräbnisschilderungen vergleicht, bemerkt man vor allem, daß nichts im einzelnen charakterisiert ist. Kein Gesicht, keine Haltung, und man sieht weder Sarg noch Kranz. Nur das Allerallgemeinste spricht mit. Aber dieses durch das höchste Vereinfachen in seiner zentralen Kraft bis zur Wuchtigkeit gesammelt. Wir sehen nur einen allgemeinen Eindruck, aber einen, wie man ihn nicht vergißt. A

Zu unsrer Illustrationsbeilage über Krematorien gehört Eugen Kalkschmidts Rundschaubeitrag. Außerdem haben wir von einem Fall ersichtlichen Fortschreitens in der Auffassung vom Naturschönen zu berichten.

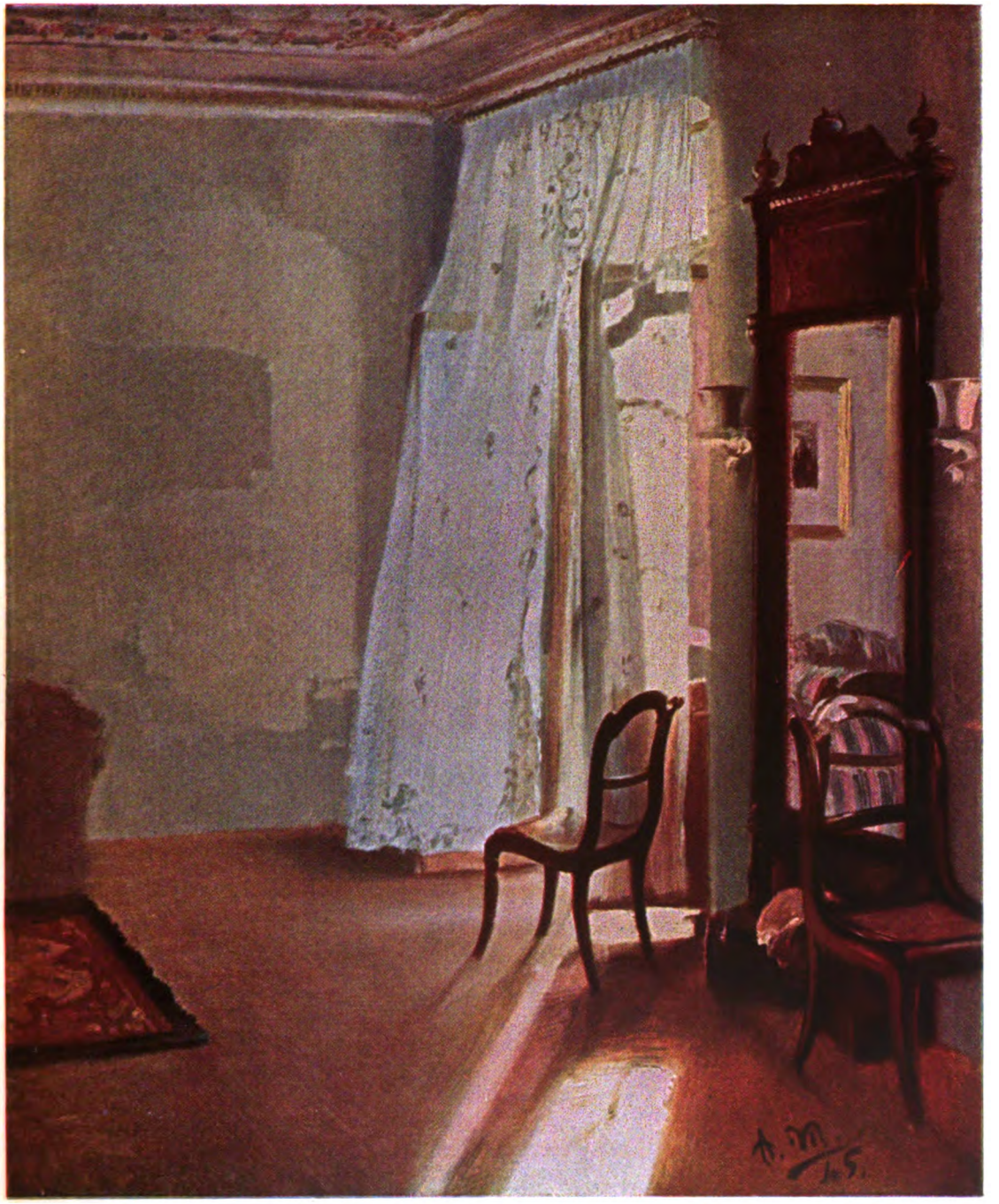
Digitized by Google

Bekanntlich genügt es nicht, daß die Natur von sich aus schön ist, man muß sie erst schön machen, damit keinem Wanderer verborgen bleibe, wie sehenswert sie sei. Die Lessinghöhle bei Suderode war früher nur eine gemeine Grotte, ein ganz gewöhnliches Naturdenkmal, seit einiger Zeit aber hat man dem Denkmal ein Denkmal gesetzt in Form eines Triumphbogens, dessen Anmut und Würde gleichermaßen das Herz bestricken. Verschönerungsfälle wie dieser grobe Unfug beweisen immer wieder, wie nötig die Arbeit des Dürerbundes und seiner Kampfgenossen ist.

Um auf die weniger bekannte Instrumentalmusik Händels und ihre Verwertung als Hausmusik aufmerksam zu machen, haben wir zwei Stücke ausgewählt. Das für Klavier zu vier Händen gesetzte ist ein Ballettsatz aus Händels 1735 komponierter Oper „Alcina". Das andere Stück entstammt Händels Kammersonaten für zwei Violinen und Generalbaß. Wir geben es so, wie's bei Händel gedruckt ist; nur die Vortragszeichen sind zugefügt. Es läßt sich so ausführen für zwei Violinen und Violoncello. Spielt man die zweite Violinstimme und die Cellostimme zusammen am Klavier, so hat man ein Stück für Klavier und Violine, auch kann man in dem Falle noch die Cellostimme vom Cello ausführen lassen. Wir haben vom besonderen Aussetzen des Basso continuo, der im zweiten Teile noch etwas vollgriffiger zu setzen wäre, abgesehen, da zweite Violine und Violoncello zusammen bereits einen erträglichen Klaviersatz ergeben, den selbst Dilettanten bequem ergänzen können. Die Kammersonaten Händels verdienen sehr, wieder viel bekannter zu werden. Im Verlage von Breitkopf & Härtel beginnen sie jetzt in einer Ausgabe für den praktischen Gebrauch zu erscheinen. Einer Erklärung bedarf diese unmittelbar wirkende Musik nicht. — Wir benutzen den freien Raum, um unsern Lesern eine wenig bekannte, allerliebste Polonaise von Mozart, aus dem Bläser-Divertimento Nr. 12 (K. 252) im Klavierauszug mitzuteilen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII 6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofstraße 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

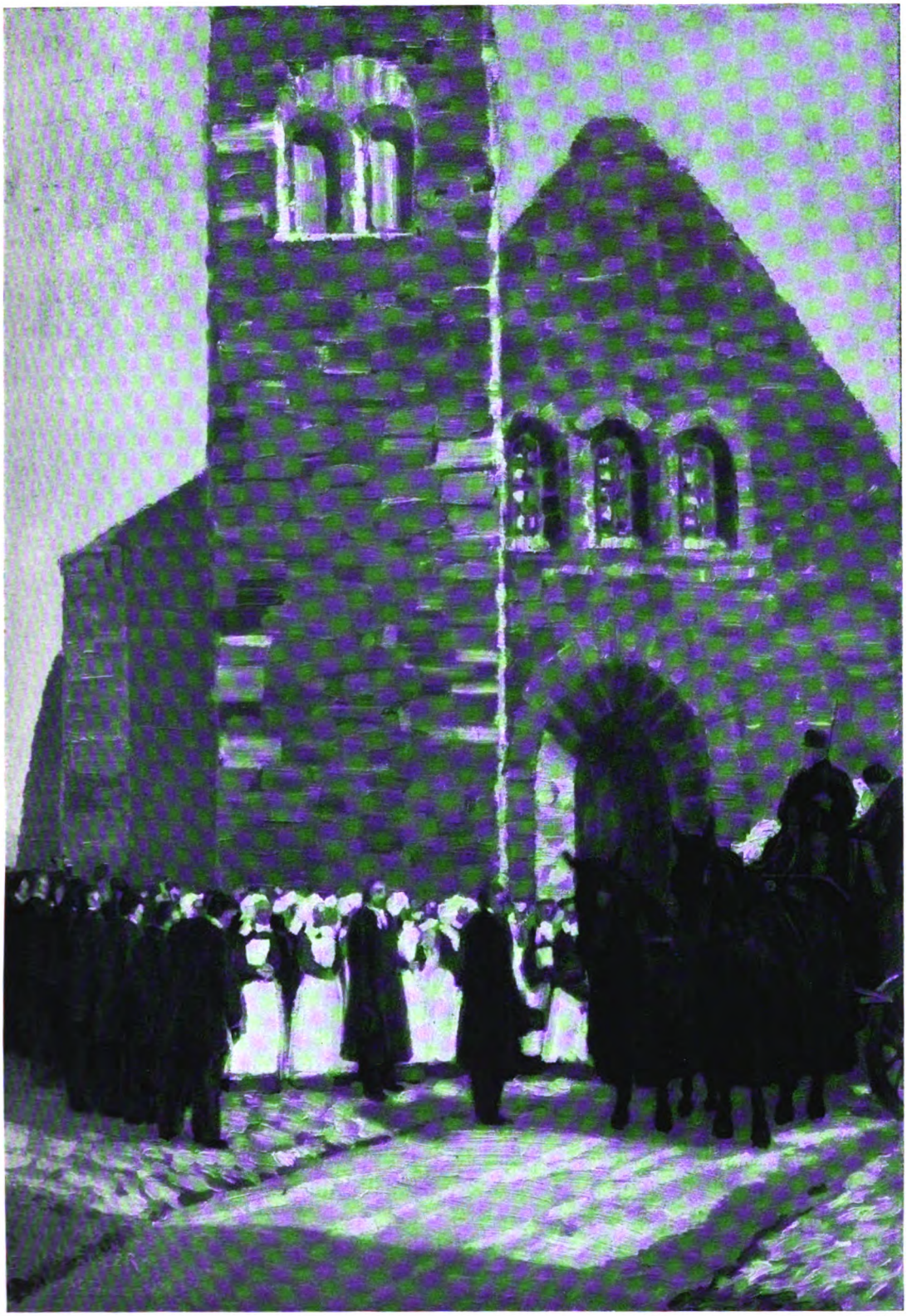


ADOLF MENZEL

KW

Digitized by Google

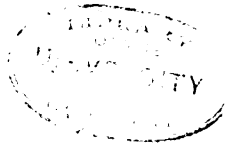
Digitized by Google



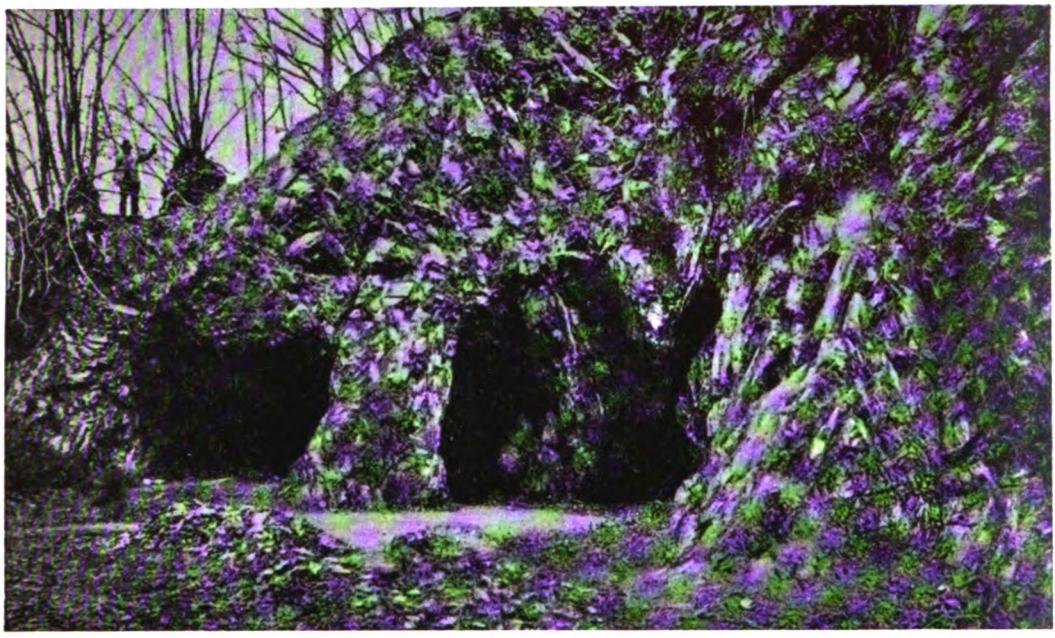
ERICH ERLER

KW

Digitized by Google



Digitized by Google



DIE LESSINGHÖHLE BEI SUDERODE AM HARZ EINST

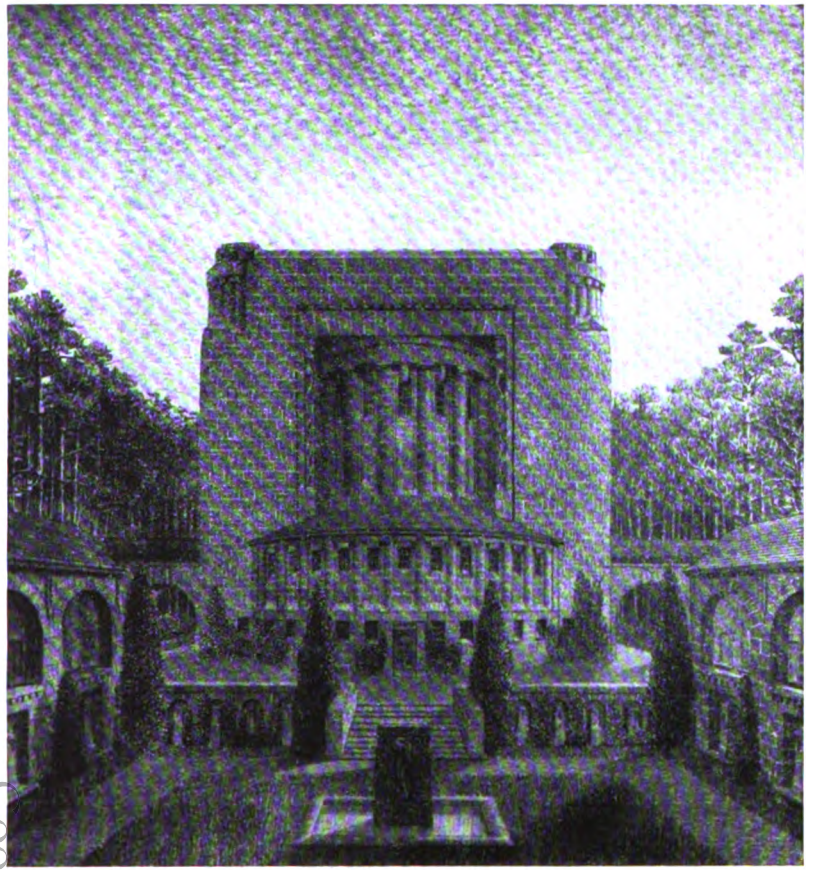
DIE LESSINGHÖHLE BEI SUDERODE AM HARZ JETZT

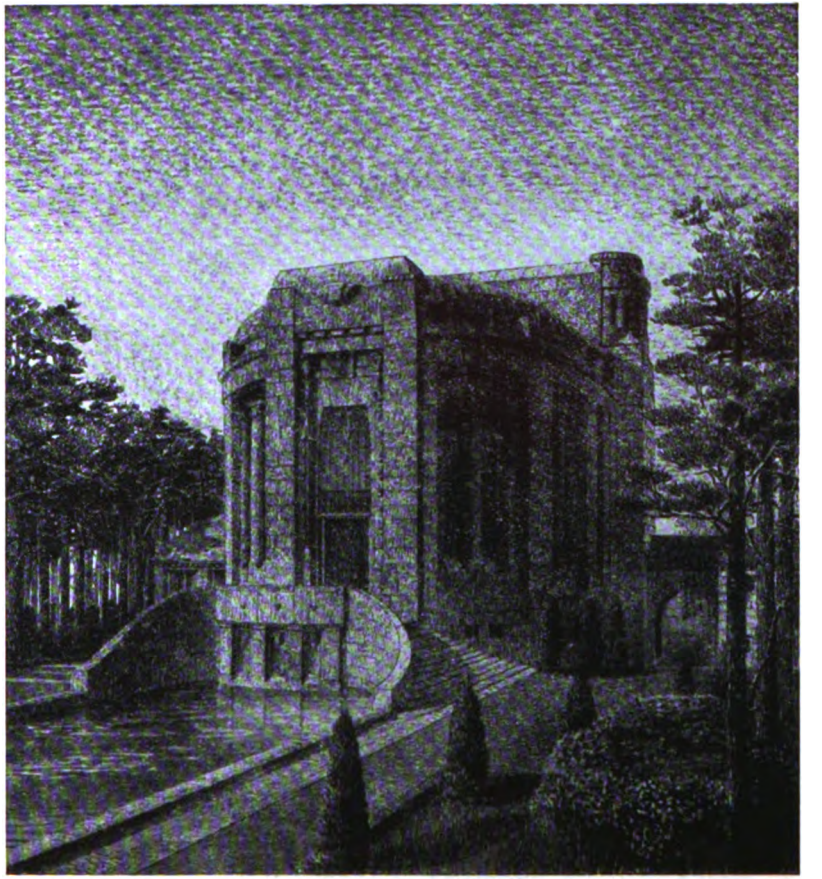
KW

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: KREMATORIEN



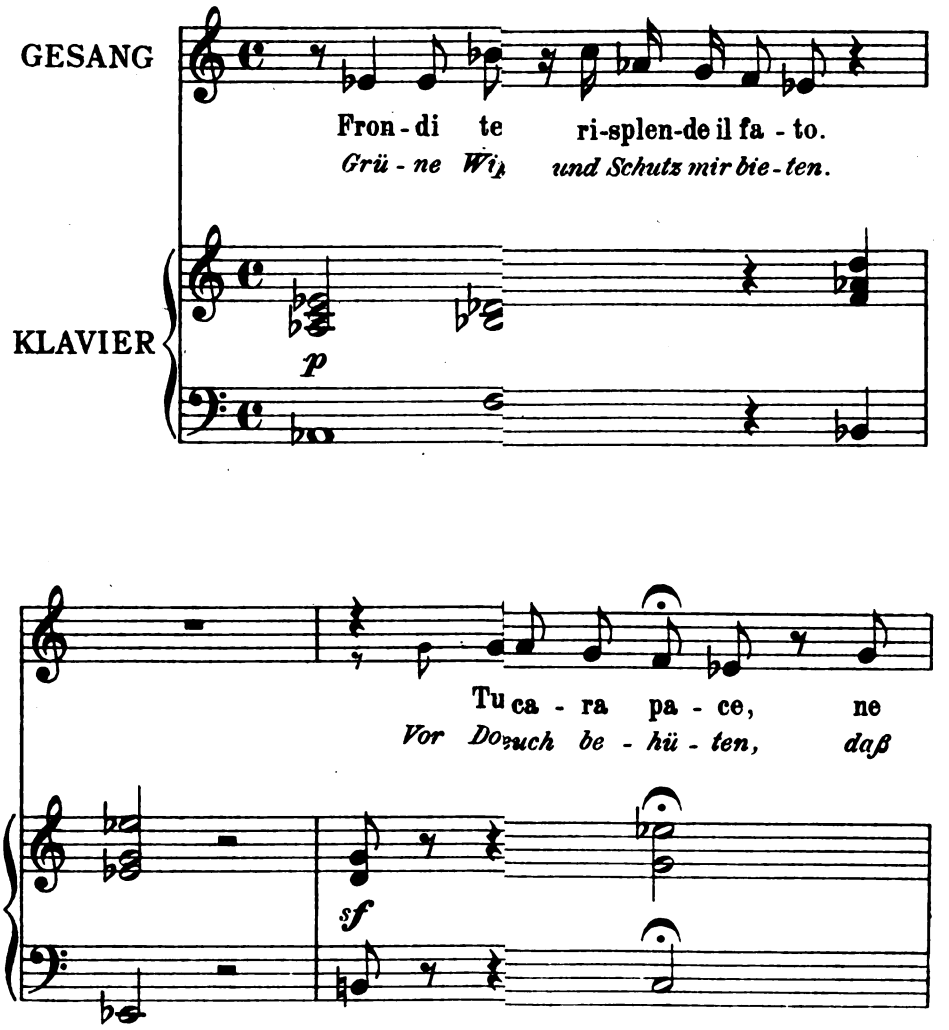


FRITZ SCHUMACHER: KREMATORIUM FÜR DRESDEN

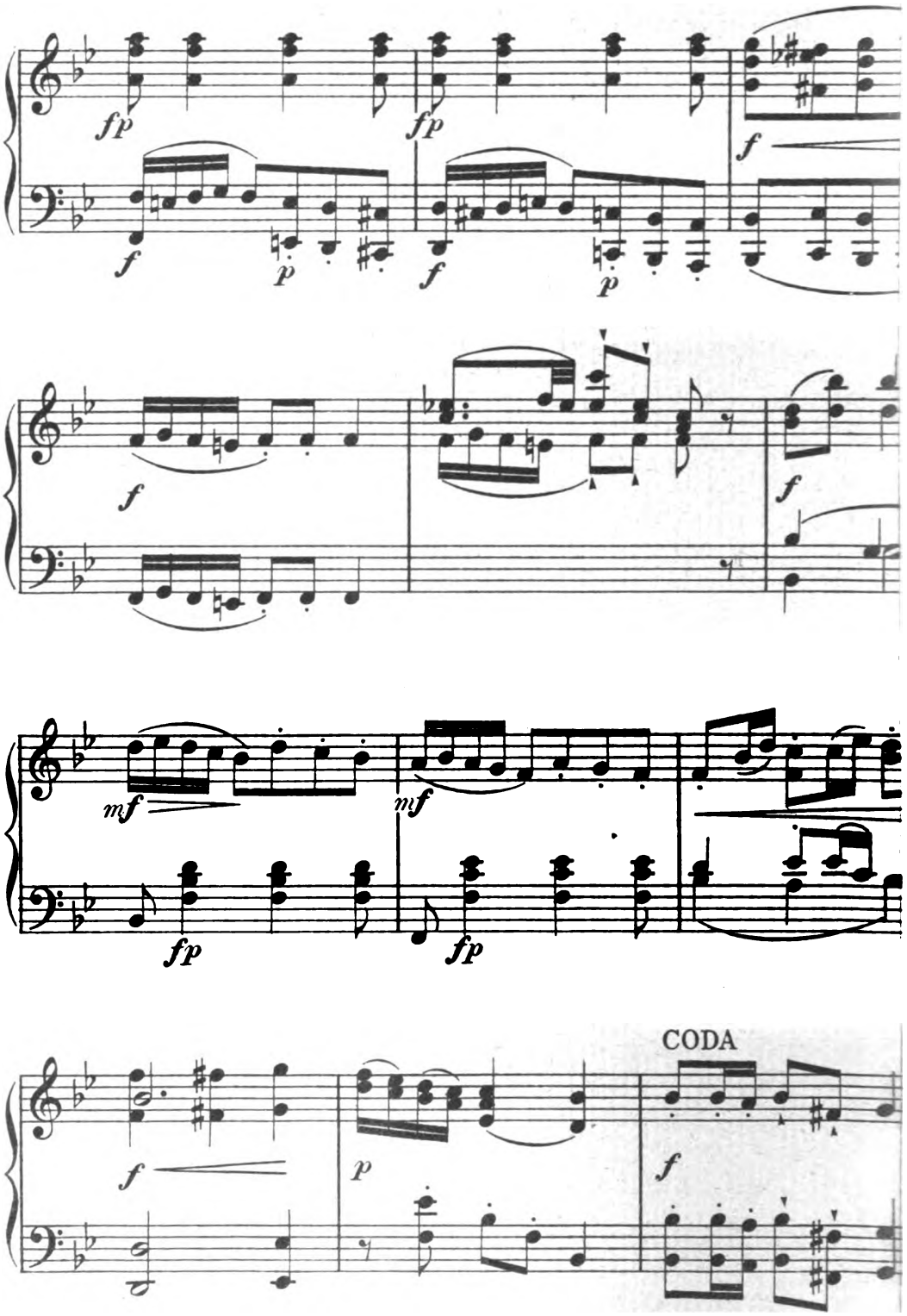
Digitized by Google

KW

„OMBRA MAI FÙ“
CITATIV UND CAVATINE
(Aus „Xerxes“)

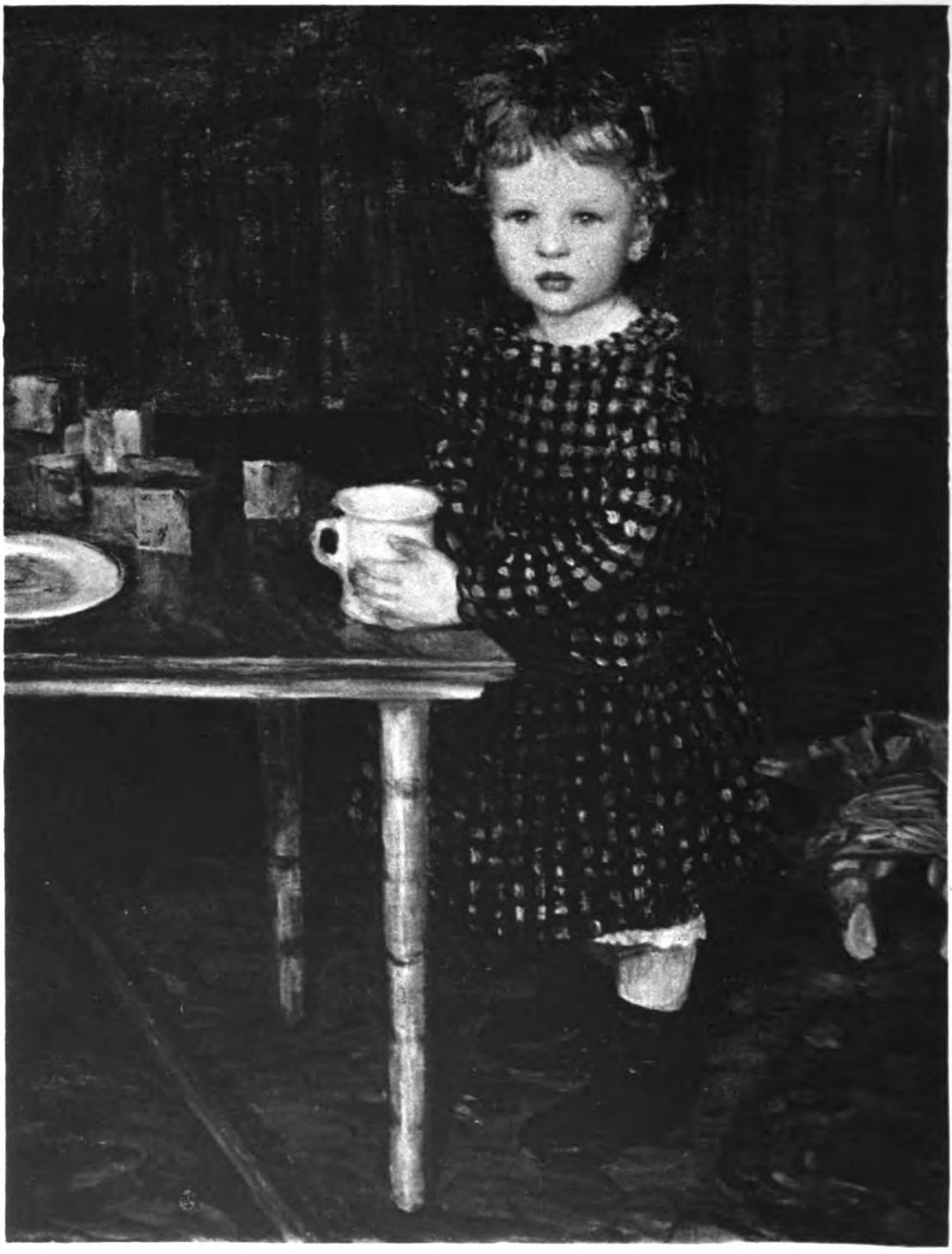


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



FRANZ MUTZENBACHER

KW

Digitized by Google

Der Jugend

ist dieses Heft gewidmet. Ganz anspruchslos und nicht weniger als ausschließlich und systematisch, nicht so, daß wir einem äußeren Schema zulieb alle anderen Beiträge zurückgestellt, geschweige denn, daß wir versucht hätten, auf so wenigen Seiten ein Thema einigermaßen zu erschöpfen, das auf hundertmal mehr Blättern nicht zu erschöpfen wäre. Das Heft kam so zusammen. Wir nahmen uns vor, aus unserem Vorrat einmal ausschließlich Beiträge, die von Kindheit und Jugend handeln, zu denen zu stellen, die den Ereignissen des Tages folgen wollen. Als wir sie beieinander hatten, waren es aber so viele, daß sie drei und vier Hefte gereicht hätten. So ist das Gebotene einfach ein bunter Strauß von allerlei Frühlingsblüten.

Aber das Sammeln selbst hat uns an der Fülle des überall Sprossenden anschaulich gezeigt, wie reich und vielfältig es sich jetzt auf diesen Geländen treibt und blüht, ganz wie wirklich Ostern und Pfingsten draußen. Vom „Jahrhundert des Kindes" zu reden erscheint uns allen schon nicht bloß natürlich, es [illegible] beinahe schon banal. Das Kind, das Tier und sogar [illegible] Pflanze werden zum Gegenstand psychologischer [illegible] gemacht, und soziale Erscheinungen aller Art von [illegible] Jugendfürsorge, geschlechtliche Erziehung und Jugendbewegung bis zu all den wichtigen Aufgaben der Schule und [illegible] überhaupt weisen auf eine unerhörte Teilnahme der [illegible] den Problemen, wie dem kommenden Geschlecht zu helfen [illegible] theoretischem Interesse läßt sich das kaum erklären. Was [illegible] Trieb im Unbewußten dahinter? Das alte tiefe Heimweh zur [illegible] lichkeit, das zum letzten Male zu Rousseaus Zeiten die [illegible] allgemein bewegte? Das Gefühl, daß wir selber dem [illegible] zu fern sind, als daß wir's erreichen könnten so daß [illegible] sei, der Jugend dahin zu verhelfen? Das alte Gesetz [illegible] mehr noch für die Erhaltung der Art sorgt, als für [illegible] einzelnen? Oder sind das alles nur Aussagen ein [illegible] oder nur Umschreibungen ein und desselben Grundtatbestandes?

Eins ist gewiß, und das ist gut, ja, es ist herrlich [illegible] Verhältnis zur Jugend, das sich heute so tausendfältig [illegible] erstaunlich wenig Sentimentalität, ist sogar erstaunlich [illegible] Unsre Eltern und gar unsre Großeltern fühlten [illegible] zahl anders, wenn wir ihren Schriften und Bildern [illegible] Die meisten von ihnen sahen mit wehmütigem [illegible] Kinderland, nach verlorenen Paradiesesgründen, [illegible] der Ahnen Garten, nach dem weltfernen Platz [illegible] Eine Stimmung, die jeder in sich erlebt, der [illegible] süßtraurigen Zauber der einzelne slawisch [illegible] Eine Stimmung aber, die als die einer Kultur [illegible] von Schwäche ist. Es war eine feine, schöne, vollendete [illegible] Kultur, der sie entsprang, aber eben eine vollendet schöne [illegible] Kultur, die

Digitized by Google

FRANZ MUTZENBACHER

Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Maiheft 1909 Heft 15

Der Jugend

ist dieses Heft gewidmet. Ganz anspruchslos und nicht weniger als ausschließlich und systematisch, nicht so, daß wir einem äußern Schema zulieb alle anderen Beiträge zurückgestellt, geschweige denn, daß wir versucht hätten, auf so wenigen Seiten ein Thema einigermaßen zu erschöpfen, das auf hundertmal mehr Blättern nicht zu erschöpfen wäre. Das Heft kam so zusammen. Wir nahmen uns vor, aus unserm Vorrat einmal ausschließlich Beiträge, die von Kindheit und Jugend handeln, zu denen zu stellen, die den Ereignissen des Tages folgen müssen. Als wir sie beieinander hatten, waren es aber so viele, daß sie für drei und vier Hefte gereicht hätten. So ist das Gebotene einfach ein bunter Strauß von allerlei Frühlingsblüten.

Aber das Sammeln selbst hat uns an der Fülle des überall Sprossenden anschaulich gezeigt, wie reich und vielfältig es doch jetzt auf diesen Geländen treibt und blüht, ganz wie zwischen Ostern und Pfingsten draußen. Vom „Jahrhundert des Kindes“ zu sprechen, erscheint uns allen schon nicht bloß natürlich, es scheint uns beinahe schon banal. Das Kind, das Tier und sogar schon die Pflanze werden zum Gegenstand psychologischer Untersuchungen gemacht, und soziale Erscheinungen aller Art vom Mutterschutz über Jugendfürsorge, geschlechtliche Erziehung und Jugendgerichte hin bis zu all den wichtigen Aufgaben der Schule und der Bildung überhaupt weisen auf eine unerhörte Teilnahme der Denkenden an den Problemen, wie dem kommenden Geschlecht zu helfen sei. Mit theoretischem Interesse läßt sich das kaum erklären. Was arbeitet als Trieb im Unbewußten dahinter? Das alte tiefe Heimweh zur Ursprünglichkeit, das zum letzten Male zu Rousseaus Zeiten die regen Geister allgemein bewegte? Das Gefühl, daß wir selber dem gelobten Lande zu fern sind, als daß wir's erreichen könnten, so daß alles daranzusetzen sei, der Jugend dahin zu verhelfen? Das alte Gesetz, daß die Natur mehr noch für die Erhaltung der Art sorgt, als für die Erhaltung des einzelnen? Oder sind das alles nur Äußerungen ein und desselben oder nur Umschreibungen ein und desselben Grundtriebes?

Eins ist gewiß, und das ist gut, ja, es ist herrlich: in diesem unserm Verhältnis zur Jugend, das sich heute so tausendfältig bekundet, ist erstaunlich wenig Sentimentalität, ist sogar erstaunlich wenig Elegie. Unsre Eltern und gar unsre Großeltern fühlten da in ihrer Mehrzahl anders, wenn wir ihren Schriften und Bildern glauben dürfen. Die meisten von ihnen sahen mit wehmütigen Blicken zurück ins Kinderland, nach verlorenen Paradieseswegen, nach den Winden in der Ahnen Garten, nach dem weltfernen Platz weit weit dahinten. Eine Stimmung, die jeder in sich erlebt, der älter wird. Und deren süßtraurigen Zauber der einzelne sicherlich auch genießen *darf*. Eine Stimmung aber, die als die einer Kultur sicher ein Zeichen von Schwäche ist. Es war eine feine, schöne, vollendet schöne Kultur, der sie entsprang, aber eben eine *vollendet* schöne: eine Kultur, die

Digitized by Google

alt und müde war. Die unsrige ist in dieser Beziehung jung. Wir beweinen nicht, wir wollen helfen. Wir wollen bessern, und so rufen all die vielen Äußerungen auch unsres Verhältnisses zum Kinde frisch, wie nach dem Erwachen in Morgenluft, zur Tat.

So klagen wir denn vor der Jugend nicht dem nach, was wir verloren haben, sondern wir freuen uns bei ihm dessen, was werden kann. Auch das Kind ist uns nicht mehr Gegenstand der Betrachtung als eines Wesens, das wirklicher- oder eingebildeterweise uns eine schönere eigene Vergangenheit wie im Bilde vorführt, sondern es ist uns in jeder Beziehung ein lebendes Wesen an sich. Eins, das wir realistischer und objektiver betrachten, als unsre Vorfahren taten, weniger bereit zum Hineinlegen aus uns, mehr zum Erkennen aus ihm, mehr zum Helfen für es. Es ist uns ein Wesen mit mehr Menschen-, Bürger-, Persönlichkeitsrechten. Eins, in dem wir bei all seinem kleinen Menschleintum doch schon den Gatten sehn und Vater oder Mutter, die einst daraus werden und denen wir schaffen möchten, daß sie beglückend über sich hinauswirken auf Geschlechter. Wie wir wirken wollen, statt nur selbstisch zu betrachten, zu genießen, oder gar Blumen nachzutrauern, die uns einzelnen abgeblüht sind, weil Zeit zum Fruchten war. A

Vom Papier zum Leben!

Anläßlich achtjähriger Schriftsteller

Einer jener Naturpropheten, die mit wallendem Haar und nackten Füßen durch die Lande ziehen, brachte mir einst als Glaubenssatz die Behauptung vor: daß in jedem Menschen unter anderem auch ein Maler, ein Musiker und ein Dichter stecke, eingeborene gottverliehene Lebensgefährten, die man nur aus Faulheit und Feigheit verleugne und verliere.

Fast hätte ich ihm recht gegeben, als ich jüngst die Geistesprodukte achtjähriger Knaben und Mädchen zu Gesicht bekam. Diese schienen mir alle schriftstellerisch, ja dichterisch begabt. Aus welchen Ecken der Welt haben Sie denn die Wunderkinder zusammengebracht? höre ich fragen. Ach, schwer war's nicht, denn sie sitzen alle nebeneinander in der dritten Klasse einer Wiener Privatschule, der ich neulich einen Besuch abzustatten das Vergnügen hatte. Oder ist es kein Vergnügen, Kinder mit so strahlenden Gesichtern in die Schulstube treten zu sehen, als kämen sie zu einem Plauderstündchen bei der Märchentante? Kein Vergnügen, wenn diese Gesichter selbst in der Rechen- und Grammatikstunde weiterglänzen, in der Naturgeschichte gar, bei den zu Hilfe gerufenen Erinnerungen an allerlei Ferienwunder sich so beleben, als spaziere man draußen in Wald und Feld? — Da saßen sie also, die dreißig Schriftstellerchen, aus deren Produkten — einfachen Schulaufsätzen — mir ein Duft in die Seele gestiegen war, nicht nach gewalkten Lumpen und Schultinte, sondern nach der keimenden Erde vorfrühlingsfrischen Kinderlandes.

Wer will, kann die 132 bunt zusammengestellten, sogar in Orthographie und Interpunktion originalgetreuen Proben nachlesen im sechsten Jahresbericht des Mädchenlyzeums mit Coëdukations-Volksschule von Frau Dr. phil. Eugenie Schwarzwald in Wien. Dem Rat der Vorrede folgend, habe ich sie als lieblichen Lesestoff für

Digitized by Google

Ferientage benutzt: Schulaufsätze statt der altgewohnten Keller- oder Mörikebände. Das, was nach den bekannten Goetheworten den Dichter ausmacht, offenbarten mir jene wie diese: „das volle, ganz von einer Empfindung volle Herz".

Über das Thema: „Mein bester Freund" schreibt z. B. so ein kleines Mädchen:

„Mein bester Freund ist Hubert. Im Mai wird er zehn Jahre alt. Er hat einen Kugelrunden Kopf eher blonde Haare und braune Augen. Er hat spendeldünne Arme aber gute Muskeln, die ganze Stärke hat er in den Armen. Auch sehr dünne Beine hat er. Er geht in die Volksschule in die Burggasse. Im Sommer wohnt er im selben Garten wie wir. Wir haben eine Wohnung zusammen und vor dieser ist ein ganz kleiner Baum und ein größerer. Da haben wir einen kleinen Tisch und zwei Bänke. Hubi zeichnet Landkarten und ich zeichne auch. Oder wir schreiben Grichisch. Einmal habe ich ihm geholfen eine Landkarte zu machen.

Im Winter wohnt er im selben Hause; wenn ich zu ihm komme so spielen wir Schule. Wenn er zu mir kommt so spielen wir mit unseren Bazar verkaufen. Ich bin überzeugt, das er mein Gemahl wird und mich nie verlassen wird, denn er ist sehr treu."

Eines Knaben bester Freund ist sein „Herri":

„Den habe ich wirklich am liebsten; er ist zwar ein Pudel und doch habe ich ihn so gern. Er hat ein schwarzes Fell und einen Schwanz, der gar nicht mal so lang ist. Ich war mit ihm noch niemals böse, denn er ist so lieb und brav, daß ich ihn noch niemals ausgezankt habe. Er hat ziemlich lange Ohren, mit denen er sehr gut hört.

Ich habe ihn jetzt schon sehr lange und wenn er sterben wird, da werde ich so traurig sein, daß ich auch sterben werde, so gern habe ich ihn. Außer ihm habe ich gar keine Freunde mehr."

Zwei andere Geständnisse lauten:

„Mein bester Freund ist meine Mama. Sie ist groß. Sie hat braune Augen, schwarze Locken. Sie gefällt mir sehr gut. Ich habe sie sogern, weil sie so gut zu mir ist. Sie spielt manchmal mit mir Schach oder Mühle, aber meistens arbeitet sie.

Und wie sie operrirt worden ist, war es mir gar nicht recht. Ich bin manchmal zu ihr gekommen, aber sie hat nicht einmal reden können weil sie so schwach war."

„Ich habe sehr viele Freunde und Freundinnen. Aber Luci ist die beste. Nun muß ich auch sagen warum sie es ist:

Sie geht in dieselbe Klasse in die ich gehe. Lieb ist sie sehr zu mir. Wir lachen und scherzen zusammen. Auch haben wir Geheimnisse.

In der Pause gehe ich fast immer mit ihr. Manchmal üben wir uns im Kreuzelrechnen. Sie ist immer zuerst fertig. Doch ich ärgere mich nicht und rechne ruhig weiter. Bös war ich noch nie mit ihr. Und wenn ich bös gewesen wäre, möchte ich mich noch am selben Tage versöhnt haben. So gute Freunde sind wir. Keiner hat gewiß so eine gute Freundin."

Das Thema „Wetter nach meinem Geschmack" weckt mir die Stimmung der Jahreszeiten lebendiger als manches angesehene Kunstwerk. — Wer sieht nicht schalkhafte Kindergesichter unter riesigen

Digitized by Google

Regenschirmen hervorlachen, braunes und blondes Gelock im Winde fliegen oder nackte Ärmchen und Beinchen sich sonnen in Sommersglut, wenn er Schilderungen liest wie diese:

„Ich will nur Sturmwetter. Da gibt es komische Sachen: Wenn man vorgehen will treibt der Wind nach hinten. Will man links gehen treibt der Wind nach rechts. Hüte von Herren sind nie auf dem rechten Platz. Oft sind sie gar wie Vögel in der Luft. Oft liegen sie auf der Erde. Zerauft ist man wie ein Tiegerfell. Im Automobile fliegen die Schleier. Und dazu muß man die Augen fest zumachen, das kein Staub hineinkommt.

Und einmal flog ich wie ein echter Luftballon."

„Ich habe am liebsten ein Mai Wetter. Wenn man so sieht wie alles grünt und sproßt und man siehts, wie's den Blümelein so wohl tut und ich freue mich mit den Blümelein. Oh! Das ist so schön wenn die liebe Sonne kommt, so warm und so freundlich. Und die Kleider die habe ich auch viel lieber als die im Winter: so leicht und so frei! Und auch die lieben Vögelein freuen sich über das Maiwetter."

„Ja, das ist lustig, wenn es regnet. Aber nur dann, wenn man heraussen ist. Da wird man so naß, so naß das man sich umziehen muß. Wenn man gerade weit weg von zuhause ist, wie man da laufen muß — das ist so lustig!

Wie meine Mama klein war da hat es einmal so geregnet das in Purkersdorf lauter Bäche waren. Da haben sie es in den Trog regnen lassen und haben sich hineingesetzt. Das hätte ich gerne auch getan! Doch das schlimme Wetter will nicht genügend regnen."

„Am liebsten habe ich Schneewetter. Man kann Schneeballen werfen und das ist sehr lustig. Kommt man nach Hause, ist man weiß wie ein Schneemann. Da kann man auch im Schlitten fahren. Dann das Eislaufen! wenn es recht fest schneit dann laufe ich am aller liebsten. Und die Leute sind bis zum Nasenspitzel eingemummt.

Das Schneewetter ist halt nach meinem Geschmack am aller schönsten und lustigsten."

„Am liebsten habe ich Sommerhitze, allen Leuten rinnt der Schweiß von den Haaren. Zur Abkühlung schwimmen die Menschen oder sie fahren am See.

Da auf einmal kommen große Wellen — die Leute schau'n das sie nach haus kommen. Es donnert, es blitzt, es hagelt, es regnet — alles nur eine Minute.

Der Sonnenschein kommt. Die Wellen legen sich. Schließlich wird es wieder schön. Schnell kommen die Leute nun wieder und fahren am See, machen Spaziergänge und sind wieder lustig.

Dieß Wetter habe ich lieb."

Welch altmodische Antwort — aus verklungener Romantik herübertönend — gibt ein Mägdlein auf die Frage: „Wie ich reisen möchte".

„Am liebsten möchte ich zu Fuß reisen. Da würde ich zuerst nach Tirol. Dort würde ich den höchsten Berg besteigen. Erst möchte ich dort auf die Wiese mir Blumen zu pflücken. Dann würde ich immer höher ins blaue gehen und singen. Dann würde ich wieder herunter steigen

Digitized by Google

und an ein Meer gehen, dort möchte ich schwimmen. Dann ginge ich zum Vulkan und schaute den Eisgraualten Berg genau an. Ich nehme mir dann ein Buch mit Blei und notierte mir alles was ich da sah und erlebt hatte. Ich schrieb: Von den lieblichen Tieren und Blumen. Ein Waldtier und einen Vogel möchte ich mir zähmen. Und würde sie dann mit nachhaus bringen.

Ja, eine Reise mit Schusterrappen ist sehr schön."

Wie frisch und derb dagegen weht modernste Zeit aus dem schneidigen Bubenbericht, welcher der Lehrerin mit der Erlaubnis abgegeben wurde: wenn sie „als Fräulein" vielleicht etwas nicht verstehe, so möge sie ihn, den Verfasser, nur fragen:

„Ich reiste nur auf Dampfschiffen weil man da sovieles sieht! Und man genießt die frische Seeluft. Ich möchte eine Jacht haben die 150 m lang und 50 m breit ist und ferner 4 Kamine und 3 Maste hat, 100 Matrosen, einen Kapitän, einen Steuermann, 8 Heizer und vier Maschinisten; es soll auch gepanzert sein und ein 27 cm Geschütz und eine Schnellladekanone zur sicherung von Seeräubern haben und es soll 1000 deutsche Meilen in einer Viertelstunde zurücklegen. Und ich möchte: von Triest, Pola, Kairo, Suezkanal, Aden, Ceylon, Hongong und nach Tsingtau."

Fast wie ein Gedichtchen liest sich der Brief: „An den Lieben, holden, schönen Frühling":

„Bringen Sie bald Sonnenschein und Blumen und Vögel, und jagen Sie den alten Echzer und Krächzer König Winter aus dem Lande. Und bleiben Sie sehr, sehr lang hier und machen Sie uns viel Freude. Und dann bringen Sie auch Obst; ja? Ihr Robert, der Sie liebt."

Bewußt und offenkundig wagen sich unsere kleinen Schriftsteller nicht auf den Pegasus. Aber es äußern sich sowohl lyrische, als epische — ja fast ans dramatische streifende Begabungen: Wie lebendig wird von einem Knaben die Szene „Beim Zahnarzt" geschildert:

„Nun Grete, was fehlt Dir?" — „O, Herr Dr. mir tut ein Zahn weh." — „Oui monsieur, sa lui fait si mal", sagte das Fräulein. — „Nun Grete komme", sprach Herr Dr. St. . . . — „O Grete sei brav, wenn Du sehr brav bist, dann bekommst Du Bonbons." — „Ja aber nur wenn du sehr brav bist!" ergänzte Dr. St. . . . „Nun setze Dich Kind, und wenn Du sehr schön hältst, dann ist es gleich aus." — Grete fing an zu weinen: „O Herr Dr. tut mir nicht weh!" bat die Kleine. — „Nein! schließe die Augen!" Und krach —, war der schreckliche Zahn draußen. — — „O mon Dieu!" schrie das Fräulein. — „Herzchen, hat es Dir sehr weh getan?" — „Ja, Mama, sehr weh!" — „So, du wirst heute zur Belohnung mit mir in den Prater fahren! — Was kostet es, Herr Dr.?" — „5 K Madam." — „Mon Dieu," sagte das Fräulein „tan?"

Aber nicht nur die Menschen reden, auch die Dinge werden der Kinderphantasie lebendig: „Das geduldige Papier" klagt:

„O sei doch barmherzig mit mir: Schau wie ich zerdrückt bin und das Eselsohr dut mir so weh. Ach, da wird gleich ein Tintenkleks auf mir sein — jetzt ist er schon drauf — jetzt radierst du wider, ach jetzt hat mein Leib ein Loch das tut mir so weh. Und jetzt machst du wieder einen Fehler in deiner Aufgabe: in „Name" gehört doch kein „h": Und wie du aufdrückst, du willst mich gewiß ermorden. Ach jetzt bin ich schon tod." (Mädchen)

Digitized by Google

Und das „Durcheinander im Briefkasten“ fängt an zu reden:

1. Brief: „Ach wie fad ist es in dem Kasten.“ — 2. Brief: „Ich weiß etwas, jeder Brief liest seinen Anfang oder sein Ende vor.“ „Alle Briefe: „Ja ja, o wie schön, beginnen wir.“

Wenn sie mir meinen Muff nicht bis Morgen schicken, werde ich andere Wege einschlagen. — Herzliche Grüße vom Semmering. — Serr fererrte Gnnedige! — 3. Brief: „Das war eine Köchin.“ — Bitte wann soll ich wieder zur Probe kommen? — Bitte mir für fünfzig Heller Bonbons zu schicken! — Grüße von unserer schönen Rodelpartie am Semmering. — I bruach bias murrgen a Fuarr Heu. — 4. Brief: (lachend) „Das war ein Bauer.“ — Liebe Großmama! Ich gratuliere dir herzlich zumm Nahmenstage. — Bitte morgen meine Schuhe anzumessen. — Wie schön war es gestern am Anninger. — Briefkastel: „Der Briefträger kommt, adjö, ich habe mich sehr gut unterhalten. Adjö.“ (Mädchen)

Den Wert dieser Aufsätze kann man nicht mit Noten taxieren, ja es läßt sich kaum unterscheiden, ob gute oder schlechte, gescheite oder dumme Schüler sie gemacht haben. Sie stellen eben nicht bloße Klassen- und Zeugnisnummern dar, diese Opuscula, sondern: Marie und Robert, Anna, Herbert, Grete und wie sie alle heißen. Sie selber lernen wir aus diesen Aufsätzchen kennen — nicht nur wie aus den gewöhnlichen Schulprodukten den Stand der Orthographie und den Grad der Fähigkeit, die lehrerlichen Orakel nachzuplappern. Mir tauchte beim Lesen ein sommerliches Bild in der Erinnerung auf: Wie ich einst eine Schar von Kleinen am freien Seeufer baden sah — die hellen und dunklern, schlanken und runden Körperchen sonnbeschienen in dem klaren Spiegel auf und niedertauchend. So kann man hier Kinderseelchen in unschuldiger Nacktheit ahnungslos ihre fröhliche Anmut entfalten sehen.

Welche Mannigfaltigkeit der Charaktere schon unter diesem kleinen Volke! Da sind süße kleine schwatzhafte Mädel, die sich keine Reise denken können ohne Papa und Mama, samt Schwester und Hund: „das wär' mir gar zu fad, immer allein zu sein, denn mein Mund kann nie stille stehen“. Ob es nicht gerade diese Kleine ist, die auf die Frage: „Was ich am besten kann?“ die Antwort gibt: „Ich glaube das ich gut vortragen kann. Im Klavier kann ich die Stücke »Bald gras ich am Neckar« und »der Kuckuck«. Im Plauschen bin ich sehr geschickt. Lachen und gackern kann ich sehr gut. Meine Eltern und meine Schwester lieb haben aber kann ich am besten.“

Glaubt man diese Sorte wonniger Weiblein nicht zu kennen? Und dann das Gegenbild: die ernsthafte Gefährtin mit den klugen Augen und dem festgeschnittenen, etwas trotzigen Mund, welche „Ein Schlaraffenland nach meinem Geschmack“ so beschreibt:

„Da weiß ich nicht viel. Es gefällt mir besser wie es bei uns ist. In den Bächen, Teichen, Flüssen soll Wasser sein. Ich meine, wer das Spiel gewinnt, soll etwas bekommen. Nicht der so faul ist und sich nicht einmal bemüht anschtendig acht zu geben.

An allen Bäumen soll das hängen was hier hängt, nur an einem Baum sollten lauter Bücher hängen. Der Sonntag sollte so gefeiert werden wie hier aber an den andern Tagen will ich arbeiten. Und

Digitized by Google

wenn ich hin müßte und mir etwas von hier mitnehmen dürfte möchte ich als erstes die Schule mitnehmen.

Das ist ein Schlaraffenland nach meinem Geschmack.

Übrigens will ich gar nicht ins Schlaraffenland."

Da gibt es Wesen, die wie jenes kleine Wandermädchen verträumten Auges sich in Blumen und Tiere, Bilder und Gedichte versenken,* während andere noch ganz in kindlicher Bewegungslust aufgehen. „Was ich am liebsten werden möchte?"

„Am liebsten möchte ich Seiltenzerin werden. weil ich glaube, ich habe Geschick dazu. Weil wenn wir ins Tehater gehen so sehe ich immer Seiltenzerinnen und die gefallen mir. Die sind so schön angezogen und sind so gelengig. Seiltenzerin möcht ich halt werden."

Nach ganz verschiedener Richtung geht der Ehrgeiz einer andern, die erst Lehrerin werden will, „dann Doktorin der Filosophie und eine Schule haben mit Gimnasjum". — Den verschiedensten Emanzipations- und Berufsgelüsten stehen aber bei diesen Mädchen die Hausfrauentendenzen oder vielmehr die stets hervorgehobenen mütterlichen Wünsche durchaus nicht im Wege:

„Ich möchte werden: Entweder Dichterin, Malerin, Steinhauerin, Vorträge möchte ich halten. Wenn ich Gehör hätte Sängerin; oder ich würde Naturforscherin werden, Fotogräfin. Aber jedenfalls Mama, am liebsten hätte ich ein Bub und ein Mädchen, (Zwielinge) und einen größern um drei Jahre älteren Buben!! Bei allem möchte ich Mama werden."

Noch ausgeprägter, besonders in den so charakteristischen Zukunftsplänen, zeigen sich die Buben. Wie deutlich z. B. die drei Typen des wißbegierigen Entdeckers, des tiefempfindenden Künstlers, des egoistischen Geldstrebers in folgenden drei Aufsätzchen:

„Ich möchte am liebsten Feldzeugmeister, Entdecker, Kapitän, am liebsten Kapitän, Ingenieur von Elektrizität werden. Ich möchte wissen was sie ist, weil man das noch nicht weiß. Eine Reise am Nordpol möcht ich machen und wissen, was dort geschieht."

„Ich will entweder Maler der Natur oder Goldarbeiter oder Korbflechter oder Modellierer oder Buchbinder oder Märchendichter oder Photograf, am liebsten aber möcht ich Dichter werden, Märchendichter. Aber nie will ich Inschinjör werden; nie, nie, nie, nie!"

„Jäger oder Ministerpräsident. Wenn der Feldmarschall viel Geld bekommt, so werde ich es auch. Ein Verwanter sagt aber, Major oder beim Militär bekommt wenig Lohn. Ich zieh nach Ungarn. Ich heirate nur meine Braut. Ich will keine Kinder haben."

---

* Zum Beispiel Erlkönig. „Das ist so wunderhübsch! Wie der Vater mit seinem Kinde in der Nacht reitet und das Kind schon so starkes Fieber hatte und zum fantasieren anfing; und anfängt zu fantasieren, daß er den Erlkönig sah und er ihn anspricht, erst ganz ganz freundlich ist, dann immer böser wird. So fantasiert der arme Knabe seinem Vater. Der Vater sah hin und sah keinen Menschen. Und der Knabe sagt dem Vater: »jetzt faßt er mich!« Und der Vater sauste mit seinem Pferde. Und wie er angstvoll seine Heimat erreichte, war sein Kind das er so gern hatte tot.

Das gefällt mir so gut, überhaupt gefallen mir alle Gedichte die traurig sind."

Digitized by Google

Wie stellen sich die Leser wohl den Knaben vor, der „die drei glücklichsten Augenblicke seines Lebens“ so schildert:

„Ihr werdet sehr lachen was meine glücklichsten Stunden waren. Eines Tages verirrten wir uns im Wald. Ich glaubte schon das wir nicht wieder heraus kommen würden aber ich dachte: »Endlich habe ich etwas erlebt!« und dies bereitete mir solche Freude wie ich gar nicht beschreiben kann. Als wir dann wieder aus dem Walde kamen erzählte ich das überall. Das war die erste glückliche Stunde in meinem Leben. — Einmal brach ein großes Feuer in einem Hotel aus. Und das dauerte so lange das wir erst in der Nacht um 12 Uhr nach Hause kamen. Das ist die 2. Stunde. — Eines schönen Tages wütete ein entsetzlicher Sturm am Wörtersee; alle Schiffe zerbrach er. Kein Dampfschiff traute sich auf den See. Nur eins fuhr. Aber — es sollte bald sehen: denn es kam eine Welle die es ganz zerbrach. — Das war die 3. glückliche Stunde.“

Ich hatte an einen wilden, etwas gewalttätigen Jungen gedacht, war dann ganz erstaunt, als man mir ein schmales, feines Bübchen als den „grausamen Robert“ zeigte — begriff's aber, als ich in diesen dunklen Augen ein phantastisches Feuerchen glimmen sah. — Deutlich spricht der Tüftler, Rechthaber und künftige Haustyrann aus folgender Beschreibung des Schlaraffenlandes:

„Die Flüsse und Bäche sollten nach meinem Geschmacke aus Vanilleneis bestehen, während an den Bäumen Ankersteinbaukasten Nr. 12 hängen sollten. Womit ich mich beschäftigen möchte? Ich möchte um 1/2 9 aufstehen, so daß ich um 9 fertig bin. Ist das geschehn so möchte ich ein gutes Frühstück nach meinem Geschmacke nehmen und das ist: eine gute frischgebackene Semmel mit teschner Butter und 10 dkg. Salz. Eine Tasse Schokolade und einen Teller Gefrorenes.

Dann möchte ich mir 10 gute Rechner und das Fräulein mit nehmen, damit ich den ganzen Tag kreuzelrechnen kann und wenn ich zurückkomme so werde ich euch erzählen, wieviel Kreuzel ich bekommen habe.“

Jenes Mädchen dagegen kann auf echte ungeteilte Liebe rechnen, dem es einst gelingt, dem uns schon bekannten Pudel „Herri“ das leidenschaftliche Herz seines Herrn abzugewinnen, das einstweilen noch unter kühler Miene und scheuem ungelenken Benehmen verborgen wird.

Natürlich tritt bei diesen Achtjährigen schon der Unterschied der Geschlechter deutlich hervor — für den Psychologen so scharf, daß ein solcher bei einem Dutzend möglichst indifferenter Proben, die ich ihm vorlegte, immer das Geschlecht des Urhebers erriet. Die Knaben beobachten die Situation; die Mädchen fühlen sich hinein, sie lassen ihre Empfindungen geradeswegs ausströmen, während die Knaben sogar ihre Gefühle objektiv sagen können. So merkbar wird der Unterschied freilich nicht in allen Aufsätzen wie in den beiden Bearbeitungen des Themas „Was alles elektrisch ist“, wo man nicht erst zu sagen braucht, was männlichen und weiblichen Ursprungs sei:

I. „Vor allem ist die Elektrische elektrisch. Dann die Glocke, Lampen usw. Auch der Blitz; denn wenn die Wolken einander stoßen so entsteht Licht, was man Blitz nennt.

Auch weiß ich, das ein Naturforscher und zwar ein Italiener die

Digitized by Google

Elektrizität erfand und zwar durch Zufall. Eines Tages hing er Froschhenkel an einen Draht und sah wie alles zitterte. Da dachte er nach und endlich, als er alles gut untersucht hatte fiel ihm ein daß das die Elektrizität sei. Sofort teilte er dies allen Leuten mit und hätte dieser kluge Mann dies nicht erfunden, so wäre vielleicht bis zum heutigen Tag noch keine Elektrizität vorhanden."

2. „Ach wie war das schrecklich wie man noch keine Elektrische gehabt hat! Wie man da die armen Pferde gepeitscht und gequält hat. Jetzt geht das wie von selbst. Und wenn man jemandem etwas wichtiges sagen hat müssen, mußte man erst einen Brief schreiben und das dauerte oft sehr lang. Und jetzt läutet man einfach an, sagt die Nummer und man ist schon verbunden, so das man sprechen kann. Oder wenn man etwas aber sehr wichtiges zu sagen hat, zumbeispiel: »Deine Mutter ist schwer krank, komme sofort!« dann geht man auf die Post und das Thelegramm ist in einer Minute dorten."

Diese Kinder alle sind nichts weniger als auserlesene Genies, sondern Volksschüler wie andere auch. Und schreiben doch Aufsätze, die, wenn keine Kunststücke, so doch immer Stücke ihrer selbst sind. Mitunter wahrhaft klassisch-einfache, wie die von der Sammlung leider ausgeschlossene Ausführung des Themas: „Wenn es noch Heinzelmännchen gäbe": „So würde ich ihnen das Diktat schreiben überlassen — daweil möcht ich Burzelbäume nach hinten machen!" —

Wie wohltuend berührt mich dieser Ausspruch der kleinen Frieda, wenn ich an die Aufsatznöte meiner Schwester denke, die jeweilen mit der Bitte umzugehen pflegte „Mach mir doch eins einen frommen Satz zum Schluß — der bringt einem sicher eine Eins" oder an meine Vettern, die Konversationslexika kopierten, oder an jenen Bekannten, der mir verriet, er habe einmal, als er den Lehrer nicht recht verstanden, einen Aufsatz gemacht über das Thema: „Steht der Tropfen, heult der Stein." (Steter Tropfen höhlt den Stein.) Wie ihm denn um Gottes willen darüber habe etwas einfallen können? fragte ich entsetzt. „Nun, gerade so viel wie über andere der üblichen Aufsatzthemata auch! Man macht das doch bekanntlich so: Man nimmt das ganze Thema oder auch nur ein Wort, einen Satz und wirft das als Angel in das Meer des Gedächtnisses. Irgend was bleibt dann immer dran hängen und wäre es eine Kröte statt eines Fisches. Was man so ergattert, schmeißt man zusammen in die Pfanne — verdauen soll den Fraß, wer ihn bestellte: — also der Schulmeister."

Kein Wunder, daß man in der modernen Darstellung einer bestimmten Geisteskrankheit lesen kann, daß sich den schriftlichen Elaboraten dieser Irrsinnigen von normalen Erzeugnissen einzig — Schulaufsätze vergleichen ließen. Nur in diesen finde man dieselbe Seelenabwesenheit wie bei Dementia praecox, dasselbe Fangespiel mit zufälligen, seltsamen, an den Haaren herbeigezogenen Assoziationen! Ein erstrebenswertes Ziel der Aufsatzmühen in der Tat, daß man die schön abgeschriebenen Hefte der Schüler neben die Kritzeleien Geisteskranker auf den Tisch des Psychiaters legen darf! Und die Aufgabe der Schule wäre es doch wohl, daß Kinder so vernünftig wie möglich, d. h. klar, einfach, natürlich über Dinge schreiben lernen, die

Digitized by Google

nicht über ihre Vernunft hinausgehen. — Die es aber lehren sollten, können sie selber so schreiben? Mir fällt ein, was ich jüngst einen Staatsbeamten behaupten hörte: Kaum je habe er von einem Lehrer einen Brief erhalten, worin eine einfache Sache einfach gesagt gewesen wäre. Wenn einer mit einem Schwänzchen schon anfange, geschweige denn aufhöre, so sei's sicher ein Schulmeister. Woher kommen die Schwänzchen und Schwänze, da doch normale Geistesprodukte, wie diese Kinderaufsätze beweisen, ungeschwänzt auf die Welt kommen? Sie blieben doch wohl so, wenn wir uns nicht bemühten, ihnen derartige Zierden künstlich anzuzüchten. Ich erinnere mich deutlich, was für einfache, lebendige, anschauliche Briefe meine kleinen Neffen „schrieben", als sie noch nicht schreiben, sondern nur diktieren konnten. Je länger sie zur Schule gingen, desto lebloser, langweiliger und verschnörkelter wurden ihre Erzeugnisse. In unserer Wiener „Schriftsteller"schule hätten die Jungen sicher nicht verlernt, zu schreiben, wie sie reden.

Also: wie bringt man es zustande, den Kindern ihren natürlichen Stil nicht abzuzwacken, sondern ihn weiterzubilden? Hören wir einmal, wie es bei der Entstehung jener Wiener Aufsätzchen zugeht. Das jeweilige Thema ergibt sich im Laufe des Unterrichts. Es heben sich besonders viele Händchen zu einer interessanten Frage, etwa: Was möchtet ihr können oder werden? Welches Wetter ist nach euerm Geschmack? Wenn's noch Heinzelmännchen gäbe? Was spielt ihr am meisten? Wo haltet ihr euch am liebsten auf? Bei welchem Schaufenster bleibt ihr stehen? Wie möchtet ihr reisen? Wie würdet ihr's machen, wenn ihr Lehrer wäret? Dann sagt Fräulein Klara: „Das könnt ihr mir nicht alles sagen, ihr dürft es aber schnell aufschreiben, dann lese ich es zu Hause — in zehn Minuten müßt ihr fertig sein. — Ob's Fehler gibt, darauf will ich dabei nicht achtgeben. Frisch vorwärts!"

Nun wird munter drauflosgeschrieben. Eins oder das andere springt schon während der Arbeit eifrig auf, um dem Lehrer oder den Mitschülern einen eben geborenen Gedanken mitzuteilen: „Bitte, darf ich Margarete Maultasch sein und an Rudolf den Stifter schreiben?" fragt Robert. „Ja, und ich werde dir antworten!" ruft Helene.*

* „Lieber Rudolf! Erhabener Herrscher Österreichs!

Mein Mann ist gestorben, mein Sohn bald danach. Ich habe keine Lust mehr zu regiren und wer wird mein Land Tirol übernehmen? Daher habe ich nachgedacht und habe niemand besseren wie Dich gefunden. Tirol ist gesund und schön, die Tiroler sind gute Leute, drum möchte ich Dir Tirol übergeben. Vielleicht erlaubst Du mir, das ich mir in der Nähe von Wien ein Schloß erbaue.

Deine Untertänige Margarete Maultasch."

„Sehr verehrte Frau Margarete Maultasch!

Die Trauerkunde ist bis zu mir gedrungen und ich drücke Dir mein herzlichstes Beileid aus. Ich verstehe es gut, daß man die Lust am regieren verliert, wenn man so plötzlich seines Gemahls und Sohnes entraubt wird. Übrigens bin ich einverstanden, das Land Tirol zu regieren. Ich bitte Dich, daß Du Dich in einen Teil Wiens zurückziehst.

Rudolf d. Stifter."

Digitized by Google

Die Ankündigung besonders origineller Ideen weckt manchmal Nachahmung, aber nur selten. Im ganzen entwickelt sich solch ein Mitteilungsfieber, daß jeder mit sich selbst genug zu tun hat. Der Lehrer darf auf die Arbeit nicht einwirken, er darf höchstens durch gute Laune und freundlichen Zuspruch die herrschende Arbeitslust anfeuern. — Es ist wohl zu beachten, daß auf diese Weise der Aufsatz, nicht wie es sonst geschieht, ins Blaue oder Aschgraue hinein geschrieben werden muß, wodurch eben der unpersönliche, unwahre, papierne Stil zuerst hervorgerufen wird. Durch ihre einleitenden Worte hat die Lehrerin der ganzen Geschichte einen Sinn gegeben: Ihr erzählen die Kinder etwas, was sie wissen möchte. Da lohnt sich's der Mühe, den Kampf mit der noch so widerspenstigen Feder aufzunehmen und das geduldige Papier zu plagen! Man glaube doch ja nicht, daß Kinder etwas gleich gern tun, ob es nach ihrem Ermessen einen Sinn habe oder nicht. Mein vierjähriger Kleiner merkt's auf der Stelle, ob ich ihm eine Arbeit nur gebe, um ihn zu beschäftigen oder ob er wirklich einen Dienst leistet damit. Und wenn ich wissen will, ob er eine Geschichte wieder erzählen kann, muß ich hören, wie er sie andern berichtet: „Dir erzähl ich sie nicht, Mama — du hast sie ja schon vor mir gewußt." — Natürlich läßt sich ein ähnliches Verfahren nicht bei allen schriftlichen Arbeiten durchführen, Orthographie und Interpunktion muß ja eingeübt, Tatsächliches fixiert werden, damit sich's der Schüler einprägt. Neben solchen Schreibübungen pflege man aber in jener freien menschenwürdigen Weise die beglückende, erlösende Kunst, etwas von sich selber in seine schriftlichen Erzeugnisse legen zu können. —

Wie auf einer höhern Schulstufe dasselbe Ziel erreicht werden kann, darüber habe ich mir vor kurzem von einem bedeutenden schweizerischen Schulmann erzählen lassen. Der sagt seinen Seminaristen: „Wählt euch selber ein Thema, aber nur eins, das euch am Herzen liegt, das euch auf der Haut brennt — teilt es mir vorher mit, damit ich euch zu- oder abraten kann." Kommt dann z. B. solch ein Jüngling mit einem Thema wie: „Die moderne Weltanschauung", so erhält er den guten Rat, darüber vielleicht in dreißig Jahren zu schreiben. Wer seinen fertigen Aufsatz nicht im Beisein andrer besprochen haben mag, darf allein zum Lehrer kommen, der dann oft genug Anlaß hat, persönliche Winke, nicht nur über Stil, — nein auch über Lebensführung zu geben, Winke, an denen manchmal nichts Geringeres hängt, als die ganze Zukunft eines jungen Menschen. Werden doch in solchen Aufsätzen Geständnisse niedergeschrieben, die einen herzenskundigen Lehrer oft gerade im richtigen Augenblick (einmal wurde so ein Selbstmord verhindert) eingreifen lassen.

Möchte es doch immer mehr Erzieher geben, denen die Aufsätze Pforten in die Seele der ihnen anvertrauten Jugend bedeuten, denen es gelingt, auch auf diesem Wege jene unseligen Mauern zu durchstoßen, hinter denen heute noch, im gelobten Jahrhundert des Kindes, die Mehrzahl unsrer Schülerlein sitzt, tagtäglich lange Stunden von der Welt draußen, ihren Farben, Düften, Tönen und Gefühlen abgeschnitten. So gewöhnt sind sie an diesen Lebensentzug, daß man zuerst ungeheuer erstaunten, fremden, kühlen, ja mißtrauischen Blicken

Digitized by Google

begegnet, wenn man es wagt, sich in der Zoologie nach ihrer Katze, in der Grammatik nach ihren eigenen Ausdrücken, in der Geographie nach ihren eigenen Reiseträumen, in der Geschichte nach ihren Helden, bei der Lektüre des „Herzog Ernst“ oder „Don Carlos“ nach ihrer Auffassung der Freundschaft zu erkundigen. „Wie kommst du mir denn auf einmal vor?“ scheint dieser Blick zu fragen, dann aber taucht ein dankbares Leben, ein: „Da bin ich“ in den erst so eingeschlafenen Gesichtern empor. Wer einmal solch schulentflohenes Seelchen in seine liebliche Wohnung zurückkehren, es in Kinderaugen wetterleuchten, auf Kinderlippen lächeln sah, der kann's nicht mehr lassen, die verscheuchten Vögel zu locken. Wann wird die Zeit kommen, da wir sie aus all den jetzt so toten Schulstuben, den steif bemalten Heften werden jubilieren hören?

Im sechzehnten Jahrhundert, da war's, als noch alles, was die Feder führen konnte, Ritter, Staatsmann, Gelehrter und Handwerker: Götz von Berlichingen, Niklaus Manuel, Thomas und Felix Platter, Hans Sachs einen Stil schrieb, ähnlich dem, der uns in jenen Aufsatzproben der Achtjährigen entzückt. Darauf verlernte man diese Art zu schreiben, je mehr man schreiben lehrte. Auf den Schulbänken verstummte Volkslied wie Volksstil. In moderner Zeit ist sie zwar wieder gefunden worden, die eigene Weise, aber erst vom Dichter, vom Genie. Wir andern schreiben meistens noch, nicht wie uns der Schnabel gewachsen, nein, wie er unserm Schulmeister zurechtgeschnitten worden ist. Wie lange muß man wohl noch lernen, um zu wissen, was man nicht lehren soll? Wie alt muß die Schule werden, eh sie zur Jugend, zur Natur zurückführt? Hedwig Bleuler-Waser

Lose Blätter

Aus Kindheitsgeschichten

[Diese kleine Zusammenstellung von Stücken aus Meistern deutscher Prosa ist, wie besonders betont sei, keine Komposition auf die Stimmung, sondern eine Auslese auf die Sache, auf die Darstellung der kindlichen Psyche hin. Die „Quellen“ der Stücke sind diese: das „Tagebuch“ der Bettina von Arnim, „Asmus Sempers Jugendland“ von Otto Ernst (Staackmann), „Meine Kinderjahre“ von Marie Ebner-Eschenbach (Paetel), „Meine Kinderjahre“ von Theodor Fontane (Fontane), „Buch der Kindheit“ von Bogumil Goltz, „Meine Kindheit“ von Hebbel, „Peter Camenzind“ von Hermann Hesse (Fischer), „Mao“ von Friedrich Huch (ebenda), „Der grüne Heinrich“ und „Romeo und Julia“ von Keller, „Erinnerungen eines alten Mannes“ von Kügelgen, „Die Buddenbrooks“ von Thomas Mann (Fischer), „Die Akten des Vogelsangs“ von Wilhelm Raabe (Janke), „Mein Weltleben“ und „Das ewige Licht“ von Rosegger (Staackmann), „Freund Hein“ von Emil Strauß (Fischer). Bei Büchern, deren Verfasser noch leben, haben wir den Namen des Verlags danebengesetzt. Die der andern sind teils allgemein bekannt, teils gibt es von den betreffenden Werken mehrere Ausgaben.]

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch der Bettina von Arnim

Am Weihnachtsmorgen — das waren drei Jahre, ehe ich dich gesehen habe, — gingen wir bei früher Zeit in die Kirche; es war noch Nacht, eine Laterne leuchtete voran, um durch den Schnee den Fußpfad zu finden; wir kamen an einer verödeten, verfallenen Klosterkirche vorüber, der Wind pfiff durch die zerbrochenen Fenster und klapperte mit den losen Dachziegeln. „In diesem Gemäuer hausen die Geister," sagte der Laternenträger, „da ist es unsicher!" — Am Abend, im Zimmer der Großmutter, wo eine ebenso verödete und verfallene Gesellschaft eine Spielpartie machte, erinnerte ich mich dieser Bemerkung; ich dachte, wie schauerlich es sein müsse, da allein zu sein, und wie ich um alles in der Welt jetzt nicht dort sein möchte. Kaum hatte ich mir dies überlegt, so war die Frage innerlich, ob ich's nicht wagen möchte? — ich schüttelte den Gedanken ab, er kam wieder, immer furchtsamer war ich, immer mehr wehrte ich mich gegen diesen unausführbaren Einfall, immer dringender wurde die Aufforderung dazu. Ich wollte ihr entgehen und setzte mich in eine andere Ecke des wohl erleuchteten Zimmers, aber da war's gerade der offenen Tür eines dunklen Raumes gegenüber, nun spielten und züngelten Winke in der Finsternis, sie webten und schwebten bis an mich heran. Ich wickelte mich in den Fenstervorhang vor diesen Scheinwesen in der dunklen Kammer, ich drückte die Augen zu und träumte in mich hinein, da war ein freundlich Zureden in mir, ich solle an die Klostermauer gehen, wo die Geister spuken. Es war acht Uhr abends, ich überlegte, wie ich's wagen solle, in dieser Stunde einen einsamen weiten Weg zu gehen, den ich nicht genau kannte und den ich selbst bei Tag nicht allein machen würde. — Es zog mich immer tiefer in einen vertrauten, abgeschlossenen Kreis. Die Stimmen der Spielenden vernahm ich wie aus weiter Ferne, wie eine fremde Welt, die außer meinem Kreis sich rege.

Ich öffnete die Augen und sah die wunderlichen, unauflösbaren Rätselgesichter der Spielenden dort sitzen, vom hellen Kerzenschein beleuchtet; ich hörte die Ausrufungen des Lomberspiels wie Bannsprüche und Zauberformeln; diese Menschen mit ihrem wunderlichen Beginnen waren gespensterhaft, ihre Kleidung, ihre Gebärden unverständlich, grausenerregend, der Spuk war mir zu nahe gekommen — ich schlich mich leise hinaus. Auf der Hoftreppe atmete ich wieder frei; da lag der reine Schneeteppich zu meinen Füßen und deckte sanft anschwellend alle Unebenheiten; da breiteten die bereiften Bäume ihre silbernen Zweige unter dem wandelnden Mondlicht aus. Diese Kälte war so wahr, so freundlich, hier war nichts unverständlich, nichts zu fürchten, es war, als sei ich den bösen Geistern da drinnen entwischt; hier draußen sprachen die guten um so vernehmlicher zu mir, ich zauderte keinen Augenblick mehr, ihrem Geheiß zu folgen. Wie es auch werden mag, leise und behend klettere ich über das Hoftor, jenseits werf ich mein Kleid über den Kopf, um mich zu verhüllen, und in flüchtigen Sprüngen setz ich über den Schnee. Manches begegnet mir, dem ich ausbeuge, mit gesteigerter Angst und klopfendem Herzen komme ich an, scheu und furchtsam seh ich mich um, aber ich zaudre nicht, den öden Platz zu betreten; ich bahne mir einen Weg durch das zusammengefallene, überschneite Gestein bis

Digitized by Google

zur Kirchenmauer, an die ich den Kopf anlehne. Ich lausche, ich höre das Klappern der Ziegel im Dach und wie der Wind in dem losen Sparrwerk rasselt; ich denke: „Ob das die Geister sind?“ — sie senken sich herab, — ich suche meine Angst zu bekämpfen, — sie schweben in geringer Höhe über mir, — die Furcht beschwichtigt sich allmählich; es war, als ob ich die offene Brust dem Hauch des Freundes biete, den ich kurz vorher noch für meinen Feind gehalten hatte.

— — — — —

Von jenen abenteuerlichen Geisternachtwegen kam ich mit durchnäßten Kleidern zurück, vom geschmolzenen Schnee; man glaubte, ich sei im Garten gewesen. Aber Nacht vergaß ich alles, erst am andern Abend um dieselbe Stunde fiel mir's wieder ein, und die Angst, die ich ausgestanden hatte; ich begriff nicht, wie ich hatte wagen können, diesen öden Weg in der Nacht allein zu gehen und auf dem wüsten, schaurigen Platz zu verweilen; ich stand an die Hoftüre gelehnt: heute war's nicht so milde und still wie gestern, die Winde hoben sich und brausten dahin, sie seufzten auf zu meinen Füßen und eilten nach jener Seite, die schwankenden Pappeln im Garten beugten sich und warfen die Schneelast ab, die Wolken trieben mit ungeheurer Eile, was fest gewurzelt war, schwankte hinüber, was sich ablösen konnte, das nahmen die jagenden Winde unaufhaltsam mit sich. — In einem Nu war auch ich über die Hoftür und im flüchtigen Lauf atemlos bis an die Kirche gekommen, und nun war ich so froh, daß ich da war; ich lehnte mich an das Gemäuer, bis der Atem beschwichtigt war, es war, als ob Leib und Seele in dieser Verborgenheit geläutert würden.

Aus dem „Buch der Kindheit“ von Bogumil Goltz

Heute morgen peitscht man vor meiner Tür einen hübschen, kleinen Jungen. Was hat denn der Ärmste verbrochen? Ach nichts! Seine Eltern sind heute nacht nur bestohlen, und das berichtet der kleine Mitabenteurer seinen Kameraden, kaum daß er die Hosen auf dem Leibe hat (er muß sie noch mit der Hand festhalten), in vollster Freude des neuen Erlebnisses mit den begeisterten Eingangsworten: „Denkt euch mal was Wunderschönes, wir sind in der Nacht ratzenkahl bestohlen, die Spitzbuben haben alles geholt!“

Aus Kügelgens „Jugenderinnerungen“

Ganz unvergeßlich in dieser Beziehung ist mir eine Nacht geblieben, deren Eindrücke und Gesichte mir noch heute nach sechsundfünfzig Jahren so lebendig vorschweben, als wenn alles erst gestern vorgefallen wäre. Mitten in der Nacht erwachte ich und schlug die Augen auf. Das Nachtlicht war erloschen, doch konnte ich die Umrisse der Dinge deutlich sehen. Mir zunächst standen die Betten meiner Eltern, welche, von einem gemeinschaftlichen Vorhange umzogen, ein besonderes Sanktuarium im Schlafzimmer darstellten. Hinter der halb verschobenen Gardine unterschied ich noch die Züge des mir zunächst liegenden Vaters.

Bald aber unterschied ich auch noch etwas ganz anderes. Unter dem Bette der Eltern begann es sich zu regen und zu bewegen — und siehe da! — ein scheußliches Gesicht erschien, das eines Bären. Dann folgte eine ungeheure Tatze, und im Umsehen war die ganze Ungestalt des Raub-

Digitized by Google

tiers vorgekrochen. Ihm folgten andere Tiere, und es war unglaublich, was aus dem engen Raume unter den Betten alles vorquoll. Da waren Wölfe, Panther, Löwen, Vielfraße, Ameisenlöwen, Dachse, ja der ganze Inhalt meiner Arche Noä war zu natürlicher Größe angeschwollen.

Das größte Entsetzen flößte mir ein Kalb ein. Es nahte sich meinem Bett auf sehr bedenkliche Weise, und die Schandtat sah ihm aus den Augen. Ich wollte schreien; doch mußte ich fürchten, mich dieser Bestie nicht noch bemerklicher zu machen, und hielt ein Weilchen an mich. Bald aber steigerte sich die Angst dermaßen, daß ich, mit Hintansetzung aller klugen Rücksicht, dennoch laut und vernehmlich in die Lärmtrompete stieß.

Mein guter Vater hatte sich in der Regel während des Tages so weiblich abgearbeitet, daß er einer ungestörten Nachtruhe sehr bedürftig sein mochte; doch schalt er nicht, suchte mich vielmehr sehr freundlich zu beruhigen. Ich hätte geträumt, sagte er, und weiter wäre es nichts.

Das fatale Kalb aber strafte ihn Lügen; es drängte immer näher und glotzte mich jetzt mit mehr als Kalbsaugen an. Da schrie ich laut, und der Vater verließ das Bett, um Licht zu machen. Zu diesem Behufe mußte er aber, weil kein Feuerzeug vorhanden, ins Nebenzimmer gehen, und als ich nun die väterliche Gestalt im kurzen Hemdchen durch das Gedränge der Quadrupeden hinschreiten sah, vergaß ich über der seinigen die eigene Gefahr und bat ihn flehentlich zurückzukommen.

Da! — hatte ich's der ruchlosen Bestie doch gleich angesehen, das Kalb sprang zu, und in dem Augenblicke, als der teure Vater die Klinke ergriff, um die Tür zu öffnen, schnappte es nach ihm und biß ihn mitten durch. Der ganze Oberkörper samt Hemd und Nachtmütze sank lautlos zur Erde nieder, die Beine aber entwischten mit besonderer Behendigkeit durch die sich rasch wieder schließende Türe.

Nun brach der gerechteste Schmerz bei mir erst recht aus, so daß die Mutter, welche mittlerweile ebenfalls aufgestanden war, mich tröstend in die Arme schloß. Aber was konnte das jetzt helfen! Da lag er ja, der unvergleichliche Vater, mitten durchgebissen drei Schritte von uns am Boden beschnoppert von dem siegreichen Kalbe, das alle Neigung zeigte, ihn vollends zu verschlingen. Die Mutter zwar wollte es in Abrede stellen; aber gegen den Augenschein ist schlecht predigen. Wir stritten lebhaft; bis sich die Tür wieder auftat, und der ganze, vollständig gegliederte Vater im blendendsten Lichtschein eintrat.

Freudigeres Entzücken erinnere ich mich später niemals wieder empfunden zu haben. Mit dem hellen Glanz des Lichtes war der ganze Spuk verschwunden; ich hatte meinen geliebten Vater wieder und entschlummerte süß an seiner Seite.

Aus mir gänzlich unbekannten Gründen hielt es meine Mutter für geraten, mich etwa in meinem fünften Jahre eine öffentliche Schule besuchen zu lassen und sonderbarerweise zwar eine Mädchenschule. Möglich, daß die genaue Kenntnis von den Lastern kleiner Knaben, die sie aus ihrer Erziehungslektüre schöpfte, diesen sonst so unerklärlichen Gedanken erzeugt hatte; kurz, die Sache war fest beschlossen. Ich wurde weiter nicht befragt und wußte überhaupt nicht recht, was mir bevorstand, als meine Mutter mir eines schönen Morgens ein wohl eingewickeltes Butterbrot mit Gewalt in die zu enge Hosentasche bohrte,

Digitized by Google

mich bei der Hand nahm und mit mir abzog. Sie konnte sich ja auf mich verlassen, da ich wahrscheinlich der gehorsamste Knabe war, der damals in Dresden existierte.

Jene Schule oder Privatanstalt befand sich auf der Seegasse in einem hohen düsteren Hause und in den Händen einer gewissen Mamsell Claß, die mit der Hofrätin Näke sehr befreundet, von dieser als geeignete Persönlichkeit empfohlen war. Schon auf der Treppe, die nach Dresdener Art stockdunkel und unsäglich stinkend war, wurde mir das Ding bedenklich, und ich schlug vergeblich vor, ob wir nicht lieber umkehren und in unser schönes, helles Haus in der Vorstadt zurückgehen wollten. Als wir nun aber erst in die Zimmer traten, und ich die vielen Mädchen sah, die gleich ihrer Lehrerin sämtlich Titusköpfe hatten und mich mit den Augen fast verschlangen, wurde es mir gelb und grün und jämmerlich ums Herz und ich bat die Mutter flehentlich, mich wieder mitzunehmen. Mamsell Claß nahm mich indessen in die Arme, herzte mich, sprach mir auf sächsisch zu, und währenddessen war meine Mutter weg.

Worauf es nun bei dieser Sache eigentlich abgesehen war, kann ich nicht sagen, genug, die Lehrerin gab mir Spielsachen, und während ich an einem Seitentischchen, meine Tränen verschluckend, einen kleinen Meierhof aufbaute, setzte jene ihren Unterricht mit den Mädchen fort. So weit ging alles leidlich; ich nahm die Sachen wie sie waren, schickte mich in die Zeit und wurde endlich so vertraut mit meiner Lage, daß ich sogar Versuche machte, mein Butterbrot hervorzuziehen, was jedoch nicht gelang. In der Freiviertelstunde aber, als Mamsell Claß uns auf kurze Zeit verließ, drangen die kleinen Mädchen mit ihren Pudelköpfen lachend und kreischend auf mich ein, ja, sie fielen recht eigentlich über mich her wie Bacchantinnen über einen Orpheus, rissen sich um mich, und wer mich erwischen konnte, liebkoste mich und küßte mich. Ich spreizte meine Glieder wie ein Mistkäfer, den man in hohler Hand hält, hieb und stieß mit allen Vieren um mich, bis die Lehrerin wieder eintrat und der Greuel sich legte.

Man mag hieraus ersehen, daß ich eben noch ein dummer Junge war, ein Idiot, ohne jede Würdigung der großen Güte, die man mir erzeigte, denn ohne Zweifel waren alle diese Mädchen von sehr mütterlichen Gefühlen gegen mich erfüllt. Vergessen habe ich sie freilich nicht; sie hinterließen mir einen so unauslöschlichen Eindruck, daß ich die Physiognomien von mehreren der kleinen Plagegeister noch heute im Gedächtnis habe.

Als mich nun meine Mutter am andern Morgen wieder in diesen Türkenhimmel versetzen wollte, erklärte ich sehr entschieden, daß ich nicht wolle. Die Mutter redete mir freundlich und mit den überzeugendsten Gründen zu, dann auf sehr ernste Weise und befahl mir schließlich, ihr zu folgen: ich blieb bei meinem Satze. Endlich, bestürzt über so unerhörte Renitenz, führte sie ihre Kerntruppen ins Feuer und fragte mich, was ich lieber wolle, ein Produkt Ruten — wie sie sich ausdrückte — oder in die Schule gehen? und damit hatte sie das Spiel verloren. Ein Blick im Geiste auf die vielen Mädchen und ihre Zärtlichkeiten ließ mich nicht schwanken — ich wählte das „Produkt".

Digitized by Google

Aus „Meine Kindheit“ von Friedrich Hebbel

Noch jetzt sind mir aus dieser Schulstube zwei Momente lebhaft gegenwärtig. Ich erinnere mich zunächst, daß ich dort von der Natur und dem Unsichtbaren, den der ahnende Mensch hinter ihr vermutet, den ersten furchtbaren Eindruck empfing. Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnisvoll im Hintergrund stehen bleibenden Vater, abhängig glaubt, und wo es sie ebensogut um schönes Wetter wie um ein Spielzeug bitten könnte. Diese Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Teil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, es beginnt erst, wenn sie vorüber ist, die eigentliche menschliche Selbständigkeit. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit einem Wolkenbruch und einem Schloßenfall verbunden war, die Augen über diesen Punkt. Es war ein schwüler Sommernachmittag, einer von denen, welche die Erde ausdörren und alle ihre Kreaturen rösten. Wir Kinder saßen träge und gedrückt mit unseren Katechismen oder Fibeln auf den Bänken umher, Susanna selbst nickte schlaftrunken ein und ließ uns die Späße und Neckereien, durch die wir uns wach zu erhalten suchten, nachsichtig hingehen, nicht einmal die Fliegen summten, bis auf die ganz kleinen, die immer munter sind, als auf einmal der erste Donnerschlag erscholl und im wurmstichigen Gebälk des alten ausgewohnten Hauses schmetternd und krachend nachdröhnte. In desperatester Mischung, wie es eben nur bei Gewittern des Nordens vorkommt, folgte nun ein Schloßengeprassel, welches in weniger als einer Minute an der Windseite alle Fenster zertrümmerte, und gleich darauf, ja dazwischen, ein Regenguß, der eine neue Sintflut einzuleiten schien. Wir Kinder, erschreckt auffahrend, liefen schreiend und lärmend durcheinander; Susanna selbst verlor den Kopf, und ihrer Magd gelang es erst, die Läden zu schließen, als nichts mehr zu retten, sondern der bereits hereingebrochenen Überschwemmung zur Erhöhung des allgemeinen Entsetzens und zur Vermehrung der eingerissenen Verwirrung nur noch die ägyptische Finsternis beizugesellen war. In den Pausen zwischen dem einen Donnerschlag und dem anderen faßte Susanna sich zwar notdürftig wieder und suchte ihre Schützlinge, die sich, je nach ihrem Alter, entweder an ihre Schürze gehängt hatten oder für sich mit geschlossenen Augen in den Ecken kauerten, nach Kräften zu trösten und zu beschwichtigen; aber plötzlich zuckte wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen, und die Rede erstarb ihr auf den Lippen, während die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend aufkreischte: Der liebe Gott ist bös! und wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich hinzusetzte: Ihr taugt auch alle nichts! Dies Wort, aus so widerwärtigem Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nötigte mich, über mich selbst und über alles, was mich umgab, hinaufzublicken, und entzündete den religiösen Funken in mir. Aus der Schule ins väterliche Haus zurückgekehrt, fand ich auch dort den Greuel der Verwüstung vor; unser Birnbaum hatte nicht bloß seine jungen Früchte, sondern auch seinen ganzen Blätterschmuck verloren und stand kahl da wie im Winter; ja, ein sehr ergiebiger Pflaumenbaum, der nicht nur uns selbst, sondern noch oben-

Digitized by Google

drein den halben Ort und wenigstens unsere ziemlich weitläufige Gevatterschaft zu versorgen pflegte, war sogar um den reichsten seiner Äste gekommen und glich in seiner Verstümmelung einem Menschen mit gebrochenem Arm. War es nun schon für die Mutter ein leidiger Trost, daß unser Schrein jetzt auf acht Tage mit leckerer Kost versehen sei, so wollte er mir ganz und gar nicht eingehen, und kaum die reichlich umherliegenden Glasscherben, aus denen sich auf die leichteste Weise von der Welt durch Unterkleben mit feuchter Erde die trefflichsten Spiegel machen ließen, boten für die unwiederbringlichen Herbstfreuden einigen Ersatz. Jetzt aber begriff ich's auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging, und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: das walte Gott! zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine zornigen Diener, Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan, und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark aufs Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja, es kam gar bald so weit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte.

Aus dem „Grünen Heinrich" von Gottfried Keller

Gegen Sonnenuntergang jedoch stieg meine Aufmerksamkeit an den Häusern in die Höhe und immer höher, je mehr sich die Welt von Dächern, die ich von unserm Fenster aus übersah, rötete und vom schönsten Farbenglanze belebt wurde. Hinter diesen Dächern war für einmal meine Welt zu Ende; denn den duftigen Kranz von Schneegebirgen, welcher hinter den letzten Dachfirsten halb sichtbar ist, hielt ich, da ich ihn nicht mit der festen Erde verbunden sah, lange Zeit für eins mit den Wolken. Als ich später zum erstenmal rittlings auf dem obersten Grate unseres hohen, ungeheuerlichen Daches saß und die ganze ausgebreitete Pracht des Sees übersah, aus welchem die Berge in festen Gestalten, mit grünen Füßen aufstiegen, da kannte ich freilich ihre Natur schon von ausgedehnteren Streifzügen im Freien; für jetzt aber konnte mir die Mutter lange sagen, das seien große Berge und mächtige Zeugen von Gottes Allmacht, ich vermochte sie darum nicht besser von den Wolken zu unterscheiden, deren Ziehen und Wechseln mich am Abend fast ausschließlich beschäftigte, deren Name aber ebenso ein leerer Schall für mich war wie das Wort Berg. Da die fernen Schneekuppen bald verhüllt, bald heller oder dunkler, weiß oder rot sichtbar waren, so hielt ich sie wohl für etwas Lebendiges, Wunderbares und Mächtiges, wie die Wolken, und pflegte auch andere Dinge mit dem Namen Wolke oder Berg zu belegen, wenn sie mir Achtung und Neugierde einflößten. So nannte ich, ich höre das Wort noch schwach in meinen Ohren klingen und man hat es mir nachher oft erzählt, die erste weibliche Gestalt, welche mir wohlgefiel und ein Mädchen aus der Nachbarschaft war, die weiße Wolke, von dem ersten Eindrucke, den sie in einem weißen Kleide auf

Digitized by Google

mich gemacht hatte. Mit mehr Richtigkeit nannte ich vorzugsweise ein langes hohes Kirchendach, das mächtig über alle Giebel emporragte, den Berg. Seine gegen Westen gekehrte große Fläche war für meine Augen ein unermeßliches Feld, auf welchem sie mit immer neuer Lust ruhten, wenn die letzten Strahlen der Sonne es beschienen, und diese schiefe, rotglühende Ebene über der dunklen Stadt war für mich recht eigentlich das, was die Phantasie sonst unter seligen Auen oder Gefilden versteht.

. . . als ich sechs Jahre alt, mich eines schönen Morgens in einen melancholischen Saal versetzt sah, in welchem etwa fünfzig bis sechzig kleine Knaben und Mädchen unterrichtet wurden. In einem Halbkreise mit sieben andern Kindern um eine Tafel herumstehend, auf welcher große Buchstaben prangten, lauschte ich sehr still und gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten. Da wir sämtlich Neulinge waren, so wollte der Oberschulmeister, ein ältlicher Mann mit einem großen, groben Kopfe, die erste Leitung selbst für eine Stunde besorgen und forderte uns auf, abwechselnd die sonderbaren Figuren zu benennen. Ich hatte schon seit geraumer Zeit einmal das Wort Pumpernickel gehört, und es gefiel mir ungemein, nur wußte ich durchaus keine leibliche Form dafür zu finden, und niemand konnte mir eine Auskunft geben, weil die Sache, welche diesen Namen führt, einige hundert Stunden weit zu Hause war. Nun, sollte ich plötzlich das große P benennen, welches mir in seinem ganzen Wesen äußerst wunderlich und humoristisch vorkam, und es ward in meiner Seele klar, und ich sprach mit Entschiedenheit: Dieses ist der Pumpernickel! Ich hegte keinen Zweifel, weder an der Welt, noch an mir, noch am Pumpernickel, und war froh in meinem Herzen, aber je ernsthafter und selbstzufriedener mein Gesicht in diesem Augenblicke war, desto mehr hielt mich der Schulmeister für einen durchtriebenen und frechen Schalk, dessen Bosheit sofort gebrochen werden müßte, und er fiel über mich her und schüttelte mich eine Minute lang so wild an den Haaren, daß mir Hören und Sehen verging. Dieser Überfall kam mir seiner Fremdheit und Neuheit wegen wie ein böser Traum vor, und ich machte augenblicklich nichts daraus, als daß ich, stumm und tränenlos, aber voll innerer Beklemmung den Mann ansah.

Aus „Romeo und Julia auf dem Dorfe" von Gottfried Keller

Die beiden Kinder hingegen, welche schon den Plan entworfen hatten, mit den Vätern nach Hause zu ziehen, zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden und begaben sich dann auf einen Streifzug in dem wilden Acker, da derselbe mit seinen Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine ungewohnte und merkwürdige Wildnis darstellte. Nachdem sie in der Mitte dieser grünen Wildnis einige Zeit hingewandert, Hand in Hand, und sich daran belustigt, die verschlungenen Hände über die hohen Distelstauden zu schwingen, ließen sie sich endlich im Schatten einer solchen nieder, und das Mädchen begann seine Puppe mit den langen Blättern des Wegekrauts zu bekleiden, so daß sie einen schönen grünen und ausgezackten Rock bekam; eine einsame rote Mohnblume, die da noch blühte, wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und mit einem Grase festgebunden, und nun sah die kleine Person aus wie

Digitized by Google

eine Zauberfrau, besonders nachdem sie noch ein Halsband und einen Gürtel von kleinen roten Beerchen erhalten. Dann wurde sie hoch in die Stengel der Distel gesetzt und eine Weile mit vereinten Blicken angeschaut, bis der Knabe sie genugsam besehen und mit einem Steine herunterwarf. Dadurch geriet aber ihr Putz in Unordnung, und das Mädchen entkleidete sie schleunigst, um sie aufs neue zu schmücken; doch als die Puppe eben wieder nackt und bloß war und nur noch der roten Haube sich erfreute, entriß der wilde Junge seiner Gefährtin das Spielzeug und warf es hoch in die Luft. Das Mädchen sprang klagend darnach, allein der Knabe fing die Puppe zuerst wieder auf, warf sie aufs neue empor, und indem das Mädchen sie vergeblich zu haschen bemühte, neckte er es auf diese Weise eine gute Zeit. Unter seinen Händen aber nahm die fliegende Puppe Schaden und zwar am Knie ihres einzigen Beines, allwo ein kleines Loch einige Kleiekörner durchsickern ließ. Kaum bemerkte der Peiniger das Loch, so verhielt er sich mäuschenstill und war mit offenem Munde eifrig beflissen, das Loch mit seinen Nägeln zu vergrößern und dem Ursprung der Kleie nachzuspüren. Seine Stille erschien dem armen Mädchen höchst verdächtig, und es drängte sich herzu und mußte mit Schrecken sein böses Beginnen gewahren. „Sieh mal!“ rief er und schlenkerte ihr das Bein vor der Nase herum, daß ihr die Kleie ins Gesicht flog, und wie sie darnach langen wollte und schrie und flehte, sprang er immer fort und ruhte nicht eher, bis das ganze Bein dürr und leer herabhing als eine traurige Hülse. Dann warf er das mißhandelte Spielzeug hin und stellte sich höchst frech und gleichgültig, als die Kleine sich weinend auf die Puppe warf und dieselbe in ihre Schürze hüllte. Sie nahm sie aber wieder hervor und betrachtete wehselig die Armste, und als sie das Bein sah, fing sie abermals an laut zu weinen, denn dasselbe hing an dem Rumpfe nicht anders, denn das Schwänzchen an einem Molche. Als sie gar so unbändig weinte, ward es dem Missetäter endlich etwas übel zumut, und er stand in Angst und Reue vor der Klagenden, und als sie dies merkte, hörte sie plötzlich auf und schlug ihn einigemal mit der Puppe, und er tat, als ob es ihm wehe täte, und schrie „au!“, so natürlich, daß sie zufrieden war und nun mit ihm gemeinschaftlich die Zerstörung und Zerlegung fortsetzte. Sie bohrten Loch auf Loch in den Marterleib und ließen aller Enden die Kleie entströmen, welche sie sorgfältig auf einem flachen Steine zu einem Häufchen sammelten, umrührten und aufmerksam betrachteten. Das einzige Feste, was noch an der Puppe bestand, war der Kopf und mußte jetzt vorzüglich die Aufmerksamkeit der Kinder erregen; sie trennten ihn sorgfältig los von dem ausgequetschten Leichnam und guckten erstaunt in sein hohles Innere. Als sie die bedenkliche Höhlung sahen und auch die Kleie sahen, war es der nächste und natürlichste Gedankensprung, den Kopf mit der Kleie auszufüllen, und so waren die Fingerchen der Kinder nun beschäftigt, um die Wette Kleie in den Kopf zu tun, so daß zum erstenmal in seinem Leben etwas in ihm steckte. Der Knabe mochte es aber immer noch für ein totes Wissen halten, weil er plötzlich eine große blaue Fliege fing und, die Summende zwischen beiden hohlen Händen haltend, dem Mädchen gebot, den Kopf von der Kleie zu entleeren. Hierauf wurde die Fliege hineingesperrt und das Loch mit Gras verstopft. Die

Digitized by Google

Kinder hielten den Kopf an die Ohren und setzten ihn dann feierlich auf einen Stein; da er noch mit der roten Mohnblume bedeckt war, so glich der Tönende jetzt einem weissagenden Haupte, und die Kinder lauschten in tiefer Stille seinen Kunden und Märchen, indessen sie sich umschlungen hielten. Aber jeder Prophet erweckt Schrecken und Undank; das wenige Leben in dem dürftig geformten Bilde erregte die menschliche Grausamkeit in den Kindern, und es wurde beschlossen, das Haupt zu begraben. So machten sie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein und errichteten über dem Grabe ein ansehnliches Denkmal von Feldsteinen. Dann empfanden sie einiges Grauen, da sie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten, und entfernten sich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte. Auf einem ganz mit grünen Kräutern bedeckten Plätzchen legte sich das Dirnchen auf den Rücken, da es müde war, und begann in eintöniger Weise einige Worte zu singen, immer die nämlichen, und der Junge kauerte daneben und half, indem er nicht wußte, ob er auch vollends umfallen solle, so lässig und müßig war er.

Aus „Meine Kinderjahre" von Theodor Fontane

Die Papparbeit! Wie ganz unerfindlich jetzt, wie mich diese langweiligste Beschäftigung, durch Jahre hin, so ganz in Anspruch nehmen konnte, daß ich mindestens ein Drittel meiner freien Zeit damit verbracht und mindestens zwei Drittel meines Taschengeldes für Pappe, marmoriertes Papier und Goldborten ausgegeben habe. Nun darf ich zwar hinzusetzen, daß ich den Kleisterpinsel im Dienste einer höheren Idee schwang, und daß der meiner Leimtopfarbeit dienende Stubenwinkel eine Art Schutzwaffenfabrik war, wo meine Völker, ich komme weiterhin darauf zurück, wehrhaft gemacht und mit Schilden und Brustharnischen ausgerüstet wurden; aber wiewohl das alles zutrifft, so kann ich doch das Entschuldigungsmoment, das darin liegt, vorm Richterstuhl der Wahrheit kaum gelten lassen, weil ich deutlich fühle, daß ich, auch wenn die Volksausrüstungsfrage mir ferngelegen hätte, dennoch dieselbe Klebebeschäftigung geübt haben würde. Dann freilich wahrscheinlich als Domarchitekt und Kathedralenbauer in Pappe. Ich kann es mir nur so erklären, daß sich ein gewisser Gestaltungsdrang darin aussprach. Es prickelte mich, etwas entstehen zu sehen.

Um eben diese Zeit kam ich in die Klippschule, was nur in der Ordnung war, denn ich ging in mein siebentes Jahr. Der Lehrer, der Gerber hieß, machte von seinem Namen weiter keinen Gebrauch und war überhaupt sehr gut. Ich zeigte mich auch gelehrig und machte Fortschritte; meine Mutter hielt es aber doch für ihre Pflicht, hier und da, namentlich im Lesen, nachzuhelfen, und so stand ich jeden Nachmittag an ihrem kleinen Nähtisch und las ihr aus dem „Brandenburgischen Kinderfreund", einem guten Buche mit nur leider furchtbaren Bildern, allerlei kleine Geschichten vor. Ich machte das wahrscheinlich ganz erträglich, denn gut lesen und schreiben können, beiläufig etwas im Leben sehr Wichtiges, ist eine Art Erbgut in der Familie; meine Mutter war aber nicht leicht zufriedenzustellen und ging außerdem davon aus, daß Loben und Anerkennen den Charakter verdürbe, was ich übrigens

Digitized by Google

auch heute noch nicht für richtig halte. Bei dem kleinsten Fehler zeigte sie die „rasche Hand“, über die sie überhaupt verfügte. Von Laune war dabei keine Rede, sie verfuhr vielmehr lediglich nach dem Prinzip, „Nur nicht weichlich“. . . .

Dies ist gewiß ein sehr guter Grundsatz, und ich mag ihn nicht tadeln, trotzdem er mir nichts geholfen und zu meiner Abhärtung nichts beigetragen hat; aber wie man sich auch dazu stellen möge, meine Mutter ging im Hartanfassen dann und wann etwas zu weit. Ich hatte lange, blonde Locken, weniger zu meiner eignen, als zu meiner Mutter Freude. Denn um diese Locken in ihrer angeblichen Schönheit zu erhalten, wurde ich den andauerndsten und gelegentlich schmerzhaftesten Kämmprozeduren unterworfen, dem Kämmen mit dem sogenannten engen Kamm. Wäre ich damals aufgefordert worden, mittelalterliche Marterwerkzeuge zu nennen, so hätte der „enge Kamm“ mit obenan gestanden. Eh nicht Blut kam, eh war die Sache nicht vorbei; andern Tages wurde die kaum geheilte Stelle wieder mit verdächtigem Auge angesehen und so folgte der einen Quälerei die andere. . . . . Neben dieser sorglichen Behandlung der Kopfhaut stand eine gleich fürsorgliche Behandlung des Teint. Aber auch diese Fürsorge lief auf Anwendung zu scharf einschneidender Mittel hinaus. Wenn bei Ostwind oder starker Sonnenhitze die Haut aufsprang, hatte meine Mutter das unfehlbare Heilmittel der Zitronenscheibe zur Hand. Es half auch immer. Aber Goldcreme oder ähnliches wäre mir doch lieber gewesen und hätt es wohl auch getan. Übrigens verfuhr die Mama mit gleicher Unerbittlichkeit gegen sich selbst, und wer mutig in die Schlacht vorangeht, darf auch Nachfolger fordern.

Aus „Meine Kinderjahre“ von Marie Ebner-Eschenbach

Dieses Wiedersehen mit meiner viel-, vielgeliebten Mama blieb das letzte.

Von Tag zu Tag stiegen die Besorgnisse um sie. Der furchtbare Ausspruch: „Keine Hoffnung mehr!“ wurde getan, und eines Morgens kamen Großmama Vockel und Tante Helene verweint und übernächtig zu uns und brachten die Trauerbotschaft. In der Nacht, in der wir schliefen, hatte Mama uns für immer verlassen. . . . Für immer? — das ließ sich nicht begreifen. Wie hatte sie uns für immer verlassen können, die uns so liebgehabt?

Unser Vater ließ sagen, daß er uns sehen wollte, und wir gingen zu ihm.

Im Speisezimmer trafen wir Grandmaman Bartenstein. Sie trat aus dem Gemach ihrer entschlafenen Tochter uns entgegen. Wir blieben stehen. Ich erinnere mich der fast scheuen Ehrfurcht, die mich bei ihrem Anblick ergriff. Auf den Mienen meiner Geschwister malte sich, bewußt und unbewußt, dasselbe Gefühl. Es lag in dem Augenblick etwas Überirdisches in der Erscheinung dieser Frau. Ein so großartiges Bild der Resignation hat sich mir nie wieder dargeboten.

Man sagte uns, sie sei am Morgen gekommen, einige Stunden, nachdem sie die Meldung vom Tode Mamas erhalten hatte. Sie sei niedergekniet am Bette und habe gebetet, das Gesicht in den Händen, lautlos, tränenlos. Kein Beben durchlief ihre Glieder, kein Schluchzen

Digitized by Google

hob ihre Brust, aber allen Anwesenden war, als wohnten sie einer feierlich ergreifenden Andachtsübung bei. Endlich hatte sie sich erhoben, hatte einen langen Kuß auf die Stirn der Toten gedrückt und war hinweggeschritten, aufrecht wie immer. — — —

Unser Vater hemmte nicht den Ausbruch seines Schmerzes. Der starke Mann war völlig gebrochen, seine Stimme versagte, als er mit uns sprechen wollte, und er weinte mit seinen Kindern wie ein Kind.

Wir aber — wie bald stellte sich die Reaktion gegen alle die dunkeln und herzzerreißenden Eindrücke, die wir an diesem Tage empfangen hatten, ein! — Wir spielten am Abend ganz vergnügt in den Zimmern der Kleinen. Plötzlich entsann ich mich dessen, was geschehen war, und sagte zu meiner Schwester: „Jetzt ist diese beste Mama gestorben, wir werden sie nie wiedersehen — warum sind wir denn nicht traurig?"

„Warte nur," erwiderte sie, „wenn erst die schwarzen Kleider kommen, dann werden wir schon traurig sein."

Aus den „Akten des Vogelsangs" von Wilhelm Raabe

Karl, was ist das wieder gewesen, und was für eine Rolle hast du bei dieser neuen Albernheit gespielt? Sie haben das Hartlebensche Gartenhaus beinah in Brand gesteckt, Frau!" Ja, ich hatte den Cornelius Nepos und das Leben des Alkibiades, des Klinias Sohn, vor mir, und das Herz voll Angst vor meinem „Alten" und verquollene Augen und heiße, schwarzschmierige, zitternde Pfoten, und zu übersetzen hatte ich: At mulier, quae cum eo vivere consureat, muliebri sua veste contectum aedificii incendio mortuum cremavit — aber das Weib, das mit ihm zu leben gewohnt war, verbrannte den mit ihrem Frauenrock bedeckten Leichnam in dem brennenden Hause.

„Heraus mit der Wahrheit, Junge! Da drüben kriegt man doch nichts anderes als Phantasterei und Lügen zu hören", rief mein Vater und faßte nun auch mich an der Schulter, wie er „drüben" wahrscheinlich den Freund Velten und „gegenüber" die kleine Helene Trotzendorff gefaßt und geschüttelt hatte. Aus mir schüttelte er jedenfalls die ganze Wahrheit heraus.

„Wir haben bloß Komödie gespielt in Hartlebens Pavillon. Velten hat sie angegeben, weil — weil — wir jetzt — in der Schule den Alkibiades haben!" schluchzte ich.

„Eine schöne Komödie, die auf Brandstiftung hinausläuft! Was meinst du dazu, Mutter?"

Meine Mutter rang nur stumm die Hände, mein Vater aber hatte ihr doch nun die Sache etwas deutlicher auseinanderzusetzen.

„Daß ihnen in der Schule aus den Griechen und Römern saubere Exempel vor die Augen gestellt werden, das ist freilich eine Tatsache, Frau", brummte er. „Und da ist denn auch so eine Geschichte von einem griechischen General — Alkibiades heißt er —, die haben sie auf dem Hartlebenschen Grundstück aufführen wollen, und mit Streichhölzern, Schießpulver, Kolophonium, was weiß ich, gewirtschaftet, und daß das Mädchen bloß mit verbrannter Schürze, die sie dem Musjeh Alkibiades — ich meine: dem Schlingel Velten — überdecken wollte, aus Hartlebens getrockneten Krautbündeln herausgekommen ist, das ist auch nur ein Wunder, wie es solchen Narrenköpfen allein passiert."

Digitized by Google

„Du lieber Gott! Du lieber Gott! Und du bist auch wieder mit dabeigewesen, Karlchen?“ wimmerte meine Mutter.

„Velten hat alles gleich gelöscht mit den Händen und mit Wasser aus dem Brunnen in seiner Mütze“, schluchzte ich.

„Und sitzt jetzt mit den Händen in Watte und Leinöl“, brummte mein Vater. „Nicht einmal ein regelrechtes Schmerzgeheul und Gewinsel kriegt man aus ihm heraus. Verstockt beißt der Taugenichts die Zähne aufeinander und glotzt nur von Zeit zu Zeit angstvoll auf die Mama, was die zur Sache von sich gibt.“

Aus dem „Hungerpastor“ von Wilhelm Raabe

Hans Unwirrsch trat mit keineswegs sentimentalen Gefühlen in die Gemeinschaft und das Gewimmel der Armenschule. Nachdem die erste Verblüffung und Blödigkeit überwunden war, nachdem er sich halbwegs hereingefunden hatte, zeigte er sich nicht besser als jeder andere Schlingel und nahm nach besten Kräften Teil an allen Leiden und Freuden dieser preiswürdigen Staatseinrichtung. Er orientierte sich bald. Die Freunde und Feinde unter den Knaben waren schnell herausgefunden; gleichgeartete Gemüter schlossen sich an ihn, entgegenstehende Naturen suchten ihn an den Haaren aus seiner Weltanschauungsweise herauszuziehen, und im Einzelkampfe wie in der allgemeinen Prügelei kam manches Leid über ihn, welches er aber als anständiger Junge ertrug, ohne sich hinter dem Lehrer zu verkriechen. Als anständiger Junge hatte er in dieser Lebensepoche gegen das weibliche Geschlecht auf den Bänken zur Rechten des Ganges im allgemeinen eine heilsame Idiosynkrasie. Er klebte den Mädchen gern Pech auf ihre Plätze und knüpfte ihnen gern paarweise verstohlen die Zöpfe zusammen; er verachtete sie höchlichst als untergeordnete Geschöpfe, die sich nur durch Geschrei wehrten, und durch welche der Lehrer mehr über die linke Hälfte seiner Schule erfuhr, als den Buben lieb war. Von ritterlichen Regungen und Gefühlen fand sich anfangs in seiner Brust keine Spur, doch die Zeit, wo es in dieser Hinsicht anfing zu dämmern, war nicht fern, und bald machte wenigstens ein kleines Geschöpfchen von der anderen Seite der Schule her seinen Einfluß auf Hans Unwirrsch geltend. Es kam die Zeit, wo er eine kleine Mitschülerin nicht weinen sehen konnte, und wo er einen unbestimmten Hunger empfand, der nicht auf die großen Butterbrote und Kuchenstücke der benachbarten Straßenjugend gerichtet war; doch für jetzt steckte er frech die Hände in die Taschen der Pumphose, spreizte die Beine voneinander, stellte sich fest auf den Füßen und suchte sich so viel als möglich von der absoluten Herrschaft der Weiber zu befreien.

Aus „Mein Weltleben“ von Peter Rosegger

Ich blickte hinüber auf die Säulen und Kuppel der Karlskirche, auf das Musikvereinsgebäude, das Künstlerhaus und auf das weite Rund der Paläste bis zu den Herrlichkeiten des Schwarzenberg-Gartens und des Belvederes.

„Du Vater!“ bemerkt mein Junge, „ich sag dir was. Werden die Forellen nicht hin? Weil das Wasser so trüb ist da unten?“

Hatte der kleine Wicht in die jauchende Wien hinabgeblickt, während ich ihn im Anschauen der steinernen Pracht versunken hielt.

Digitized by Google

Unter sotanen Umständen hielt ich es für geratener, den Knaben rasch weiterzuführen.

Zur Ringstraße gelangt, zeigte ich ihm durch die Brücke der Kärntnerstraße hin den Stephansturm. Jetzt ereignete sich wieder das Selbstverständliche.

„Ist auch noch ein anderer Stephansturm in Wien?“ fragte der Knabe.

Dieser Turm war ihm nämlich nicht hoch genug; er hätte gemeint, der Stephansturm stehe fast bis in den Himmel hinauf. . . .

„Schau!“ unterbrach mich der Knabe und blickte auf ein Bäumchen, „da sitzt ein Spatz oben. Lieber Kerl!“

Ein Vogel, wie der Junge daheim deren täglich unzählige sieht, zog ihn mehr an, als der herrliche griechische Bau und seine Bedeutung....

Hierauf lenkte ich seinen Blick mehr nach rechts, und als links die Votivkirche in ihrer ganzen berückenden Schönheit dastand, sagte ich: „Hans, kehr dich!“

„Hui!“ rief er überrascht. „Gibt's da eine Menge Wagen!“

„Aber siehst du es denn nicht?“

„Schöne Orangen hat einer feil.“

„Siehst es nicht, was dort steht — mit den zwei Türmen?“

„Ja,“ antwortete er, „das ist eine Kirche!“

„Und was für eine,“ rief ich fast empört ob seiner Gleichgültigkeit.

Aus „Das ewige Licht“ von Peter Rosegger

An heißen Tagen halte ich den Religionsunterricht nicht im Schulhause, sondern draußen unter der Linde. Die Amseln und die Finken dürfen auch mitreden. Heute habe ich die vier letzten Dinge behandelt. Beim Tode und dem Gerichte war keine rechte Stimmung, jedoch als wir an die Hölle kamen, machten die Kleinen den Kreis enger um sich zusammen, und die Maria Lanzel kicherte: „Wo die Teufelein sind mit den Hörnern, gelt?“ Auch für Kinder ist die Hölle auf die Dauer kein gesunder Aufenthalt, hingegen dachte ich beim Himmel etwas länger zu verweilen. Als ich ihnen den Himmel als den Wohnort der Seligen erklärt hatte, wo alle Wünsche erfüllt werden, begann ein Ausfragen: wie sie sich den Himmel vorstellten. Die Mädchen sind mit den Antworten fixer bei der Hand als die Knaben. So sagte die Rosalia Hüter: „Im Himmel, da ist's halt lustig, da tun die Engelein musizieren und tanzen.“ Die Agatha Brennscheit sagte: „Im Himmel gibt's alle Tag Lebzelten und Met, so viel man mag.“ Der Johann Almbauer: „Im Himmel hat's Vögel mit brinnroten Federn und guldene Vogelhäuser, daß man sie hineintun kann.“ Die Juliana Schindlacher: „Im Himmel tut mein Mutterl auf mich warten.“ Der Alois Stangel verhielt sich fragend: „Herr Pfarrer, tun sie im Himmel Kegel schieben?“ Und der Michel Ramsauer: „Wenn ich in den Himmel komm, so leg ich mich aufs Heu und schlaf!“ Dagegen rief die kleine Kunigunde Reitbauer: „Je, der will auf dem Heu liegen! Im Himmel gibt's gar kein Heu, gelt, Herr Pfarrer?“ Hierauf fragte ich den kleinen Sohn des Ulrich am Stein, der etwas abseits sitzt und träumerisch in die Zaunhecke starrt: „Na, Karl, und was meinst denn du?“ Er schrak auf und stammelte: „Meinst — meinst denn du?“ — „Hast du auch schon darüber nachgedacht, wie es im Himmel sein wird?“ „Himmel sein wird?“ stotterte er nach

Digitized by Google

und blickte mich hilflos an. „Je," rief die Kunigunde, „der weiß nicht einmal, wie's im Himmel ist!" „Weißt du es?" frage ich sie. Darauf die Kleine: „Im Himmel ist es halt ganz blau und die Leute gehen in weißen Leintüchern herum und haben Lichter in der Hand." — „Und vom lieben Gott saget ihr gar nichts?" — „Der ist gar nicht oben," rief der Anton Achenberger überlaut, „der Gott ist ja in unsrer Kirche drinnen." Und der Stephan Schnabelegger etwas abseits zum Nachbar: „Wenn der Gott daheim ist oben im Himmel, da ist's eh nicht lustig, da muß man alleweil beten." — Ich glaube schier, daß diese Religionsstunde für mich lehrreicher war, als für die Kinder.

Aus „Asmus Sempers Jugendland" von Otto Ernst

Wenn man um die Ecke der Straße unter dem Tunnel des ersten Eisenbahndammes hindurchging, dann fand man nicht nur weite, unbebaute Strecken, man fand sogar Berg und Tal. Irgendwo da herum ging es sieben Ellen tief hinab, und für ein Kind der Ebene sind sieben Ellen Höhe und sieben Ellen Tiefe eine traumumhangene Gebirgswelt. In diesem Grunde lag eine kleine Wiese, auf der das Schweigen in hohen Halmen wuchs und mit großen, verwunderten Augen emporblickte, wenn ein einsamer Besucher zu ihm herabstieg. Diese versunkene Wiese fand er an einem Sonntagnachmittag, und sie wurde nun seine innigste Freundin.

Und seltsam: draußen mochte Dienstag oder Mittwoch oder Freitag sein — wenn er in seine Talwiese hinabstieg, so war dort Sonntag, heiliger Sonntag. Und je öfter er kam, desto weniger verwunderten sich die Blumen, ja, wenn er sich zwischen ihnen niedergelassen hatte, dann rückten sie flüsternd an ihn heran und erzählten ihm Märchen von Bienensaug und Wasserjungfer. Die Blumen und Gräser oben am Rande der Höhen aber wuchsen stracks in den Himmel hinein, und wenn die Gedanken die steile Bergwand hinaufstiegen und den höchsten Halm des Rispengrases erklettert hatten, dann kamen sie in den Himmel und konnten auf der Himmelswiese weiter spazieren. Es war so schön auf dieser stillen Flur, daß er einmal sieben Straßenkameraden mit dorthin nehmen mußte; er konnte sein Glück nicht mehr für sich behalten.

„Oh, dahin müßt ihr einmal mitkommen, da ist es fein!"

Aber, o Wunder, als die lärmende Schar den Abhang hinunterstürmte, da war auf der Wiese nicht mehr Sonntag, sondern ganz gewöhnlicher Mittwoch. „Ja, hier ist es fein, hier ist es fein!" schrien die andern. Aber Asmus wurde immer einsilbiger und zuletzt verstummte er ganz. Seine Wiese sah ihn zornig und traurig an. Er hatte ein Paradies verloren.

Aus „Freund Hein" von Emil Strauß

Als er dann anfing, sich auch gern auf Straßen und Plätzen herumzutreiben, da brauchte man, wenn man ihn suchte, nur zu bedenken, wo Musik oder ähnliches zu hören sein könnte, und man fand ihn vor der Kaserne unter dem Saal, wo die Kapelle probte, oder vor einer Schule, in der gesungen wurde, in einer Kirche, wo die Orgel zu einer Trauung spielte, oder am Theater — er kannte bald alle Gelegenheiten, etwas zu hören.

Digitized by Google

Zur Parade auf dem Schloßplatz stellte er sich regelmäßig ein; aber hier lernte er auch Vorsicht im Genuß. Gleich bei einem der ersten Male, als er entweder aus Scheu oder in unbewußtem Distanzhalten entfernt von der Kapelle unter den Bäumen stehenblieb, schob sich ein andrer Bub, der ihn erst ein paarmal zögernd, doch absichtsvoll betrachtet hatte, nach und nach zu ihm hin und sagte plötzlich:

„Du! weißt was? — Komm, wir halten auch!“ Dabei zeigte er mit dem langen Kinn, denn die Hände steckten fest in den Hosentaschen, auf den Kreis der Militärmusiker, in dem einige Knaben standen und Notenblätter hielten. Heiner musterte den andern vom Kopf bis zu den Füßen, und, da diese in schönen Glanzlederrohrstiefeln standen und seine Stimme seltsam tief war, widerstand er nicht und fragte:

„Ja — darf man?“

„Ha ja darf man! Die dort tun's ja auch.“

„Das sind halt Soldatenbuben; die dürfen.“

„Sind keine Soldatenbuben! Schau: Der mit dem Struwelkopf und dem blauen Gummistrumpfbändel — und dem Loch im Strumpf, siehst ihn? Der gehört dem Kaufmann Klein drin im Zirkel; die haben den Spezereiladen, den großen; wir kaufen aber nichts dort: sie sind nicht riell. Also! — Komm!“

Heiner war noch nicht überzeugt und sagte: „Ha, geh doch allein! Ich steh gut da.“

„Ich mag nicht allein; mach, komm doch mit! Ich sag dir dann auch was; gelt? was Arges! Komm!“

„Was denn?“

„Ja — du wärst gescheit! Das sag ich dir nachher. Meinst: was Arges! grad von dem dort mit seinem lotterigen blauen Strumpfbändel; aber darfst's nicht weitersagen! Komm jetzt! sie fangen sonst wieder an.“

Nun sträubte sich Heiner nicht mehr, sie liefen hin, traten schüchtern in den Kreis der Musiker und bekamen jeder ein Notenblatt mit gestreckten Armen emporzuhalten. Nicht lange, so klopfte der Kapellmeister mit dem Taktstöcklein auf einen Uniformknopf, und es ward still: Heiner horchte in freudiger Aufregung; als nun aber alle Instrumente auf einen Schlag mit einem schmetternden Marsch losbrachen, da zuckte er wie von einem rohen Hiebe zusammen, ließ das Blatt fallen, hielt sich die Ohren zu, drängte sich zitternd aus dem Kreise hinaus, rannte und rannte und kam leichenblaß, am ganzen Leibe bebend zu Hause bei der Mutter an.

Und noch öfter mußte er frühzeitig fühlen, daß Wonne und Schmerz auf demselben Weg aus derselben Tiefe kommen. Einst nahm ihn der Vater mit auf den Bahnhof, um die Großmutter abzuholen; wartend gingen sie auf dem Bahnsteig hin und her: da stieß neben ihnen eine abfahrende Lokomotive den Pfiff aus, das Büblein taumelte und hing schweißbedeckt an der Hand des Vaters.

Diese ungewöhnliche Empfindlichkeit des Gehörs machte die Eltern zwar aufmerksam, erschien ihnen aber, zumal da sie sich nur bei ganz seltenen Zufällen so heftig äußerte, weder bedeutsam noch bedenklich: „So etwas verwächst sich“, hieß es; „er ist halt ein zartes Kind, aber zarte Kinder werden oft uralt! Kaiser Wilhelm war auch so ein Sorgenkind.“

Digitized by Google

Auffallender war, daß Heiner, der sonst, wie gemeinhin gutartige Kinder, die man nicht mit überflüssigen Befehlen und Verboten plagt, den Wünschen und Weisungen der Eltern unbedingt gehorchte, oft alles vergaß, wenn ihn eine Musik lockte, sich weit verlief und an kein Heimgehen dachte. Eines Sommerabends kam er auch nicht zu seiner Zeit nach Hause, man wartete, man schickte bei allen Bekannten herum, durchsuchte die halbe Stadt und fand ihn nicht: endlich, als es schon Nacht war und der Vater immer noch die Straßen ablief, schellte es, und vor dem Haustor stand ein Bauer mit dem schlafenden Buben auf dem Arme. Um Feierabendzeit war er einigen Burschen gefolgt, deren einer den rüstigen Heimweg aufs Dorf mit den Klängen der Mundharmonika begleitete; im Schritt zogen sie aus der Stadt hinaus und die breite Waldstraße dahin, Heiner hintennach. Es war still und feierlich, die Wipfel glühten in der Abendsonne, die sich, wo sie eine Lücke fand, auch tiefer, wie auf verbotenen Wegen in das Geheimnis des Waldes einschlich, die hohen, dünnen, flüsternden Orgeltöne der Mundharmonika klangen so heimlich und aufreizend, süß und wehmütig, die Stimmen der Vögel, die klar und hell einfielen, sangen befremdend wie aus einer fernen andern Welt herein und riefen verloren hintennach, Heiner folgte, so schnell ihn die kleinen Füße trugen, mußte wohl stillehalten vor Schluchzen und Seligkeit, hörte das Spiel leiser und ferner ziehen und rannte wieder, um es nicht zu verlieren. Aber der Atem versagte ihm, er blieb weiter und weiter zurück, die Burschen marschierten unaufhaltsam fort dem goldenen Tor entgegen, das vorn aus dem Wald ins freie Land führte, und er kam nicht weiter. Auf der Straße legte er sich nieder und sah die Burschen kleiner und kleiner werden und lauschte auf die verschwimmenden, zitternden Klänge, sah die schwarzen Gestalten hinaustreten in den vollen, goldenen Abendschein der Felder und hörte nun plötzlich nichts mehr, wiewohl er die Augen schloß und den Atem hielt — nichts mehr, und dann das Surren der Telegraphenstange drüben und ein paar Drosseln von fernen Bäumen herab. Er stand auf und schaute die Straße entlang nach dem goldlichtdurchflossenen Bogentor des Waldes, wo seine Wonne verschwunden war — kehrte sich endlich um, und der Gedanke an die Heimkehr überfiel ihn; aber er taumelte. Da dachte er sich ein wenig auszuruhen und Atem zu schöpfen und setzte sich an den Fuß der Telegraphenstange. Bald hörte er nicht mehr seinen hastigen Herzschlag, noch das bebende Ziehen seines Atems, noch das an- und abschwellende Summen und Singen in der Stange, sondern wieder den hurtigen Takt des Harmonikaspielers, die schwirrenden, klagenden Töne der ruhelosen Weisen, und schlief in Entzückung ein.

Dann wurde er geschüttelt und wieder geschüttelt und begriff nicht, wer ihn da im dunkeln Wald auf dem Arm habe und immer wieder frage: „Büble, wie heißt? wem gehörst?“, gab schlaftrunken Antwort und schlief an der Schulter des Bauern, der ihn heimtrug, sofort wieder ein.

⧈

Für sein nun wieder aufkommendes Herumstreifen aber fand er bald unerwartete Gesellschaft.

Eines schönen Nachmittags nach der Schule lag er im Garten auf dem Rasen und sang endlos aus Leibeskräften das epidemische Lied:

„Ich bin der kleine Postillon“

Digitized by Google

und als er gerade wieder einmal von vorn anfangen wollte, rief eine spöttische Stimme von der Gartenmauer herab:

„Du, kannst du denn nichts anderes?!“

Er setzte sich aufrecht und sah ein großes, starkes Mädchen seines Alters oben sitzen, die Beine schlenkern, die bis übers Knie aus einem ungewöhnlich kurzen blauen Röckchen hervorlangten, und das aufgegangene blaue Zopfband unordentlich in den dicken blonden Zopf hineinflechten. Er kannte sie nicht; aber am Tage vorher waren im Nebenhaus neue Bewohner eingezogen.

„Mehr wie du kann ich!“ rief er gereizt hinauf.

„Pf—!“ gab sie zur Antwort, verzog spöttisch den Mund und sah geringschätzig mit ihren herrischen, blauen Augen auf ihn herab; „wie heißt du denn, Büble?“

Ihr Ton und ihre Gebärde empörten ihn, aber da ihm ihr Äußeres wohlgefiel, erwiderte er noch ziemlich ruhig:

„Heinrich heiß ich.“

Sie lachte hell auf und sagte leiernd:

„Der Heiner, der Heiner,
Mit seine krumme Beiner!“

„Wenn du nur so gerade hast, wie ich!“ rief er, „wie heißt denn du, Mädele?“

„Helene!“

„Lene?“ wiederholte er mitleidig. „Lene heißt ja unsere Näherin, und die stinkt immer nach Backsteinkäs!“

Darauf streckte ihm das Mädchen die Zunge heraus.

„Hast du so Durst?“ fragte er, „daß dir die Zunge heraushängt wie einem alten Droschkengaul?“

„Nein!“ schrie sie mit flammenden Augen, „dir streck ich sie heraus, du wüster Brigant!“

„Wart nur, ich komme!“ drohte er hinauf; „du sagst mir noch einmal »Brigant« und streckst mir die Zunge heraus.“

„Brigant! Brigant! Brigant!“ rief sie; er aber rannte in die Ecke, wo ein riesiger alter Maulbeerbaum sich über die Mauer in den Nachbargarten hinüberneigte, klomm mit Hilfe der niedrigen Äste empor und lief auf seine Freundin zu. Als diese ihn so unerschrocken herankommen sah, ward ihr doch ein wenig bange, sie ließ sich von der Mauer hinab und fing nun erst in der Sicherheit ihres Gartens wieder an und sang, ihm eine Gecksnase machend:

„Der Heiner, der Heiner,
Mit seine krumme Beiner!
Hat gockelrote Strümpf an!
Hat gockelrote Strümpf an!
»Gecks«!“

„Du machst nimmer lang »Gecks«!“ rief er, ließ sich auch hinab und verfolgte sie, während sie rief:

„Ich schreie! Das ist unser Garten! ich schreie!“

Aber da hatte er sie schon, rang mit ihr, die zwar wohl so stark, doch nicht so gewandt wie er war, warf sie auf den Rücken ins Gras, kniete auf sie, hielt ihr die Hände fest und sah sie atemholend an. Noch nie war ihm ein so freches Mädchen begegnet.

Digitized by Google

„Merkst du was?“ rief er, während sie sich mit geschlossenen Augen in stummer Wut wehrte, „jetzt könnte ich dich herhauen, wie ich wollte!“ er schüttelte sie, „aber ein Mädel hau ich nicht, das wäre mir zu wenig! Geh jetzt nur hinein und schrei und hole deinen Vater oder Hausknecht! ich bleibe ruhig stehen und warte.“ Er ließ sie los und trat zurück; sie blieb noch einen Augenblick liegen, ohne ihn anzusehn, und weinte vor Wut und Beschämung, dann rannte sie davon. Er wartete eine Weile und fürchtete, ohne Prügel nicht aus dem Garten zu kommen; als aber niemand erschien, kletterte er befriedigt auf die Mauer hinauf und blieb hier noch eine Zeitlang triumphierend sitzen, ehe er in den väterlichen Garten zurückkehrte.

Am andern Tage nach der Schule ging er wieder in den Garten, und, nachdem er einen Augenblick unschlüssig gewesen, sang er den „kleinen Postillon“. Als er am Ende war, machte er eine Pause, da er Helene unterdes auf die Mauer hatte klettern hören; doch schaute er nicht hinauf. Nach einer Stille rief sie kleinlaut:

„Du! — Heinrich!“

Er sah zu ihr hinauf, ohne zu antworten; schlank und groß in ihrem, nur zum Knie reichenden, blauen Kleide stand sie oben, die Sonne gleißte in einer fliegenden Strähne ihres gelben Haares und hob ihre ganze Erscheinung licht ab vom dichten Grün der Obstbaumkronen hinter ihr. Sie schien ihm ganz anders, als andere Mädchen, ihm war so wohl, sie wiederzusehen: er hätte ihr gleich alles schenken mögen, was er hatte.

„Bist du immer noch bös?“ fragte sie endlich.

„A bah!“ sagte er gutmütig.

„Darf ich zu dir hinunterkommen?“

„Freilich darfst du!“

Sie setzte sich, drehte sich, so daß sie auf dem Bauche lag, und wollte sich eben hinablassen, da rief es von fern:

„Helene! Helene!“

Sie sah kurz auf, lachte trotzig und ließ sich nun vollends abgleiten; etwas befangen ging sie auf den Gegner vom vorigen Tage zu.

„Du, es ruft dir doch jemand!“ mahnte Heiner.

„Meinetwegen! Die kann lange rufen!“

„Wer ruft dir denn?“

„Meine Mama.“

„Deine Mama?!“ rief er und sah sie erschrocken an, „und da gehst du nicht?“

„Wenn ich nur müßt! ich bin ihr ja gerade durchgebrannt. Jetzt soll ich schon wieder hinhocken und schreiben —? — Ja, morrle!“

Er war entsetzt: so eine Sprache hatte er bis jetzt nur bei Gassenbuben gehört.

„Ja — aber — folgst du denn deiner Mutter nicht?!“ stotterte er.

„Folgst denn du?“ fragte sie geringschätzig.

„Freilich!“

„Pf — so ein Mammenkindle!“

Da wurde Heiner zornig und rückte ihr auf den Leib.

„Sag das noch einmal!“

Das Mädchen sah ihn trotzig an, trat aber zurück und sagte:

„Sie ruft ja gar nicht mehr!“

Digitized by Google

„Geh und frag, ob du zu mir darfst!“ schrie er aufgeregt, „sonst spiel ich nicht mit dir!“

„Sie ruft ja aber gar nicht mehr!“ antwortete sie mit trotzig blitzenden Augen und stampfte mit dem Fuß.

Da wandte sich Heiner mit dem Worte „Adieu!“ um und ging rasch aus dem Garten; sie folgte ihm und faßte ihn am Arm:

„Bleib doch! — Ich gehe einfach mit dir!“

Er riß sich los und lief schneller, sie ihm nach, faßte ihn wieder mit beiden Händen und sagte:

„Sie ruft ja doch aber gar nicht mehr! Sie hat es ja schon lange wieder vergessen! Sie denkt doch gar nicht mehr dran! Sei doch nicht so einfältig!“

Endlich drehte er sich um und sprach mit zuckendem Munde:

„Geh und frag, ob du mit mir spielen darfst, sonst will ich nichts von dir wissen, gar nichts!“ Das Wasser trat ihm in die Augen.

Sie sah ihn erstaunt an, ließ langsam seinen Arm los, wurde rot, ging rückwärts und bat schüchtern mit weichem Ton:

„Aber — du bleibst dann? und warteſt auf mich — und bist mir nicht böse? Du? — gelt!“

Er nickte ihr zu zwischen Weinen und Lachen; sie rannte davon, achtlos durch Beete und Rabatten, und kletterte behende am Spalier empor.

Der Knabe ging langsam in den Garten zurück, es lag ihm schwer auf dem Herzen, als hätte er selbst eine Unfolgsamkeit begangen; warum sollte er denn seiner Mutter nicht folgen! Beschämt setzte er sich in einen Busch und wartete, und erst, als Helene wieder mit dem Kopf über die Mauer kam, suchend umherschaute und nach ihm rief, trat er hervor.

„Darfst du, hast du gefragt?“ rief er ihr entgegen, die atemlos auf ihn zustürmte.

„Ja, freilich!“

„Gewiß, auf Ehr und Seligkeit?“ fragte er nochmals, wie er es von seinen Schulkameraden gelernt hatte.

„Auf Ehr und Seligkeit!“ beteuerte sie, die Hand aufs Herz legend.

„Bist du mir jetzt nicht mehr böse, gar nicht mehr?“

„Kein bißchen!“ sagte er. „Aber ein unartiger Bündel bist du und kannst dich schämen für ein paar Kreuzer!“ setzte er altklug hinzu, „so eine ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen!“

„Gelt, du bist mir doch nicht böse! Oh, sei's doch nicht!“ bat sie zutulich.

„Nein, kein kleinwinziges bißchen mehr; aber was wahr ist, muß man sagen!“ — — —

Aus „Mao“ von Friedrich Huch

Niemand kannte das Haus wie Thomas. Dinge, auf die sonst keiner achtet, die man anblickt ohne sie zu sehn, waren ihm stille und vertraute Freunde. — Schräg gegenüber der dunklen Stube, wo er am Fenster sitzend seine Hausarbeiten für die Schulstunden bei seiner Mutter schrieb, lag ein sonderbarer Vorbau. An dieses Fenster setzte er sich, wenn es regnete. Da blickte er dann zur Dachrinne auf und sah die Regenfäden grau und verdrossen niederziehen, und über dem schmutzigroten Dache

Digitized by Google

mit der grauen Luke lag der tote graue Himmel, und eintöniges leises Klopfen füllte das Schweigen. Es war dann, als würde die Welt nie wieder schön, als müsse man ewig zu dem trüben, scheinhaften Dach aufsehn. Da oben gab es ein Regenrohr, dem Thomas stillschweigend befreundet war. Man wußte nicht wo es begann. Es verlief mit einer plötzlichen Wendung unter einem kurzen Schornstein. Bald schien es froh, bald mißgestimmt. Thomas konnte nie entscheiden, ob es eigentlich gerne Wasser spie, oder ob es das nur aus Not und Zwang tat. Es begann ein jedesmal mit leichtem Tropfen, als gehe es im Grunde nur widerwillig und zögernd an die Arbeit. Darauf wurden die Tropfen in schnellerer Bewegung zum kleinen Rinnsal und endlich zu leichten Wasserfällen. Regnete es dann in Strömen, so schoß es das Wasser in breitem Strudel vor, und dann hatte Thomas das deutliche Gefühl, als sei ihm das zu viel, als möchte es sich dagegen wehren, ohne es zu können, und als sei ihm schließlich jammervoll zumute. Wurden endlich die Wassermassen wieder kleiner, bis nur noch Tropfen niederfielen, so schien es im Zustand gänzlicher Erschöpfung. Und hörte auch der letzte Wassertropfen auf, so starrte seine runde schwärzliche Öffnung beinahe dumm, — was Thomas mehr fühlte als wirklich dachte. Neben ihm schien es der Schornstein gut zu haben. Es regnete in ihn hinein, ohne daß er etwas davon zu merken schien, ja mitunter stiegen plötzlich im allerärgsten Prasseln Rauchwolken aus ihm empor, unbekümmert um den Regen und dem Rohre beinah wie zum Hohn. Deshalb liebte Thomas ihn auch nicht. — Jedes Zimmer hatte seinen besonderen Klang, seine besonderen Eigenheiten des Fußbodens, jede Türklinke ihr eigenes Wesen, ihr eigenes Ansehn, ihren eigenen Ton. Und er kannte das alles so gut, daß er sich nur vorzustellen brauchte, er wäre in diesem oder jenem Raum, um wirklich darin zu sein. Die Klinke, die vom Vorplatz zum Eßzimmer führte, war mürrisch und liederlich; nicht mehr ganz fest in ihrem Gefüge, gab sie verdrossene Töne von sich. Sie wurde viel benutzt, war blank und abgegriffen und schaute stumpfsinnig Gott weiß wohin. Eine andere hatte einen frechen Ausdruck, und er mußte an eine Fliege denken, wenn er sie ansah. Sie war aus poliertem Eisen, schnappte hart nach oben und brachte jedesmal die ganze Tür ins Zittern. Böse packte er sie zuweilen und warf sie ins Schloß, wobei er nicht bedachte, daß das rundliche, freundliche Geschöpf auf der andern Seite mitleiden mußte. An der hohen Flügeltüre aber, die vom Wohnzimmer zum Saale leitete, befand sich ein ernster, dunkler Drücker, der nie auch nur den leisesten Ton von sich gab. Vor ihm hatte Thomas Ehrfurcht. Auch unter den Öfen hatte er seine Freunde und seine Feinde. Einen aber gab es, vor dem hatte er ein Grauen. Der befand sich in einem der riesigen leeren Zimmer, die ihr düsteres Licht nur durch verhängte hohe Glastüren empfingen. Es war auch eigentlich kein Ofen, sondern eine Ausgeburt der Wand, des Hauses selbst: Sein finsteres Loch führte ins schwarze Leere, und hoch über ihm war etwas aus Stein, wie zwei lauschend gespitzte Ohren, die niemandem gehörten. —

So war ihm ein jedes Ding, ob feindlich, ob freundlich, vertraut im Hause. Immer aber, wenn er an alles zusammen dachte, verschwand jedes einzelne für sich: er sah die Zimmer ohne Möbel, ohne Bilder, ja selbst die Türen waren dann nicht mehr da, und nur die Wände ragten

Digitized by Google

hoch und still und darüber lag die Decke wie ein gemauerter flacher Himmel.

Wenn er dort oben über sich dumpfe Schritte hörte, was nicht oft geschah, ward ihm mitunter schwindlig zumute, und ihm war für einen Augenblick fast, als stände er auf dem Kopfe. Und geheimnisvoll verklangen die Schritte, und er malte sich aus, wie der da droben nun weiter ging und immer weiter, über allen Räumen des ganzen Hauses, ohne daß ihn jemand sah. Manchmal, wenn er selber in den Räumen umherging, vermeinte er, es müsse ihm ein unerklärlich herrliches Wesen entgegenschreiten, und wenn die Hausglocke läutete, lief er zuweilen schnell zur Tür, in plötzlicher Gewißheit, da draußen stände etwas Märchenhaftes, das zu ihm hereinwolle.

Aus den „Buddenbrooks" von Thomas Mann*

„Einen Augenblick, Thomas ... Du weißt, Hanno muß gleich in die Privatstunde ... Er möchte dir ein Gedicht hersagen ... Komm her, Hanno. Und nun als ob niemand da wäre. Keine Aufregung!"

Der kleine Johann mußte auch während der Ferien — denn im Juli waren Sommerferien — Privatunterricht im Rechnen nehmen, um in diesem Fache mit seiner Klasse Schritt halten zu können. Irgendwo in der Vorstadt Sankt Gertrud, in einer heißen Stube, in der es nicht zum besten roch, erwartete ihn ein Mann mit rotem Bart und unreinlichen Fingernägeln, um mit ihm dies verzweifelte Einmaleins zu exerzieren. Zuvor aber galt es, dem Papa das Gedicht aufzusagen, das Gedicht, das er mit Ida auf dem Altan in der zweiten Etage sorgfältig erlernt. ...

Er lehnte am Flügel, in seinem Kopenhagener Matrosenanzug mit dem breiten Leinwandkragen, dem weißen Halseinsatz und dem dicken Schifferknoten, der unter dem Kragen hervorquoll, die zarten Beine gekreuzt, Kopf und Oberkörper ein wenig abgewandt, in einer Haltung voll scheuer und unbewußter Grazie. Vor zwei oder drei Wochen war sein langes Haar ihm abgeschnitten worden, weil in der Schule nicht nur seine Kameraden, sondern auch seine Lehrer sich darüber lustig gemacht hatten. Aber auf dem Kopf war es noch stark und weich gelockt und wuchs tief in die Schläfen und in die zarte Stirn hinein. Er hielt seine Lider gesenkt, daß die langen, braunen Wimpern auf die bläuliche Umschattung seiner Augen fielen, und seine geschlossenen Lippen waren ein wenig verzerrt.

Er wußte wohl, was geschehen würde. Er würde weinen müssen, vor Weinen dies Gedicht nicht beenden können, bei dem sich einem das Herz zusammenzog, wie wenn am Sonntag in der Marienkirche Herr Pfühl, der Organist, die Orgel auf eine gewisse, durchdringend feierliche Weise spielte ... weinen, wie es immer geschah, wenn man von ihm verlangte, daß er sich produziere, ihn examinierte, ihn auf seine Fähigkeit und Geistesgegenwart prüfte, wie Papa das liebte. Hätte nur Mama lieber nichts von Aufregung gesagt! Es sollte eine Ermutigung sein, aber sie war verfehlt, das fühlte er. „Da standen sie und

* Der kleine Buddenbrook, der hier geschildert ist, ist der nervöse letzte Sprößling einer aussterbenden Familie.

Digitized by Google

sahen ihn an. Sie fürchteten und erwarteten, daß er weinen werde ... war es da möglich, nicht zu weinen? Er hob die Wimpern und suchte die Augen Idas, die mit ihrer Uhrkette spielte und ihm in ihrer säuerlich-biderben Art mit dem Kopfe zunickte. Ein übergroßes Bedürfnis befiel ihn, sich an sie zu schmiegen, sich von ihr fortbringen zu lassen, und nichts zu hören, als ihre tiefe, beruhigende Stimme, die da sagte: Sei still, Hannochen, mein Jungchen, brauchst nichts hersagen ...

„Nun, mein Sohn, laß hören", sagte der Senator kurz. Er hatte sich in einen Lehnstuhl am Tische niedergelassen und wartete. Er lächelte durchaus nicht — heute so wenig wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten. Ernst, die eine Braue emporgezogen, maß er die Gestalt des kleinen Johann mit prüfendem, ja sogar kaltem Blick.

Hanno richtete sich auf. Er strich mit der Hand über das glattpolierte Holz des Flügels, ließ einen scheuen Rundblick über die Anwesenden hingleiten, und ein wenig ermutigt durch die Milde, die ihm aus den Augen Großmamas und Tante Tonys entgegenleuchtete, sagte er mit leiser, ein wenig harter Stimme:

„Schäfers Sonntagslied ... Von Uhland."

„O, mein Lieber, das ist nichts!" rief der Senator. „Man hängt dort nicht am Klavier und faltet die Hände auf dem Bauche ... Frei stehen! Frei sprechen! Dieses ist das erste. Hier stelle dich mal zwischen die Portieren! Und nun den Kopf hoch ... und die Arme ruhig hängen lassen ..."

Hanno stellte sich auf die Schwelle zum Wohnzimmer und ließ die Arme hängen. Gehorsam erhob er den Kopf, aber die Wimpern hielt er so tief gesenkt, daß nichts von seinen Augen zu sehen war. Wahrscheinlich schwammen schon Tränen darin.

„Das ist der Tag des Herrn", sagte er ganz leise, und desto stärker klang die Stimme seines Vaters, der ihn unterbrach:

„Einen Vortrag beginnt man mit einer Verbeugung, mein Sohn! Und dann viel lauter. Noch einmal, bitte! »Schäfers Sonntagslied«..."

Das war grausam, und der Senator wußte wohl, daß er dem Kinde damit den letzten Rest von Haltung und Widerstandskraft raubte. Aber der Junge sollte ihn sich nicht rauben lassen! Er sollte sich nicht beirren lassen! Er sollte Festigkeit und Männlichkeit gewinnen ... „Schäfers Sonntagslied! ..." wiederholte er unaufhörlich und aufmunternd ...

Aber mit Hanno war es zu Ende. Sein Kopf hing tief auf der Brust, und seine kleine Rechte, die blaß und mit bläulichen Pulsadern aus dem unten ganz engen, dunkelblauen, mit einem Anker bestickten Matrosenärmel hervorsah, zerrte krampfhaft an dem Brokatstoff der Portiere. „Ich bin allein auf weiter Flur", sagte er noch, und dann war es endgültig aus. Die Stimmung des Verses ging mit ihm durch. Ein übergewaltiges Mitleid mit sich selbst machte, daß die Stimme ihm ganz und gar versagte, daß die Tränen unwiderstehlich unter den Lidern hervorquollen. Eine Sehnsucht nach gewissen Nächten überkam ihn plötzlich, in denen er, ein wenig krank, mit Halsschmerzen und leichtem Fieber im Bett lag und Ida kam, um ihm zu trinken zu geben und liebevoll eine frische Kompresse auf seine Stirn zu legen ... Er beugte sich seitwärts, legte den Kopf auf die Hand, mit der er sich an der Portiere hielt, und schluchzte.

Digitized by Google

„Nun, das ist kein Vergnügen!“ sagte der Senator hart und gereizt und stand auf. „Worüber weinst du? Weinen könnte man darüber, daß du selbst an einem Tage, wie heute, nicht genug Energie aufbringen kannst, um mir eine Freude zu machen. Bist du denn ein kleines Mädchen? Was soll aus dir werden, wenn du so fortfährst? Gedenkst du dich später immer in Tränen zu baden, wenn du zu den Leuten sprechen sollst? . . .“

Nie, dachte Hanno verzweifelt, nie werde ich zu den Leuten sprechen!

Aus „Peter Camenzind“ von Hermann Hesse

Noch stärker und lebendiger war eine andere Sehnsucht in mir. Ich wollte gern einen Freund haben.

Da war ein braunhaariger, ernsthafter Knabe, zwei Jahre älter als ich, namens Kaspar Hauri. Er hatte eine sichere und stille Art zu gehen und dazusein, trug den Kopf männlich fest und ernst und sprach nicht viel mit seinen Kameraden. An ihm blickte ich monatelang mit großer Verehrung empor, hielt mich auf der Straße hinter ihm her und hoffte sehnlich von ihm bemerkt zu werden. Ich war auf jeden Spießbürger eifersüchtig, den er grüßte, und auf jedes Haus, in das ich ihn eintreten oder aus dem ich ihn kommen sah. Aber ich war zwei Klassen hinter ihm zurück und er fühlte sich vermutlich der seinigen schon überlegen. Es ist nie ein Wort zwischen uns ausgewechselt worden. Statt seiner schloß sich ohne mein Zutun ein kleiner, kränklicher Knabe an mich an. Er war jünger als ich, schüchtern und unbegabt, hatte aber schöne, leidende Augen und Gesichtszüge. Weil er schwächlich und ein wenig verwachsen war, stand er in seiner Klasse viel Unbilden aus und suchte an mir, der ich stark und angesehen war, einen Beschützer. Bald war er so krank, daß er die Schule nicht mehr besuchen konnte. Er fehlte mir nicht und ich vergaß ihn rasch.

Nun war in unserer Klasse ein ausgelassener Blondkopf, ein Tausendkünstler, Musiker, Mime und Hanswurst. Ich gewann seine Freundschaft nicht ohne Mühe, und der flotte, kleine Altersgenosse benahm sich stets ein wenig gönnerhaft gegen mich. Immerhin hatte ich nun einen Freund. Ich suchte ihn in seinem Stüblein auf, las ein paar Bücher mit ihm, machte ihm die griechischen Aufgaben und ließ mir dafür im Rechnen helfen. Auch gingen wir manchmal miteinander spazieren und müssen dann wie Bär und Wiesel ausgesehen haben. Er war immer der Sprecher, der Lustige, Witzige, nie Verlegene, und ich hörte zu, lachte und war froh, einen so burschikosen Freund zu haben.

Eines Nachmittags aber kam ich unversehens dazu, wie der kleine Scharlatan im Schulhausgang einigen von seinen Kameraden eine von seinen beliebten komischen Aufführungen zum besten gab. Soeben hatte er einen Lehrer nachgemacht, nun rief er: „Ratet, wer das ist!“ Und er begann laut ein paar Homerverse zu lesen. Dabei kopierte er mich sehr getreu, meine verlegene Haltung, mein ängstliches Lesen, meine oberländisch rauhe Aussprache, und auch meine ständige Gebärde der Aufmerksamkeit, das Blinzeln und das Schließen des linken Auges. Es sah sich sehr komisch an und war so witzig und lieblos als möglich gemacht.

Als er das Buch schloß und den verdienten Beifall einstrich, trat ich von hinten an ihn heran und nahm Rache. Worte fand ich nicht, aber

Digitized by Google

ich brachte meine ganze Entrüstung, Scham und Wut in einer einzigen, riesigen Ohrfeige prägnant zum Ausdruck. Gleich darauf begann die Lektion, und der Lehrer bemerkte das Wimmern und die rotgeschwollene Backe meines ehemaligen Freundes, welcher obendrein sein Liebling war.

„War hat dich so zugerichtet?“

„Der Camenzind.“

„Camenzind, vortreten! Ist das wahr?“

„Jawohl.“

„Warum hast du ihn geschlagen?“

Keine Antwort.

„Hast du keinen Grund dazu gehabt?“

„Nein.“

Also wurde ich energisch bestraft und schwelgte stoisch in der Wonne des unschuldig Gemarterten. Da ich aber kein Stoiker, noch Heiliger, sondern ein Schulbub war, streckte ich nach erlittener Strafe meinem Feind die Zunge heraus, so lang sie war.

Entsetzt fuhr der Lehrer auf mich los.

„Schämst du dich nicht? Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß der dort ein gemeiner Kerl ist, und daß ich ihn verachte. Und ein Feigling ist er auch noch!“

So endete meine Freundschaft mit dem Mimen.

Rundschau

Allgemeineres

Kindes-Tagebücher

Kommt die Zeit, die alte treue Muhme,
Gießt die Knospen, und sie werden Blume,
Doch von jeder Art besorglich ein
Knöspchen pflückt sie, tut's ins Buch hinein.
Treibt sie weiter ihre Gärtnerzucht,
Gießt die Blumen, und sie treiben Frucht,
Doch von jeder Art behutsam ein
Blümchen pflückt sie, tut's ins Buch hinein.
Geht der Sommer, kommt der Herbst heran,
Kommt der kühle, stille Winter dann,
Nimmt sie aus dem Schrein ihr Buch zur Hand,
Blatt auf Blatt wird sorgsam umgewandt.
Sieh, die trocknen Knospen blühen auf!
Aus der Blume schwillt die Frucht herauf!
Und noch einmal im Vorüberziehn
Siehst du einen ganzen Frühling blühn.

Diese paar Verse, die ich einmal in ein Kindes-Tagebuch schrieb, drucke ich hier nicht etwa als „Poesie“ ab, sondern nur, weil sie kurz raten, was ich wiederholen möchte: führt Kindes-Tagebücher! In unserm Leiter und in einem Rundschaubeitrage geben kleine Dichter und Dichterinnen eigne echte Geschenkchen ihrer Kunst zum besten, richtiger: Geschenke aus der Zeit, da wir Menschen alle noch Künstler sind. In den Losen Blättern sprechen dann Erwachsene, die Künstler geblieben sind, von der Kinderzeit. Und wir wissen: alle, die Kinder haben, genießen irgendwelche Zeugnisse ihrer Phantasie und ihres Seins so herzlich, wie man nur echte Kunstwerke genießen kann, die zur Naturschönheit führen, oder wie der Naturschönheit, wie des Lebens in voller Unmittel-

Digitized by Google

barkeit selber. Nicht aber wie eines fremden, sondern wie eines holden Lebens, das mit uns, wenn wir Eltern sind, auf das allerinnigste verwachsen ist. Warum hält man so verhältnismäßig selten fest, was man da genießt? Was man täglich gesehen, gehört und miterlebt hat von den Kleinen, das sollte man mit dem Streben nach rückhaltloser Aufrichtigkeit hier kurz verzeichnen. In dem Kindes-Tagebuch, von dessen Dasein das Kind am besten gar nichts weiß, damit keinerlei Befangenheit und auch keinerlei Eitelkeitswunsch entstehe. Auch Bildchen (Augenblicksphotographien!) und sonstige Erinnerungszeichen gehören hinein. Man traue dem Gedächtnis nicht Unmögliches zu: wenn es noch so vortrefflich ist, blasser wird es doch, und wenn es frisch bliebe, es brauchte doch der Anregungen, der Weckrufe. Nur, wer's erfahren hat, weiß, welche ganz wundersame Fülle von Leben in spätern Jahren aus einem Kindes-Tagebuche den älter Gewordenen aufblühen kann, den Eltern wie den Kindern. A

Jugend

Von Lebenskunst spricht man gemeinhin nur im Sinne einer Lebenstechnik, einer bewußten, zielstrebigen Ökonomie der Kräfte, wie sie beispielsweise im Falle Goethes auf Klarheit und Harmonie, im Falle Oskar Wildes auf malerische Wirkung höchst romantischer Art abzielt. Aber ehe noch der Mensch daran denken kann, in diesem gesteigerten, bewußten Sinne zu „leben", tritt eine andere, rohere Aufgabe an ihn heran; die Aufgabe nämlich, sich überhaupt einmal in der Welt zurechtzufinden und die ersten positiven Beziehungen zum Nicht-Ich anzubahnen. Ehe der Mensch „leben" darf, muß er existieren lernen.

Das ist das erste, was der Erwachsene zu vergessen pflegt, daß es auch für ihn einmal sehr schwer war, die Welt überhaupt zu sehen, die Grundbedingungen kennen zu lernen, auf denen sie sich aufbaut, die Logik und Ethik des Nicht-Ichs einzusehen. Da der Mensch ein denkendes Wesen ist, lebt er, sobald die eigentliche Kindheit überstanden ist, vor allem in Begriffen und unter geistigen Gesichtspunkten. Es handelt sich nun darum, diese Begriffe so weit zu machen, daß wenigstens der Teil der Welt, in dem man geistig und körperlich lebt, darin Platz hat.

Denkt man an seine eigne Jugend zurück, so muß man oft staunen, mit welch engen, unzureichenden Begriffen man an die ungeheure Fülle des Lebens herantrat. Und noch mehr staunt man darüber, daß man mit diesem engen, armen, kümmerlichen Weltbilde auch nur einen Tag leben konnte. Wie ist es möglich, fragt man sich, daß ich mir bei diesem gänzlichen Mangel an einigermaßen richtigen Voraussetzungen nicht sofort am nächsten Problem den Schädel einstieß? Und manchem, der sich rückwärts wieder in seine Jugend einfühlend versenkt, mag es zumute werden wie dem Reiter am Bodensee.

Aber nicht nur die begriffliche Einteilung der Erscheinungen fällt dem jungen Menschen schwer. Sie hat ja nur den Zweck, den Menschen den Dingen gewachsen zu machen; immerhin aber kann man schlimmstenfalles dem Unverstandenen gegenüber sich ins Staunen flüchten. Schlimmer steht es mit dem praktischen Verhalten dem Fremden, Feindlichen gegenüber. Da das Leben im jungen Menschen

Digitized by Google

schwach, ungeschickt und zaghaft ist, wagt er es nicht, die Dinge resolut auf sich selbst zu beziehen. Er wagt es nicht, sich zum Mittelpunkte der Welt zu machen, er wagt es nicht, die Dinge an sich selbst zu messen und sie nach seinen Bedürfnissen praktisch zu werten. Die Welt des jungen Menschen entbehrt der egoistischen Pointierung, sie ist innerlich anarchisch und ohne Ordnung. Statt die Dinge auf sich zu beziehen, verliert er sein Leben an die Dinge. Alles hat gegen ihn Recht; enterbt und besitzlos steht er mitten in ungeheuren Schätzen. Er glaubt letzten Grundes gar nicht an sein Recht auf Leben; er hat kein Recht, da er sich keines raubt.

Aus all diesen Verlegenheiten entspringt viel unvernünftiges Leid, für das die Sprache der Erwachsenen kaum einen Namen hat. In den meisten Fällen ist die Zeit der Jugend eine Zeit des Leidens, nur daß dann später die Erinnerung kommt und das Bild mit wohltuenden Fälscherkünsten entstellt. Man sieht rückwärts gewandt nur die Fülle von Möglichkeiten, die man damals besaß, und kommt sich in der geistigen, sozialen und charakterologischen Determinierung des Mannesalters vielleicht verkürzt und verkümmert vor. Als man aber jung war, verfluchte man diese Möglichkeiten und sehnte sich nach Kontur. Man fror in der schwarzen kosmischen Nacht, die einen umgab, und sehnte sich nach dem wärmenden Mantel der Gestalt.

Vielleicht kann zur näheren Ausführung dessen, was hier abstrakt vorgetragen wurde, noch einiges gesagt werden.

Es fällt mir auf, daß sich in den letzten Jahren die literarischen Dokumente häufen, in denen sich genau der hier charakterisierte Zustand „Jugend" spiegelt.

Bekanntlich hat unsere Prosadichtung erst in der allerletzten Zeit die Kindheit des Menschen entdeckt und sich redlich bemüht, das Dumpfe, Vegetative, Ahnungsreiche, das ganz und gar Fremdartige des kindlichen Seelenzustandes darzustellen. Für die hoffnungslose, ja abenteuerliche Einsamkeit, für die tiefe Fremdlingschaft, die das Verhältnis des Kindes zur Umwelt bestimmt, hat manches neuere Buch einen guten, feinfühligen Ausdruck gefunden.

Nun geht man weiter und dringt in die noch viel komplizierteren Wirrnisse des geistigen Pubertätsalters vor. Die blumenhafte Gebundenheit der Kinderzeit, ihr frommes Taldunkel, in das die Dinge der Außenwelt wie grell beleuchtete, romantische Märchenschlösser hereindrohen, ist hier zerstört. Das Kindesalter hat durchaus einen Sinn für sich, es ist innerlich unproblematisch. Das Alter der geistigen Pubertät aber ist seiner Natur nach zwiespältig; die Welt wird schon als Realität empfunden, die Verpflichtung wird empfunden, Bürger dieser Welt zu sein. Und doch mangeln alle Zugänge zu ihr, es mangelt jede Möglichkeit der Verständigung.

Nun tauchen die ganz eigenartigen Pubertätsprobleme auf. Fragestellungen erscheinen, die eigentlich in der Sprache der Erwachsenen gar nicht ausgedrückt werden können, weil sie von ganz anderen Voraussetzungen ausgehen. Unsere Sprache ist von Männern gemacht und auf die Bedürfnisse der Männer zugeschnitten. Sie ist gegründet auf ein klares, sinnenkräftiges Bild der Welt. Der Jüngling aber sieht die Welt gar nicht und spricht schon lange von

Digitized by Google

Sonne, Frühling, Feld und Wald, ehe ihm diese sinnlich-geistigen Daten einmal stark ins Bewußtsein gedrungen sind. Die Sprache hat schon jene merkwürdige Gewissenlosigkeit, jenen Leichtsinn im Leibe, deren der Mensch bedarf, um überhaupt von einem Gedanken zum anderen fortzukommen. So oder ähnlich drückt z. B. Robert Musil in seinem Buche „Verwirrungen des Zöglings Törleß“ das Problem aus, das seinen jugendlichen Helden zumeist beschäftigt. Daß ein Gehirn den Sprung vom einen Gedanken zum anderen wagt und daß es ihn überlebt, darüber wird er nicht Staunens satt. Was ist das für ein Leben der Lüge, der ständigen Unwahrheit, denkt er sich, das ganz aus solchen Übergängen besteht?

Noch klarer spielet sich die typische Situation des Jünglings in Törleß' Stellung zu gewissen Wundern der Mathematik.

Ich, Schreiber dieser Zeilen, erinnere mich noch ganz genau des tiefen Staunens, ja des fassungslosen Erschreckens, als meinem Gehirne zugemutet wurde, die landläufige Theorie der parallelen Geraden in sich aufzunehmen. Sie sind stets gleichweit voneinander entfernt und sollen sich doch im Unendlichen schneiden. Welch ein Wahnsinn! Freilich, denn der junge Mensch weiß ja nicht, daß „im Unendlichen“ ebensogut eine Negation bedeutet wie das Wort: „nicht“. Dann hört man, Null sei eine unendlich kleine Größe. Aber dann müßte doch Null mal Unendlich eine endliche Größe ergeben: Nein, es ergibt Null. Warum? Der Tertianer erfährt es nicht, weil er die Frage nur sich selber stellt. Und wenn er sie an den Lehrer richtete, erführe er es ebensowenig, weil er dessen Beweisführung nicht verstünde. „Denknotwendigkeiten“, würde er sagen. Aber für einen jungen Menschen gibt es keine Denknotwendigkeiten; denn diese entspringen aus dem Willen zum Leben, der Lebenswille ist aber im Jüngling viel zu schwach, um solchermaßen normativ aufzutreten. Er schilt ihn einen Lügner und sucht weiter nach einer Wahrheit, von der er nicht weiß, daß sie der nackte, platte Tod ist.

Dann kommt die Zahl π, vermöge deren man den Kreis als ein Polygon mit unendlich vielen Seiten berechnet. Kann aus einem Vieleck, also einer gebrochenen Linie, jemals ein Kreis, also eine gebogene Linie, werden? Das ist wieder einer der „Übergänge“, vor deren tiefer Unredlichkeit dem jungen Menschen graut. „Der Unterschied zwischen Polygon und Kreis wird bei unendlicher Vermehrung der Vieleckseiten schließlich irrelevant“, sagt die Erklärung. Für wen irrelevant? Für das praktische Bedürfnis, für den Lebenswillen. Und wieder steht der junge Rechner vor der Mauer, die er nicht übersteigen kann, weil das praktische Bedürfnis für ihn überhaupt keine Instanz ist. In jedem Übergang sieht er einen Bruch, und da das Leben, der Wille zum Leben ihn nicht hinüberträgt, bleibt er diesseits stehen oder läßt sich von der Autorität der Großen hinübertragen, nicht ohne das Gefühl, zu einer moralisch minderwertigen Handlung gezwungen worden zu sein.

Für den jungen Törleß bilden die irrationalen Zahlen, in denen immer die Größe $\sqrt{-1}$ vorkommt, den Stein des Anstoßes. Da jede Zahl, positive und negative, ins Quadrat erhoben eine positive Zahl ergibt, ist es logisch un-

Digitized by Google

möglich, eine negative Zahl unter das Wurzelzeichen zu bringen. Das ist so unumstößlich richtig, daß kein Gegenbeweis gilt. Bisher, denkt der junge Rechner, führten mich die Zahlen so sicher durch die Welt der materiellen Werte, und nun sehe ich eine Form vor mir, die keine Spur von Inhalt hat, eine Bezeichnung, der keine irgendwie geartete Realität entspricht. — „Denknotwendigkeiten", sagt der Lehrer wieder. Er könnte auch sagen: „Mythologie" oder „Theologie". Die Vernunft ist bei der Erzeugung solcher Größen wie ein leerlaufender Motor; ihre Gesetze sind eine Gegebenheit, deren Eigenwillen man respektieren muß. Aber dieses Faktum respektiert der junge Mensch nicht; wo ihm die Vernunft wie im vorliegenden Falle in einem knappen Bilde den gesetzmäßigen Weltwiderspruch vor Augen stellt, da taumelt er und zweifelt und wendet sich wenigstens für Augenblicke vom Leben ab.

Denn er kennt die schwere, süße Kunst nicht, den Weltwiderspruch ästhetisch zu genießen, das Welträtsel als ein Kunstwerk anzuschauen und rein durch Anschauen sich zu assimilieren. Dumpf fühlt der Jüngling in sich den Beruf, mit seinem plumpen Werkzeug, der Vernunft, der er rückhaltlos vertraut, die Erscheinungen nachzumessen. Da er die Welt nicht erleben kann, will er sie nachrechnen. Damit gerät er aber bald ans Ende — und dann kommt die Verzweiflung.

Der Jüngling, wie ich ihn hier gezeichnet habe, weiß nicht, daß alles in der Welt auf die Modalitäten ankommt; er ahnt nicht, daß die ganze Schöpfung in erster Linie ein ästhetisches Problem ist, innerhalb dessen logische und ethische Werte nur eine zweitrangige Bedeutung haben. Seine Liebe, seine Sehnsucht gilt nur dem unbedingt Realen, dem Absoluten, dem Ding an sich. Das bedingt Reale, die Erscheinungswelt, entbehrt für ihn alles Reizes. Sein Denken ist wesentlich zerstörerisch; es besteht im „Zerdenken" des uralt heiligen Schleiers der Maja. Da liegt der Gegensatz: das „Anschauen" ist ein immaterielles Schaffen, eine Wiederholung der kolossalen Weltbejahung Gottes; dieses „Denken" aber ist ein immaterielles Verwüsten, eine Wiederholung der Weltverneinung Satans.

Was hier zur Psychologie der geistigen Mannwerdungszeit ausgeführt wurde, erschöpft natürlich bei weitem nicht den ganzen Umkreis von Phänomenen, in denen sich die Tragik der Jugend zu äußern pflegt. Sie ist so vielseitig wie die Krankheiten, die letzten Endes auf ein Nachlassen des Lebenswillens hinauslaufen und die man gewöhnlich Erkrankungen des Nervensystems nennt.

Da kommt ein junger Mann zu mir und trägt mir irgendeine sehr fein und originell gedachte Theorie des Tragischen vor. Im Verlaufe des Gespräches klagt er mit einem Male, daß alle seine Gedanken auf eine letzte, formelhafte, fast zahlenmäßige Ausprägung hindrängen. Und er gesteht sein Staunen über alle die Schriftsteller, die einen Gedanken seitenlang variieren und abwandeln können, die Analogien beibringen und verschiedene Beleuchtungen, die den im Mittelpunkte stehenden Gedanken in bildnerischer Weise abtasten und formen.

Das ist geistige Pubertät. Und ich sage dem jungen Manne: Solange Sie die Bedeutung der Analogien nicht einsehen, dürfen Sie

Digitized by Google

sich trotz Ihres Doktordiploms nicht als erwachsen betrachten. Solange Sie nicht wissen, daß die Analogie nicht nur formell, sondern auch materiell Neues und Wesentliches bringt, so lange dürfen Sie nicht glauben, einen Gedanken gehabt und ausgesprochen zu haben. Einen Gedanken aussprechen heißt ihn gestalten. Ist Ihnen der Gedanke nichts als eine Formel, so fehlt Ihrem Leben jenes künstlerische Element, das ganz ernstlich und ohne jede Mythologie das innerste Geheimnis alles Lebens bildet. Was denken Sie, was aus der Welt geworden wäre, hätte Gott den Gedanken der Welt formelhaft und rein mathematisch gedacht? Auch Denken ist ein Gestalten. Sie kennen Goethe und wissen, was ich meine, wenn ich sage: Es gibt Lazarettgedanken und es gibt tyrtäische Gedanken. Was tyrtäisches Denken heißt, das wird Ihnen so lange verschlossen bleiben, wie Sie an die Formel, an das nackt Reale glauben. Denn: hinter der Formel steht immer noch eine einfachere Formel; wo und wann wollen Sie aufhören zu abstrahieren? Und hinter der einfachsten Formel steht immer noch etwas, dem diese Formel zur Maske dient.

Was ist das?

Ich nenne es: Der Tod. —

So ist es um die Jugend bestellt. Mit einer Voraussetzungslosigkeit, die schön und schrecklich ist, tritt sie an die Welt heran. Immer wird in den Herzen der Jugend Pan seine Tempel haben, der Gott des kreisenden Schwindels, der Gott der geistigen Platzangst. Und immer wieder wird er verdrängt werden von Apollon, dem Künstler, der die Form und das Feste bringt. Ewig wird das proteische Prinzip der unbegrenzten, formlosen Möglichkeiten von dem orphischen Prinzip der Gestaltung abgelöst werden. Das ist moderne Mythologie. Denn alles, was wir über das Ewige und Immerwiederkehrende des Weltverlaufes sagen können, muß Mythologem sein.

Es will der Pan die Form berennen,
Es will die Form den Pan nicht kennen;
Es tobt im Leibe der Gestalt
Urfrommen Heimwehs Allgewalt,
Und Heimweh sehnt sich nach der Erde
Und liebt die Grenzen und das Maß.
Die Liebe aber spricht ihr „Werde“
Und treibt es fort ohn Unterlaß,
Der Welt verworrenes Wunderwesen,
Des Widerspruchs gewaltigen Gang,
Davon wir in den Büchern lesen
Weisfagung, Seufzen und Gesang.

Wilhelm Michel

Dichtende Kinder*

„Einmal, als es eben Abend werden wollte, da kroch eine kleine grüne Raupe über den Weg. Und da begegnete sie einem Hirschkäfer. Und zu dem sagte sie: »Sage mal, wollen wir nicht mal ins Theater? Heute abend ist nämlich ein Opernstück.« Da sprach der Käfer: »Ach Gott nein, ich bin ja noch gar nicht angezogen. Ich will jetzt schnell in mein Haus und will mich anziehen.« Da sagte die Raupe: »Ach, ich wart gleich, ich setz mich derweil in Ihren Garten.« — Nun kam ein schönes blankes Auto, mit Rosen geschmückt, aus dem Tor gefahren, mit zwei Fröschen drauf — das waren die Chauffeure. Nun

* Wir bringen diesen Aufsatz im heutigen „Kinderhefte“ des Kunstwarts nicht obwohl, sondern weil er denselben Gegenstand wie unser Leitaufsatz behandelt. Übrigens ist er reichlich ein Jahr früher als der Leitaufsatz geschrieben worden.

Digitized by Google

stieg die Raupe ein. Dann stieg der Käfer ein, und nun ging's im Fluge den Berg hinab. Da rief aber die Dame: »Nicht zu schnell!«, weil sie so Angst hatte. Endlich waren sie unten. (So ein Auto von so einer Raupe und so einem Käfer, das geht so schnell, so wie eine Fliege fliegt.) Da unten kamen sie an eine Höhle von einer Maus. Das war das Theater. Dort am Eingang standen die Portiers, das waren die Leuchtkäfer. Die leuchteten den vielen Leuten gleich selber; denn es war schon ganz dunkel geworden. Da zogen sie ihnen die Sachen aus, und nun gingen sie schön geschmückt rein. Als sie rein kamen, da tanzten schon viele im Saale rum. Ein ganz großer Leuchtkäfer flog immer oben an der Decke des Saales rum — da war's aber hell! Da sprach eine Maus: »Machen Sie mal ein bißchen weniger Licht! Denn sonst blenden Sie ja die Schauspieler so, daß sie blind werden.« Nun kamen auf einmal aus einer großen Türe sehr viel Musiker: Einer, der hatte die Pauke, das war ein Krebs. Dann war ein Frosch, der blies auf einer Trompete. Da war eine Ratte, die schlug den Takt mit dem Schwanze. Dann kam ein Hirschkäfer an, der hatte den Schellenbaum. Dann war da eine Menge Zirpgrillen, eine, die machte Harmonika, die andern, die spielten Geige, und eine hatte noch eine Zither. Und eine Maus spielte Klavier. Jetzt kamen viele reingetanzt: Fünf Schauspieler, das waren Tanzmäuse, und dann zehn Schauspieler, das waren Leuchtkäfer, und wieder acht Schauspieler, das waren Raupen, und dann noch zwei, das waren Frösche. Der eine Frosch, der quakte so, daß die ganzen andern Damen und Herrn vom Tanzen aufhörten — sie fanden das so wunderbar! Da sagte der Hirschkäfer: »Ist es denn nicht Zeit, nach Hause zu gehen?« »Ach nein,« sagte die Dame, »es ist ja noch eine Stunde Zeit.« Aber da sagte der Hirschkäfer: »Dann ist es ja aber zwei Uhr, wenn wir nach Hause kommen.« Aber da sagte die Raupe: »Ach, das schadet doch nichts, da schlafen wir morgen eben bis zehn Uhr.« — Bald war die Stunde um. Nun setzten sie sich wieder in das Automobil und fuhren wie der Wind den Berg hinauf. Als sie oben waren, ließen sie von den Dienern das Automobil wieder runterfahren, und auf der andern Seite wieder den Berg hinauf. Und da waren sie zu Hause."

Drei Siebenjährige. Ich war mit ihnen im Walde gewesen, und wir hatten im Sand eine Raupe liegen sehen, die sich eben einpuppen wollte. Nun war „Anschauung" gewesen, und wir hatten dabei, ganz sachlich, auch ihrem Leben ein wenig nachgesonnen. Dann kam „Deutsch" an die Reihe. „Ein Märchen!" bettelten die drei. „Gut, aber wollt ihr mir nicht mal eins erzählen? Ihr sagt doch, ihr machtet manchmal welche, so abends im Bett?" Und richtig, es waren kaum fünf Minuten um, da hatte ich schon zwei ordentliche kleine Märchen nachstenographiert, eins „Der Zwerg und der Fuchs und der Hahn" und eins „Es war einmal ein Bär und eine Ziege und ein Elefant . . .". Und nun waren sie drin, und der Phantasiebegabteste von den Dreien fing was Neues an: Von der Raupe; halb war die Geschichte zu Ende, da gefiel sie ihm nicht mehr, und er begann von vorn und erzählte, — erzählte, was der Leser eben gelesen hat. Und allen Dreien war's ein fröhlicher Ernst, treu

Digitized by Google

zu gestalten, was in ihrer Phantasie lebendig ward. Der kleine Märchenmeister freilich fand immer selbst das beste Wort, und nach meiner Hilfe verlangte ihn nur zweimal, als der Ausdruck ihm nicht dienen wollte („Die leuchteten . . ." und einiges bei dem Stück von den Schauspielern). So saß ich denn nur da und schrieb, was er erzählte. Bis er fertig war. Aber da war er doch noch nicht fertig, denn: „Aber anstatt um zehn standen sie um sieben auf, und da sagte der Käfer: . . ." so fing's von neuem an, und nun wurde noch ein Märchen. Als die ganze Geschichte zu Ende war, mußte ich sie noch einmal vorlesen, sie sollte heißen: „Von dem Tiertheater und von der Tierpartie".

Ich dachte an den Lehrplan, den einzuhalten ich verpflichtet bin: „Die Kinder schreiben kleine Sätze auf, welche beim Anschauungsunterrichte gewonnen und an die Wandtafel teils wörtlich, teils in ihren Hauptteilen angeschrieben worden sind. Diese Niederschriften erfolgen anfangs nur unter Leitung des Lehrers in der Schule, später nach gegebenen Stichwörtern zu Hause. In das Aufsatzheft ist wöchentlich eine solche Niederschrift einzutragen." Für diese Woche war die Möglichkeit dazu freilich wieder vorbei.

Aber im Sinne des genannten Lehrplans, nach dem „auf der untersten Stufe Gedanken und Ausdrucksformen (für den Aufsatz) unter Anleitung des Lehrers genau festgestellt werden" müssen, hätte ich die Kinder in jener Stunde „anleiten" müssen, einen „Aufsatz" zu „erarbeiten" wie etwa diesen: „Im Garten. — Der Garten grenzt an das Haus. Er ist von einem Zaun umgeben. Im Garten wachsen Blumen und Kräuter. Ich bin ein Freund der Blumen. An der Rose habe ich ganz besondere Freude. In manchen Gärten gibt es auch Wein. Die meisten Blumen blühen im Mai. Im Sommer ist jeder Baum voll Laub." Dieses „Sprachstück", das vielen die ganze Öde ihrer ersten Schuljahre wieder in der Erinnerung heraufsteigen lassen wird, ist der „Sprachschule" entnommen, die im Bezirk benutzt wird, und die erst im Jahre 1906 neu bearbeitet worden ist. Das Stück charakterisiert die Vorstellung von der sprachlichen Leistungsfähigkeit und vom „Aufsatz" Siebenjähriger, die im Lehrplan zur Geltung kommt, charakterisiert auch die sehr, sehr große Mehrzahl der Arbeiten, die die Aufsatzhefte der Kleinen noch heute füllen. . . .

Hier, als Leben heischendes Leben das Kind mit der von innen heraus organisch wachsenden sprachlichen Kraft, mit dem sein ganzes seelisches Leben beherrschenden Drange zu produktiver (und reproduktiver Phantasiebetätigung, kurz: das Kind als Künstler — und dort, als gebietende Macht der grobe Geist des Lehrplans, der Geist einer kindfremden, altgymnasial gefärbten Schule, der Geist, der da meint, die Kindesseele wie eine Knetmasse beliebig formen zu können, ihm „die Sprache" als einen „Stoff" Stück um Stück „beibringen" zu können.

Der Gegensatz besteht noch heute.

Das allein soll die geschilderte Episode wieder einmal zum Bewußtsein bringen. Es kann nicht oft genug gesagt werden. Denn noch ist der Geist nicht gar tief und weit vorgedrungen, in dem seit alters alle Pädagogen von innerem Beruf, und neuerdings namentlich Anthes, Gansberg, H.

Digitized by Google

Scharrelmann und andre* auf dem berührten Gebiete wirken.

Sicherlich: So stark phantasiebegabt und so formal gewandt wie unser Märchenerzähler sind bei weitem nicht alle Kinder. Und vieles (zwar gerade nicht das Erfreuendste) an seinem Geschichtlein ist nur möglich gewesen auf Grund seiner besonderen Lebensverhältnisse. Gewiß auch: wollte man aus dem Angedeuteten alle Konsequenzen für die heutige Unterrichtspraxis ziehen, so müßte man in einem dicken, dicken Buche viel Altes und viel Neues sagen.

Zugegeben endlich: Unsre Schule hat den Verhältnissen gemäß zunächst sehr profane, rein praktische Zwecke, die sich nicht mit dem decken: dem Kinde Gelegenheit zu produktiver Phantasiebetätigung zu geben. Aber: Sollten nicht gerade auch diese praktischen Zwecke weit besser erfüllt werden, wenn man auf die Natur der Kinder einginge, statt zur „Verkrüppelung ihrer Seelen" beizutragen, wie sich schon vor 1½ Jahren Eberhard von Rochow ausdrückte?

R. Henseling

* Es sei hier besonders auf die Reformpädagogen hingewiesen, die um Berthold Otto und R. Pannwitz stehen, und die mit feinem Verständnis auf die Natur des Kindes einzugehen bemüht sind — trotz aller, zum Teil recht unangenehmen Überspannung, mit der sie Ottos Idee der Altersmundart und Zur Lindes und Pannwitz' Meinung von der Entwicklung des Dichterdeutsch auf die Praxis anwenden. Wer sie kennen lernen will, abonniere einmal auf den „Heiligen Garten" (Verlag Scheffer, Leipzig, jährlich 2 M.) oder lasse sich einen Prospekt des Verlags K. G. Th. Scheffer, Leipzig, senden.

Macht auf das Tor!

heißt eine gute Sammlung deutscher Volks-Kinderlieder, die Maria Kühn im Verlag von Karl Robert Langewiesche herausgegeben hat. Man kann sie empfehlen, da sie nicht nur mit umfassender Kenntnis der einschlägigen Literatur gemacht ist, sondern auch von Beteiligung mit dem Gemüte zeugt. Man findet da Wiegen-, Schlaf- und Koselieder, Morgen- und Abendlieder, Kniereiter- und Schaukellieder, Tanz-, Scherz-, Jahres- und Naturlieder, Tierverse, Neckmärchen, Schnellsprechübungen, Abzählreime, Ringelreihen und Liederspiele. Die Verfasserin widmet ihr Buch den Müttern und nicht minder „Großen Leuten", die einfältigen Herzens noch einmal das Kinderland durchwandern möchten. Aber ihre eigentliche Bestimmung vollenden diese Liedchen und Verschen im Munde der Kinder selbst. Besonders städtischen Familien, die im Sommer aufs Land gehen, wird die Sammlung willkommen sein, da sie hier einen wohlgesichteten Stoff und mannigfaltige Anregung für die Vergnügungen ihrer Kleinen im Freien finden werden. Zur Begleitung der Singlieder eignet sich wohl am besten die Gitarre in der Hand der Mutter oder der Aufsichtsperson, die wenigen, hierzu erforderlichen Griffe sind ja in drei Tagen für jedermann leicht zu erlernen. B

„Von der Kindesseele"

So heißt ein Buch, das Gertrud Bäumer und Lili Droescher bei Voigtländer in Leipzig herausgegeben haben und das „Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie" enthält. Es ist zunächst als Hilfsmittel für den pädagogischen und psychologischen Unterricht in Lehrer-, Lehrerin- und

Digitized by Google

Kindergärtnerin-Seminaren sowie in Fortbildungsschulen für junge Mädchen gedacht, um an die Stelle erkünstelter oder dem Leben der Erwachsenen entnommener Beispiele von Anfang an solche aus dem Leben des Kindes zu setzen. Aber es kann weit über die Schule hinaus nützen und weit über sie hinaus erfreuen. Überall, wo Freunde der Jugend — und wo Freunde der Dichtung sind. Denn das ist das Gute: die Verfasserinnen haben „Kunstgefühl", sie wußten Dichtung als Ausdruck des Lebens von papierner Literatur zu unterscheiden und auch Dichtungen gesunder Kraft von solchen überreizter Schwäche. So haben sie eine vorzügliche Anthologie zustande gebracht von Beiträgen der Art, wie sie die Losen Blätter unter der Überschrift: „Aus Kindheitsgeschichten" bringen. Gedichte in „gebundener" Form haben sie für ihren Zweck nicht berücksichtigt, es ist nur Prosa vertreten. Von Bedenken gegen einzelne wenige Stücke, die wir für nicht geeignet halten, wollen wir hier nicht einschränkend sprechen; es versteht sich ja von selber, daß über einzelnes die Meinungen auseinandergehen können. Auch hinsichtlich der Einteilung und Ausstattung des Buchs ließe sich Ähnliches sagen. Als Ganzes verdient die Sammlung auf jeden Fall auch an dieser Stelle die wärmste Empfehlung.

Kinderbibliotheken

Letzthin sprachen wir hier (XXII, 13) von den Beziehungen zwischen Wirtschaftsleben und Schule mit dem Ergebnis, daß die Gegenwart zu neuen Schulformen dränge und sie vielfach auch schon aus sich heraus treibe. Eine dieser Neugestaltungen ist die Kinderbibliothek. Ganz entsprechend dem Vorrang in wirtschaftlicher Beziehung trat der Gedanke der Kinderbibliotheken zunächst in Amerika in die Erscheinung. In Nordamerika hat, wie Dr. Ernst Schultze jüngst im „März" berichtete, fast jede gut geleitete „Freie öffentliche Bibliothek" ihre Kinderbibliothek. Die Bewegung griff aber auch schon nach Deutschland über, Mannheim und Hamburg haben schon ihre Kinderlesehallen, und Berlin und Frankfurt, Köln, Breslau, Bremen, Hannover, Charlottenburg und Heidelberg wollen bald dem Beispiel folgen. Allem Anschein nach wird die Kinderbibliothek bald eine regelmäßige Abteilung der Volksbibliotheken darstellen.

Immer geringer wird der erziehliche Einfluß, den die erwerbstätigen Eltern auf ihre Kinder ausüben können, darum brauchen wir Stätten, wo die Kinder unter verständiger Anleitung guter Lektüre zugeführt werden. Weil die Bewegung bei uns aber noch erst im Beginnen steht, darf man darauf aufmerksam machen, daß es hier verschiedene Wege vorwärts gibt.

Die Angliederung der Kinderlesehallen an die Volksbibliotheken ist gewissermaßen der „inoffizielle" Weg, den die Elternschaft betritt, um ihren Kindern gute Lektüre zu verschaffen. Die Gefahr liegt nahe, daß nur dieser Weg beschritten werde, das würde aber eine Ausschaltung von Kräften bedeuten, die besser mit zum Werke gerufen würden, nämlich der Schulen. Der Versuch müßte gemacht werden, auch sie zu diesen neuen Aufgaben heranzuziehen. Es gibt Schulbibliotheken, es gibt Lehrzimmer, die stundenlang leerstehen — ein entsprechender Ausbau dieser Büchereien, die Benutzung der Klassenzimmer zum Lesen wären daher Dinge der Möglichkeit. Schon meldet das Zentralblatt für Volks-

Digitized by Google

bildung, in Charlottenburg würden einige Schulklassen als Leseräume am Nachmittage freigegeben. Wenn dazu noch die Lehrer als Berater hülfen, bekäme die Schule neue Bedeutung und würde den Kindern auch noch lieber.

Das zweite ist, daß es bei den Kinderbibliotheken nicht bleiben kann. Schon in Amerika zeigt sich dies in der Praxis. Die Kinder wollen nicht nur lesen, sondern auch spielen oder sich vorlesen lassen. Es wäre auch Unsinn, Kindern immer und wieder nur Lektüre anzubieten. Das städtische Volksbildungssekretariat in Heidelberg stellt gegenwärtig ein Modell aus, das, vom Bibliothekar Georg Zink erdacht, den Plan eines Volkskinderheims darstellt. In diesem Zusammenhange sei nur erwähnt, daß der Gedanke des Volkskinderheimes eine Erweiterung der Kinderbibliotheken bedeutet, es will den Kindern ein Heim sein für Spiel und Arbeit während der schulfreien und aufsichtslosen Stunden. So ein Kinderheim könnte dann sowohl den Volkslesehallen wie auch den Volksschulen angebaut werden. J. L. S.

Theater

Berliner Theater*

Außergewöhnliches wie Reinhardts dreifache Faustaufführung am Deutschen Theater in Berlin verdient langsam betrachtet und sorgsam gewürdigt zu werden. Ein eiliges Referat unmittelbar nach den einzelnen, zum Teil so stark voneinander abweichenden Darstellungen würde selbst wieder den gefährlichen Mächten der Überstürzung und der Sensation verfallen, denen die drei Abende ihren reichlichen Tribut gezollt haben. Denn das ist doch das Bezeichnende dieses Unternehmens: Goethes „Faust“ ist hier nicht bloß als ein willkommenes Objekt der szenischen Regie benutzt worden — das ist er von jeher gewesen, von Klingemanns erstem Versuch an bis auf Wilbrandt, L'Arronge und das Münchner Künstlertheater —, er ist auch, um einmal ganz handwerksmäßig zu reden, zu einer Art Gesellenstück der persönlichen Schauspielkunst — ja, sagen wir's nur gerade heraus: herabgewürdigt worden. Sich damit abzufinden, wird dem unbefangenen Betrachter um so schwerer, je höher er den künstlerischen, sittlichen und nationalen Wert dieses poetischen Heiligtums schätzt. Man erträgt, scheint mir, leichter eine mittelmäßige Aufführung dieses Werkes, sobald sie nur ein klein wenig innere Geschlossenheit hat und Dauer verbürgt, als drei schnell aufeinanderfolgende, von denen jede neue überraschende oder aufschlußreiche Neuheiten bringt, keine einzige aber den Eindruck des Experiments, des Tastenden, des absichtlich Suchenden vermeidet. Die Gerechtigkeit befiehlt uns, an dieser Unternehmung außer dem das Ganze durchdringenden Eifer tausend Einzelheiten anzuerkennen, zu loben, zu bewundern; gleichzeitig aber zuckt unsre Liebe zu der Dichtung unter diesen „neuen Errungenschaften“ zusammen und fühlt sich beleidigt, wenn sie erkennen muß, daß trotzdem die Seele des Werkes keinen nennenswerten Gewinn davongetragen hat.

Doch noch einmal: man komme uns nicht wieder mit dem altbeliebten Vorwurf, Reinhardt verzettele sich an Regieäußerlichkeiten!

* Die Oster-Aufführungen des Fausts an andern deutschen Bühnen, die wir auch abwarten wollten, haben nichts Neues geboten.

Digitized by Google

Wo er sich darum diesmal bemüht hat, gibt es wirklich noch mancherlei zu tun. Den Erdgeist als reine „Flammenbildung“ darzustellen, ist mehr als ein geistreicher Einfall, ist ein gehorsamer Versuch, Goethe recht zu verstehen und seiner vorausfliegenden Phantasiekraft die nachträgliche technische Erfüllung zu geben. Auch über die beste, eindringlichste Erscheinung des spirituellen Gegenparts dieses Geistes in der Domszene lohnt es sich zu streiten. Reinhardts doppelter oder eigentlich dreifacher Versuch hat uns gelehrt, daß es mit bewußter mimisch-dramatischer Ausdruckskunst, wie Adele Sandrocks Böser Geist sie versuchte, heute nicht mehr geht, daß die Erfüllung der Aufgabe vielmehr im Nebellande des Mystischen und Unheimlichen liegt und daß uns die Phantasie an die Hand nehmen muß, sollen wir folgen. So versuchte es Gertrud Eysoldt, entschiedener noch Tilla Durieux, und ihr Sieg über die alte Schule war unverkennbar. Die szenischen Gestaltungen, die Reinhardt dem Prolog im Himmel und (am dritten Abend endlich) der Walpurgisnacht gab, stammen aus zwei verschiedenen Reichen, die keine Brücke verbindet. Dort äußerste Bemühung der Zuschauerphantasie — neben Gott Vater blieben auch, gegen Goethes Absicht, die drei Erzengel unsichtbar und der Himmel vertauschte seine strahlende Heiterkeit gegen ein drückendes Urweltdunkel —, hier auf der wie ein Karussell in Bewegung gesetzten Drehbühne ein Übermaß an Elementenlärm und wüstem Hexengedränge, daß nicht bloß die Gewalt und Schönheit der Worte, daß auch das Überirdisch-Gespenstige der Gretchen-Erscheinung, mit in den Vordergrund gerissen, darüber verloren ging. Wenn ich den übrigen Szenenbildern noch ein gemeinsames Wort gönnen soll, so fürchte ich, daß ein in technischen Dingen Erfahrenerer als ich Lob und Tadel auf die ebenso trätable wie heimtückische Drehbühne wälzen wird. Sie bringt mit ihren verzwickten Segmenten manchmal, namentlich überall da, wo es auf Heimeligkeit und Enge ankommt, höchst reizvolle Raumgestaltungen zuwege, drängt dann aber auch wieder Auftritte, die das Dämmer der Ferne brauchen, aufdringlich deutlich in den Vordergrund und zersplittert andre durch unruhige Zerteilungen. Sie ist ein guter Diener, wo man sie im Zaume zu halten vermag, aber ein schlechter Herr, wo man ihr durch allzu häufigen schnellen Szenenwechsel auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist.

Das alles aber liegt nur an der Peripherie der Aufgaben, die der „Faust“ stellt. Er braucht zwei Schauspielerpersönlichkeiten ersten Ranges; wer über die nicht verfügt, sollte die Hand davon lassen. Fehlen sie, so müssen alle Bestrebungen, an den Umrissen der Gestalten neue Nuancen anzubringen, seien sie noch so ehrlich, leidenschaftlich oder geistvoll, um so peinlicher berühren. Ein undeutscher Faust wie der von Alexander Moissi ist und bleibt unerträglich, auch wenn das dunkle Alchimistenfeuer, das in seinen ersten Monologen glüht, noch weit glutvoller, brennender und verzehrender loderte. Dieses knabenhafte Erstaunen eines in die Welt Hineinhorchenden muß fundamentstürzend wirken, wenn man sich durch solche Neuerungssucht eines exaltierten und verwöhnten Ehrgeizes nicht seine Gefühle verwirren läßt. Beregis Faust ist völlig undiskutierbar. Er schwankt

Digitized by Google

zwischen zuckerbäckerhafter Süßlichkeit und schwammiger Weichlichkeit auf der einen Seite und bald hohler bald brünstiger Aufgeregtheit auf der andern. Diese Leistung hätte die Regieschule nie verlassen dürfen. Bleibt der Faust Kayßlers. Eine Erfüllung bedeutet auch er nicht. Das eine aber ist gewiß: einen deutscheren Faust als diesen wird man auf der deutschen Bühne kaum noch finden. Die ersten Szenen, da, wo Faust so leidenschaftlich schwer mit sich selber ringt, wo sein aufwärts strebender Fittich sich gegen das dumpfe Grüblertum stemmt, überholt so leicht keiner, auch wenn das schauspielerische Genie ihn mit dreifach so glänzenden Temperamentsgaben bedacht hätte. Hier ist jedes Wort durchfühlt, durchlebt, durchlitten, unter jauchzenden Freuden oder marternden Schmerzen neugeboren. Aber leider erhellt sich dieser Menschheitsfluch nicht, als aus dem Denker und Grübler der beherzte, heiter aufgeschlossene Liebhaber werden soll; auch in den Gretchenszenen schatten und lasten die dunklen Flügel des Schicksals über diesem schon in der Maske viel zu düstern Haupt. Neben solchem Mangel an Beweglichkeit will es wenig bedeuten, wenn die Wandlung des alten in den jungen Faust auf diese Art leichter glaubhaft erscheint. Lieber zwingen wir uns zu dem Wunderglauben an den Verjüngungstrank der Hexenküche, als daß wir uns von dem Weltschmerzler Faust die schwebende Poesie der Gretchenszenen erdrücken lassen. War es hier nur die geistige Fülle, die wir vermißten, so war es bei Schildkrauts Mephisto der Mangel an all und jedem geistigen Wuchs, der um so empfindlicher enttäuschte, je wilder man diese geistige Anmut von allerlei witzigem Hokuspokuskram übersponnen sah. Auch Paul Wegeners Mephisto kam nicht recht vom Boden empor; er kroch mehr als er schritt; er war das Tier, das sich mit Wonne in Staub und Dreck wälzt. Aber dennoch: diese aus dem Schoß der kreisenden Erde geborene Gestalt hatte eine gewisse Größe, wäre es auch nur die der Konsequenz in der Gemeinheit. Vergebens sah man sich nach dem Kavalier um; Wegeners Mephisto schraubte sozusagen Goethes „Faust“ von 1808 um ein Vierteljahrhundert in seiner Entwicklung zurück: er gab den Diener des Erdgeistes, als den noch der Ur-Faust die Gestalt fast ausschließlich nimmt.

Lauter Teile und Unzulänglichkeiten — wo bleibt das Ganze? Zuviel für dich, Gretchen, diese Bruchstücke alle zu überleuchten, allein durch dein Da-Sein, durch deine Einfalt, durch deine liebe stille Natur. Denn weiter darfst du doch nichts geben, zumal wenn du Lucie Höflich heißt. Diese Leistung ist deshalb so groß, weil sie im ersten Teil ihrer Aufgabe nur das Es in sich spielen läßt, das Persönliche ganz zurückdrängt hinter das Typisch-Volkstümliche, dafür aber dann in dem Monolog „Meine Ruhe ist hin“, mehr noch in der Zwingerszene dieser Selbstverständlichkeit den Stil der Größe findet und in der Kerkerszene endlich, immer noch sich steigernd, zur markerschütternden Tragik aufsteigt. Diese nirgends neue, nirgends überraschende, sondern nur die besten alten Gretchen-Gestaltungen mit neugeborner Empfindungstiefe neu bestätigende Leistung ist gewiß wertvoll — aber ist sie, einsam in ihrer Vollendung, für den ganzen Faust, für den ersten und den zweiten Teil bedeutsam genug, um die

Digitized by Google

Unzulänglichkeiten in den beiden Gipfelaufgaben zu verdecken?

Friedrich Düsel

Vom kleinen Mozart

Musik

Eine anmutige Gabe legt der Verlag Breitkopf & Härtel den Musikfreunden auf das Notenpult: Die Londoner Klavierstücke, die der achtjährige Mozart auf seiner Londoner Konzertreise komponiert hat. Sie läßt uns mit Staunen in die reiche Phantasiewelt des Knaben einblicken. Zierliche Menuette, Allegros, Prestos, Adagios, Fugen sind da, an denen man heute noch seine Freude haben kann. Mit Recht bemerkt der sorgsame Herausgeber Schünemann, daß sich der fertige Mozart, das Ritterliche und Sinnige seiner Weisen, seine Kantabilität und seine typischen Formeln hier schon in den Themen und ihren Entwicklungen ankündigt. Ich wünsche dem schmucken Notenheft, das in der Ausstattung dem Original nachgebildet ist, weite Verbreitung. Nur — gerade in Kinderhände möchte ich's nicht gerne gelegt sehen, so gut es technisch vielfach für sie paßt. Man soll diese Stücke nicht abklimpern, man muß reif sein, um sich an ihrer süßen Unreife zu freuen, man muß den Ernst des Lebens kennen, um sich in dieser Spielseligkeit zu erheitern, man muß ein bißchen müde sein, um sich an ihrer Morgenfrische zu erquicken. B

Die Verulkung des Märchens in der Illustration

Bildende Kunst

Ich habe ein illustriertes Märchenbuch vor mir, und zwar noch eines der allerbesten aus der neueren Zeit. Was sehe ich? Operettenkönige und Königinnen, possenhafte Höflinge, Fastnachtsnarren, feiste Menschenfresserköche, das Volk in allerlei vergangenen oder nie dagewesenen Trachten verkleidet, bald in Biedermeier, bald in Landsknechte, bald in kokette Marquis aus der Regence, dazwischen plötzlich wieder ultrarealistische Figuren wie vom Fischmarkt photographiert neben wesenlosen Klischees aus französischen Romanillustrationen der 1830er Jahre, dazu entweder ein regennüchterner Stadthintergrund oder, um das Märchen zu markieren, phantastisch bizarre Ungegenden mit fratzenhaften Ungeheuern im Stile Dorés. Was ist das? Das ist Grimasse, das ist humorverlassener Ulk, aus den Weihnachtsvorstellungen, Karnevalsaufzügen, Ballettpantomimen und vor allem aus der französischen Operette bezogen. Und woher hat es die französische Operette? Sie hat es davon, daß der Franzose als ein Verstandesmensch das Märchen nicht ernst nimmt und sich durch Ulk für die Unwahrscheinlichkeiten der Erzählung glaubt entschädigen und entschuldigen zu sollen. Nun frage ich: Haben wir die nämlichen Anschauungen vom Märchen? Ich denke, wir halten das Märchen für eine tiefsinnige herzinnige Poesieform, für epische Volkspoesie, nicht minderwertiger als die Volkslyrik. Und da soll uns ein Zeichner mit seinen flüchtigen Schnurrpfeifereien aufwarten, die er selber nicht ernst nimmt und die sich über den Inhalt des Märchens lustig machen? Wer ein Märchen illustrieren will, soll uns jedenfalls nicht die Poesie des Märchens zerstören, es gibt da nichts zu karikieren und nichts zu naturalisieren; die Poesie des Märchens ist innig und warm, und wo es lacht, ist das das Lachen des Humors, der das Alltägliche verklärt, aber nie das grinsende Lachen der nüchternen spöttischen Verstandesüberlegenheit. Doch was braucht es vieler Worte? Wie ein Märchen durch den Stift zu schmücken sei,

Digitized by Google

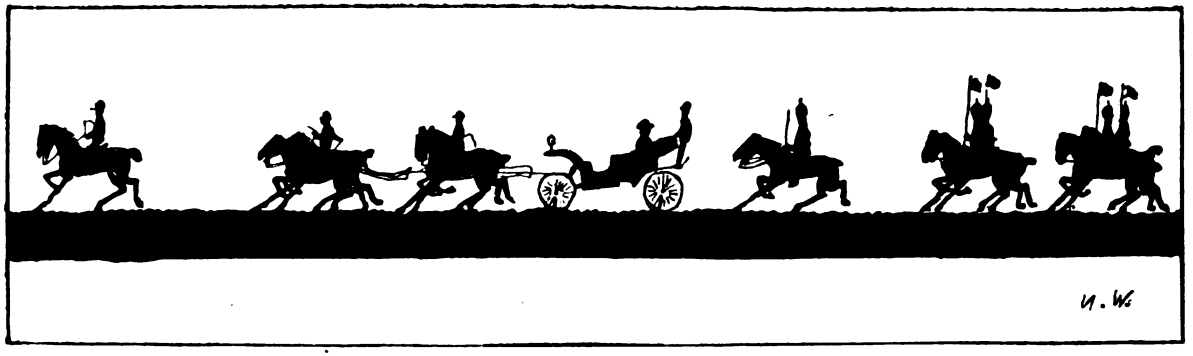
davon haben wir ja vortreffliche Beispiele: Schwind und Ludwig Richter. Und was ist ihr Geheimnis? Schwind und Richter erkennen die Märchen der Luft und Landschaft; in diese haben sie sich mit dem Herzen hineingelebt, und darum wirkt bei ihnen eine schwache Horizontlinie, ein Taubenflug am Himmel so innig und so märchenhaft, und darum vermögen sie die Märchenerzählung noch zu vertiefen, indem sie sie beseelen und beseeligen.

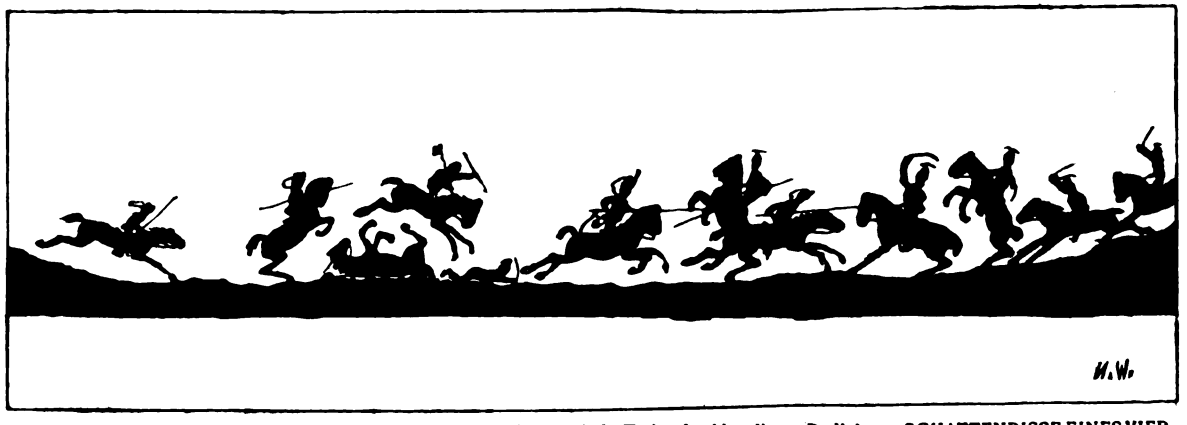
Carl Spitteler

Ludwig Richter und das Kind

Ein Vater zeigte seinem Kinde, das die Woche über sich mit anderen, wenn auch ausgewählten Bilderbüchern beschäftigte, jeden Sonntag ein Blatt von Ludwig Richter. Die Mutter kam mit heran, das Bild zu betrachten, das der Vater erklärte, mit wenigen, aber herzlichen Worten, zunächst nur auf den Hauptgehalt der Darstellung hin. Dem Kinde wurde warm dabei, und oft genug übernahm es selbst die Erklärung, indem es in kurzen Ausrufen lebhaft hinwies auf diese oder jene Gestalt, von deren Anblick es gerade bewegt wurde. Dieses Viertelstündchen am Sonntag wurde dem Kinde bald eine wahre Festzeit mit einer Art Weihnachtsstimmung, auf die es sich die ganze Woche freute. Und die Eltern freuten sich mit. Im ersten Jahre wurden die vier Hefte von „Fürs Haus“ betrachtet, die die vier Jahreszeiten darstellen und gerade für die zweiundfünfzig Sonntage und für die Festtage reichen. Natürlich besah man im Frühling eben den Frühling, im Sommer den Sommer usw. So war für das Kind die natürlichste Verbindung von Leben und Kunst gegeben: was es draußen im Gärtchen oder auf Ausgängen mit den Eltern durch Wald und Flur in Wirklichkeit sah, das fand es, oft jauchzend vor Vergnügen, im Bilde wieder; und sichtlich empfand es im Bilde nicht nur die Wirklichkeit, sondern auch ihre innige Verklärung. Der Vater machte sich die Freude, wenn ein Bild mit einem dem Kinde noch unbekannten Gegenstande nahte, ihm diesen im Laufe der Woche erst in Wirklichkeit zu zeigen. So ging er mit ihm in eine Mühle, eine Schmiede usw., und wenn dann am nächsten Sonntag diese Stätten mit ihren Menschen und ihrem Treiben im Bilde erschienen, so war im Wiedererkennen des Kindes Freude doppelt groß. Aber die Freude blieb nie am Gegenstande allein haften, sie umfing stets auch die Stimmung, den Gehalt des Bildes mit. Weilte beim Betrachten zunächst Blick und Gemüt auf den Hauptträgern dieses Gehaltes, so wies der Vater dann allmählich auch hin auf die Fülle schöner Einzelheiten im Umkreis und ließ das Kind selber suchen, was es mit großem Eifer tat, jeden entdeckten neuen Zug mit Entzücken begrüßend. Und dieses fröhliche Suchen blieb ihm fortan eigen. Als vier Jahre später in seinem achten Lebensjahre Dürers Randzeichnungen zu Kaiser Maximilians Gebetbuch sein Lieblingsbuch geworden, war es ihm eine immer neue Lust, vom Ansatzpunkte des Stiftes des Künstlers aus dem Linienzuge zu folgen und zu sehn, welche Fülle von Gerank und Getier aus der Linie wunderbar herauswuchs. So empfand es bei den letzten Bildern des Werkes gleich, daß diese nicht von Dürers Hand herrührten; und als ihm einmal beim Geschichtsunterricht ein Bildnis in Kupferstich von

Digitized by Google





KW

Aus „Kind und Kunst“ (Brandus'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin)

SCHATTENRISSE EINES VIERZEHNJÄHRIGEN KNABEN.

Digitized by Google

Martin Behaim gezeigt wurde, sagte es sofort: „Das ist aber nicht von Dürer, bei dem ist alles viel ordentlicher.“ Es hatte eben mittlerweile auch Dürersche Stiche wiederholt betrachtet und liebgewonnen. Schon bei Richter hatte der Vater es aufmerksam gemacht auf die Schönheit der Zeichnung durch die aufforderndе Frage: „Kannst du auch so was zeichnen? Versuch doch mal dies hier!“ Es hatte dann gleich mit Eifer versucht, bald „nein“ gesagt und beim Erkennen der Plumpheit seiner eigenen Striche fortan auf die Feinheit derjenigen des geliebten Künstlers mit heimlicher Ehrfurcht geachtet. So war ihm an Ludwig Richter in frühem Kindesalter unbewußt ein erstes Ahnen aufgegangen von der innigen Verklärung des Lebens durch die Kunst, von der Fülle der Phantasie und von der Bedeutung künstlerischen Könnens. Nachher hat das herangewachsene Kind alle großen Meister kennen gelernt und eine Liebe für die Kunst gewonnen, bei der es, wie auch sein Leben sich gestalten mag, niemals wird ganz arm sein können. Die Kunst allein tut es freilich nicht. Ihr gehört nur ein Viertelstündchen des Tages, der im übrigen ausgefüllt ist durch freudiges Lernen und Wirken und durch mancherlei gesunde Freuden. Aber dieses Viertelstündchen gibt unzerstörbaren inneren Reichtum mit. Wolrad Eigenbrodt

Heimatpflege Handel und Gewerbe

Die alte Frankfurter Mainbrücke

ist, so schwer faßlich es klingen mag, jetzt ganz ernstlich in Gefahr. Wir konnten nicht daran glauben, denn trotz Römer und Dom ist die alte Mainbrücke schlechtweg Frankfurts schönster Bau. Man sollte denken, das bedeute genug, um sie zu schützen, wie man nur etwas schützen kann. Aber sie ist noch mehr: sie ist auch der Mittelpunkt von Frankfurts allerschönstem Landschafts- oder, wenn man so sagen darf: Stadtschaftsbild. Ihren geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Wert wollen wir gar nicht besprechen, wir brauchen nur von dem zu reden, was sie im Leben von heute ist. Und warum soll sie fallen? Weil soundso viele „Interessenten“ der Ansicht sind, sie genüge den Anforderungen des Verkehres nicht mehr. Dessen, der drübergeht? Dann könnte man eine neue in der Nähe bauen. Dessen, der drunter durchgeht, also. Der Apfelkähne und sonstigen Frachtschiffe wegen, denen man das Umladen ersparen will. Nämlich: der Warentransport auf dem Wasserwege wächst, so daß sich mehr mit ihm verdienen ließe. Woraus dann klärlich folgt, daß man ihn nicht etwa irgendwie einrichtet, wobei der Profit schmäler würde, sondern: daß die Stadt Frankfurt den herrlichen Brückenbau „entferne“, der ihr viele Jahrhunderte lang das Gepräge zu geben half.

Unser Geschlecht hat die ungeheuerliche Naivität solcher Ansprüche selber heraufgezogen. Wie lange aber wird es sich weiter weismachen lassen, daß die Kassenschrank-Interessen einer Anzahl von Interessenten die Interessen der Allgemeinheit seien?

Geschmacksbildung des Kaufmanns

Der so überschriebene Beitrag im vorigen Hefte hat nur durch ein Versehen in der Druckerei die Unterschrift „Johannes Buschmann“ erhalten. Wer ihn aufmerksam gelesen, hat dies zwar selbst bemerkt, aber unser Mitarbeiter Buschmann

Digitized by Google

wünscht doch, auch bei den andern Lesern nicht in den Ruf eines Plagiators zu kommen.

Über Kulturpolitik

hat die „Frankfurter Zeitung“ eine Umfrage an einige wenige „Forscher und Führer, Dichter und Künstler“ gerichtet, auf deren Ergebnisse wir vielleicht noch zurückkommen. Der Herausgeber dieses Blattes hat das Folgende geantwortet:

Als die gefährlichste „innere Krankheit“ der Zivilisation erscheint mir ein Vorgang, der, glaube ich, gerade deshalb wenig beachtet wird, weil seine Erscheinungen tagtäglich zu sehen und also uns allen gewohnt sind. Jeder weiß aus einer Menge von Beobachtungen, wie leicht dem Künstler seine Kunst l'art pour l'art und wie leicht dem Gelehrten seine Wissenschaft aus einer Arbeit um Erkenntnis zu einer Beschäftigung um ihrer selbst willen wird, jeder weiß, wie leicht der Offizier zu einem Fühlen kommt, als sei die Armee um der Armee, der Beamte, als sei die Beamtenschaft um der Beamtenschaft, der Richter sogar, als sei das Recht um des Rechts willen da, während dem Kaufmann gelegentlich die „Firma“ zum Fetisch wird. Die psychische Kraft erlahmt im Mittel, verliert dabei den Zweck aus dem Auge und betrachtet und pflegt dann das Mittel, als läge in ihm schon der fernere Zweck. So wiederholt sich vieltausendfach die Psychologie des Geizhalses, der bei seinen Schätzen verhungern kann, weil ihm das Geld zum Selbstzweck geworden ist. Ich fürchte, dieser Geizhals kann zum Symbol der eigentlichen Tragik unsrer ganzen Zivilisation werden: ihr droht immer die Gefahr, daß die Mittel übermächtig werden, womit dann der Fortschritt aufhört. Zur Bekämpfung dieses „Steckenbleibens“ scheint mir eine bewußte Kulturpolitik möglich, zunächst schon durch Untersuchungen und Hinweise, wo bei den einzelnen Aufgaben die näheren und kleineren und wo die größeren und entscheidenden Ziele liegen. Und sie scheint mir geboten, wenn die Zivilisation nicht die Kräfte in der Ausgestaltung der Mittel aufbrauchen, mit andern Worten: wenn sie nicht mit der Zeit in den eigenen Erzeugnissen ersticken soll.

Auch sonst glaube ich an Möglichkeiten bewußter Kulturpolitik. Wenn uns die außerordentliche Bedeutsamkeit der normalen Freudigkeit klar geworden ist als des Ausdrucks davon, daß die psychische Persönlichkeit sich nährt, so wird uns der Mangel an gesunder Freudigkeit als ein Zeichen ungünstiger Kulturverhältnisse erscheinen, und wir werden Zustände erstreben, die solche Freudigkeit erzeugen. Eine soziale Hygiene des Geistes fehlt uns noch. Ich sehe in ihr eine der beiden Hauptaufgaben der „Ausdruckskultur“, die weiter greift als die sogenannte ästhetische Kultur. In Erinnerung der großen Wichtigkeit der Freude könnte sie die Gestaltenden dazu erziehen, die Erscheinungen des Lebens so erfreulich wie möglich zu bilden, und die Empfangenden dazu, ihre Empfänglichkeit in der Aufnahme und Auslese jener Freuden zu üben, die, um mit Goethe zu sprechen, sättigen und nähren. Die Ausbreitung der Genußfähigkeit bedeutet zugleich die Vergrößerung der Nährschicht für die Hervorbringer geistiger Werte. Die zweite Hauptaufgabe ästhetischer Kultur sehe ich darin, daß sie eine bessere Selbstkontrolle der Nation über ihre ethischen Zustände ermögliche. Kann man doch mit nichts schlechter lügen als mit Kunst, der „Sprache des

Digitized by Google

Unaussprechlichen", das heißt auch des Unbewußten — und zwar mit Kunst im weitesten Wortsinne. Eine Ausbreitung der Ausdruckskultur muß uns den „Zeitgeist" der Gegenwart annähernd so klar sehen lassen, wie wir jetzt den „Zeitgeist" der verschiedenen Vergangenheiten sehen.

Wie die Hygiene des Geistes, so fehlt uns fast gänzlich eine Volkswirtschaft mit geistigen Gütern, und auch hier sehe ich eines der großen Ziele bewußter Kulturpolitik. Jede Aufgabe, die nicht von der bestgeeigneten verfügbaren Kraft verwaltet wird, bedeutet ja eine Einbuße des Nationalvermögens an Kraft. Was geschieht zur Regelung? Der „Zufall" oder dunkle Instinkte, Vorurteile, Machtverhältnisse greifen hier nach dieser, dort nach jener Richtung in die Räder, sehr häufig unter dem Banne jenes „Steckenbleibens" der Gedanken und der Gefühle, das zum Beispiel unsympathische oder gegnerische Menschen auch dann nicht an einer bestimmten Stelle wünscht, wenn ihre bestmögliche Eignung für sie bei voraussetzungsloser und weitblickender Betrachtung unbestreitbar wäre. Ferner: unsre Einrichtungen, auch unsre Gesetze sind bekanntlich zu sehr großem Teile der Niederschlag von ausschließlich materiellen Interessen auch da, wo noch andre Interessen von hoher Wichtigkeit mitwirken sollten. Unser Urheberrecht zum Beispiel ist im wesentlichen Ausdruck von materiellen Interessen der wirklichen oder sogenannten Urheber, noch mehr allerdings ihrer geschäftlichen Verwerter. Es reguliert ausschließlich nach dem Tagesmarktwerte, der bekanntlich vom Dauerwerte sehr verschieden ist. Um ein Beispiel zu nennen: ich wünschte, daß wir an den Auf- und Ausbau eines Urheberschatzes zur Ergänzung des Urheberschutzes gingen. Unter dem Urheberschatz denke ich mir eine Reichsorganisation mit zweierlei Zweck. Erstens der Sorge dafür, daß schöpferische Talente auf allen Gebieten der Künste, der Wissenschaften und der Techniken nach Möglichkeit in den Stand gesetzt würden, der Allgemeinheit nicht mit ihren untergeordneten, sondern mit denjenigen Kräften zu dienen, die ihnen vor andern eignen. Das ließe sich auf sehr verschiedene Weise, unter anderm auch durch den Ankauf von Urheberrechten durch die Allgemeinheit befördern. Die so erworbenen Rechte könnten dann in einer Weise verwaltet werden, die wucherische Ausnutzung durch private Verwerter hindern würde. Denn der zweite Zweck des Urheberschatzes müßte die Sorge dafür sein, daß die geschaffenen Neuwerte in Technik, Wissenschaft und Kunst möglichst schnell in den Dienst der Allgemeinheit kämen. Über die Einrichtung dieses Urheberschatzes nochmals zu sprechen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Die Mittel könnten leicht mit geringem Reichszuschuß oder ganz ohne solchen dadurch zugeführt werden, daß die Ausnutzer „frei" gewordener Urheberrechte zu einer kleinen Besteuerung ihres Einkommens aus solcher Ausnutzung zugunsten des Urheberschatzes herangezogen würden.

Das hier Gesagte deutet natürlich nur einige der Wege an, auf denen wir meiner Überzeugung nach vorwärts kommen könnten. Große Gebiete wie das der gesamten Jugendbildung sind ja dabei kaum berührt. Die Begründung und weitere Ausführung der hier nur flüchtig umrissenen Gedanken habe ich an andrer Stelle versucht. Als Voraussetzung aller Erfolge einer Kulturpolitik er-

Digitized by Google

scheint mir die Verbündung der gebildeten Männer und Frauen aller Parteien für gemeinsame Ziele bei unbedingter Toleranz gegen Meinungsverschiedenheiten und ihre Betätigung, die außerhalb dieser Gemeinsamkeit liegen.

Zur Finanzreform

Zu den Tageskämpfen

Professor Dr. Stier-Somlo bespricht in seiner Antwort auf die Umfrage des „Berliner Tageblatts“ recht übersichtlich die fünf Punkte, die bei der ganzen Frage der Nachlaßbesteuerung in Erörterung stehen. Zunächst die vielfach befürchtete Gefährdung des Familienlebens durch eine Nachlaßsteuer. Da nach dem Entwurf die Besteuerung beim Nachlaß von mehr als 20000 Mark (unter Befreiung geringerer) mit dem Satze von 0,5% beginnen und bis 3% bei Nachlässen von mehr als einer Million steigen soll, so müßte es um ein Familienleben schlimm aussehn, das durch eine relativ so geringe Steuererhebung gelockert werden könnte. Die Form der Erhebung könnte zudem ja noch erörtert werden, eine Jahresabgabe müßte sich ermöglichen lassen. Dann kommt die Frage der sozialistischen Tendenz in Betracht. Die „geradezu verblüffende ewige Wiederkehr dieses Argumentes“ fällt auf, übrigens ist ja jede Steuererhebung ein Eingriff in das Vermögen. Auch die Höhe der Nachlaßsteuer wird vielfach bemängelt. Aber auch mit Hilfe des unglücklichen bisherigen Kompromißvorschlages seien 100 Millionen Mark Besitzsteuern vorgesehen, während die sämtlichen Erbschaftsabgaben sich auf 123 Millionen Mark beliefen, der Unterschied sei demnach relativ gering; überdies sollen die Bundesstaaten als Entschädigung für die Entziehung ihrer Erbschaftssteuer und ihres Erbschaftsrechtes von diesen 123 Millionen Mark noch 31 erhalten, so daß für das Reich nur noch 92 Millionen Mark blieben. Wer also, meint Stier-Somlo, die Besitzsteuer an sich nicht ablehnt, der kann wegen der Höhe der Steuer auch die Nachlaßabgabe nicht als sozialistisch bezeichnen. Auch von einer Gefährdung des Bauernstandes könne nicht die Rede sein. Die Erbschaftssteuer beginnt erst mit 20000 Mark, der Bauernstand bleibt von dieser Abgabe also tatsächlich fast unberührt. Der vierte Punkt betrifft die staatsrechtliche Seite der Frage. Verfassungsrechtlich ist nur für die Einzelstaaten, keineswegs für das Reich eine Schranke festgelegt. Schließlich die Frage der zweckmäßigsten Form der Nachlaßsteuer, also die steuertechnische Frage. Stier-Somlo gibt zu, daß die von der Regierung vorgeschlagene Fassung nur die Leistungsfähigkeit des Erblassers berücksichtigt, nicht aber diejenige der Erben. Hier liege der zweiten Lesung eine Aufgabe vor. Der Bonner Nationalökonom schließt: „Es hängt von den sozial Vorgeschrittenen, den einer modernen Weltanschauung Nahestehenden oder sich zu ihr Bekennenden in Regierung und Volksvertretung ab, ob sie gegenüber den Anforderungen der Gegenwart versagen, sich von großen Worten, die mit den heiligen Ideen des Familienlebens, der Bodenständigkeit, der Unverletzlichkeit des Eigentums in sophistischer Weise operieren, blenden lassen wollen oder nicht.“

Mütter und Söhne (Pädagogische Romane)

Mann und Weib

Wilhelm von Kügelgen sagt in seinen Jugenderinnerungen:

Digitized by Google

„Eine halbwegs gescheite Mutter weiß schon allein, wie sie ihre Kinder zieht — wo nicht, so lernt sie schwerlich weder von Campe, noch Pestalozzi.“ Ein Körnchen Wahrheit liegt gewiß in diesem Satz; vielleicht aber läßt sich für die Mütter immerhin mehr als aus den Werken der Theoretiker, aus denen der Dichter lernen.

Noch herrscht zwar Zwiespalt darüber, ob und inwieweit sich künstlerisches Schaffen mit außerhalb der Kunst liegenden Absichten vereinen läßt, keinerlei Zweifel aber kann darüber bestehen, daß Kunstwerke außerhalb des künstlerischen liegende Wirkungen hervorbringen können, ja daß diese Wirkungen mit zu ihren besten und vornehmsten gehören. Höchstens beim Dekadenten wird ja die Kunst Gegenstand rein ästhetischen Genusses, ohne Wirkung auf das Leben.

In diesem Sinne, als von Büchern, aus denen pädagogische Anregung und Weisheit zu schöpfen ist, soll hier von einigen wohlbekannten Romanen und Novellen kurz die Rede sein, von Gabriele Reuters „Frau Bürgelin und ihre Söhne“, Björnstjerne Björnsons „Absalons Haar“ und „Thomas Rendalen“ (auch unter dem Titel „Hans Kurt“ erschienen) und Gottfried Kellers prächtiger Geschichte „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“ aus den Leuten von Seldwyla.

Der Erziehungsroman im weiteren Sinne, dessen berühmtestes Beispiel der „Wilhelm Meister“ ist, schildert die Einwirkung des Lebens auf die Entwicklung des Menschen. Unsern vier Büchern dagegen ist gemeinsam, daß sie den Einfluß bewußter erzieherischer Absichten auf angeborne Anlagen, insbesondere aber das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn behandeln. Die Mütter in diesen Werken sind sämtlich noch junge Witwen, die keine glückliche Ehe hinter sich haben, ihnen sämtlich fehlt männliche Hilfe bei der Erziehung ihrer Kinder, sie sind alle liebende Mütter, die als ihren Lebensinhalt und ihre Lebensaufgabe die Erziehung ihrer Söhne betrachten. Wie sie aber diese Aufgabe lösen, das ist, ihrem verschiedenen Wesen entsprechend, sehr verschieden.

Für Frau Bürgelin, die vornehme, selbstbewußte Lady, die willensstarke, künstlerisch veranlagte, ästhetisch gebildete Persönlichkeit, werden ihre beiden Knaben „der Stoff, an dem sie sich betätigen wollte“. Weicher Ton scheinen sie ihr, dem sie nach eigenem Willen und Geschmack die Form geben wollte, die ihr gut dünkte. Dies ist die tragische Schuld der Frau Bürgelin. Eine Schuld, die sie mit unzählbar vielen Müttern und Vätern teilt. Denn nichts ist natürlicher für jeden, als sein Kind nach seinem eigenen Sinne zu erziehen, und so, was ihm selbst wünschenswert scheint, auch für die anzustreben, die ihm am teuersten sind, für seine Kinder. Wie leicht wird dabei übersehen, daß nicht notwendig die eigenen Ideale auch die sind, die mit dem Wesen und den Wünschen des zu Erziehenden übereinstimmen und daß die Wege der Natur oft ganz entgegen denen des Erziehers laufen. Frau Bürgelin wäre einst für ihr Leben gern Künstlerin geworden. Ihre Familie und die herrschende Sitte hatten es ihr verwehrt. Nun soll eines ihrer Kinder erreichen, was sie nicht gekonnt. Der jüngere der Knaben hat, scheint es, alle Anlagen dazu. Er ist musikalisch sehr begabt, ist schön, liebenswürdig, mit der Mutter in allem und jedem

Digitized by Google

einig. Er ist ihr Glück, der Ältere aber ihr Unglück. Sein Aussehen, jede seiner Bewegungen, seine Worte, seine Neigungen und Handlungen gehen ihr auf die Nerven. Endlose Reibereien zerstören die Gesundheit der Mutter und des Sohnes und den Frieden des Hauses. Die Mutter fordert: „Arbeite an dir, ich will, daß du ein Mensch wirst, der mir Freude macht, auf den ich stolz sein kann." Und der Sohn klagt: „Es gibt nichts, das sich fremder wäre als Eltern und Kinder." Es ist nicht nur die Ironie des Schicksals, wenn nun gerade aus diesem älteren Sohn sich der große Künstler entwickelt, während der andere ein recht liebenswürdiger, aber recht unbedeutender Durchschnittsmensch wird. Gerade die bedeutende Anlage muß eben auf ihrem eigenen, nicht aufoktroyiertem Wege sich entwickeln, gerade sie fordert die größte Entsagung vom Erzieher, die Kraft, alle eigenen Wünsche zu unterdrücken und nur auf das zu lauschen, was die Natur des zu Erziehenden fordert. Aber „wie sollte Frau Bürgelin zu jener gelassenen Mutterentsagung gelangen, die einzig imstande ist, junge Menschen weise und gütig zu hüten und wachsen zu lassen, jene Mutterresignation, die von ihrem eignen Fleisch und Blut nichts für sich verlangt, die das Beste ihrer Lebenssäfte, ihrer Geistes- und Seelenkräfte, freudevoll und heiter dahinschenkt an ein Werdendes und dann dem Werdenden alle Türen öffnet und es hinausläßt ins Weite auf eigene Bahnen und nichts mehr begehrt, keinen Dank, keinen Ruhm, kein Zurückblicken ... Zu diesem Höchsten, dahin einfache Frauen oft durch einen Naturinstinkt, durch eine heimliche Müdigkeit und Erschöpfung von harter Arbeit und entbehrungsvollem Dasein gelangen, konnte sich dieses reichbegabte Weib nicht durchringen — dazu lechzte alles an ihr noch zu sehr nach Wirken und Taten. Dazu lebte der Ehrgeiz noch ein zu heißes, waches Leben in ihr". Diese Worte bezeichnen eine Gefahr, die namentlich in unserer Übergangszeit groß ist, in welcher Frauen Mütter werden, in denen ein eigenes Streben erwacht ist, aber keine volle Befriedigung gefunden hat, in denen Kräfte ausgelöst wurden, aber kein Ziel erreicht haben. Solche Mütter greifen dann mit leidenschaftlicher Gier, in vollster Überzeugung ihres Rechts, im vollsten Glauben an ihre selbstlose Hingabe, in das Leben ihres Kindes, das ihnen die Erfüllung ihres eigenen Lebens bringen soll.

So ist es auch mit der Mutter in Björnsons „Absalons Haar", welche Novelle in vieler Beziehung auffallende Ähnlichkeit mit Gabriele Reuters Roman aufweist, Ähnlichkeit im Charakter der beiden Mütter, in dem leidenschaftlichen und tyrannischen Verhältnis zu ihren Söhnen, Ähnlichkeit sogar in manchen Einzelheiten, endlich in dem Schlußbrief beider Bücher, in dem der Sohn Anklage erhebt gegen die Mutter und alle Schuld, die ganze Zerstörung seines Lebens in großer Seelennot vor ihr ausschüttet. Der große Vorwurf, den beide Söhne erheben, ist der, daß die Mutter ihrem Leben den Frieden geraubt, die Ruhe, die Harmonie. Wahrlich ein schwerer Vorwurf, denn nichts ist wohltätiger für den jungen Menschen, als die Atmosphäre des Friedens zu atmen und nichts scheint mehr im Wesen der Mütterlichkeit zu liegen, als das ruhige und ungestörte Ausreifenlassen. Rafael in „Absalons Haar" aber klagt, daß

Digitized by Google

es ihm niemals gut gegangen, nicht einmal in seiner Kindheit. Etwas hatte ihn immer mißgestimmt gemacht oder erschreckt, oder ihn in Unsicherheit über sich selbst, in beständiger Spannung erhalten. Niemals hatte er in stillem, natürlichen Frieden verweilen dürfen. Immer war etwas los. Nur einmal nicht, als er „Helene traf". Helene ist das Mädchen, das er geliebt, das seine Frau werden sollte, das jenen Frieden in sein unstetes Leben gebracht hätte, den er bei seiner ehrgeizigen Mutter nicht fand. Aber gerade auch um Helene hat ihn seine Mutter gebracht. Absichtlich, bewußt gebracht. Sie hatte eigentlich nichts gegen das Mädchen einzuwenden. Aber es schien ihr zu früh. Rafael sollte sich nicht ketten, er hatte anderes zu tun. Es gelingt ihr, ihn von seinem Glück weg, dem Ruin zuzutreiben. In der Hauptstadt, wohin sie ihn führt, wird er einem raffinierten Weib zur elenden Beute.

Dieses verhängnisvolle Eingreifen in einem der wichtigsten Augenblicke ins Leben des Sohnes und damit in sein ganzes Verhältnis zum andern Geschlecht, hat ein wundervolles Gegenstück in einer Novelle aus anderer Feder, in Gottfried Kellers „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster". Auch Frau Regel Amrain hat manche Verwandtschaft mit den Frauen, von denen die Rede war. Auch sie ist ein stolzes, energisches Weib, auch sie hat ihren Ehemann nicht glücklich gewählt und steht nun allein mit ihren Söhnen da. Aber sie ist eines, was die andern nicht sind: sie ist ein durch und durch gesundes Weib. So erkennt sie schnell, daß es ihr nicht möglich sein wird, auf alle drei Söhne gleich starken Einfluß auszuüben, sie setzt ihre Hoffnung auf den Jüngsten, „so vom gleichen Holze mit ihr war", wie Keller es ausdrückt. „Wenn die zwei andern, welche nichtsdestominder meine Kinder sind, dann auch mitgehen wollen auf einem guten Wege, so mögen sie es tun." Goldene Regeln für Kindererziehung sind, was hier über die Behandlung von Kleidung und Nahrung gesagt wird, die Frau Amrain bei aller Regelmäßigkeit und Sorgfalt mit solcher Leichtigkeit und Geringschätzung behandelt, daß ihre Kinder von selbst lernen, kein besonderes Gewicht darauf zu legen; oder über ihre Nachsicht gegenüber kindlich-kindischen dummen Lügen und Diebereien, ihre unnachsichtliche Strenge dagegen, wo es sich um unedle oder kleinliche Worte und Gebärden, um Prahlereien, Ziereien oder um Übervorteilung eines andern handelt. Die Haupterziehungskunst der Frau Regel aber beginnt da, wo sie bei andern Müttern gewöhnlich aufhört; als der Knabe zum Jüngling wird, ja sogar, als er bereits Mann ist, weiß sie noch auf ihn zu wirken, selbst wo sich's um die Erfüllung seiner Bürgerpflichten handelt. Zu jener Zeit aber, da ihr auffällt, daß Fritz gegenüber hübschen Mädchen den Kopf verliert, geht sie zu ihm hin — sie sah, schreibt Keller, „ihm freundlich in die Augen und sagte: »Lieber Fritz, sei mir jetzt nur noch zwei oder drei Jährchen brav und gehorsam, und ich will dir das beste und schönste Frauchen verschaffen, aus meinem Ort, daß du dir was darauf einbilden kannst.« Und als er errötend erwiderte: »Wer sagt denn, daß ich eine Frau haben wolle?«, antwortete sie »du sollst aber eine haben und ich sage eine von schöner und guter Art; aber nur, wenn du sie verdienst; denn ich werde mich hüten, eine recht-

Digitized by Google

schaffene Tochter hieher ins Elend zu bringen«. Damit küßte sie ihren Sohn, wie sie es seit undenklicher Zeit nicht getan". Und als er nicht die zwei Jahre und die Anstalten der Mutter abwartet, sondern sich selbst ein braves Mädchen findet, ist Frau Regel es zufrieden. Sie findet es nicht zu früh, wie Frau Kaas in „Absalons Haar", aber sie hat allerdings auch nicht wie jene jahrelang gleichgültig zugesehen, wie ihr Sohn bei leichtsinnigen Frauenzimmern Körper und Seele verdarb. Man denke an die Geschichte, wie sie ihm daran von Anfang an die Lust benimmt, gleich das erstemal. Er ist in ihrem Seidenkleid auf den Maskenball gegangen, nun, bei seiner Heimkunft, reißt sie gelassen dieses ihr bestes Seidenkleid in Stücke. „Wie werde ich ein Kleid ferner tragen, in welchem mein Sohn unter liederlichen Weibern gesessen, selber einem gleichsehend." Diese Geschichte gibt ein wahrhaft klassisches Beispiel, wie eine Mutter, die die wahre Achtung ihres Sohnes besitzt, ihn auch lehren kann, zu verachten, was sie verachtet.

Was hier bei Keller in einem Einzelfall dem gesunden Sinn einer tüchtigen Frau in einfachster Weise gelingt: ihren Sohn rein zu erhalten, das ist das Problem, das, allgemein gestellt und unter viel schwierigeren Verhältnissen, Björnson in seinem Roman „Thomas Rendalen" behandelt. Thomas stammt väterlicherseits aus einem gewalttätigen, phantasiereichen, ausschweifenden Geschlecht, mütterlicherseits aus einem ernsthaften und guten. Seine Mutter, Lehrerin und Tochter eines Lehrers, will ihren Sohn dem Fluch des väterlichen Erbes entwinden und alles Gute des eigenen Geschlechtes in ihm entwickeln. So kommt es, daß auch diese Mutter zittert vor jedem Zug, vor jeder Bewegung, die Ähnlichkeit mit dem Vater verrät, daß sie um jeden Preis ihr Kind zu ihrem alleinigen, ungeteilten Besitz machen will, daß sie es allein erziehen, allein unterrichten, daß sie niemand andern daran herankommen lassen will. So betrachtet sie endlich das Kind so sehr als ihr schwer erkämpftes Eigentum, daß sie diesem selbst kein Recht mehr über sich zugestehen will, Frau Bürgelin so gut wie Frau Kaas. Frau Rendalen aber scheitert nicht an dieser Klippe, denn sie ist verständiger und liebevoller als jene. Daher erkennt sie auch bald, daß sie Thomas und sich nicht ganz abschließen dürfe. Es ist ein sehr eigentümlicher Weg, auf dem sie zu dem Gedanken kommt, ihn mit einer Anzahl kleiner Mädchen zusammen zu unterrichten, ein Weg, der sie gleichzeitig zu der Erkenntnis führt, nicht nur die Erzieherin ihres eigenen Knaben, sondern die Erzieherin einer künftigen Generation werden zu wollen. Sie war einmal im Armenviertel des Ortes, um ein uneheliches Kind ihres Mannes aufzusuchen und bei dieser Gelegenheit hatte es der Zufall gefügt, daß sie auch eine Menge Kinder anderer ihr wohlbekannter, wohlgeachteter und wohlgestellter Herren unter diesen Armenkindern zu sehen bekam. Da ging es ihr auf, daß die Kurts nicht die einzigen in der Welt seien, die an einer schlechten Erbschaft zu tragen hätten, sie wollte den Kampf auch gegen diese andern schlechten Erbschaften aufnehmen und gründete — eine Mädchenschule. Es ist bemerkenswert, daß die Erziehung der Mädchen Björnson der Weg scheint, das „Kurtsche Erbe" zu bekämpfen. Zwischen den Mädchen, als ihr Kamerad, wächst Thomas auf. Allmählich werden noch

Digitized by Google

mehrere Knaben in den Kreis gezogen. „Und es lag mehr Schönheit, mehr Abwechslung in allem, was sie erfanden, seitdem Knaben und Mädchen fortwährend beisammen waren.“ Später kommt Thomas an die Universität, bereist dann Europa und Amerika, um überall die Einrichtungen der Schulen zu studieren und kehrt mit achtundzwanzig Jahren zurück, um die Schule der Mutter zu übernehmen und mit vollem Bewußtsein das Werk zu fördern, das sie instinktiv begonnen hat. Was er mit seiner Schule will, sagt er in seiner großen Antrittsrede. Diese Rede, von Björnson vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben, ist ein merkwürdiges Dokument. Die intuitive Kraft des Dichters, oder die seiner Zeit vorauseilende Kraft des Denkers, hat hier im Rahmen einer kleinstädtischen Versammlung die ganze Entwicklung vorausgenommen, an deren Beginn wir eigentlich erst heute stehen, nachdem die Not der Zeit, die Gefahr der Entartung in allen Staaten auf diesen Weg drängte: den Kampf gegen die geschlechtlichen Unsitten in der Schule zu beginnen. Mit größter Offenheit spricht Björnson in dieser Rede von den ererbten Anlagen, der Charakterschwäche, der moralischen Schlaffheit und nervösen Erregbarkeit, dem schlechten Beispiel der Umgebung, dem mangelnden Vertrauen zwischen Eltern und Kindern, dem verhängnisvollen Irrtume, Unschuld mit Unwissenheit zu verwechseln, den Gefahren des Übergangsalters und all dem, was seitdem hundertfach erkannt worden ist. Und er zeigt die Wege zur Bekämpfung des Übels, die man jetzt zu gehen beginnt: körperliche Übungen, richtige Diät, Verkehr von Mädchen und Knaben und naturwissenschaftliche Belehrung. Vielleicht erscheint die Erwartung, die er von dieser letzteren erhofft, uns Heutigen zu hoch gespannt; es war eben die Zeit, da die Naturwissenschaften allmächtig schienen. Köstlich ist nun der Kampf der Kleinstadt gegen diese neuen Ideen geschildert (ein Kampf, den wir in der Wirklichkeit gutenteils noch vor uns haben), köstlich auch, welch krause Formen diese Ideen in den Köpfen der Backfische annehmen, bis diese kleinen Mädchen dann, der Schule entwachsen, die Probe erbringen, daß Thomas Rendalens Lebenswerk gelungen ist, daß eine neue Sittlichkeit aus seiner Schule erblüht.

Das Wort „Sittlichkeit“ in dem jetzt allgemein gebräuchlichen Sinn geschlechtlicher Sittlichkeit zu gebrauchen, heißt wohl dem Wort einen viel zu engen Sinn geben, der weder für Mann noch Frau gelten kann. „Von Rechts wegen“ brauchte das Sexuelle nicht mehr Raum einzunehmen, als in der Geschichte der Frau Regel Amrain — von Natur wegen, d. h., wenn wir unter gesunden Verhältnissen lebten. Gewiß aber dürfte es während der Entwicklung nicht totgeschwiegen werden, und sicherlich nicht zwischen Müttern und Söhnen.

L. Kulka

Bildung und Schule

Präsentierteller-Bildung

Eine Osterspritzfahrt nach Rom hat ein Berliner Gymnasialdirektor mit Schülern der oberen Klassen unternommen. Dauer: über die Ferien, Preis: nur 260 Mark. Das können Eltern, denen's das väterliche Testament oder die Börse gab, ihren Söhnen ja „leisten“. Sind aber sie und ist der Herr Direktor sich darüber klar, was sie ihnen eigentlich damit „leisten“?

Erstaunlich, welche Troddeln bei uns noch immer berühmt sind. Da kannte zum Beispiel der Weimari-

Digitized by Google

sche Rat Goethe seinerzeit schon eine ganze Weile Rom, als er dichtete: „O sprecht, ihr hohen Paläste! Straßen redet ein Wort!“, und in meiner Wanderzeit hab ich mit Leuten, die für sehr gescheit galten, an Ort und Stelle viel darüber gesprochen, wie langsam uns vor dem Geiste das Rom, das „ewige“ Rom aus all dem Gemengsel aufwuchs — schon damals, wo noch viel weniger „verneuzeitet“ war, als jetzt. Die Berlin W-Gymnasiasten „machen“ das aber schon in Prima, ja Sekunda, und innerhalb vierzehn Tagen. Wenigstens: sie kommen dann zurück, „kennen“ das und brauchen's nun nicht mehr, wie sie zum Beispiel ihren König in Thule oder ihre Schillerschen Balladen „kennen“, weil sie die in ihres Lebens Februar „gehabt“ haben.

Ist es denn gar so schwer, zu verstehen, daß man nur besitzen kann, was man erworben hat? Erworben nicht bloß in nüchternem „Einochsen“, im Gegenteil: wo sich's nur irgend machen läßt (überall läßt sich's ja nicht machen), erworben ohne „Büffeln“, erworben mit Lustbetonung, mit Freude, wie ja die beste Art des Erwerbens die ist, zu der uns das natürliche Spielen den Weg zeigt. Aber jedenfalls erworben, weil nur im Selbererwerben des geistigen Besitzes die Tastfäden nach allen Richtungen sich dehnen, erlangen, heranziehen, verbinden und festknüpfen an das, was schon erworben ist. Ein guter Gesell von Lehrer kann da unsäglich viel helfen, indem er mit dem Leben verbindet. Aber Vertiefung braucht's. Bei allem rundum ist die möglich, weil's in der Nähe bleibt, und für einen, der in Berlin aufwächst, ohne gleich armen Volksschülern ans Weichbild oder noch mehr in die Enge gebunden zu sein, ist der reichste Erntegrund da. Wird der bebaut? Was wissen nicht, sondern was erleben unsre Gymnasiasten mit Hilfe der Schule auf dem Heimatgrunde um sie?

Ich will nur betonen: so liegt die Frage: ich will nicht etwa behaupten, daß sie nirgends in deutschen Landen beantwortet werden könnte mit frohem Hinweise darauf, wie man's treibt. Es gibt auch auf unsern Gymnasien Lehrer genug, die denken, wünschen und arbeiten wie wir. Aber mit ihnen allen sind wir auch eins, wenn wir auch ganz absehend von sozialen Bedenken gegen den Geist der Osterspritzen nach Rom sprechen. Gewiß, es kann Fälle geben, wo auch eine solche einem Achtzehnjährigen eine Fülle von Gaben bieten kann, die ihm Gewinn fürs Leben bleiben. Wenn ein wirklich heißer Drang eine junge Seele zum Einsaugen von Anschauungen treibt, wo ihr bisher in der Hauptsache nur Kenntnisse vorgesetzt werden konnten. Aber auch dann wird das Warten nicht schaden, weil jedes Jahr die Vorkenntnisse und, sozusagen, die „Voreigenschaften“ für solch eine Reise mehrt oder stärkt. Das Durchjagen und Abmachen, womöglich gar in großer Gesellschaft, würde zudem entweder enttäuschen oder veräußerlichen. Und für wie wenige käme das überhaupt in Betracht! Blasiertheit, das heißt: Unfähigkeit zum wirklichen Erfassen und Erfahren, hat jedenfalls einen ihrer erfolgreichsten „Erzieher“ eben in der Präsentierteller-Bildung. A

In Sachen der Schundliteratur

Unter uns

Der Text des Aufrufs gegen die Schundliteratur (Kw. XXII, 11) ist auf vielfaches Verlangen von

Digitized by Google

jetzt ab auch als fertiges Flugblatt zu beziehen. 100 Exemplare 1,25 Mk., 500 Exemplare 5,25 Mk. einschließlich Porto. Adresse für Bestellungen dieses Flugblattes: Dürerbund (Flugblatt gegen Schundliteratur), Dresden-Blasewitz.

Lebende Worte

Vom Kind und von uns

Solange der Mensch sich noch aus der Knospe entwickelt, leihet er die Unendlichkeit, welche allein ihn befriedigt und ausfüllt, den fremden Gegenständen seines Genusses, an deren nahe Grenzen ihn noch kein längeres Leben hingeführt; und gerade weil das Kind nicht in die Zukunft sieht, geht es über jede hinaus. Die ungemessene Entzückung des Kindes über das Christgeschenk kann kein Tisch voll Kronen und Lorbeeren dem Manne erstatten und wiedergeben; so legt die Entzückung des Jünglings über die ersten Wahrheiten und Gedichte, oder dessen Entzückung über den ersten Ruhm, oder dessen ganze trunkne Ansicht der Zukunft, alle diese Freuden legen ihr Frührot ab, wenn die Morgenwolken der Jugend die Strahlen nicht mehr farbig brechen, sondern wenn der scharfe, heiße Tag der Jahre sie gibt: kürzet das schöne helldunkle Kindersein nicht durch voreiliges Hineinleuchten ab, sondern gönnet den Freuden, deren Erinnerungen das Leben so schön erleuchten, ein langes Entstehen und Bestehen; je länger der Morgentau in den Blüten und Blumen hängenbleibt, desto schöner wird nach den Wetterregeln der Tag; — und so sauge kein vorzeitiger Strahl den Tauschimmer aus den Menschen-Blumen.

Wenn dem Kinde — so wie ihm sich alle sichtbaren Gegenstände an seinem kleinern Körpermaß vergrößern — ebenso alle Freudenfeste ins Unüberschwengliche auslaufen: so bedenke der Vater, daß folglich dessen Höllenfahrten ebenso viele Höllen durchreisen, als seine Himmelfahrten Himmel, und messe danach das Fegfeuer der Strafe aus, damit nicht die Rute dem Kinde ein Richtschwert wird, und das Zornwort ein Donner.

So bereitet denn, Eltern, zum Danke für die Spätrosen, welche eure Kindheit in eure Jahre wirft, auch euern Kindern das Himmelreich ähnlicher Erinnerungen vor. Kennst du denn die Krankenwochen, die Regenjahre, welche sie sich einmal vielleicht durch den Blick auf den blitzenden Morgentau sonniger Kindheit erhellen müssen? — Kennst du die Träume, in welchen gewöhnlich nur die Kindheit wieder spielt, und willst du die künftigen Greisenträume deines Kindes wie ein Trauerzimmer schwarz ausschlagen?

Jean Paul („Warum sind keine frohen Erinnerungen so schön, als die aus der Kinderzeit?“)

Unsre Bilder und Noten

Der Kunstwart hat im Laufe der Zeit schon eine hübsche Anzahl von Kinderbildern gebracht. Wir erinnern an den ganz Defreggerisch „modernen“ Bübleinkopf von Cuyps (XII, 14), an Zumbuschs Kind mit dem Ball (XVI, 14), an Th. Th. Heines farbenfeines ovales Kinderbildnis (XVIII, 21), an Millets Kind vor der Tür

Digitized by Google

(XX, 5), an Uhdes Kind als Engel (XIX, 3), an seine beiden Mädchen bei „Schularbeiten“ (XXI, 1), an sein Kind mit der Puppe (XXII, 6), an sein Heideprinzeßchen (XXI, 16) und zuletzt, aber nicht zu wenigst, sondern zumeist an sein „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ (XXI, 16), das geradezu eine Sammlung meisterlicher Kinderbildnisse enthält. Wer Uhdes Bedeutung als Freilichtkünstler und seine Kraft als eines religiösen Malers bestreiten wollte, müßte immer noch zugeben, daß er der erste deutsche Kindermaler der Gegenwart ist.

Unsre heutigen vier Blätter sollen diese Sammlung nur etwas ergänzen. Franz Mutzenbachers Bild, das wir in einem Steindruck vors Heft setzen, holt treu und sozusagen ehrfürchtig, ich meine: ohne alles Auftragen, Zuspitzen und Zuckerbraufstreun die natürliche Lieblichkeit des kleinen Wesens heraus und faßt im Gesicht eine Charakteristik zusammen, die von der Puppe rechts und den Spielklötzen links her auch den Raum durchwebt und mit der echt kindlichen Haltung (die Füße!) durch das Persönchen geht.

Der Zweiplattendruck nach Fritz Burger zeigt uns dagegen ein Malerwerk, dessen Künstler es auch bei diesem Gegenstande um Farbe und Licht allein zu tun war: die Charakteristik scheint hier mehr Nebenergebnis als erstrebter Zweck.

Dagegen scheint die Kleine auf Maria Lübbes' Bild mit ganzem Ernst in ihre schwierige Sache vertieft — und in dem nicht bloß humoristischen, sondern auch anmutigen Gegensatze zwischen dem kindlichen Wesen und der Schularbeit liegt wohl ein Reiz des Werkchens mehr.

Zum Schluß das Bedeutendste. Graf Kalckreuth hat bewiesen, daß er für seine Kinder-Heiterkeit das sichere Organ in der Seele trägt — wir erinnern an das Bildnis seines Töchterchens (XIII, 2). Diesmal aber mag uns seine Kunst auf die ernstesten Seiten der Kindesseele weisen und zwar der Kindesseele, die sich oft unter sehr schweren Kämpfen schon mischt mit der Welt der Erwachsenen. Sein Knabenbild wirkt vielleicht auf manche, als böte es Humor, aber nur den ersten Blicken scheint es so. Es bringt, ganz abgesehen von allem Malerischen, eine meisterliche psychologische Studie. Ein Knabe dichtet, und es ist ihm sehr ernst darum. Nun irrt bekanntlich die Annahme, daß ein Gesicht bei angestrengter Gehirnarbeit besonders geistreich aussehn müßte; die Erregung im Affekt treibt das Blut in die Wangen, gibt den Augen Glanz und dem Antlitz Mienenspiel, aber gesammeltes Denken als solches „entgeistert“ vielmehr das Gesicht. Auch der Knabe hier zeugt davon. Die Haltung ist ungemein bezeichnend. Die Rechte mit der Feder erschlafft am Boden. Die Linke nervös erregt, vielleicht skandierend, am Schuh. Der Oberkörper zusammengeklappt. Der ganze junge Mensch völlig gleichgültig dagegen, wie er aussehen mag, völlig selbstvergessen. Auch unsre Notenbeilage schlägt das Hauptthema dieses Heftes an: Ein Lied von Kindern, — aber darum keineswegs eins für Kinder. Nichts von jener erkünstelten „Einfachheit“ und Pseudonaivität, welche heute für viele das Kindliche (oder auch das Rokokohafte) ausmacht. Paul Umlauft, den die Kunstwartleser nun bereits kennen, gibt auch hier wieder jene diskret-anmutige, an belebten Einzelheiten reiche Kunst, deren Bestes ist, daß die melodische Erfindung überall melodisch und ununterbrochen bleibt, ohne daß auch nur eine noch so kleine Fein-

Digitized by Google

heit des Textes übergangen und nicht beachtet würde. So sind die „Geschichten“ — das liebenswürdige Gedicht verlangt auch zum rednerischen Vortrag schon große Aufmerksamkeit — nicht etwa sonderlich leicht spielbar, so wenig sie dem Geübten rein technisch genommen Schwierigkeiten bieten. Man beachte genau, wie aus dem Andantino der anfänglichen Erzählung nach dem Forte („und nun geht's los“) das Klavier zur dramatischen Interpretation übergeht, während die Singstimme eine Zeitlang nur erläuternd dreinspielt. Überhaupt wird es sich trotz der direkten Rede kaum empfehlen, die Singstimme sehr hervortreten zu lassen. Ein wenig Märchendämmerung mag bis zum drastischen Erwachen am Schluß bei aller Ausdrucksschärfe verbleiben. Meisterlich dünkt uns, wie die Musik das in den Worten des Kindes nur unklar mitschwingende Phantasiebild („verlassen und arm“, „schaurig und kalt“, „Prinz und Prinzessin“, Luxus und weite Reisen) zugleich ausmalt und mit ganz vorsichtiger, liebenswürdiger Übertreibung ironisiert. Darin steckt ebensoviel Kunst wie seelische Vertiefung. — Das Tempo darf an keiner Stelle schleppen — auch die Fermaten dürfen nicht als Atemübungen betrachtet werden, da nichts Konzerthaftes an dieses Lied kommen darf.

Umlaufts Lied ist bei Rudolf Dietrich in Leipzig erschienen. Wir hoffen aber, es auch in der „Hausmusik“ des Kunstwarts zu bringen, in die es seinem Wesen nach recht eigentlich gehört.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII 6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofstraße 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

FRITZ BURGER

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

MARIA LÜBBES

Digitized by Google

KW

Digitized by Google

LEOPOLD GRAF KALCKREUTH

KW

Digitized by Google

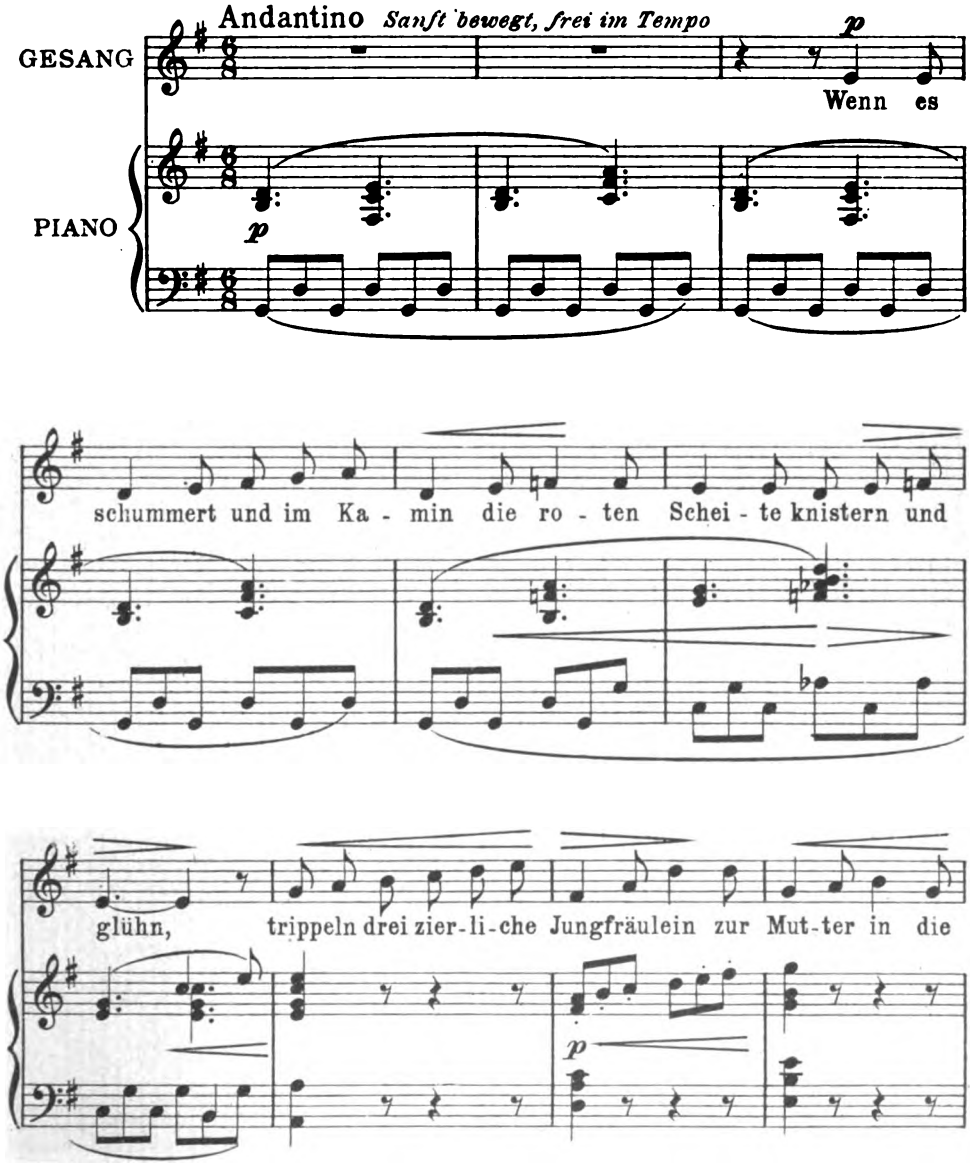
Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

PAUL UMLAUFT

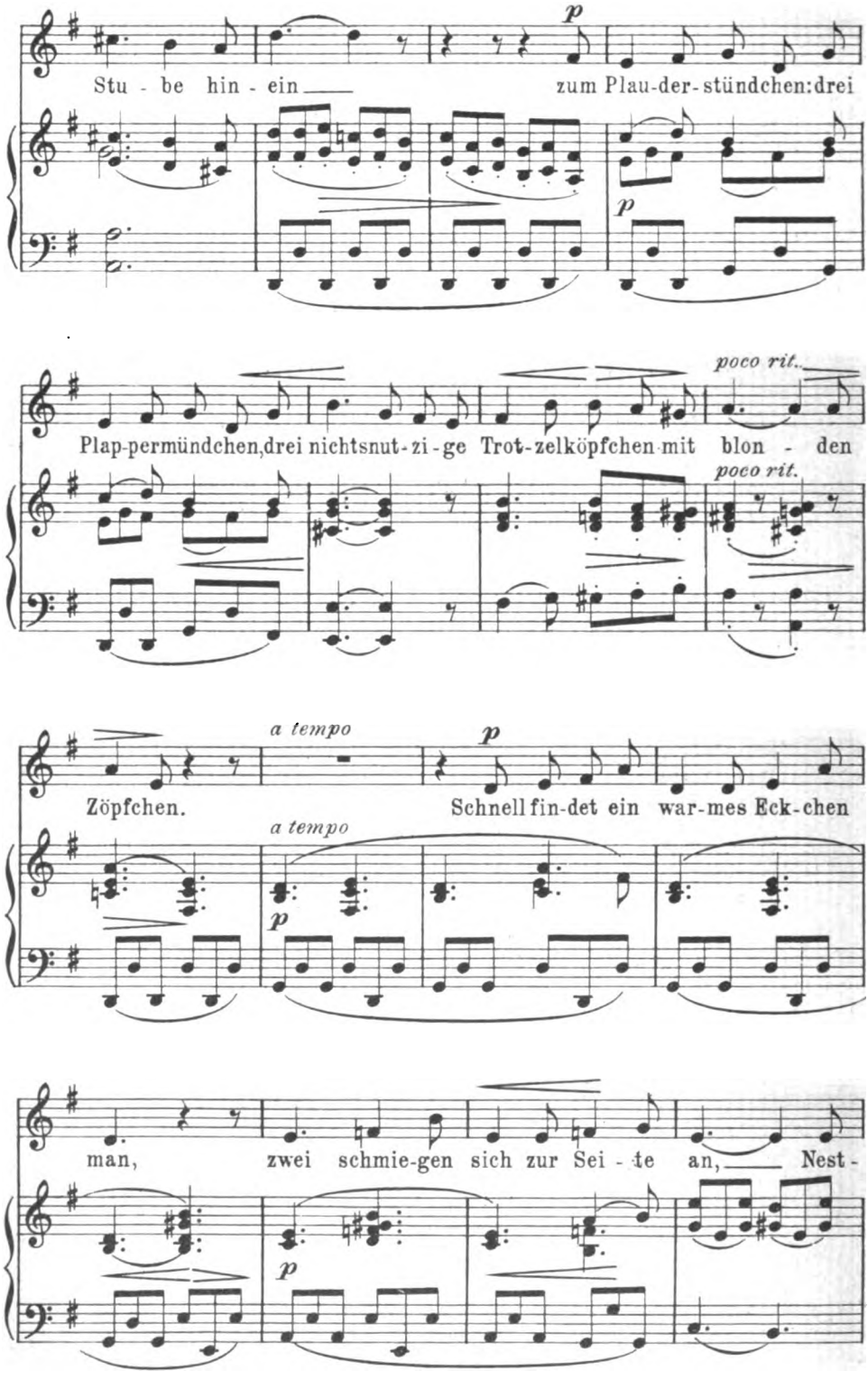
Op. 44

Thekla Lingen:
GESCHICHTEN

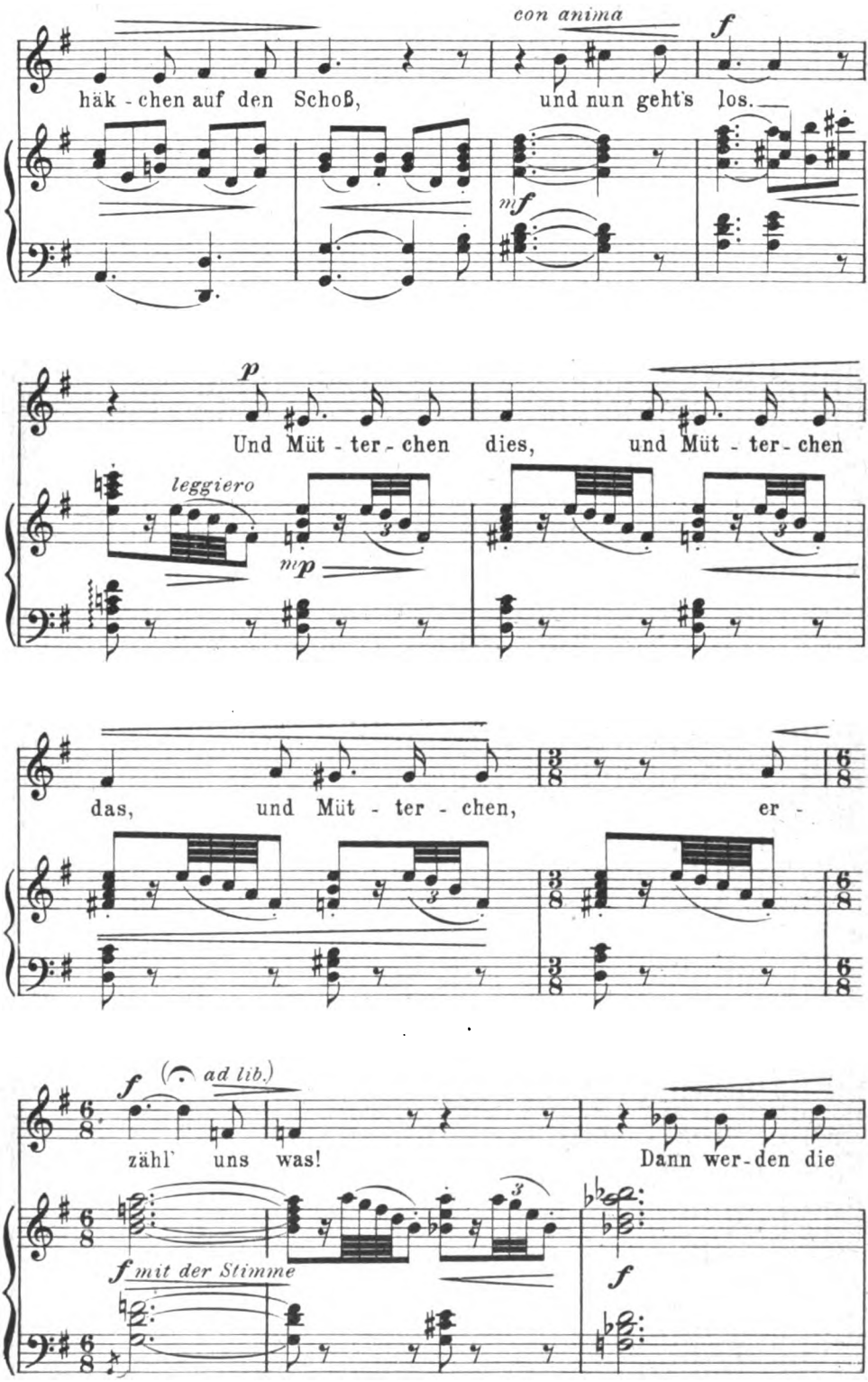


Verlag Rudolf Dietrich, Leipzig

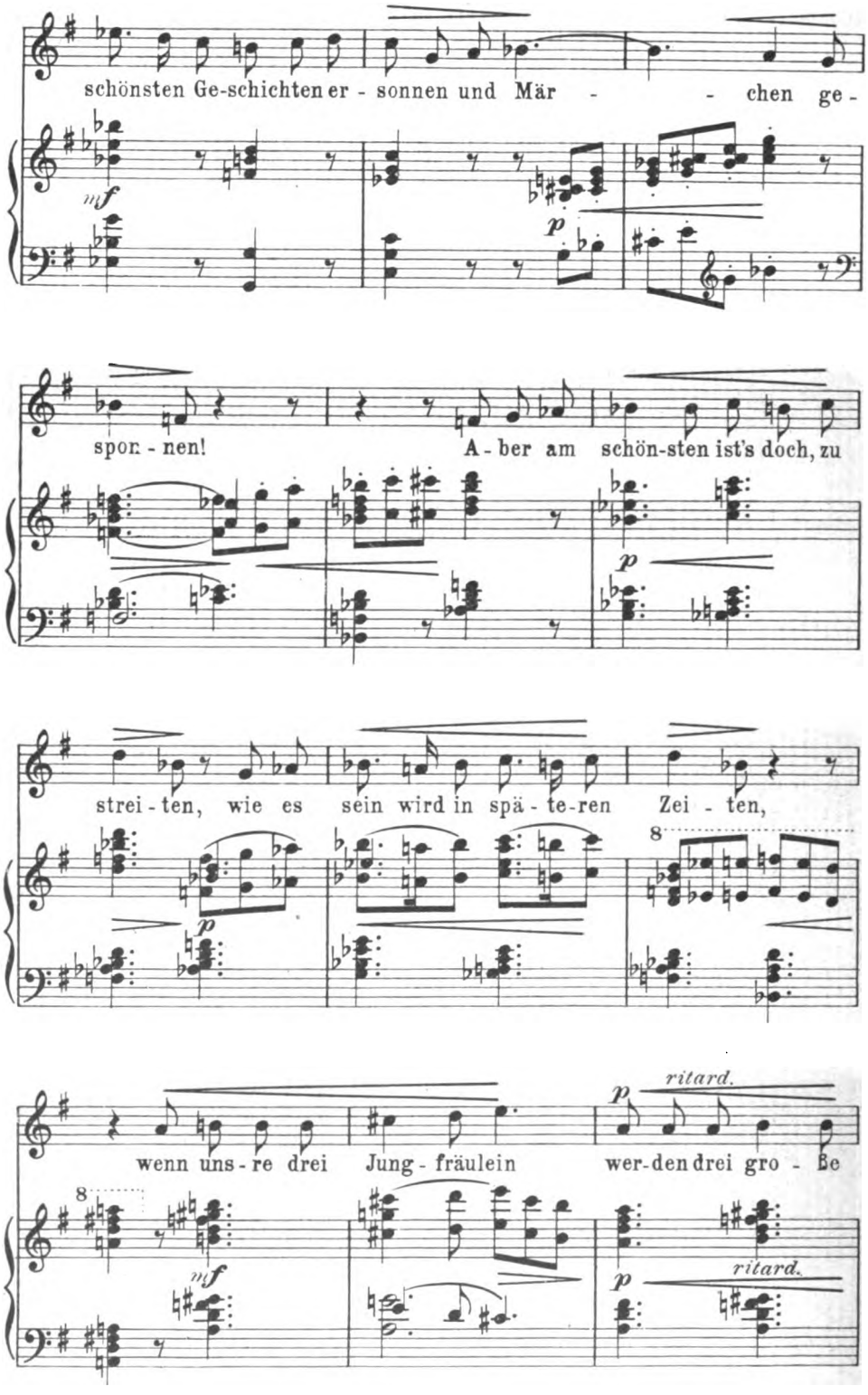
Digitized by Google



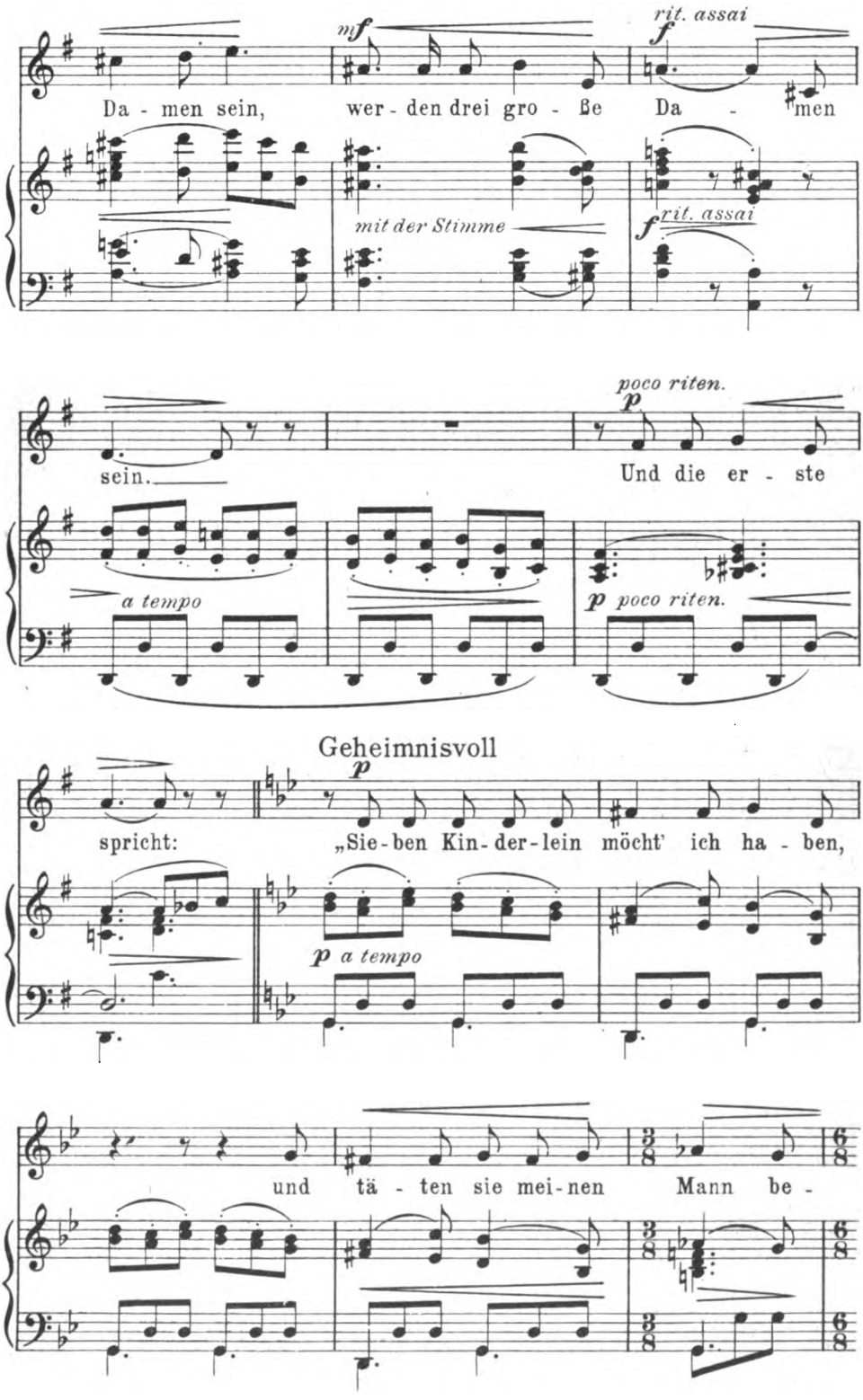
Digitized by Google



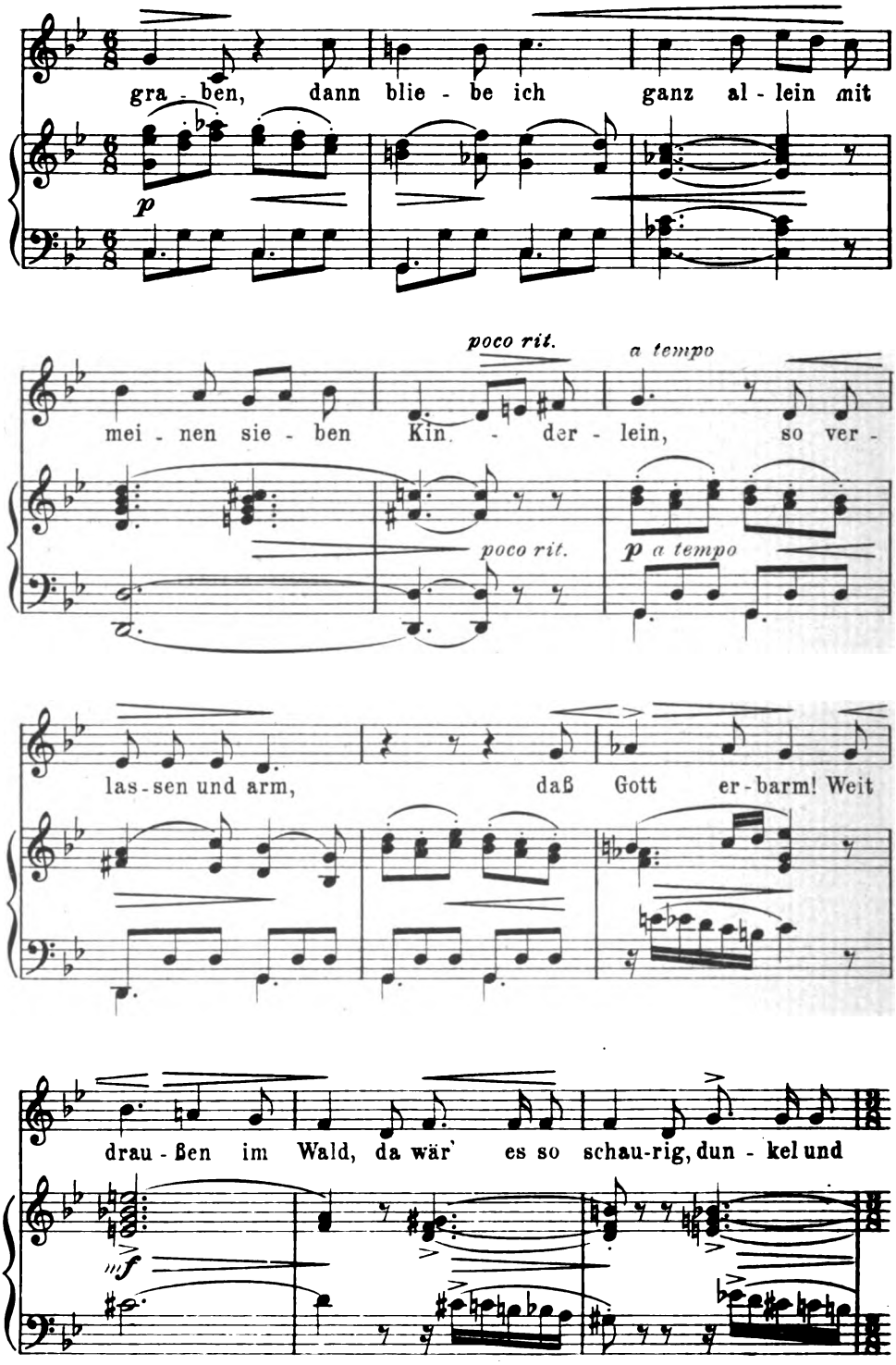
Digitized by Google



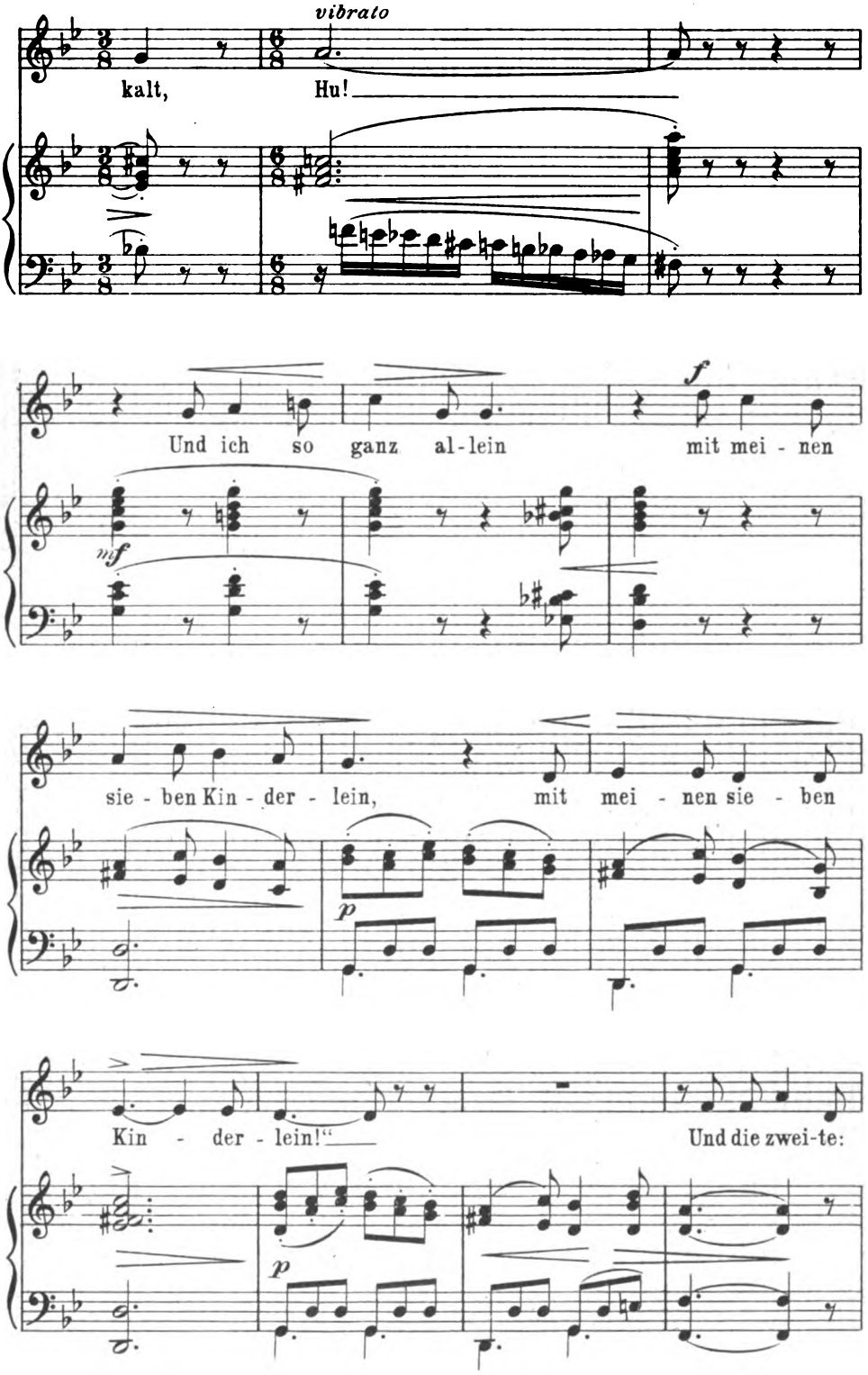
Digitized by Google



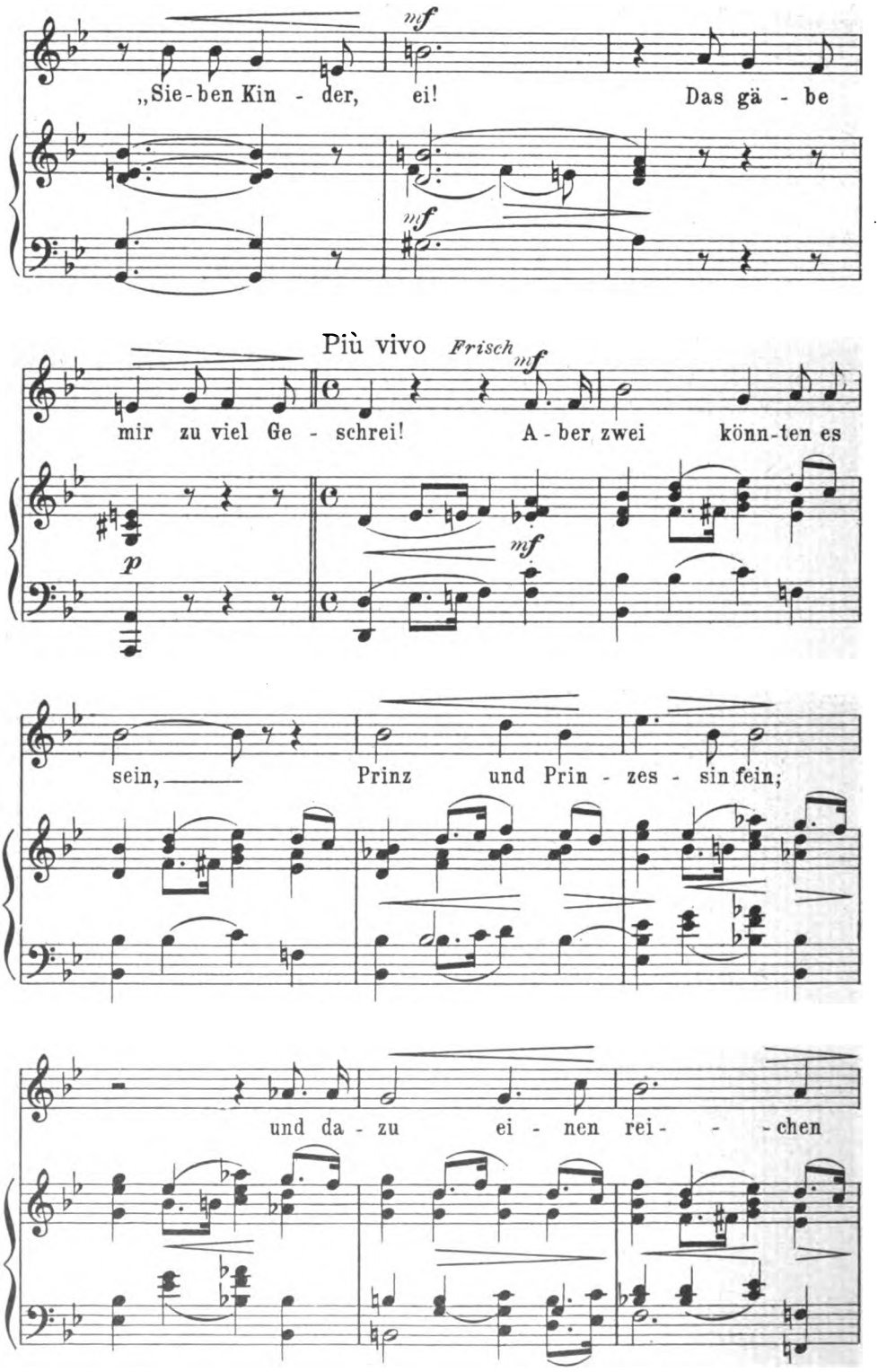
Digitized by Google



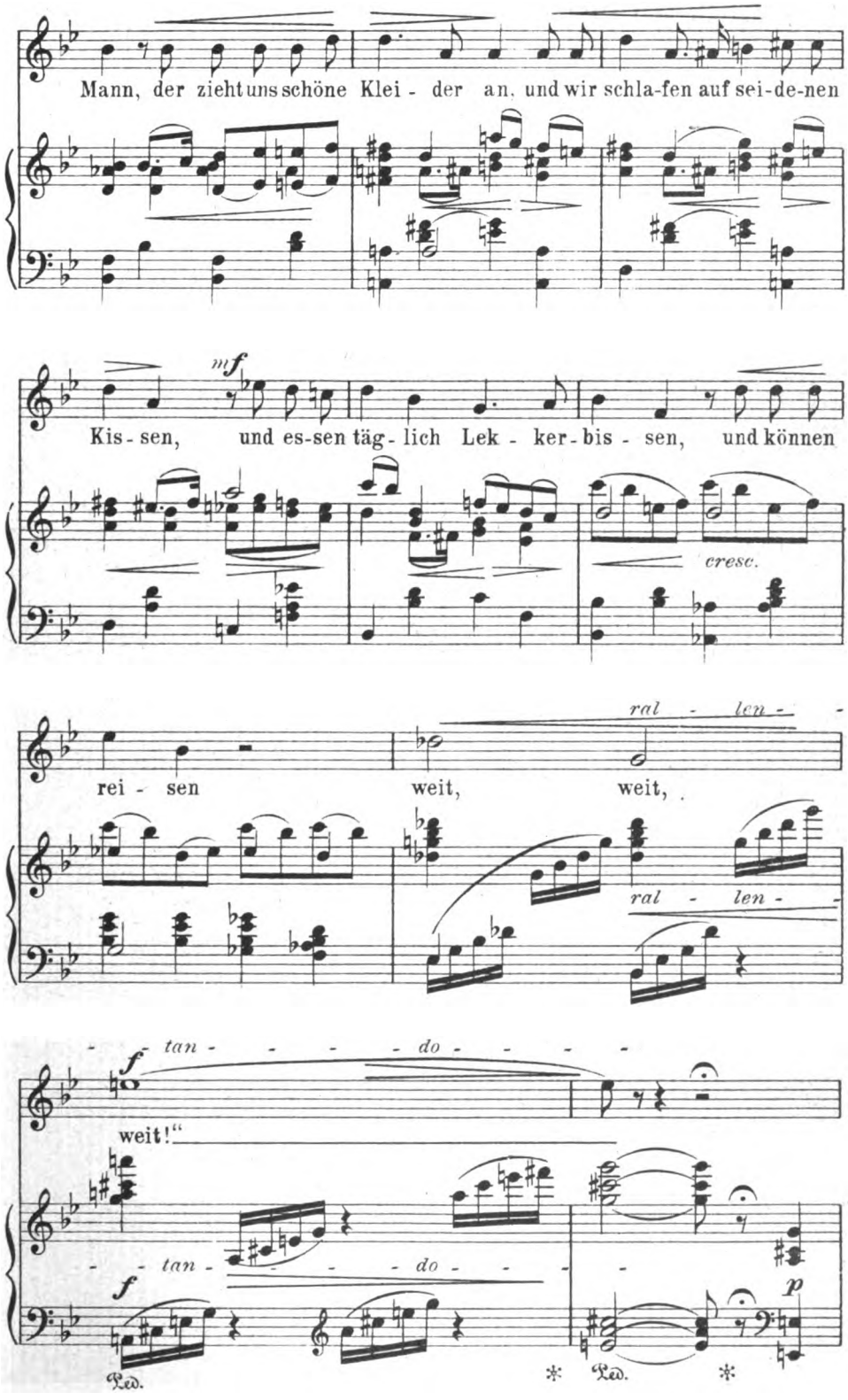
Digitized by Google



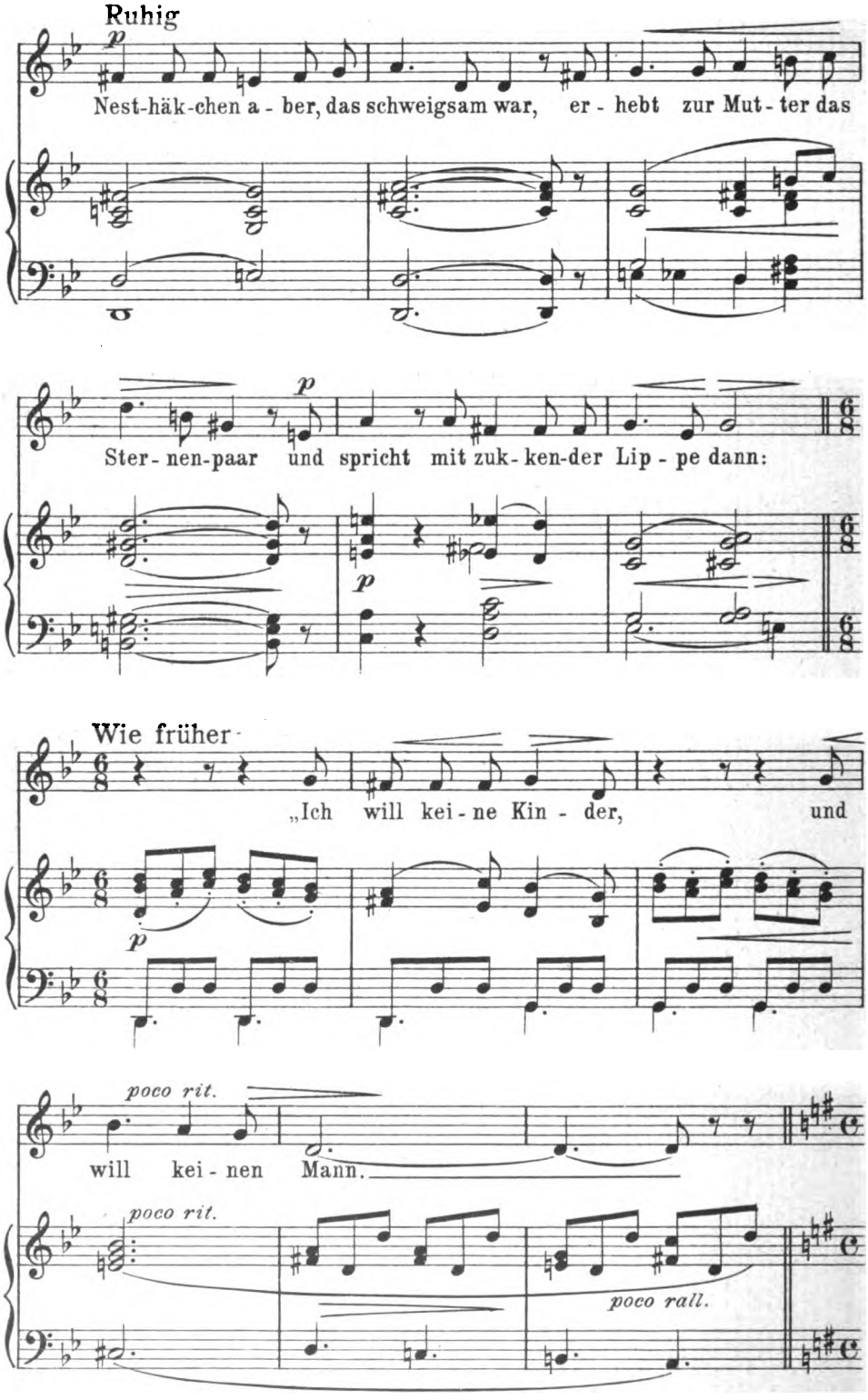
Digitized by Google



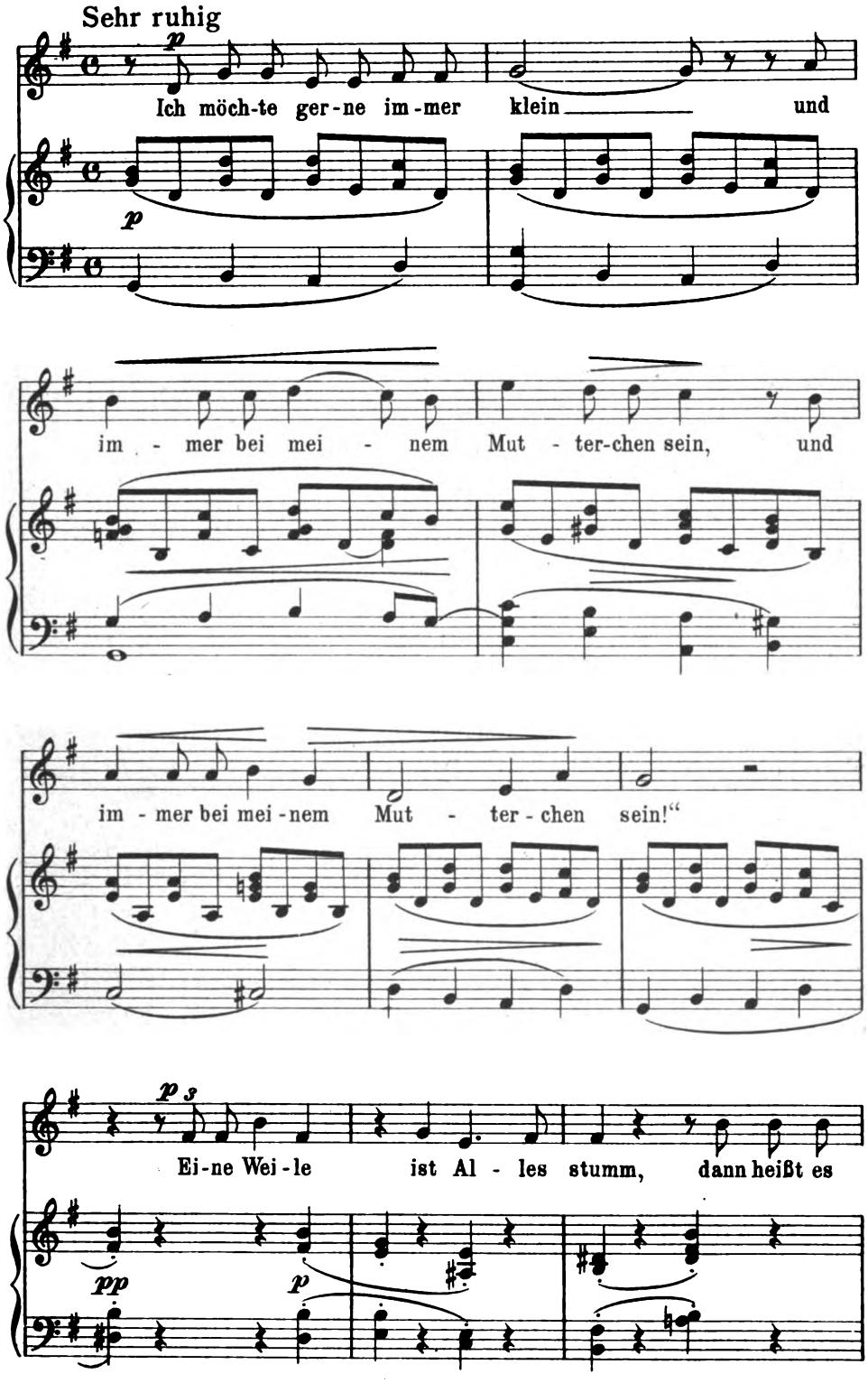
Digitized by Google



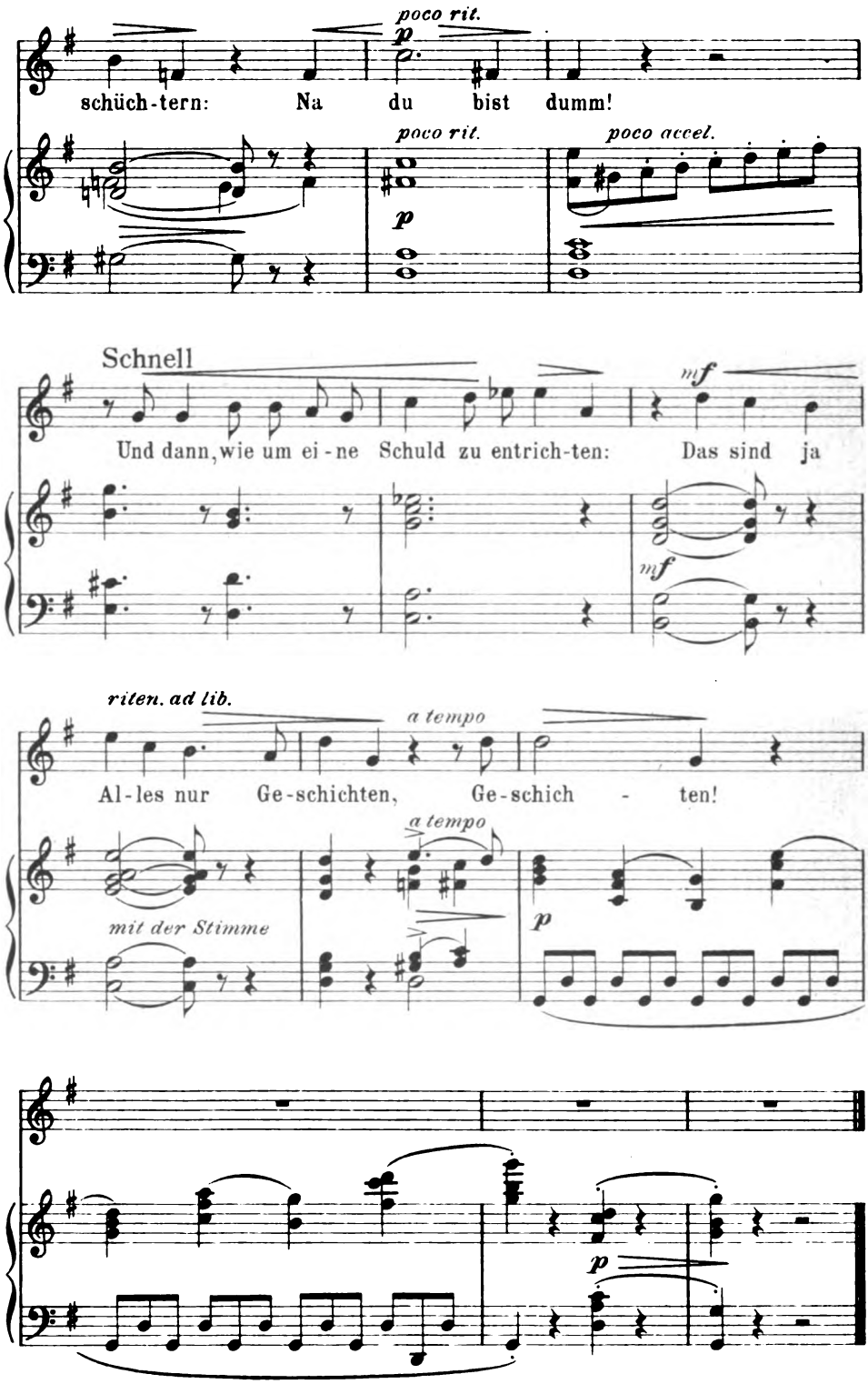
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Stehn Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

ERWIN BRAUNE

KW

Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Maiheft 1909 Heft 16

Ausdruckskultur und Bodenreform

Ausdruckskultur verlangt wahrhaftigen Ausdruck des [illegible] Wessen Wesens? Der gestaltenden Persönlichkeit? [illegible] im „Olympischen Frühling" kommt Spittelers Ich in wahrhaftigem Ausdruck. Aber auch dem Wesen der Sache wird [illegible] teil: der Weltauffassung des im Idealstil lebenden Menschen [illegible] heute.

Erweitert nun der Freund der Ausdruckspflege seinen [illegible] kreis von den Werken der Kunst auf alle Erscheinungen des [illegible] so wird sein Blick auf viele fallen, die nur das Wesen einer Sache zum Ausdruck bringen, während die gestaltende Persönlichkeit [illegible] sichtbar bleibt, bleiben muß. Einen solchen Fall bietet [illegible]

Die Rechtsordnung ordnet die Lebensverhältnisse einer Mehrzahl von Menschen, indem sie den einzelnen und ihren [illegible] Anteile an den vorhandenen und entstehenden Lebensgütern [illegible] sie in ihrem Besitz und Genuß schützt, ihren Erwerb [illegible] regelt usw. In der Rechtsordnung findet also das [illegible] Menschen zu den Lebensgütern Ausdruck.

Inhalt und Maß dieses Verhältnisses [illegible] Natur des idealen Normalmenschen von heute [illegible] Herren- noch Herdenmensch, sondern soziales [illegible] mit Gemeindrang. Von seinen Bedürfnissen und [illegible] sind die Anteile an den Lebensgütern so zu [illegible] den einzelnen auf Kosten andrer einzelner oder [illegible] die Gesamtheit auf Kosten gewisser oder aller [illegible] Je mehr eine Rechtsordnung dieser Forderung [illegible] mehr ist sie der wahrhaftige Ausdruck des [illegible] Normalmenschen zu den Lebensgütern.

Beispiele:

1. Nach geltendem Recht fällt dem Grundeigen [illegible] ohne seine Arbeit entstehende Wertzuwachs zu, den [illegible] die bloße Zunahme der werktätigen Bevölkerung [illegible] nützige Anlagen, z. B. eines Bahnhofs, erfährt [illegible] zuwachs, den die Gesamtheit schafft, aber nicht [illegible] auch noch selber bezahlen: in Gestalt erhöhter [illegible] Ausstrahlungen. Die Wirkungen dieses Zustandes [illegible] Wohnungselend, Tuberkulose usw., sind bekannt.

Ergebnis: Das geltende Recht bevorzugt [illegible] der Gesamtheit.

Diesem Mißverhältnis versuchen schon jetzt einige [illegible] und Landgemeinden dadurch abzuhelfen, daß sie [illegible] Wertzuwachs besteuern, der dem in Privathand [illegible] zuteil und bei Verkäufen sichtbar wird. Aber auch [illegible] meinde dürfen sich diese ergiebige Steuer nicht [illegible]

ERWIN PRAUN

KW

Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Maiheft 1909 Heft 16

Ausdruckskultur und Bodenreform

Ausdruckskultur verlangt wahrhaftigen Ausdruck des Wesens. Wessen Wesens? Der gestaltenden Persönlichkeit? Gewiß: im „Olympischen Frühling“ kommt Spittelers Ich zu wahrhaftigem Ausdruck. Aber auch dem Wesen der Sache wird er zuteil: der Weltauffassung des im Idealstil lebenden Menschen von heute.

Erweitert nun der Freund der Ausdrucks pflege seinen Gesichtskreis von den Werken der Kunst auf alle Erscheinungen des Lebens, so wird sein Blick auf viele fallen, die nur das Wesen einer Sache zum Ausdruck bringen, während die gestaltende Persönlichkeit unsichtbar bleibt, bleiben muß. Einen solchen Fall bietet das Recht.

Die Rechtsordnung ordnet die Lebensverhältnisse einer Mehrzahl von Menschen, indem sie den einzelnen und ihren Verbänden Anteile an den vorhandenen und entstehenden Lebensgütern gewährt, sie in ihrem Besitz und Genuß schützt, ihren Erwerb und Umsatz regelt usw. In der Rechtsordnung findet also das Verhältnis der Menschen zu den Lebensgütern Ausdruck.

Inhalt und Maß dieses Verhältnisses bestimmt sich nach der Natur des idealen Normalmenschen von heute. Der ist weder Herren- noch Herdenmensch, sondern soziales Individuum, einzelner mit Gemeindrang. Von seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten aus sind die Anteile an den Lebensgütern so zu gewähren, daß sie weder den einzelnen auf Kosten andrer einzelner oder der Gesamtheit, noch die Gesamtheit auf Kosten gewisser oder aller einzelner bevorzugen. Je mehr eine Rechtsordnung dieser Forderung entspricht, um so mehr ist sie der wahrhaftige Ausdruck des Verhältnisses des heutigen Normalmenschen zu den Lebensgütern.

Beispiele:

1. Nach geltendem Recht fällt dem Grundeigentümer auch der ohne seine Arbeit entstehende Wertzuwachs zu, den sein Boden durch die bloße Zunahme der werktätigen Bevölkerung oder durch gemeinnützige Anlagen, z. B. eines Bahnhofs, erfährt. Diesen Wertzuwachs, den die Gesamtheit schafft, aber nicht bekommt, muß sie auch noch selber bezahlen: in Gestalt erhöhter Miete und ihrer Ausstrahlungen. Die Wirkungen dieses Zustandes: Mietkaserne, Wohnungselend, Tuberkulose usw., sind bekannt.

Ergebnis: Das geltende Recht bevorzugt einzelne auf Kosten der Gesamtheit.

Diesem Mißverhältnis versuchen schon jetzt einige deutsche Stadt- und Landgemeinden dadurch abzuhelfen, daß sie den unverdienten Wertzuwachs besteuern, der dem in Privathand befindlichen Boden zuteil und bei Verkäufen sichtbar wird. Aber auch Staat und Gemeinde dürfen sich diese ergiebige Steuer nicht entgehen lassen. Mit

Digitized by Google

ihrer etwas groben und mit der feineren Hilfe einer Zuwachsrentensteuer würde der von der Gesamtheit in Zukunft geschaffene Wert des vaterländischen Bodens wenigstens teilweise auch wieder dieser Gesamtheit zugeführt werden können. Zu demselben Ziele führt es, wenn Reich, Staat und Gemeinde nicht mehr wie bisher den ihnen gehörigen Boden zu freiem Eigentum weggeben, sondern nur zeitlich beschränkte Erbbaurechte an ihm gewähren oder ihn mit einem Wiederkaufsrecht belastet veräußern.

Ebenso empfehlenswert ist es aber auch, das Steigen der Bodenwerte von vornherein maßvoll zu beschränken. Dem dienen bei städtischem Boden vor allem Bauordnungen, die für die Wohnviertel gartenhausmäßige Bebauung vorschreiben.

2. Dem geltenden Recht gehören folgende zwei Sätze an: 1. Die mit dem Boden fest verbundenen Sachen (Gebäude, Gebäudeteile) folgen dem rechtlichen Schicksal des Bodens; 2. Der Gläubiger der früher eingetragenen Hypothek geht dem Gläubiger der späteren Hypothek vor. Demnach: Sind Baugeld- und Kaufgeldhypothek hübsch hoch, so fällt der Bauhandwerker, der auf Borg gearbeitet hat, mit seiner notgedrungen später eingetragenen Sicherungshypothek bei der Versteigerung aus. Die Wirkungen dieses Zustandes: ein rechtlich unangreifbarer Bauschwindel und eine nicht zu beseitigende Notlage des deutschen Bauhandwerks, sind bekannt.

Ergebnis: Das geltende Recht bevorzugt einzelne auf Kosten anderer einzelner.

Viel besser wäre es, wenn erstens eine rechtliche Trennung von Boden und Bauwerk bestünde, wie sie dem älteren deutschen Recht nicht fremd war und ja auch heute noch z. B. beim Erbbaurecht vorkommt, und wenn zweitens diejenigen, die das Bauwerk mit ihrer Arbeit und aus ihrem Stoff schufen, wegen ihrer Forderungen ein gesetzliches Recht auf bevorzugte Befriedigung aus dem Werk hätten — auch diese Feinheit des Rechts war dem früheren Recht in Deutschland eigen und ist erst im vorigen Jahrhundert verloren gegangen.

3. Der Satz des geltenden Rechts von der Rechtserstreckung von Boden auf allen Einbau hat noch eine weitere Bedeutung. Er verbietet den Bauhandwerkern und Maschinenlieferanten, mit ihren Abnehmern einen Eigentumsvorbehalt an den von ihnen gelieferten Bauteilen und Maschinen auszumachen. Dieses Verbot verschafft der vornehmsten Spargelegenheit des deutschen Volkes eine ungemeine Sicherheit: der Hypothek. Diese Sicherheit bliebe ungefährdet und den Bauhandwerkern und Maschinenlieferanten wäre vorzüglich gedient, wenn der Eigentumsvorbehalt ins Grundbuch eingetragen werden könnte. Das kann er aber nicht.

Ergebnis: Das geltende Recht bevorzugt die Gesamtheit auf Kosten gewisser einzelner. Abhilfe würde der eintragbare Eigentumsvorbehalt schaffen.

4. Die Forderungen zur Besserung, die wir erwähnt haben, sind ein Teil des Programms der Bodenreform. In Kürze ist ihr Ziel: Jedem Arbeitswilligen ein Recht auf Arbeitsstätte zu gewähren. Um es zu verwirklichen, scheidet sie von dem, was man Kapital nennt, den Boden aus und gibt an ihm

Digitized by Google

dem einzelnen das Recht, ihn als Werk- und Wohnstätte zu benutzen, verhindert aber jeden gesamtwirtschaftsfeindlichen Mißbrauch, insbesondere Terrainspekulation, und überläßt hingegen alles übrige Kapital und alle Arbeitskraft dem dann erst wirklich freien Wettbewerb.

Ergebnis: Die Bodenreform vermeidet auch den Fehler der kommunistischen Forderungen, nämlich die Bevorzugung der Gesamtheit auf Kosten sämtlicher Einzelner.

Alles zusammen: Die Eigentumsordnung der Bodenreform ist der wahrhaftige Ausdruck des Verhältnisses des Normalmenschen von heute zu den Lebensgütern, die Eigentumsordnung des geltenden wie des kommunistischen Rechts ist es nicht. Bodenreform ist Ausdruckspflege.

Bodenreform ist aber auch die wirtschaftliche Grundlage einer Ausdruckspflege.

Ausdruckspflege „verlangt von den Gestaltenden Behandlung der Erscheinung vor allem als eines Wesensausdrucks und bei den Empfangenden Pflege der Fähigkeit, aus der Erscheinung das Wesen herauszufühlen, damit die Erscheinung wahr, klar und erfreulich ausdrücke, was ist, und eben dadurch beständig nachprüfen lasse, ob das, was ist, auch gut sei". Aber wer im großen deutschen Vaterland hat heute Zeit und Ort, so zu gestalten und so zu empfangen? Und gar erst: wer Zeit und Ort, so zu werden und andere so werden zu lassen, daß so gestaltet und so empfangen werde? Ein paar Wohlhabende und ein paar Willensstarke, aber nicht die Millionen. Und genau so, wie eine Volkswirtschaft dann erst reich ist, wenn ihre breitesten Massen kaufkräftig sind, genau so wird der Geist eines Volkes dann erst von Ausdruckspflege zeugen, wenn den breitesten Massen die Möglichkeit zur Selbstbesinnung und Einkehr bei sich selbst gegeben ist.

Aber wann und wo ist denn unserm heutigen, an sich doch gewiß regsamen und bildungsfähigen Großstadtvolk Gelegenheit gegeben, daß es einmal wieder „zum Abgrund der Betrachtung steige"? Weil die ihm fehlt, schweigen ihm die Sterne.

Ohne die gesicherte Gelegenheit zur Selbsteinkehr gerade für die Masse der Volksgenossen aber kann eine noch so gute Erziehung zur Ausdruckspflege, wie sie der Dürerbund und andere üben, dauernden Erfolg nicht versprechen, so lange nicht weitere Reformen wirken.

Allerdings ist unser Volk hier und da bereits auf dem Wege, sich solche Gelegenheiten zu schaffen; ich erinnere an die Freie Scholle bei Berlin, an die Ulmer Arbeiterhäuser, an das werdende Hellerau. Aber noch kann niemand leugnen, daß der kasernenstadtausbrütende Bodeneigentumsbegriff unsres geltenden Rechts nach wie vor Jahr für Jahr neue Zehn- und Hunderttausende von Volksgenossen dem Boden entfremdet und sie heimat-, halt- und glücklos macht.

Karl Polenske

Digitized by Google

Josef Haydn

Die Jubiläen begegnen sich. Am 3. Februar waren es hundert Jahre, daß Felix Mendelssohn geboren ward, am 31. Mai sind es hundert, daß Josef Haydn starb. Natürlich werden die beiden Gedenktage entsprechend gefeiert; so etwas läßt sich die musikalische Welt nicht entgehen. Aber merkwürdig ist der Gegensatz: der jüngere Meister muß beinahe der Vergangenheit entrissen, zu seinem hundertjährigen Geburtstag beinahe erst wieder zum Leben erweckt werden; der ältere ist nach hundert Jahren nicht nur noch lebendig, nein, er scheint geradezu von dem Zauber der ewigen Jugend gekrönt. Das Jubiläum im Februar nahmen wir zum Anlaß, unser Vorurteil zu zähmen und Verlorengeglaubtes wiederzugewinnen. Davon ist gegenüber dem Unsterblichen, den wir im wunderschönen Monat Mai feiern, keine Rede: was Haydn war und ist und bedeutet, das, so denkt man zunächst, braucht man niemand erst zu sagen.

Ist das wirklich so ganz sicher? Dann wäre ja die Überflüssigkeit solcher Zentenarfeiern „wieder einmal“ erwiesen. Es wäre aber eine Täuschung, bei Haydn wie bei Mendelssohn, an derartige Festigkeit der Anschauung zu glauben. Im Gegenteil: der ehrliche Kunstfreund muß gemahnt werden, nicht allzu gutgläubig der allgemeinen Meinung zu folgen. Und nicht nur durch Tadel wird ein Meister verkannt; auch das Lob kann verdächtig klingen. Gerade bei Haydn trifft das zu.

„Ewige Jugend“ — ein Götterliebling, dem sie beschieden ist im Leben und im Schaffen. Ewig jung — das heißt unabhängig von der Mode, von der Kleinlichkeit und Engherzigkeit des Tages, unberührt von der Schwäche und Blässe des Problems und der Theorie, unverwundet von dem Pfeilgift des Zweifels und des Spottes, frisch, reich, gesund und klar auf sich selbst gestellt und aus eigener Kraft und Fülle schöpfend, beglückend, segnend für Mit- und Nachwelt. Es ist ja gar nicht auszudeuten, was alles darin beschlossen liegt, wieviel innerer Besitz, wieviel äußere Gestaltung. Berauschen möchte man sich an dem Gedanken. Aber da kommt die Ernüchterung mit der Frage: ist so etwas denkbar? kann ein Mensch und Künstler ewig jung bleiben? muß er nicht altern durch Erfahrung, durch Enttäuschung, durch alles das, was das Leben ihn lehrt? ist die „ewige Jugend“ nicht am Ende gar eine Phrase? Dazu soll sie doch nicht herabgewürdigt werden; es gilt sie zu retten um jeden Preis. Wenigstens „bevorzugten Naturen“ soll sie gewahrt bleiben. Wenn aber unerbittlich weiter gefragt wird, wie denn eine solche bevorzugte Natur zu denken sei, dann wird's erst recht gefährlich. Dann heißt es: „die wie im wachen Traum durchs Leben gehen, rechts und links an Abgründen vorbei, die sie gar nicht gewahren, frei und fröhlich ihrer Natur folgend, los auf ihr Ziel, unbeirrt und unermüdet, nur von ihrem Genius geleitet — das sind die Glücklichen, Beneidenswerten, das sind die ewig Jungen. Haydn war auch so einer: immer heiter, immer zufrieden, immer sonnig, immer Optimist.“ So ungefähr klingt das Preislied, das ihm zu Ehren angestimmt wird. Merken wir denn gar nicht, wie bedenklich das lautet? Eigentlich doch auf deutsch: „um ewige Jugend zu gewinnen, muß man ein K i n d bleiben; um nicht zu altern, muß man d i e A u g e n z u m a c h e n; um nicht vom Ernst

Digitized by Google

des Lebens angesteckt zu werden, muß man es verspielen und vertändeln!" Vielleicht ist das alles zu stark oder zu pathetisch ausgedrückt; aber ich scheue mich nicht, es noch schärfer zusammenzufassen: der ewig junge Haydn — er ist für viele nicht mehr und nicht weniger als ein großes Kind. Ein großes Kind, dem das Leben und Schaffen ein Spiel war, das mit uns spielt und mit dem wir spielen — entzückend, unvergleichlich — aber eben doch nur ein Kind, ein Spiel. Uns soll Mensch und Künstler doch mehr sein: das Leben soll er uns gestalten, an nichts vorübergehen, was es ihm zeigt, über nichts hinwegtäuschen, alles ausschöpfen, alles erlebt haben und uns erleben lassen. Wenn wir auch manchmal aufgelegt sind zu Scherz und Spiel, so wenden wir uns doch bald unbefriedigt ab und suchen Tieferes und Größeres. Täusche ich mich, oder geht es gerade auch mit Haydn so? Immer vergnügt sein — wer kann und mag denn das? Und dazu kommt noch der vermeintliche Ehrenname: der gute „Papa" Haydn! Das ist sehr bezeichnend: ewig jung — ein großes Kind — und der Papa! Es ist, als sähe man ihn: er braucht den Zopf gar nicht zu schütteln, er wackelt schon von selbst. Am Ende ist der Jubelgreis nur darum nicht alt geworden, weil er nie wirklich jung war. Das sind ketzerische Jubiläumsgedanken; sie scheinen mir aber ein weitverbreitetes Vorurteil zu bezeichnen.

Schuld daran ist, wie in solchen Fällen immer, ungenügende, oberflächliche Kenntnis. Was hören und kennen wir denn von Haydn? Die „Schöpfung", die „Jahreszeiten", ein paar Symphonien, einige Streichquartette — das ist alles. Es müßte zwar auch das schon genügen, um uns eines Besseren zu belehren. Hoffen wir, daß die jetzt endlich in Angriff genommene Gesamtausgabe energisch Wandel schaffe! Sie wird der Welt die Augen öffnen können über den ganzen Reichtum; und dann wird es sich die Welt doch wohl nicht nehmen lassen, tiefer hineinzugreifen als bisher. Zahlreichere Aufführungen auch der weniger bekannten Werke werden das Publikum mit Überraschungen beschenken. Und was bis heute den Kennern zu wissen vorbehalten war, kann dann allgemeine Überzeugung werden: daß nämlich Haydn zu unsern ganz großen, bahnbrechenden, epochemachenden Musikern gehört, zu denen, die wir nie aus dem Auge und aus dem Herzen verlieren dürfen.

Seine historische Stellung muß endlich von jedem Musikfreund richtig begriffen werden. Wir müssen aufhören zu sagen: Haydn — Mozart — Beethoven; womit wir Haydn auf die unterste Stufe stellen, um über Mozart zu Beethoven aufzusteigen. Das allgemeine Urteil lautet grob formuliert ungefähr so: Haydn ist allezeit fidel, Mozart wenigstens innig, erst Beethoven ist ganz ernst zu nehmen. Wie oft ist schon daran erinnert worden, daß Haydn den um vierundzwanzig Jahre jüngeren Mozart noch um mehr als siebzehn Jahre überlebt hat! Er war also nicht nur Mozarts Vorgänger, sondern auch sein Zeitgenosse und Nachfolger. Wie oft ist schon der mächtige Einfluß nachgewiesen worden, den der jüngere Meister auf den ältern ausgeübt hat! Richtig müßte es heißen: Haydn vor Mozart — Mozart — Haydn mit und nach Mozart — Beethoven. Damit wird Haydn unmittelbar an Beethoven herangerückt und Mozart zwar nichts weniger als ausgeschaltet, wohl aber aus der einseitigen Vermittlerrolle zwischen Haydn und Beethoven in die Doppelrolle ein-

Digitized by Google

gewiesen, die ihm in der Tat zukommt. Mozart verliert also gar nichts an dem, was Haydn gewinnt.

Und nun bedarf es nur mehr unbefangener Kenntnisnahme all dessen, was seine Musik uns sagt. Es ist ja wahr: so ungetrübte Heiterkeit wie bei Haydn finden wir weder bei Mozart noch bei Beethoven wieder. Nur die Einseitigkeit des Popularurteils ist vom Übel. Gewiß, das Haydnsche Finale ist eine Welt für sich. Die sprühende Lustigkeit, der goldene Humor, der uns gar so gern ein Schnippchen schlägt, besonders gegen das Ende zu, wenn wir meinen, er eile zum Schluß, und gar nicht mehr auf Fermaten, Generalpausen, Vergrößerungen und ähnliche Scherze gefaßt sind, die sind einzig. Und wir wollen es doch recht laut und dankbar bekennen, wie wohl uns das alles tut! Es wäre ja zu traurig, wenn wir nicht mehr kreuzfidel sein könnten, und wäre ja auch kein Beweis für besondere Tiefe und Größe, sondern nur für Schwäche und Krankhaftigkeit. Wenn vielleicht nur der reife Mann den ganzen beglückenden Zauber sonniger Heiterkeit empfindet, so kann ihn die Jugend doch wohl ahnen, wenn sie das Herz auf dem rechten Fleck hat. Was muß das für eine kerngesunde Natur sein, die so frisch und frei in die Welt und in das Leben hineinsingt; und wie vertraut muß der Meister sein mit dem kräftigen Empfinden seines Volks, daß er uns so echt volkstümliche Weisen zutönt! Wollen wir's demgegenüber als Mangel empfinden, daß in diesen raschen Sätzen ungebrochene Stimmung herrscht und das helle Tageslicht auch nicht durch den leisesten Schatten getrübt wird? Freilich, ich glaube, hier liegt, was viele von Haydn scheidet. Wir haben uns derartig an Stimmungskontraste gewöhnt, daß wir sie nicht mehr missen mögen. Mozart, der auch seine Allegrosätze mit Kantabilität tränkt, Beethoven gar, der uns von einem Extrem ins andre wirft, stehen dem „lustigen Papa Haydn" im Weg. Und doch läßt sich geradezu beweisen, daß seine Heiterkeit auf ganz anderm Grunde ruhte, als auf dem oberflächlicher Lebensauffassung. Seine langsamen Sätze, wie sie den Finalen voraufgehen, zeigen sein Wesen von ganz andrer Seite. Ohne Übertreibung darf man behaupten, daß er gerade im Adagio viel näher an Beethoven heranreicht und heranführt als Mozart: da ist der gute Papa Haydn größer! Das weiß jeder, der seine Streichquartette gründlich kennt; das offenbaren aber auch seine Symphonien, und „Schöpfung" wie „Jahreszeiten" können es bestätigen. Da erfahren wir es, daß er nicht „an den Abgründen des Lebens vorbeiging", daß er nicht deshalb so heiter sein konnte, weil er den Ernst des Lebens nicht kannte. Da erleben wir es, daß er uns zu rühren und zu ergreifen vermag in einer wundersamen Tonsprache, die auch heute noch gilt. Und wenn wir dann auch die ersten Sätze noch dazunehmen, so vervollständigt sich der Eindruck zum Gesamtbild. Energisch ist es entworfen, herrlich ist es durchgeführt, jauchzend klingt es aus. Das ist echte Empfindungsdramatik; das ist der Vater der Symphonie und des Streichquartetts, der Schöpfer des modernen Orchesters.

So wie auf Haydns Zeitgenossen vermag das alles freilich auf uns nicht mehr zu wirken; weit zurück liegt die Zeit, da es neu und kühn erschien. Haydn ein Stürmer und Dränger, ein musikalischer Revolutionär — da müssen wir Heutigen lächeln. Er hat es aber selbst bezeugt, daß ihm der Kopf brannte von neuen Ideen und daß er sich bewußt war,

Digitized by Google

die Grenzen seiner Kunst zu erweitern. Die Perspektive verliert sich in der Ferne. Wir können Haydn nicht mehr so einschätzen wie seine Zeitgenossen. Aber geschichtliche Einsicht und persönliche Erfahrung lehren ihn auch nach der ungeheuren Entwicklung seither doch sehen, wie er war.

Auch als Mensch ist er viel verkannt worden. Richard Wagners Wort vom „fürstlichen Bedienten" war zwar sicher nicht dazu bestimmt, ihn herabzusetzen, aber doch dazu angetan. Gar zu leicht schloß man weiter: so wie er sich in Esterhazyschen Diensten wohlgefühlt hat, so war ihm überhaupt alles recht; und so, wie er mit der Welt und seinen lieben Mitmenschen zufrieden war, so gab er auch ihnen keine Rätsel auf und war leicht und bequem zu haben. Das ist ganz schief geurteilt. Er war vielmehr sehr temperamentvoll und ganz gehörig selbstbewußt; und wenn auch erst seine Londoner Reise seinen Freiheitsdrang zum Ausbruch gebracht hat, so bedeutet das doch keine plötzliche Umwandlung seines ganzen Wesens. Gewiß war er kein dämonischer Charakter wie Beethoven, aber ebensowenig ein unbedeutender Mensch oder ein seichtes Gemüt. Er hat es sehr ernst genommen mit dem künstlerischen Schaffen. Auch seine tiefe, echte, warme Religiosität wäre mit Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit unvereinbar. Von seinem edeln reinen Herzen zeugt herrlich seine neidlose Liebe zu Mozart. Tobende Leidenschaftlichkeit lag ihm fern, griesgrämige Laune nicht minder. Helle Daseinsfreude, dankbares Genießen, bescheidenes Auftreten, alles stimmt vorzüglich zusammen beim Menschen wie beim Künstler.

Kindisch und kindlich ist zweierlei. „Kind" war Haydn nur, insofern er naiv war im positiven künstlerischen Sinn. Das versteht man oft nicht, und so mag sich's erklären, daß wir Haydn, wenn überhaupt, dann leider oft so falsch zu hören bekommen. Da wird der Musik aufgeholfen durch allerlei Mätzchen, die sie verderben, oder sie wird wie in Verlegenheit heruntergedroschen, als schäme man sich ihrer und suche sie so rasch wie möglich wieder loszuwerden. Alle Anmut, alle Feinheit, alle Noblesse geht bei solchem Zerrbild verloren. Dann lieber gar nicht. Nur um dem immerhin berühmten Namen zu huldigen, nur um der musikalischen Anstandspflicht zu genügen — nein, dann spiele man ihn lieber nicht! Hoffen wir, daß solche Karikatur immer seltener werde und endlich verschwinde. Wir brauchen unsrer Zeit weder das Bedürfnis noch die Fähigkeit abzusprechen, Haydn zu verstehen und zu genießen. Nicht das „große Kind" und nicht den „Papa", sondern den Meister. Was ihm den Zauber der ewigen Jugend verleiht, das ist seine Originalität. Und gerade dafür, sollte man meinen, müßte unsre Zeit ganz besonders empfänglich sein. Gerade das muß lebendig zu uns sprechen, was in echter Eigenart gegründet und gestaltet ist. Mögen wir noch so weit davon entfernt sein, wir hören es heraus, und es veraltet nie.

Hermann von der Pfordten

Lose Blätter

Aus „Marius dem Epikureer"

von Walter Pater

[Zu einem vornehmen Buche laden wir heut unsre Leser ein. Zu einem Buche von reiner starker Geistigkeit, das nicht nur seines „schweren

Digitized by Google

Stiles“ wegen dem Leser wenig entgegenkommt, sondern vor allem, weil der Verfasser, ohne sich allzuviel auf menschlich-dichterische Probleme einzulassen, vor uns den Weltanschauungsgehalt einer fernen Epoche im Rahmen der Bildungsentwicklung eines Mannes abwägt. Pater bewegt sich in den hohen Gängen der an Philosophien, Ethiken und mystischen oder sinnlichen Kulten reichen römischen Kaiserzeit, die uns zunächst fremd genug anmuten, wer ihm aber auf seinen verschlungenen Wegen nachgegangen ist, wird sein Buch nicht ohne Freude und Gewinn aus der Hand legen. Es lebt etwas wie Feierstimmung in dem ernsten und schönen, breit sich ergießenden Strom geistiger Arbeit. Zudem: der Ruf nach Verinnerlichung des Wissens, nach gefestigter Bildung, der hier erklingt, tut ja gerade unsrer Zeit vielleicht mehr not als irgendeiner andern.

Marius ist ein römischer Edelmann. In dem etwas düstern Landhaus seines frühgestorbenen Vaters umgeben ihn von Jugend auf die poesie- und zeremonienreichen Kulte der altrömischen Gottheiten, die nach der Sitte der Zeit wieder in alter Strenge geübt werden, und mit fast unjugendlichem Ernst sucht er ihres innersten Gehaltes teilhaft zu werden. Reifer als seine Genossen und aller weltlichen Heiterkeit abgewandt tritt er in die Rhetorenschule, um dort unter der Leitung seines lebhaften Freundes Flavianus alle Feinheiten und alle Errungenschaften der kunstreichen Poesie und Stilbildung jener Tage aufzunehmen. Doch nach des Freundes Tode wendet sich der Jüngling unbeirrbar wieder der Spekulation zu. Bald nach Rom und damit in den Mittelpunkt aller philosophischen Strömungen der Zeit gelangt, bildet er einen vollendeten Kyrenaikismus in sich aus, das heißt, er ergibt sich völlig der Lehre, nur in der Gegenwart zu leben und des Augenblickes Wert voll auszunutzen. Auszunutzen freilich, wie er es versteht. Denn nach wie vor ist sein Streben auf nichts anderes als den Erwerb geistiger Güter, vor allem durch Vermittelung des alles Schöne mit Wollust aufnehmenden Auges gerichtet. Nach und nach, im Umgang mit den erlesenen Geistern jener ethisch ungesunden, geistig aber allseitig angeregten Epoche, überwindet er die Starrheit seines Systems — eines Systems, wie Pater sagt, das im Grunde immer die Lebensanschauung der Jugend ist. Er nimmt von den vielfältigen Anregungen seiner Umgebung mancherlei auf, so daß man ihn bald als Epikureer bezeichnen darf; allerdings ist dieser Epikureismus nichts andres als ein subjektiv wandelbarer Eklektizismus großen Stiles. Und bald genug fehlt es dem ernsten Marius, so sehr sein Wollen noch immer auf den Genuß der Schönheit und Lebensbetrachtung ausgeht, an tieferem Gehalt des Daseins. Die müde, übersättigte Seele verlangt nach einer entschiedeneren und selbstgenügsameren Lebensbetätigung, als die philosophische Beschäftigung sie ihm gestattet. Im Hause einer mildtätigen Matrone erschaut er zum erstenmal das andächtige, in Christus beruhigte und im Füreinanderleben aufgehende Dasein der jungen christlichen Gemeinde. Und von der Schönheit ihres alle Tiefen der Seele gewinnenden Gottesdienstes sogleich angezogen, wandelt er sich im stillen zu einem der ihren. Doch noch ehe er, der langsam nur sich hingeben kann, den letzten Schritt zur Bekehrung tut, wird er irrtümlich gefangengenommen und wegen seines Glaubens angeklagt, kommt aber auf dem Transport nach Rom in einem

Digitized by Google

christlichen Hause um, durch ein Mißverständnis von seinen Bewohnern als Märtyrer ihres Glaubens angesehen. Dem endlich Beruhigten werden von mitleidigen Gemeindegliedern die letzten Tröstungen der neuen Religion zuteil, ehe er stirbt. —

Walter Pater, der englische Kulturdarsteller, hat die Aufgabe, diese Menschenentwicklung zu veranschaulichen, auf andre Weise gelöst, als dies ein Dichter, ein Menschengestalter, versuchen müßte. Die Personen dieses Buches sind nur die schemenhaften Träger geistiger Prinzipien und Evolutionen. Das gilt vom Kaiser Aurelius, von Marius' jugendlichem Dichterfreund Flavian, von seinem christlichen Freunde Cornelius, und auch von Marius selbst, obgleich er natürlich als Hauptfigur etwas mehr Blut und Gestalt erhält als seine Zeitgenossen. Die Hauptteile des Werkes sind also philosophischen und moralischen Erörterungen gewidmet, die freilich darum immer etwas Konkretes behalten — gleichsam auf ihre Lebensfähigkeit hin geprüft werden —, weil sie sich im Innern dieser Gestalten abspielen. Mit der ganzen Kenntnis eines hochgebildeten und in allen Einzelheiten bewanderten Geistes ist der Rahmen dieser Seelenbewegungen ausgeführt. Das Leben der reichen Zeit unter Marcus Aurelius, ihre zahlreichen Kultformen, die Volksbelustigungen, Schauspiele, öffentlichen Vorträge, Gastmahle, Bildungs- und Erholungsstätten, ihre Schönheit und Verderbtheit, das alles zieht in einer Reihe von wundervoll gezeichneten Bildern an uns vorüber. Rührend und majestätisch zugleich sind vor allem die Szenen, mit denen das junge Christentum in diese glanzvoll sterbende Antike eintritt, — wie ein keusches Mädchen, in dessen Augen ein himmlisches Licht erglüht, sich einer allzu weltlichen Gesellschaft naht. Es ist unmöglich, den Reichtum von Gedanken und Anregungen auch nur anzudeuten, der dieses Buch erfüllt, das auf jeder Seite von einem männlichen, aller Tändelei abholden Geiste zeugt.

Mögen unsre Proben diejenigen unsrer Leser, die einem ernsten und nicht ganz leichten Lesestoff nicht ausweichen wollen, mit Nachdruck auf das gehaltvolle Werk verweisen. Noch einmal: es ist nicht das Buch eines Dichters. Aber ein Kulturdarsteller von feinster Einfühlungskraft hat hier ein Weltbild geschaffen, das mit der Tiefe seiner Auffassung und dem Reichtum überzeugender Bilder auch im Leben unsrer Zeit tiefe Wirkungen ausüben könnte.

„Marius der Epikureer" wurde vor etwa dreißig Jahren geschrieben und gehört in England zu den meistgelesenen Werken Paters. Der Übersetzer F. P. Greve hat sich mit Erfolg bemüht, den schweren, unrhythmischen Stil mit seinen langen gebrochenen Perioden treu wiederzugeben. Die beiden Bände sind vor kurzem im Insel-Verlag erschienen und kosten, geschmackvoll ausgestattet, gebunden 9 Mark. J. E. A.]

Der junge Marius, der als das Haupt seines Hauses eine führende Rolle in den Zeremonien des Tages spielte, bemühte sich andächtig, dieses eindrucksvolle äußere Schweigen durch jene innere Ruhe der Seele vollkommen zu machen, auf die die frommen Römer bei der Vollziehung dieser heiligen Handlungen so großes Gewicht legten. Ihm war, als ziele die große Stille da draußen wirklich nur auf jene innere, geistige Stimmung der Vorbereitung und Erwartung, nach der er eben jetzt mit allen Kräften rang. Sicherlich waren die Leute um

Digitized by Google

ihn nie durch diese Gebete und Formeln dazu getrieben worden, über die göttliche Natur nachzusinnen: ihnen schienen sie vielmehr ein ausdrückliches Mittel zu sein, solche beunruhigenden Bewegungen zur Ruhe zu bringen. Sie schätzten die Religion des Numa, die so gelassen, ideal und ruhig-schön, die der Gegenstand so eifersüchtigen Konservatismus war, trotz ihres offenbaren Nutzens, weil sie einer Art peinlicher Genauigkeit, besonders im häuslichen Leben, den Stempel heiliger Weihe gab, doch vor allem darum, daß sie durch ihren erblichen Charakter etwas wie eine persönliche Auszeichnung verlieh — denn sie trug unter den übrigen Vorrechten eines alten Hauses mit dazu bei, jene aristokratische Atmosphäre zu schaffen, die von neu emporgekommenen Leuten trennte. Aber in dem jungen Marius hatte gerade das Fehlen aller bestimmten Geschichte und dogmatischen Auslegung in diesen ehrwürdigen Gebräuchen schon viele spekulative Tätigkeit erweckt; und heute, da er von den wirklichen Einzelheiten im Gottesdienst ausging, zogen einige sehr lebhafte Mutmaßungen, wenn auch kaum klar genug, um sich zu Gedanken zu verdichten, in seiner Seele hin und her, so wie der bewegliche Wind den ganzen Tag lang unter den Bäumen gezogen war, und sie waren ein geheimnisvoller Einfluß, der über alle Elemente seines Wesens und Wissens dahinging. Nur eins lenkte ihn ab — ein Mitleid im Grunde seines Herzens, das beinahe auf seine Lippen drang, ein Mitleid mit den heiligen Opfern und ihren Blicken der Angst; und es erhob sich fast bis zum Abscheu, als die große Handlung des Opferns selber vor sich ging; sie war wie ein Stück alltäglicher Schlächterei, die wir schicklicherweise vor dem Anblick verbergen; einige freilich der Anwesenden verrieten offen ihre Neugier auf das Schauspiel, das ihnen so unter religiösem Vorwande geboten wurde. Die alten Bildhauer der großen Prozession auf dem Parthenonfries in Athen haben die ruhigen Köpfe der Stiere, die zum Opfern hineingeführt werden, mit vollkommenem Gefühl für Tiere, in starkem Gegensatz zu jeder Gleichgültigkeit mit ihren Leiden gebildet. Und dieser Gegensatz zog jetzt auch Marius ab, als er seine Felder segnete, und färbte seine andächtige Aufmerksamkeit auf die peinliche Erfüllung aller Einzelheiten des Zeremoniells, als die Prozession sich dem Altar näherte.

Die Namen jener großen Schar der „kleinen Götter", die dem römischen Hause teuer sind, und die die Priester auf die heilige Liste der Indigitamenta gesetzt hatten, daß man sie anrufe, weil sie bei besonderen Gelegenheiten helfen können, wurden in der langen Litanei nicht vergessen — Vaticanus, der das Kind den ersten Schrei äußern läßt, Fabulinus, der ihm das erste Wort eingibt, Cuba, die es in seiner Wiege ruhig hält, Domiduca besonders, der Marius sein Leben lang ein eigenes Andenken bewahrte: die Göttin, die über die glückliche Heimkehr wacht. Die Urnen der Toten in der Familienkapelle empfingen ihren gebührenden Dienst. Denn auch sie waren jetzt etwas Göttliches geworden: eine glückliche Schar freundlicher und schützender Geister, die in der Nähe ihrer einstigen Wohnung untergebracht waren — der Vater vor allen anderen, der vor zehn Jahren gestorben war, und an den Marius, der sich nur einer großen, ernsten Gestalt erinnerte, die sich in seiner frühen Kindheit über ihn neigte, gewöhnlich wie an einen etwas kalten und strengen Genius dachte. ▣

Digitized by Google

Nach der Vergöttlichung der Kaiser, so wird uns berichtet, galt es für unfromm, auch nur ein rohes Wort in Gegenwart ihrer Bilder auszusprechen. Marius schien es, als sei das ganze Leben voll von heiliger Gegenwart, die von ihm eine ähnliche Sammlung verlangte. Die strenge und archaische Religion der Villa erzeugte in ihm, wie er sie ansah, eine Art andächtiger Vorsicht, daß er in keinem Punkte gegen die Ansprüche fehlte, die alles an ihn hatte, was mit der Gottheit zusammenhing. Er mußte mit einer Art heiliger Gerechtigkeit die Forderungen anderer befriedigen, er mußte vorsichtig sein, daß er nicht gegen ihre Ansprüche fehlte, weder in ihren Freuden noch in ihrem Leiden — dem Glück, das die Gottheit gewährte, oder den Schlägen, in denen sie sich fühlbar machte. Und durch die Gewohnheit wurde diese Empfindung der Verantwortlichkeit gegen die Welt der Menschen und Dinge, gegen ihr Recht an ein gebührendes Gefühl von seiner Seite zu einem Teil seines Wesens, der unverlierbar war. Sie erhielt ihn ernst und würdig in den epikureischen Spekulationen, die ihn in späteren Jahren ganz gefangen nahmen, als er längst gelernt hatte, alle Religionen als gleichgültig anzusehen; sie erhielt ihn ernst unter vielen Narrheiten und durch viele dumpfe Tage; und sie ließ ihn sein ganzes Leben lang als auf etwas, wozu er sich sorgfältig vorzubereiten habe, auf eine große Gelegenheit zur Selbstaufopferung warten, wie sie auch wirklich kam, die als ein Siegel des Wertes sein Leben und (vielleicht!) dessen Gedächtnis bei anderen weihen sollte, so wie die Christen am Ende seines Lebens dem Martyrtum entgegensahen.

Die kleinen verglasten Fenster im höchsten Zimmer* umschlossen jedes seine schöne Landschaft — die bleichen Felsen von Carrara, gleich wild gewundenen Schneetriften über der purpurnen Heide; den fernen Hafen mit seinen Marmorfrachten, die in See stachen; den Leuchtturmtempel der Venus Speciosa auf ihrer dunklen Landspitze zwischen den langgezogenen Kurven der weißen Wellenbrecher. Selbst in Sommernächten war dort die Luft bewegt und trieb den Duft des frisch gemähten Heus durch alle Gänge des Hauses. Etwas Nachdenkliches, wie vom Zauber Gebundenes und nur halb Wirkliches, etwas Klösterliches oder Mönchisches, wie wir sagen würden, das sich mit dieser eigenen Ordnung verband, bewirkte, daß es Marius schien, als sei der ganze Ort gleichsam sacellum, das besondere Heiligtum seiner Mutter, die noch in wirklichem Witwentum lebte und dem verstorbenen älteren Marius jene sekundäre Art des Lebens lieh, die wir den Toten in unsrer stark empfundenen Erinnerung an sie geben können — die „subjektive Unsterblichkeit", um ein modernes Wort zu gebrauchen, um die so manche römische Grabschrift klagend die Witwe, die Schwester oder die Tochter anruft, die noch im Land der Lebenden weilt. Und sicherlich, wenn solche Rücksichten auf sie das Volk der Schatten erreichen — dann genoß er jenes sekundäre Dasein, jenen warmen Platz, der ihm wenigstens in Gedanken neben den Lebenden blieb, und das Verlangen nach dem unter verschiedenen Formen tatsächlich in den meisten von uns eine so starke Triebfeder ist. Und der jüngere Marius lernte so schon früh, die Tränen der Frauen,

* im Hause des jungen Marius

Digitized by Google

die Hände der Frauen, die einen zur Ruhe legen, im Tode wie im Schlafe der Kindheit, als eine Art natürlichen Bedürfnisses ansehen. Die weichen Linien der weißen Hände und des Gesichtes, das sich unter den vielen Falten des Schleiers und der Stola der römischen Witwe abhob, wenn sie über ihrer Nadelarbeit geschäftig war oder bisweilen Musik trieb, befestigten sich in ihm als der typische Ausdruck der Mütterlichkeit. Er half ihr mit ihrer weißen und purpurnen Wolle, er sorgte für ihre Musikinstrumente, und so gewann er durch die Handhabung solcher Dinge gleichsam eine urbane und weibliche Verfeinerung, die seine ländlichen Sitten durchdrang — das Gefühl für eine gewisse zarte Sanftheit, das er vor allem dann genoß, wenn er nach langen Tagen der Bewegung in offener Luft, im Winter oder in stürmischen Sommern, in die „Kapelle" seiner Mutter kehrte. Denn im alten Italien empfanden poetische Seelen kaum weniger stark als die Engländer die Freuden des Winters und des Herdes, der selbst die Toten mit seiner gütigen Wärme umfängt und die jungen Myrten in Blüte hält, wenn draußen auch hart der Hagel schlägt. Ein wichtiges Prinzip, das später in seinem römischen Leben Früchte trug, befestigte jener Geschmack am Lande tief in ihm, besonders im Winter, wenn die Leiden des Tieres selbst dem lässigsten Beobachter so deutlich werden. Er befestigte in ihm ein Mitgefühl mit allen Kreaturen, zum Beispiel mit den fast menschlichen Leiden und Krankheiten der Herden. Es war eine Empfindung, die etwas von einer religiösen Ehrfurcht vor dem Leben als solchem hatte — vor jener geheimnisvollen Wesenheit, die der Mensch selbst im geringsten Grade zu schaffen machtlos ist. Eine nach der andern brach der Knabe auf den Wunsch seiner Mutter die geliebten Schlingen und Fallen ab, die er in den Salzsümpfen für wilde hungrige Vögel aufgestellt hatte. Einem weißen Vogel, sagte sie ihm einmal und sah ihn ernst an, einem Vogel, den er an seinem Busen über einen öffentlichen Platz tragen müsse, auf dem sich die Menschen drängten — dem gliche seine eigene Seele! Würde er die Hände seines guten Genius auf der Seite gegenüber erreichen? unverwirrt und unbeschmutzt? Und wie ihm seine Mutter zum Typus des Mütterlichen in den Dingen wurde, seines nieversagenden Mitleids und seiner Schutzbereitschaft, und das Mütterliche selbst zum einigen Typus aller Liebe — so gab jener schöne Wohnsitz die konkreten Umrisse für ein besonderes Ideal des Zuhause ab, das er den ganzen Rest seines übrigen Lebens hindurch trotz vieler Ablenkungen des Geistes immer zurückzugewinnen trachtete.

Die Sonne schien auf die Leute nieder, die zu einem langen, heißen Tage an die Arbeit gingen, und Marius stand bei dem Toten* und sah ihn an, mit der bewußten Absicht, jede Einzelheit seinem Gedächtnis einzuprägen, damit er dieses Bild zurückbehalte, wenn vielleicht eine Stunde des Vergessens und die Versuchung käme, sich nach diesem noch einmal wieder vollkommen glücklich zu fühlen. Eine Empfindung des Grolles, des Hasses gegen die Natur selbst mischte sich mit einer Qual des Mitleids, als er auf den nun ruhigen Zügen den Schimmer einer beinahe niedrigen Demut bemerkte, gleich dem Ausdruck eines geschlagenen Kindes

* die Leiche eines an der Pest verstorbenen Freundes von Marius

Digitized by Google

oder Tieres, wie eines Menschen, der nach wildem Kampf endlich ganz in die Gewalt eines erbarmungslosen Feindes gefallen ist. Aus bloßer Zärtlichkeit der Seele wollte er nicht einen einzigen Umstand vergessen, so wie ein Mann wohl fromm die Todesszene eines Bruders, der unrecht zum Tode verurteilt wurde, als Waffe gegen eine kommende Zeit in sein Gedächtnis pressen mochte.

Die Furcht vor der Leiche, die ihn bei seinem Versuch, in der Dunkelheit bei ihr zu wachen, überfiel, war ein Wink, daß seine eigene Kraft zu Ende ging, und er kam gerade zur Zeit. Die erste Nacht nach der Waschung der Leiche trug er den Zoll, den die Liebe zu fordern schien, noch ziemlich fest, während er von Zeit zu Zeit Weihrauch auf den kleinen Altar warf, der neben der Bahre errichtet war. Erst die Wiederholung des Anblicks — jener unveränderte Umriß unter der Decke, in einer Stille, in der das leiseste Rascheln zu reden schien — warf seine Entschlossenheit nieder. Wahrlich, hier, in dieser Entfremdung, diesem Gefühl der Ferne zwischen ihnen — lag ein neuer Schmerz des Todes. Trotzdem war er noch imstande, alle Vorbereitungen zu treffen, und die Zeremonien, die man der Ansteckung wegen ein wenig abkürzte, durchzumachen; dann zog an einem wolkenlosen Abend die Prozession hinaus; und nachdem die Flammen des Scheiterhaufens ihr Werk getan hatten, trug er die Urne des Verstorbenen in den Falten seiner Toga auf den Kirchhof neben der großen Straße zu ihrem letzten Ruheort hinaus und kehrte heim, um in seiner verlassenen Wohnung zu schlafen.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis? —

Wie konnte er an die Gedanken anderer über ihn denken, mit dem Schmerz um ein so teures Haupt frisch im Herzen?

Zu dieser Zeit* hätte er vermöge seiner inneren und poetischen Anlage dem entnervenden Mystizismus zur Beute fallen können, der damals in manchem melodramatischen Wiederaufleben alter Religion oder Theosophie auf glühende Seelen wartete. Mochte dies alles auch eine Seite seines Wesens wirklich faszinieren, so blieb er doch durch eine freie Männlichkeit davor bewahrt, die unter anderem als ein Haß gegen alles Theatralische in ihm wirksam war, und durch die instinktive Erkenntnis, daß sich schließlich die Göttlichkeit am ehesten in einer starken Intelligenz als Wohnort finden werde. Damit verband sich die Empfindung, die mit seinem vorrückenden Mannesalter immer stärker wurde, daß eine poetische Schönheit in der bloßen Klarheit des Denkens liege, ein wirklich ästhetischer Reiz in der kalten Strenge des Geistes, als wäre ihre Verwandtschaft mit der Klarheit des physischen Lichtes mehr als eine bloß figürliche Rede. In all jenen verschiedenen religiösen Phantasien als so vielen Formen der Begeisterung erkannte er wohl das Pittoreske an; das wurde ihm durch sein natürliches Epikureertum leicht gemacht, welches ihn schon jetzt dazu trieb, sich selbst nur als einen passiven Zuschauer der Welt ringsumher anzusehen.

Auf diesem Wege wurden unter der Führung jenes alten Lehrers** eines schönen Lebens die ewigen Zweifel über die criteria der Wahrheit für

* nach dem Tode des Freundes ** Aristippus von Kyrene

Digitized by Google

Marius zu einem fast trocken praktischen Skeptizismus, einem Skeptizismus, der den Gegensatz zwischen den Dingen, wie sie sind, und unseren Eindrücken und Gedanken von ihnen entwickelte — die Möglichkeit, wenn wirklich eine äußere Welt vorhanden sei, so könnte unsere Wahrnehmung fehlerhaft sein — kurz, die Lehre von der sogenannten „Subjektivität der Erkenntnis". Das ist freilich eine Betrachtung, die als ein Element der Schwäche gleich einem zugestandenen Fehler oder einem Versehen in den untersten Fundamenten jeder philosophischen Erklärung des Weltalls liegt, die allen Philosophien an ihrem Ausgangspunkt entgegentritt, mit der aber keine konsequent — manche vielleicht nicht ganz aufrichtig — verfahren ist, und die die meisten Nichtphilosophen durch „gesunden", aber unphilosophischen Menschenverstand oder durch religiösen Glauben zerstreuen. Marius' besondere Stärke war, daß er diese Schwäche auf der Schwelle menschlicher Erkenntnis in der ganzen Tragweite ihrer Folgen eingesehen hatte. Unser Wissen ist beschränkt auf das, was wir fühlen, so überlegte er: es bedarf keines Beweises, daß wir fühlen. Aber können wir sicher sein, daß die Dinge unseren Gefühlen entsprechen? Bloße Besonderheiten in den Werkzeugen unserer Erkenntnis können gleich den kleinen Bläschen und Wellen auf der Fläche eines Spiegels verzerren, was sie nur darzustellen scheinen. Von anderen Leuten können wir nicht einmal die Gefühle kennen, noch wissen, inwieweit sie die gleichen Modifikationen anzeigen wollen, wenn sie die gleichen Worte gebrauchen, da jeder eine in Wahrheit einzige Persönlichkeit hat; denn jene „allgemeine Erfahrung", die man bisweilen als eine genügende Grundlage der Gewißheit anführt, ist schließlich nur eine Übereinstimmung in der Sprache. Aber unsere eigenen Eindrücke! — Das Licht und die Wärme jenes blauen Schleiers über unseren Köpfen, des Himmels, ausgebreitet — vielleicht nicht wie ein Vorhang vor irgend etwas! — Wie beruhigend, nach einer so langen Debatte über die streitenden criteria der Wahrheit auf die direkte Empfindung zurückzugreifen, alles Streben nach Erkenntnis darauf zu beschränken! In einer Zeit, die materiell noch so reich war, so erfahren in der künstlerischen Behandlung materieller Dinge, in der die feinsten Fähigkeiten noch in unverminderter Kraft blühten, vor der die ganze Welt klassischer Kunst und Dichtung ausgebreitet lag, wo mehr vorhanden war, als Auge und Ohr aufzunehmen vermochten — wie natürlich war da der Entschluß, sich ausschließlich auf die Empfindungen der Sinne zu verlassen! Denn sie täuschen uns sicherlich nie über sich, wir können uns einzig über sie nie täuschen.

Und so wurde die abstrakte Wahrnehmung, daß der kleine Punkt dieses gegenwärtigen Momentes das einzig Seiende ist — zwischen einem Vergangenen, das zu sein gerade aufgehört hat, und einem Zukünftigen, das vielleicht niemals kommt — bei Marius praktisch unter der Form des Entschlusses, soweit als möglich Bedauern und Verlangen auszuschließen und sich mit absolut freiem Geiste der Verschönerung des Gegenwärtigen hinzugeben. —

So liefen in den Zwischenzeiten der Ruhe nach der Erregung, die dem Tode Flavians gefolgt war, die Gedanken in Marius, und er hatte die Empfindung, als sei er in das schöne, klare, friedliche Licht jener heiteren Schule gesund sinnlicher Wahrheit zurückgekehrt, in die glänzende, alte

Digitized by Google

griechische Kolonie auf ihrem frischen Hochland am Meere. Nicht der Genuß, sondern eine allgemeine Ganzheit des Lebens war das praktische Ideal, auf das die antimetaphysische Metaphysik in Wahrheit zielte. Und zu einem solchen ganzen oder vollkommenen Leben, einem Leben mannigfaltiger, aber erlesener Empfindung mußte am direktesten und wirksamsten — mit einem Wort: die Einsicht verhelfen. Freiheit der Seele, Freiheit von jeder parteiischen oder entstellenden Lehre, die ein Element unserer Erfahrung nur auf Kosten eines anderen hervorhebt, Freiheit von aller Verwirrung durch Reue um das Vergangene oder Rechnen auf das Zukünftige: das alles sollte nur die Einleitung zu dem wahren Ziel der Erziehung sein — zur Einsicht —, der Einsicht durch die Kultur in alles, was der gegenwärtige Augenblick für uns bereithält, da wir nur so kurze Zeit vor ihm stehen. Aus jenem Grundsatz: das Leben ist das Ziel des Lebens folgte als praktischer Schluß die Wünschbarkeit der Verfeinerung aller Werkzeuge innerer und äußerer Anschauung, der Entwicklung all ihrer Fähigkeiten, der Prüfung und Übung unseres Selbst in ihnen, bis das ganze Wesen des Menschen ein einziges kompliziertes Medium der Aufnahme wird — für die Vision — die „seligmachende" Vision, wenn uns wirklich daran liegt, sie als solche zu empfangen — unserer tatsächlichen Erfahrung in der Welt. Nicht die Überlieferung eines abstrakten Körpers von Wahrheiten oder Prinzipien sollte das Ziel der rechten Erziehung unseres oder eines fremden Selbst sein, sondern die Überlieferung einer Kunst — einer Kunst, die in gewissem Grade jedem individuellen Charakter besonders und eigentümlich ist, das heißt, die sich seiner besonderen Konstitution und den eigentümlichen Umständen seines Wachstums anpaßt, insofern schließlich keiner von uns „jemals einem anderen gleich ist".

Das waren die praktischen Schlüsse, die Marius für sich aus dem Prinzip: „Alles ist eitel" zog, als er etwas später der Herrschaft anderer entwachsen war. Wenn er nur auf das Gegenwärtige zählen konnte, wenn man von einem bestenfalls kurzen Leben nicht mit Gewißheit sagen konnte, daß es einen irgendwo über sich selbst hinausführe, wenn die höchste Wißbegierde des Menschen wirklich so hartnäckig irregeführt werden sollte — dann wollte er wenigstens mit den Kyrenaikern aller Zeiten das Maß jener Gegenwart mit lebendigen Empfindungen füllen und mit solchen geistigen Wahrnehmungen, die an Stärke und Direktheit und nach ihren unmittelbar empfundenen Werten an der Schranke wirklicher Erfahrung am meisten den Empfindungen ähnlich sind. So haben zu allen Zeiten einige gesprochen; denn gleich allen Theorien, die wirklich ein starkes, natürliches Streben des menschlichen Geistes oder auch nur eine seiner charakteristischen Schwächen ausdrücken, bildet auch dieser Gedankengang eine beständige Überlieferung in der Philosophie. Jedes Jahrhundert europäischen Denkens hat seine Kyrenaiker oder Epikureer gehabt, oft unter vielen Verkleidungen: selbst unter der Kutte des Mönches. Aber: laßt uns essen und trinken, denn morgen sterben wir — das ist ein Satz, dessen wirkliche Tragweite ungeheuer verschieden ist, je nach dem natürlichen Geschmack und der erworbenen Urteilskraft der Gäste, die am Tische sitzen. Er kann etwas so Verworfenes ausdrücken wie den Instinkt von Dantes Ciacco, dem vollendeten Schwelger im Schlamm des Inferno; oder — da nach keiner Hypothese der Mensch von „Brot allein lebt", kann er identisch werden mit dem Aufruf: „Meine Nahrung ist, zu tun, was gerecht und gut ist"; während die Seele, die

Digitized by Google

keinen aufrichtigen Anspruch darauf machen kann, irgend etwas jenseits des Schleiers der unmittelbaren Erfahrung wahrgenommen zu haben, doch nie eine Empfindung des Glückes verliert, wenn sie sich dem höchsten Sittlichkeitsideal anpaßt, das sie für sich klar umschreiben kann, und wirklich, wenn auch mit noch so schwacher Hoffnung, des „Vaters Werk" verrichtet.

Durch einen Unfall mit dem Geschirr seines Pferdes in dem Gasthaus, in dem er geruht hatte, entstand ein unerwarteter Aufenthalt. Marius setzte sich in einem Olivengarten nieder, und da sich noch alles um ihn und in ihm in Träume verwandelte, schien der Lauf seines eigenen Lebens in eine andere Welt zu entschwinden, losgetrennt von dem Aussichtspunkt, wo er nun stand, um ihn zu überblicken, gleich jenem fernen Weg dort unten, auf dem er am Morgen durch die Campagna gezogen war. Er sah sich, wie er durch ein Traumland wanderte, wie in einem andren Leben, wie ein fremder Mensch, durch all sein Glück und Mißgeschick, von Punkt zu Punkt, weinend, entzückt, und mancherlei Gefahren entkommend. Jener Ausblick brachte vor allem andern einen Impuls lebendiger Dankbarkeit: ihm war, als müßte er um sich schauen, um einen zu finden, mit dem er die Freude teilen könnte: einen, dem er es sagen könnte, nur um sich selbst zu erleichtern. Kameradschaft, Vertraulichkeit mit andern, die in dieser oder jener Weise begabt oder ihm wenigstens angenehm waren — das war ja durch eine und die andere lange Spanne seines Lebens die Hauptfreude seiner Reise gewesen. Und war es nur das sich ergebende allgemeine Gefühl solcher Freundschaft, das sich durch sein Gedächtnis verbreitete, was eine Weile die Frage wachrief, ob nicht — außer Flavian, außer Cornelius* selbst, und in der Einsamkeit, die er trotz glühender Freundschaft vielleicht von allem am meisten liebte — ein andrer Gefährte dagewesen sei, ein unfehlbarer Gefährte, der immer an seiner Seite war? der seine Freude an den Rosen am Wege verdoppelte, seine Empfindlichkeit und seine Depression geduldig trug, teilnahm vor allem an seiner dankbaren Erkenntnis, seit seinen frühesten Tagen, der dankbaren Erkenntnis der bloßen Tatsache, daß er überhaupt lebte? Hätte nicht die ganze Welt um ihn völlig verbleichen müssen, wäre er auch nur einen Augenblick wirklich in ihr allein gelassen worden? In seiner scheinbaren tiefsten Einsamkeit war reiche Unterhaltung gewesen. Es war, als wäre nicht nur ein Wanderer, als wären zwei vorhanden, Seite an Seite, sichtbar dort auf der Ebene, als er seiner Phantasie nachgab. Ein Vogel kam und sang in den verschlungenen Heckenrosen; ein weidendes Tier näherte sich, das Kind, das es hielt, sah ruhig vor sich hin, und die Szene und die Stunde verschworen sich nochmals, und er ging von jener Phantasie eines Selbst, das nicht sein Selbst und doch neben ihm war in seinem Kommen und Gehen, zu jenem Erraten eines lebendigen und geselligen Geistes über, der in allen Dingen wirkt, von dem er von Zeit zu Zeit bei seinen alten Philosophen gelesen hatte — bei Plato und andern, zuletzt, doch nicht zum wenigsten, bei Marcus Aurelius. Und eine Reflexion folgte der andern, und dann kam er von solchem instinktiven Erraten zu den Gedanken, die ihm logische Einheit leihen und schließlich

* der lebende neue Freund des Marius, ein Christ

Digitized by Google

als den notwendigen Exponenten unsres eignen Lebens und des Lebens der Welt jenes vernünftige Ideal aufstellen, dem das Alte Testament den Namen des „Schöpfers“ gibt, das für die Philosophen Griechenlands die „Ewige Vernunft“ ist und im Neuen Testament der „Vater der Menschen“ — genau wie man aus Tat und Wort und Ausdruck des Freundes, der sichtbar und wirklich neben einem geht, das Ideal seines Geistes in ihm aufbaut.

In dieser besondern bevorzugten Stunde war seine leibliche Hülle, wie er erkennen konnte, obgleich er sie gerade da, auf der Höhe seiner Fähigkeiten, so vollkommen beherrschte — ja! sie geradezu als sein Selbst empfand —, trotzdem durch ein weitreichendes System stofflicher Kräfte bestimmt, die außerhalb lagen, durch tausend sich verbindende Ströme von Himmel und Erde. Seine scheinbar aktiven Kräfte der Wahrnehmung waren in Wirklichkeit nur die Empfänglichkeit für Einflüsse. Die Vollkommenheit seiner Fähigkeiten, so könnte man sagen, hing wie bei dem Blatt vor dem Winde, von der passiven Hingabe an die Bewegungen des großen Stromes physischer Kraft da draußen ab. Und konnte es nicht sein, daß auch der geistige Rahmen nach der Analogie des körperlichen Lebens nur ein Moment, ein Impuls, eine Reihe von Impulsen, ein einzelner Prozeß in einem geistigen oder intellektuellen System war, das außer ihm lag, das sich durch alle Zeit und allen Raum erstreckte — und jenem großen Strome geistiger Kraft, von dem seine eignen unvollkommenen Gedanken gestern oder heute nur die entfernten und deshalb unvollkommenen Pulsschläge waren? Es war die Hypothese (die kühnste, wenn auch in Wahrheit die vorstellbarste aller Hypothesen), die in gleicher Weise über dem Sinnen der beiden entgegengesetzten großen Meister des alten griechischen Denkens aufgedämmert war: — die „Welt der Ideen“, die nur existiert, weil und soweit sie bekannt ist, wie Plato meinte; der „schöpferische, unverderbliche, leitende“ Geist, den Aristoteles annahm, der im Grunde trotz seiner Nüchternheit in diesem Punkte etwas von einem Mystiker blieb. Konnten nicht diese ganze stoffliche Welt, die Szene selbst rings um ihn, die uralten Felsen, der feste Marmor, die Olivengärten, das fallende Wasser vielleicht nur Spiegelungen oder Schöpfungen jenes einen vollkommenen Geistes sein, in dem auch er eine Stunde, einen Tag, so viele Jahre bewußt ward? Auf Grund welcher andern Hypothese konnte er die Beharrlichkeit all dieser Dinge für sein eignes intermittierendes Bewußtsein von ihnen verstehen, für das intermittierende Bewußtsein so vieler Generationen, die eine nach der andern schwanden? Es war leichter, das stoffliche Gewebe der Dinge als nur ein Element in einer Welt des Denkens zu fassen — als einen Gedanken in einem Geist, leichter als sich vorzustellen, der Geist sei nur ein Element, ein Zufall, eine vorübergehende Erscheinung in einer Welt des Stoffes; denn der Geist stand dem Menschen in Wahrheit näher: es war eine Erklärung des weniger Bekannten durch das bessere Bekannte. Die rein stoffliche Welt, jene enge, undurchschreitbare Kerkerwand, erschien ihm eben jetzt als das Unwirkliche, schien sich tatsächlich rings um ihn zu lösen: und er fühlte, wie eine ruhige Hoffnung, eine ruhige Freude langsam emporddämmerte, während ihm diese Lehre als eine wirklich glaubhafte Meinung aufging. Es war, als bräche der Tag über einer weiten Aussicht an, in deren Mitte die „neue Stadt“, gleichsam ein himmlisches Neues Rom sich erhob.

Digitized by Google

Jener göttliche Gefährte trat nicht länger als nur ein gelegentlicher Wanderer neben ihn, sondern eher als der nie versagende „Helfer", ohne dessen Inspiration und Mitwirkung er nicht atmen noch sehen konnte, der seinen körperlichen Sinnen half, seine unvollkommenen Gedanken rundete und unterstützte. Wie oft hatte der Gedanke an ihre Kürze ihm die natürlichsten Genüsse des Lebens verdorben, selbst seine gegenwärtige Empfindung für sie durch die Ahnung von Krankheit und Tod, von einem kommenden Ende in allem verwirrt! Wie hatte er sich bisweilen danach gesehnt, daß es einen geben möchte, dessen grenzenloser Kraft des Gedenkens er seine eignen glücklichsten Momente anvertrauen könnte, für deren Bewunderung, für deren Liebe, ja! für deren Schmerzen ganz den Sinn zu verlieren er nicht ertragen konnte: einen, der stark genug wäre, sie zu behalten, wenn er auch vergäße, in dessen kräftigerem Bewußtsein sie ewig bestehen könnten, über jene bloße Belebung seiner Fähigkeiten hinaus, außer der von ihnen nichts in ihm selber blieb. „O! daß sie vor dir leben könnten!" — Heute wenigstens glaubte er in der besonderen Klarheit einer bevorzugten Stunde erfaßt zu haben, worin die Erfahrungen, die er am höchsten schätzte, eine nach der andern einen Wohnplatz finden könnten. Und wieder erweckte das sich ergebende Gefühl der Kameradschaft eines Wesens neben ihm die Fähigkeit des Gewissens — des Gewissens wie vor alters und wenn er seine besten Stunden gehabt hatte — unter der Form, nicht der Furcht noch auch des Selbstvorwurfs, sondern einer bestimmten lebhaften Dankbarkeit.

Er selbst — seine Empfindungen und Gedanken fielen niemals wieder genau so in den Brennpunkt wie an jenem Tage, doch er war reicher durch seine Erfahrung. Aber daß er einmal unter die Gewalt dieser besonderen Stimmung gekommen war, daß er den Gedankengang, der zu ihr gehörte, zwingend und unabweisbar empfunden hatte, daß er durch ihn zu Schlüssen geführt war, daß er das „große Ideal" so greifbar genug wahrgenommen hatte, um persönliche Dankbarkeit zu empfinden und ein Gefühl, als lege sich unter den Schatten der Welt eine freundliche Hand auf ihn, das machte diese eine besondere Stunde zu einem Markstein in seinem Leben, den er nie vergessen konnte. Es gab ihm einen bestimmt umschriebenen Maßstab für sein moralisches oder geistiges Bedürfnis, für den Anspruch, den seine Seele an die Mächte stellen mußte, was sie auch sein mochten, die ihn, wie er war, überhaupt in die Welt gebracht hatten. Und wieder — würde er sich selber treu sein, seinen eignen Gewohnheiten des Geistes, seinen leitenden Voraussetzungen, wenn er nur gerade dort stehenblieb? Mußte nicht alles, was noch vom Leben blieb, nur eine Suche nach dem Äquivalent jenes Ideals unter den sogenannten wirklichen Dingen sein — ein Zusammenlesen jeder Spur und jedes Zeichens von ihm, die seine wirkliche Erfahrung ihm bieten konnte?

⊡

Die kleine offene Tür, durch die er aus dem Hofe eintrat, brachte ihn in einen Raum, der offenbar das große Lararium oder Hausheiligtum der Caecilii gewesen, das freilich in vielen Einzelheiten geändert, aber doch noch reich geschmückt war und viel von seinem alten Gerät aus Metall und edlen Steinen behalten hatte. Das eigenartige, gebrochene Licht der Dämmerung schien über seine Stunde hinaus, auf den feierlichen Marmorwänden zu verweilen, und hier war, wenn auch in dem

Digitized by Google

Moment in absolutem Schweigen, eine große Menge versammelt. In jener kurzen Periode des Friedens, als die Kirche für eine Weile aus ihrem eifersüchtig beobachteten unterirdischen Leben emportauchte, war die Strenge einer früheren Regel der Ausschließlichkeit lockerer geworden. Und daher kam es, daß Marius an diesem Morgen zum erstenmal das wunderbare Schauspiel derer sah, die glauben — wunderbar, besonders in seiner Macht über ihn, über seine eigenen Gedanken.

Unter den Anwesenden waren alle Stufen des Ranges, des Alters, des persönlichen Typus bemerkbar. Der römische Ingenuus stand in seiner weißen Toga und mit dem goldenen Ring Seite an Seite neben seinem Sklaven; und der Ausdruck der ganzen Versammlung war vor allem ein ernster, ein Ausdruck der Sammlung. Als er so unerwartet in diese große Versammlung trat, die zu ihm unbekannten Zwecken so völlig in einem so tiefen Schweigen vereinigt war, hatte Marius einen Augenblick die Empfindung, als sei er zufällig in eine große Verschwörung geraten. Doch das konnte schwerlich sein; denn das Volk, das hier versammelt war, hätte als die erste Bürgschaft, das erste Muster einer neuen Welt dienen können, von deren Antlitz die Unzufriedenheit verschwunden war. Der Vielfältigkeit menschlicher Typen, die gegenwärtig waren, entsprach der vielfältige Ausdruck jeder Art besänftigten menschlichen Leidens. Welche Sehnsucht, welche Erfüllung der Sehnsucht hatte so pathetische Spuren auf die Züge jener Reihen bejahrter Männer und Frauen aus niedrigem Stande gegraben? Jene jungen Männer, die so vorsichtig auf die Einzelheiten ihres heiligen Dienstes achteten, hatten das Leben gesehen und waren durch irgendein Wissen oder ein Licht der Erkenntnis, das ihnen strahlte und das sicherlich nicht seinesgleichen hatte in der älteren Welt, trotzdem freudig geblieben. Formte eine furchtbare Botschaft von jenseits „der flammenden Wälle der Welt“ — eine Botschaft der Hoffnung für die Stellung der Seele der Menschen und ihren Teil an der Summe der Dinge —, formte sie schon ihre Leiber um, ihre Blicke und Stimmen, hier schon und jetzt? Wenigstens war in ihnen ein reinigendes flammendes Feuer am Werk, welches die Wirkung hatte, daß Marius alles, was er jemals sonst gekannt hatte, im Vergleich vulgär und gemein erschien. Da standen die Kinder vor allem — Scharen von Kindern —, die ihn an jene pathetischen Kindergräber erinnerten, die er gleich Wiegen oder Gartenbeeten bei seinem ersten Besuch an diesem Orte bemerkt hatte; und sie befriedigten genugsam seine damalige seltsame Neugier danach, unter welchen ausgesucht eindringlichen Gestalten sie ans Tageslicht kommen mochten, wenn man sie vom Schlafe weckte. Wenn sie auch Kinder der Katakomben waren, einige nur „eine Spanne lang“, mit Zügen, die weniger schön als heroisch schienen (denn die Welt eines neuen, verfeinernden Fühlens hatte ihr Siegel selbst auf die Kindheit gedrückt) — an diesem Morgen bewahrten sie sicher keinen Fleck und keine Spur von etwas Unterirdischem in der Behendigkeit ihres Dienstes — sie waren so lebhaft, als wären sie beim Spiel — während sie ihre Hände ausstreckten und mit tönender Stimme und kühn emporgewandten Gesichtern Christe eleison! riefen und sangen.

Denn das Schweigen — das Schweigen unter jenen Lichtern des frühen Morgens, für die Marius immer von Haus aus empfänglich gewesen war, da sie eine bestimmte vorwurfsvolle Strenge hatten — wurde plötzlich

Digitized by Google

durch widerhallende Rufe: Kyrie eleison! Christe eleison! unterbrochen, die man wechselnd immer und immer wiederholte, bis sich der Bischof von seinem Stuhl erhob und das Zeichen gab, daß dieses Gebet aufhören sollte. Aber gleich darauf brachen die Stimmen noch einmal in reicherer wechselvollerer Melodie, wenn auch noch mit antiphonischem Charakter hervor: die Männer und Frauen und Kinder, die Diakone und das Volk antworteten sich, bisweilen nach Art eines griechischen Chors. Aber wiederum mit welch neuem, poetischem Tonfall! welchem echten Überströmen des Herzens! welchen tiefen Offenbarungen für den Intellekt, als ihm die Bedeutung der Worte aufging! Cum grandi affectu et compunctione dicatur — sagt eine alte eucharistische Regel; und gewiß, der mystische Ton dieses Betens und Singens war eins mit dem Ausdruck der Befreiung, dankbarer Zuversicht und Aufrichtigkeit in den Gesichtern der Versammelten. Als ob eine suchende Verbesserung, eine Regeneration des Leibes durch den Geist begonnen hätte und schon ein gutes Stück vorgeschritten wäre, trugen die Züge der Männer und Frauen und Kinder in gleicher Weise einen Glanz, den er auf sich zurückgespiegelt denken konnte — eine Anmut, eine mystische Liebenswürdigkeit und Salbung, die ihren Weg am schnellsten zu dem Herzen der Kinder selber fand. Die religiöse Poesie jener hebräischen Psalmen — Benedixisti Domine terram tuam: Dixit Dominus Domino meo, sede a dextris meis — stand sicherlich in wundervollem Einklang mit dem lyrischen Instinkt seines eigenen Charakters. Jene erhabenen Hymnen — dachte er — mußten von nun an immer unter den erprobten Mächten in den Dingen, welche die Seele beruhigten und befestigten, um ihn schweben. Ihrer konnte man niemals müde werden.

In dem alten, heidnischen Gottesdienst war wenig gewesen, was den Verstand ins Spiel rief. Hier aber übermittelten die Rede, die Beredsamkeit, die Musik der Anbetung, wie Marius sofort verstand, eine Tatsache oder eine Reihe von Tatsachen der geistigen Empfängnis. Das wurde im einzelnen durch jene Lektionen oder heiligen Texte klar, die gleich dem Gesang, mit ihrem gebrochenen, dialektischen Latein in bestimmten Zwischenräumen das Schweigen der Versammlung unterbrachen. Es wurden Texte verlesen — wieder unterbrochen von Ausbrüchen gesungenen Anrufs um volleres Licht auf schwierigem Pfade — in denen manche schweifende Stimme menschlicher Weisheit, die seit alters der Menschen Geister heimsuchte, mit klarerem Ausdruck, als sie je gehabt hatte, wieder auftrat, als würde sie über ihre erste Absicht hinaus in die Harmonien eines höchsten Systems der Lehre oder des Wissens, das endlich vollkommen ward, emporgehoben. Und zuletzt kam eine Erzählung, die jeder mit tausend zarten Erinnerungen auswendig zu kennen schien, die mit aller Lebendigkeit eines Bildes fürs Auge die schmerzliche Gestalt dessen entfaltete, an den sich noch beständig dieser ganze Akt der Anbetung wandte — eine Gestalt, welche alles, was in der Erfahrung der Vergangenheit tief empfunden und leidenschaftlich war, gleich einer reichen Farbe in ihrem Gewande absorbiert zu haben schien.

Es war der Jahrestag seiner Geburt als eines kleinen Kindes, den sie heute feierten. Astiterunt reges terrae: so fuhr das Graduale, der „Gesang der Stufen“ fort, während die jungen Leute am Altar in tiefem, klaren Wechselgesang und Chor antworteten —

Digitized by Google

Astiterunt reges terrae —
Adversus sanctum puerum tuum, Jesum:
Nunc, Domine, da servis tuis loqui verbum tuum —
Et signa fieri, per nomen sancti pueri Jesu.

Und die eigentliche Handlung des Ritus selber nahm jene Andeutungen wie ein halbgeöffnetes Buch, das die gebührend eingeweihte Seele lesen konnte, auf und setzte sie in die Gegenwart um, da sie sich auf eine Macht bezogen, die noch wirksam war, die eben jetzt in einem mystischen Sinne unter dem dort versammelten Volke wirkte. Das ganze Amt war wirklich mit seinem Wechsel von Lesungen, Hymnen, Beten und Schweigen selber wie ein einziges Stück höchst vielteiliger dramatischer Musik; ein „Stufenpsalm", der sich stetig zu einem Höhepunkt erhob. Trotz des Fehlens eines zentralen, dem Auge sichtbaren Bildes war der ganze zeremonielle Vorgang gleich dem Ort, wo er spielte, voll von symbolischer Bedeutsamkeit, und er schien ein einzig leitendes Motiv auszudrücken. Das Mysterium — wenn es wirklich ein solches war — hatte seinen Mittelpunkt in den Handlungen einer wirklichen Gestalt, die sich von den übrigen Anwesenden, welche sie im Halbkreis umstanden, durch die Schönheit und Feinheit ihrer weißen Gewänder und die spitze Mütze mit dem goldenen Schmuck auf ihrem Kopf unterschied.

Und Marius hatte noch nie den priesterlichen Charakter, wie er ihn sich vorstellte — sicut unguentum in capite, descendens in oram vestimenti —, so stark verwirklicht gesehen wie in dem Ausdruck, den Bewegungen und der Stimme dieses neuen Priesters, als er sich auf dem weißen Stuhle setzte, den die jungen Leute ihm stellten, und den langen Stab in seiner Hand empfing, oder als er die Hände — Hände, die in Wirklichkeit und Wahrheit mit geheimnisvoller Macht begabt zu sein schienen — zum Lavabo bewegte, oder bei den verschiedenen Segnungen, oder um gewisse Dinge vor sich auf dem Tisch zu weihen, und während er mit einem Tonfall von ernster Süße die führenden Teile des Ritus sang. Welch tiefe Salbung! welcher Mystizismus! Der feierliche Charakter des Gesanges erreichte seine Höhe, wenn er die Lippen öffnete. Es war einen Augenblick, als ob er allein gleich einer neuen Art des Rhapsôdos die Worte des Amtes kennte, und als flössen sie von neuem aus einer ewigen Quelle der Inspiration in seinem Innern. Die Tafel oder der Altar, an dem er unter einem Thronhimmel auf zierlich gewundenen Säulen saß, war wirklich das Grab eines jugendlichen „Zeugen" aus der Familie der Caecilii, der sein Blut vor nicht vielen Jahren vergossen hatte und dessen Reliquien noch an diesem Orte lagen. Um seinetwillen berührte der Bischof so oft die Fläche vor sich mit den Lippen; und die schmerzliche Erinnerung jenes Todes verflocht sich, freilich nicht ohne bestimmte Züge des Triumphes, als etwas von besonderer innerer Bedeutsamkeit mit dem ganzen Gottesdienst, der vor allem anderen von Anfang bis zum Ende eine Gedächtnisfeier für die Toten war.

Auch ein Opfer — ein Opfer, so mochte es scheinen, gleich den primitivsten, den natürlichsten und dauernd bedeutsamsten der alten heidnischen Opfer, der einfachsten Früchte der Erde. Und wieder war, in Verbindung mit diesem Umstand, was Marius wie in den Steinen, aus denen das Haus bestand, so im Ritus selbst beobachtete, nicht so sehr ein neuer Stoff wie ein neuer Geist, der mit neuer Absicht viele Gebräuche umformte und

Digitized by Google

beseelte, die er nicht heute zum letzten Male sah. Männer und Frauen traten in vollkommener Ordnung nacheinander an den Altar und stellten unter dem Gitterwerk durchbrochenen weißen Marmors ihre Körbe voll Weizen, Trauben, Weihrauch und Öl für die heiligen Lampen nieder, besonders aber Brot und Wein — reines Weizenbrot, reinen, weißen Wein aus den Weingärten von Tuskulum. Hier war voll Hoffnungsfreudigkeit und Belebung eine wirkliche Weihe der Gaben der Erde, des alten toten und dunklen Stoffes selbst, der jetzt endlich in gewissem Sinne erlöst war, all dessen, was wir berühren können und sehen — mitten in einer verlebten Welt, die den wahren Sinn solcher Dinge verloren hatte, und in starkem Gegensatz zu des weisen Kaisers verzichtender und gleichgültiger Stellung ihnen gegenüber. Teile jenes Brotes und Weins nahm der Bischof in seine Hände, und nachher ging der Ritus mit verstärktem Mystizismus und vermehrter Hingabe weiter. Immer im Tone inspirierten Anrufs entwickelte sich der Wechselgesang von diesem Punkt an zu einer Art von Dialog zwischen dem Hohenpriester und der ganzen Schar der Anwesenden:

SURSUM CORDA!
HABEMUS AD DOMINUM.
GRATIAS AGAMUS DOMINO DEO NOSTRO! —

Man hätte denken können, es sei die Verrichtung, die Pflicht, der Dienst, insbesondere von jungen Männern, wie sie in langen Reihen dastanden und in strengen und einfachen Gewändern aus reinstem Weiß — ein Dienst, in dem sie, gleichsam mit ihrer kostbaren, ihrer verräterischen und kritischen Jugend in der Hand zu einem — ja, zu einem ihresgleichen um Zuflucht flohen, der trotzdem ihre Anbetung forderte, eine Anbetung, die vor allem nach Art des Aurelius eine Nachahmung war. Adoramus te Christe, quia per crucem tuam redemisti mundum! riefen sie gemeinsam. So tief war die Bewegung, daß es Marius zuzeiten schien, als ob einige der Anwesenden merkten, wie das Gebet siege, wie der Gegenstand dieses pathetischen Rufens selber näher komme. Von allem Anfang an war die Empfindung, die wachsende Gewißheit eines, der komme, vorhanden gewesen: — eines, der jetzt tatsächlich unter ihnen wäre, entsprechend jener oft wiederholten Versicherung oder Bitte: Dominus vobiscum! Einige wenigstens waren dessen ganz sicher, und diese Zuversicht entflammte die Herzen und gab der kühnen, ekstatischen Anbetung aller übrigen um sie ihre Bedeutung.

Indem ihm besonders die Andeutungen jener geheimnisvollen, alten, jüdischen, ihm so neuen Psalmodie — Verlesung und Hymne — behilflich waren und er durch sie an der Begeisterung derer um ihn teilnahm, konnte Marius dunkel hinter der nun folgenden, feierlichen Rezitation zugleich eine Erzählung und ein Gebet erkennen, das rührendste Bild, das je in den Bereich seiner geistigen oder physischen Augen getreten war. Es war das Bild eines jungen Mannes, der freiwillig für die größten Ziele eine nach der anderen die größten Gaben aufgab; der wirklich von sich selber Abschied nahm, vor allem von der Heiterkeit, der göttlichen Heiterkeit seiner eigenen Seele, und der doch mitten aus seiner Verlassenheit heraus über die Größe seines Erfolges jubelte, als sähe er diesen Dienst voraus (Psalm XXII, 22—31). Als Mittelpunkt der vorausgesetzten Tatsachen, die für diese Leute ein so starker Antrieb zur Hoffnung, zur Tätigkeit geworden waren, schien sich jenes Bild mit erdrückendem An-

Digitized by Google

spruch auf die Dankbarkeit der Menschen zu entfalten. Was der heilige Ludwig von Frankreich durch das Dunkel vieler Jahrhunderte hindurch als etwas Schmerzliches, das ihm zuliebe einer erlitten hatte, dem er nie vor Augen gekommen war, erkannte und so unwiderstehlich rührend fand, das war ihnen beinahe etwas von gestern, und ihre Herzen waren voll davon. Es hatte für ihre Anteilnahme die Kraft eines beinahe kürzlich geschehenen Ereignisses in dem Lebenslauf eines, den ihrer Väter Väter hätten kennen können. Aus so erhabenen und doch so nahen Erinnerungen war die Erzählung geflossen, um die sich diese Akte der Verehrung gruppierten; wenn auch wieder die Namen einiger späterer Toten in sie verschlungen waren. Und es war, als ob die Toten vernahmen, als ob sie sich unter den Platten der Gräber rührten, die so nahe waren, um sich dieser Begeisterung anschließen zu können — dieser überschwenglichen Anbetung Jesu.

Einer nach dem andren näherten sich die Gläubigen, um von dem Priester Stücke des großen, weißen Weizenbrotes zu empfangen, das er in die Hand genommen hatte — Perducat vos ad vitam aeternam! bat er mit leiser Stimme, wenn sie nach leichter Umarmung zurücktraten. Das Abendmahl jener frühen Tage war noch mehr als zu irgendeiner späteren oder glücklicheren Zeit ein Akt der Danksagung, und während die Reste des Festes für die Kranken fortgetragen wurden, erreichte die ungebrochene Freudigkeit ihren Höhepunkt im Gesang einer Hymne: einer Hymne, die dem spontanen Erzeugnis zweier getrennter streitender Scharen glich, die im Einklang miteinander rangen, die ihr Zeugnis überboten und häuften und eine der anderen Anbetung aufriefen, wie in einer Art heiligen Wettkampfes.

Ite! Missa est! — riefen die jungen Diakone: und Marius verließ mit den übrigen die seltsame Szene. Was war das? — Machte dies Cornelius' Weg durch die Welt so eben? Und Marius! — wenigstens war das natürliche Bedürfnis der Andacht in ihm befriedigt wie nie zuvor. Er fühlte, als er jenen Ort verließ, daß er von nun an oft eine sehnsuchtsvolle Erinnerung empfinden würde, eine Art Durst nach all dem, daß es sich wiederhole. Und ferner schien es zu bestimmen, was er von den Mächten, welcher Art sie auch seien, die ihn in die Welt gebracht hatten, fordern mußte, damit sie ihn in ihr nicht unglücklich machten.

(Aus Marius' Tagebuch:)

„Bei den Bädern ist eine Schar von Arbeitern an einem der großen Ziegelöfen inmitten einer Wolke schwarzen Staubes am Werke. Ein gebrechliches junges Kind hat für einen von ihnen Nahrung gebracht und sitzt auf der Seite und wartet, bis der Vater kommt — es sieht der Arbeit zu, aber mit schmerzlichem Abscheu vor dem Lärm und Schmutz. Es betrachtet aufmerksam seinen eigenen Platz in der Welt dort vor sich. Während es zusieht, wird sein Geist auf einen Augenblick der eines Erwachsenen; und es sieht in diesem Augenblick gleichsam die lange Reihe von Tagen von frühem Aufstehn voraus, die seiner im eigenen kommenden Leben der Mühsal in einer Arbeit gleich dieser harrt.

Ein Mann kommt daher und trägt einen Knaben, dessen rauhe Arbeit schon begonnen hat — das einzige Kind —, dessen Gegenwart neben ihm des Vaters Mühsal ein wenig versüßte. Der Knabe ist durch

Digitized by Google

stürzendes Ziegelwerk arg verletzt, und doch reitet er mit Anstrengung mutig auf den Schultern seines Vaters. Es wird das Streben der natürlichen Liebe sein, ihn so lange wie möglich mit jenem elend zerschlagenen Körper am Leben zu erhalten — „Ah, noch ist er bei uns, und fühlt er unsre Sorge neben sich!“ — und doch wird er und werden andere ebenso herzzerbrechend seufzen und aufatmen, wenn das Ende kommt.

Wenn ich auf solche Zwischenfälle achte und doch wieder an ihnen vorübergehe, wird es mir schwer, die Empfindung loszuwerden, daß ich es an Liebe habe fehlen lassen. Ich könnte der Stimmung nachgeben, bis ich glaubte, meinen Teil an jenen großen, öffentlichen Grausamkeiten getragen zu haben, an den furchtbaren gesetzlichen Verbrechen, die die Geschichte verzeichnet, gleich jenem kaltblütigen Gemetzel, das nach dem Gesetz unter Neros Regierung über die vierhundert Sklaven erging, weil man einen aus ihrer Zahl in Verdacht hatte, seinen Herrn ermordet zu haben. Die Anklage, die darin liegt, scheint mir, zusammen mit den leichtfertigen Entschuldigungen derer für diese Tat, die keinen Teil daran hatten und ruhig an jenem Tage an ihre Geschäfte gingen, sehr nahezugehen, wenn ich daran denke. Und gegen wie viele von all denen, die wirklich um mich leben, deren Leben ein bittres ist, muß ich gleichgültig bleiben, wenn ich überhaupt je ihre Bitternis bemerke! Einigen stehe ich vielleicht durch die notwendigen Bedingungen meines eigenen Lebens feindlich gegenüber, in einer Art natürlichen Kampfes gegen jene Interessen, die das Glück ihres Lebens entscheiden. Ich wollte, eine stärkere Liebe erhöbe sich in meinem Herzen!“

„Daß ein Numa und seine goldene Zeit wiederkommen werde, ist in jeder Periode die Hoffnung und der Traum einiger gewesen. Und doch, wenn er wiederkäme, oder wenn irgendein Ersatz seiner Gegenwart käme, er könnte jene Wurzel des Übels, sicherlich des Leidens, der verletzten menschlichen Empfindung in den Dingen, die wir scharf von allem entrinnbaren Unheil unterscheiden müssen, nur schwächen, nicht zerbrechen. Den Tod und das kleine, tägliche, unaufhörliche Sterben, das etwas von seinem Stachel hat, mußte er notwendig unangetastet lassen. Und mich dünkt, wäre auch das ganze übrige Leben des Menschen nach seinem Gefallen gemodelt, er würde sofort beginnen zu trauern, wenn er das Schicksal — sagen wir: der Blumen sähe. Denn seit Numa lebte, gibt es, ist vielleicht eine Fähigkeit zum Leiden in seinem Herzen entwickelt, die mit allem Wachstum an geistiger Feinheit und Kraft, sowohl im einzelnen Menschen wie in der Rasse, wächst und ihre Nahrung haben will.

Eine Spur jener goldenen Zeit findet man ja auch heute hier und dort. Oft habe ich behauptet, daß wenigstens in diesem verschwenderischen, südlichen Lande der Epikureismus die eigentliche Philosophie der Armen ist. Wie wenig habe ich selber wirklich nötig, wenn man mich allein läßt, und die geistigen Kräfte heiter am Werk sind! Das Tröpfeln fallenden Wassers, einige wilde Blumen mit ihrem unschätzbaren Duft, einige Büschel halb erstorbener Blätter, die in der Ruhe eines Zimmers die Farbe wechseln, das nur Licht und Schatten in sich schließt: das kann wohl für eine empfängliche Seele den ganzen Ruhm des Augustus ersetzen. Ich bemerke bisweilen, was, wie ich glaube, das eigentliche Wesen der Liebe der rauhsten Arbeitsleute zu ihren jungen Kindern ausmacht: nämlich

Digitized by Google

eine feine Würdigung, nicht nur ihrer dienstbaren Anhänglichkeit, sondern ihrer äußerlichen Anmut: und wahrlich, in diesem Lande verdienen die Kinder fast immer, daß man sie ansieht. Ich sehe täglich bei schönem Wetter ein Kind, das einem zarten Blumenstrauß gleicht und dem rauhsten Ziegelarbeiter entgegenläuft, wenn er von der Arbeit kommt. Es scheut sich durchaus nicht, sich an seine rauhe Hand zu hängen: und durch sie greift er nach etwas aus jener ihm so fernen und doch so wirklichen Region der Verfeinerung und macht es sich zu eigen. Was von feinerer Seele, von feinerem Stoff in den Dingen lebt und zartere Hände verlangt, das zeigt sich ihm in der Zartheit des kleinen Kindes: das Kind weiht ihn darin ein. Auf ihm liegt wahrlich ein Hauch von dem ewigen Gold, von einer ewigen goldenen Zeit. Aber dann denke einmal, mit welchem harten Groll gegen das Wesen der Dinge dieser harte Kampf um das nackte Leben fortfahren muß, wenn das Kind etwa stirbt."

„Selbst, wenn wir fehlerfreie Männer und Frauen annehmen, einen vollkommenen Zustand der Gesellschaft, die nicht mehr nötig hätte, mit des Menschen Empfänglichkeit für seine eigenen selbstsüchtigen Zwecke zu rechnen, welche das Rad der großen Folter im eigenen Interesse, zu eigener Unterhaltung noch einmal mehr umdrehen — es bliebe doch dies eine Übel in der Welt, das Übel eines notwendigen Leidens und einer Verlassenheit, das genau im Verhältnis zu der moralischen oder nervösen Vollkommenheit empfunden wird, zu der es die Menschen gebracht haben. Und was in der Welt demgegenüber not tut, ist eine bestimmte und allgemeine Macht des Mitleids — die stehende Kraft des Mitleids der Menschheit mit sich selber — als eines elementaren Ingrediens unserer sozialen Atmosphäre, ohne daß ein Leben in ihr unmöglich wäre. Bisweilen frage ich mich verwundert, durch welche schmeichelnden Vorstellungen sich der Mensch dazu gebracht hat, seine Bürde so lange zu tragen, besonders wenn ich sehe, wie jeder Schritt in der Vermehrung seiner wahrnehmenden Kräfte von Jahrhundert zu Jahrhundert seine Niedergedrücktheit notwendig verstärken muß. Es ist, als wäre die Vermehrung seines Wissens nur eine wachsende Offenbarung der radikalen Hoffnungslosigkeit seiner Lage: und ich wollte, es stände noch einer so wie ich hinter diesem leeren Schein der Dinge."

„Und ich weiß nicht, wie es kommt, aber in dem also angedeuteten Gedanken meine ich stets eine Stunde guten Angedenkens wieder aufzunehmen und mich aufs neue mit ihr zu verknüpfen, eine Stunde, da alle Dinge um mich durch irgendein anmutiges Geschehen — es war auf einer Reise — in vollkommeneren Einklang traten, als ihnen gewöhnlich war. Es war, als ob auf einen Augenblick doch alles so gut wie möglich geworden war. Durch den Zug meiner Gedanken, die einer gegen den andern standen, meinte ich die herrschende Macht eines zweiten Menschen gewahr zu werden, der im Kampf mit mir rang. Es scheint, ich bin wieder zu dem Punkt zurückgelangt, an dem ich damals abbrach. Der Gegner hat mich wiedergefunden. Aus den tiefsten Tiefen der völlig hoffnungslosen Lage des Menschen in der Welt bringt mit der Gewalt jener leidenden und doch siegenden Götter, von denen die Dichtung redet, ein Protest herauf. Dürfte man hoffen, daß ein Herz, so wie unsres, in jenem gött-

Digitized by Google

lichen »Begleiter« unserer Gedanken schlüge — ein Herz wie meines, ich hinter diesem leeren Schein der Dinge."

Der Zauber seiner Poesie, einer Poesie der Liebe, die inmitten einer fadenscheinigen Welt wundervoll frisch wirkte, hätte Marius, auch wenn sonst nichts dazugekommen wäre, von Zeit zu Zeit in das Haus der Caecilia geführt. Er fand eine Reihe geistiger Genüsse, die ihm ganz neu waren, in der Sympathie jener reinen und hohen Seele. Höhe der Seele, Großherzigkeit, Humanität — allmählich schien ihm, als wäre das nirgendwo sonst vorhanden. Das Gefühl der Mütterlichkeit vor allem, wie man es dort verstehen lernte — seine Forderungen und die Forderungen allen natürlichen Fühlens sonst, bis hinunter zu den Schafen, die auf den Hügeln blökten, ja! selbst bis zur Mutter-Wölfin in ihrer hungrigen Höhle — schien durch die Weihe eines göttlichen Vorbildes von neuem gerechtfertigt, von neuem verstärkt zu sein. Er sah endlich, wie der bloßen Fähigkeit zum Leiden in jedem Geschöpf, so schwach oder scheinbar nutzlos es sein mochte, ihr gebührender Platz in der Welt angewiesen wurde. In dieser Ritterlichkeit, die den Heroismus der Welt als ein bloßes Bühnenrequisit hinter sich zu lassen schien, in dieser so strengen Treue gegen alles, was sich nicht selber helfen konnte, was kaum verlangen konnte, daß man es nicht vergesse — welcher Gegensatz zu der herben Verachtung des eignen oder fremden Schmerzes, des Todes, des Ruhmes selbst in jenen Reden des Aurelius.

Mitten in der äußersten Mattigkeit und Depression, die diesen letzten Tagen gefolgt war, war Cornelius, der gerade da auf einer Reise war und in der Nähe des Ortes wanderte, wo er auf Spuren von ihm traf, sein Gast in den „Weißen Nächten"* geworden. Gerade damals empfand Marius, wie er es nie zuvor getan hatte, den Wert, den überwältigenden Reiz seiner Freundschaft. „Mehr als Bruder!" — fühlte er — „auch wie ein Sohn!" und er verglich die Müdigkeit der Seele, die ihn in Wirklichkeit zum älteren Manne machte, mit der ununterdrückbaren Jugend seines Gefährten. Denn noch immer bestimmte Cornelius' wunderbare Hoffnungsfreudigkeit, sein scheinbares Vorrecht über die Zukunft, jedes andere Gefühl ihm gegenüber und hielt es lebendig. Eine neue Hoffnung war in der alten Welt aufgekeimt, und er, Cornelius, bewahrte sie und hatte sie in ihr vorwärts zu tragen. Indem er sich mit Cornelius in einer so teuren Freundschaft identifizierte, schien Marius durch ihn an die kommende Welt zu rühren, sich ihr zu verbinden, ja sie wirklich zu besitzen; so wie glückliche Eltern durch das Weiterleben ihrer Kinder hinausgreifen und sie in Besitz nehmen. Denn in jenen Tagen war ihre Intimität sehr eng geworden, als sie in Muße unter den ländlichen Orten der Umgebung hierhin und dorthin zogen — Cornelius war auf dem Heimweg nach Rom — bis sie eines Abends in eine kleine Stadt gelangten (Marius entsann sich, daß er auf seiner ersten Reise nach Rom dort gewesen war), die schon damals ihre Kirche und ihre Legende hatte — die Legende und die heiligen Reliquien des Märtyrers Hyacinthus, eines jungen römischen Soldaten, dessen Blut unter dem Kaiser Trajan den Boden dieses Ortes befleckt hatte.

* das Vaterhaus des Marius

Digitized by Google

Der Gedanke dieses so kürzlichen Todes suchte Marius die Nacht hindurch gleichsam mit hörbarem Weinen und Seufzen heim, lauter als der rastlose Wind, der um ihr Quartier kam und ging. Aber gegen Sonnenaufgang schlief er schwer; und als er bei vollem Tageslicht erwachte und Cornelius nicht fand, machte er sich auf, ihn zu suchen. Die Pest herrschte noch am Ort — sie war sogar gerade frisch ausgebrochen, verbunden auch mit einem Ausbruch grausamen Aberglaubens unter den wilden und elenden Bewohnern. Sicherlich zürnten die alten Götter ob der Gegenwart dieses neuen Feindes unter ihnen. Und es war kein gewöhnlicher Morgen, in den Marius hinaustrat. Es lag eine Drohung in den dunklen Hügelmassen und dem regungslosen Wald vor dem grauen, obgleich scheinbar unbewölkten Himmel. Unter diesem sonnenlosen Himmel schien die Erde selbst trotz des starken Nachtwindes vor eigener Hitze zu glühen und zu dampfen. Und jetzt hatte sich der Wind gelegt. Marius fühlte, daß er ein seltsames schweres Fluidum einatmete, dichter als gewöhnliche Luft. Er hätte meinen können, daß die Welt in der Nacht tief unter ihr eigentliches Niveau in einen engen, dichten Abgrund ihrer eigenen Atmosphäre gesunken wäre. Die Christen der Stadt, die durch die gespenstische Krankheit rings um sie kaum weniger erschreckt und niedergebeugt waren als ihre heidnischen Nachbarn, lagen im Gebet vor dem Grabe des Märtyrers; und gerade als Marius neben Cornelius unter sie trat, schienen plötzlich die Hügel rings im ganzen Umkreise des Horizontes wie ein bewegter See zu rollen. Einen Moment lang dachte Marius, ihn habe plötzlich eine Krankheit des Gehirns befallen, bis ihn der Sturz einer großen Masse von Mauerwerk überzeugte, daß nicht er, sondern die Erde unter ihm schwankte. Wenige Sekunden später wimmelte der kleine Marktflecken von all den geängsteten Bewohnern, die aus den wankenden Häusern stürzten; und als sie noch ängstlich auf den zweiten Stoß des Erdbebens warteten, brach ein lange glimmender Argwohn rasend in feste Überzeugung aus und die ganze Volksmenge stürzte vorwärts auf die Schar der Andächtigen unten. Eine Sekunde darauf war in dem wilden Tumult, der folgte, die Erde von neuem mit dem Blute der Märtyrer Felix und Faustinus — Flores apparuerunt in terra nostra! — befleckt, und ihre Brüder waren, zusammen mit Cornelius und Marius, die auf diese Weise unter ihnen ergriffen wurden, gefangengenommen, um dem Gesetze aufgespart zu bleiben. Marius und sein Freund machten mit einigen anderen das Vorrecht ihres Ranges geltend und forderten, in Rom oder wenigstens in der Hauptstadt des Distriktes abgeurteilt zu werden; wo auch schon in den unruhigen Tagen, die jetzt begonnen hatten, ein gesetzliches Verfahren eingeleitet war. Unter der Aufsicht einer militärischen Wache wurden die Gefangenen noch am selben Tage um eine Station ihrer Reise weitergebracht, wo sie während der Nacht, der Sicherheit halber, Seite an Seite mit ihren Wächtern in den Räumen einer verlassenen Schäferhütte am Wege schliefen.

Man vermutete, daß einer der Gefangenen kein Christ sei: die Wachen waren darauf aus, aus diesem Umstande den größtmöglichen pekuniären Nutzen zu ziehen, und in der Nacht hatte Marius es mit Benutzung der geringen Strenge der Bewachung und vermittels einer großen Bestechung durchgesetzt, daß Cornelius als die wirklich unschuldige Person unverletzt auf seinem Wege fortgelassen würde, um, wie Marius erklärte,

Digitized by Google

die geeigneten Mittel zur Verteidigung für ihn selbst zu beschaffen, wenn die Zeit der Untersuchung käme.

Und am Morgen brach wirklich Cornelius allein von dem elenden Ort ihrer Gefangenschaft auf. Marius glaubte, Cornelius sollte Caecilias* Gatte werden; und das hatte — vielleicht seltsamerweise — den Wunsch, ihn sicher fortzubringen, nur verstärkt. — Wir warten auf die große Krisis, die prüfen soll, was in uns ist: wir können kaum den Druck unseres Herzens ertragen, wenn wir daran denken: der einsame Ringer, dessen Schatten uns die Einbildungskraft im voraus zeigt, kann schwerlich unser Selbst sein; es scheint eine Gewalttat unseres Schicksals zu sein, daß wir so ruhig und unmerklich zu einem so furchtbaren Sprungbrett ins Dunkel geführt werden sollen, wo es vielleicht mehr gilt als Leben oder Tod. Schließlich kommt der große Akt, der kritische Augenblick selbst ganz leicht, faßt unbewußt. Noch eine Bewegung der Uhr und die Linie unseres Verhängnisses — der große Wendepunkt — der uns oder unser Leben verwandelt, ist überschritten. In einer Viertelstunde hatte Marius unter einem plötzlichen unwiderstehlichen Impuls, kaum wägend, was er tat, beinahe wie etwas Selbstverständliches und so leicht, wie man auf einer Reise ein Bett für die Nachtruhe mietet, all die schwere Gefahr der Lage, in der Cornelius gewesen war, auf sich genommen — die langen und ermüdenden Verschleppungen des Urteils, die möglich waren; die Gefahr und das Elend einer langen Reise dieser Art; womöglich die Gefahr des Todes. Er hatte seinen Bruder befreit, wie er es bisweilen dunkel als eine Art Auszeichnung in seinem Geschick geahnt hatte; wenn auch stets mit wachsamer Berechnung dessen, was es ihm kosten konnte: und im ersten Augenblick, nachdem es getan war, fühlte er nur Befriedigung über seinen Mut, über die Entdeckung, daß er die Kraft besaß.

Und doch war er, wie wir wissen, kein Held, kein heroischer Märtyrer — dazu hatte er nicht einmal das Recht; und als er Cornelius auf seinem glücklichen und hoffnungsvollen Wege hatte aufbrechen sehen, um, wie er glaubte, Caecilias Gatte zu werden; und zwar ohne ein Wort des Abschieds, da sie ja annahmen, Marius werde fast unmittelbar folgen (Marius hatte in Wirklichkeit den Augenblick des Abschieds vermieden, weil er möglicherweise eine Erklärung der Umstände hätte herbeiführen können), kam die Reaktion. Er konnte natürlich nur raten, was wirklich geschehen würde. Soweit hatte er nur an Cornelius' Stelle eine gewisse persönliche Gefahr auf sich genommen; obgleich er kaum daran dachte, daß er dem Tode gegenüberstehe. Trotzdem aber war, besonders für jemand wie ihn, mit all der Fähigkeit der Empfindungen, die seine ganze Lebensart beständig befördert hatte, die Lage eines Menschen unter der Anklage eines Verbrechens wirklich voller Not und Qual. Ihm erschien in Wirklichkeit ein Tod gleich dem kürzlichen Tode jener heiligen Brüder nicht als ein glorreiches Ende. In seinem Falle wenigstens würde das Märtyrtum, wie man es nannte — der überwältigende Akt des Zeugnisses, daß der Himmel unter die Menschen herniedergekommen sei — nichts sein, als eine gewöhnliche Hinrichtung; aus den Tropfen seines Blutes würden keine poetischen Wunderblumen sprießen; kein ewiger Duft würde den Ort

* jene mütterliche Christin, von der Marius eine Zeitlang geträumt hatte, sie könne die Seine werden

Digitized by Google

seines Begräbnisses bezeichnen; keine volle Gnade, die für ewig auf die herniederfloß, welche ihn rings umstehen mochten. Hätte gerade jetzt einer lauschen können, er hätte aus den Tiefen seiner Trostlosigkeit heraus schließlich eine beredte Äußerung über die Ironie im Schicksal der Menschen, über die seltsamen Zufälle des Lebens und Todes vernommen.

Die Wächter, die jetzt im sicheren Besitz jedes Geldes und aller anderen Wertsachen der Gefangenen waren, drängten sie über die rauhen Bergpfade vorwärts, vollkommen gleichgültig gegen ihre Leiden. Die großen Herbstregen fielen. Nachts brannten die Soldaten ein Feuer; aber es war unmöglich, sich warm zu halten. Von Zeit zu Zeit machten sie Halt, um Teile des Fleisches zu braten, das sie bei sich führten, und dann ließen sie ihre Gefangenen um das Feuer sitzen und drängten es ihnen auf. Aber Ermattung und geistige Depression hätten Marius den Appetit geraubt, selbst wenn die Nahrung reizvoller gewesen wäre, und einige Tage lang nahm er nichts als Wasser und Brot. All die dunklen Morgen hindurch schleppten sie sich über sumpfige Ebenen oder Hügel hinauf und hinab, bisweilen vom schweren Regen völlig durchnäßt. Selbst unter diesen traurigen Umständen konnte er die wilde, düstere Schönheit dieser Gegend — den stürmischen Sonnenaufgang, die friedlichen Räume des Abends — nur bewundern. Einer der Wächter, ein sehr junger Soldat, brachte ihn zuzeiten durch seine einfache Freundlichkeit dazu, ein wenig zu reden, und er staunte über des Burschen nur halbbewußten poetischen Genuß an den Abenteuern der Reise. Bisweilen legte sich die ganze Gesellschaft am Wege zur Ruhe nieder, kaum vor dem Sturm geschützt; und in der tiefen Ermattung seines Geistes überwältigte ihn seine alte Sehnsucht nach ungelegenem Schlafe. — Der Schlaf, irgendwo und unter jeder Bedingung, erschien ihm dann als etwas, wofür man wohl den Rest seines Lebens hingeben konnte.

Es muß, wie er später vermutete, etwa die fünfte Nacht gewesen sein, als die Soldaten ihn in dem Glauben, daß er sterben werde, unfähig, weiter zu marschieren, endgültig unter der Pflege einiger Landleute zurückließen, die ihn, soweit sie vermochten, ohne Frage während seiner Krankheit freundlich behandelten. Als er nach einem ernsten Fieberanfall wieder zum Bewußtsein erwachte, lag er in einer Art Hütte allein auf einem rauhen Bett. Es schien, als er sich in der Stille umsah, ein entlegener geheimnisvoller Ort zu sein; aber so frisch — er lag wirklich auf einem hohen Weideland in den Bergen — daß er fühlte, er würde sich erholen, wenn er nur lange genug in Ruhe dort liegen könnte. Selbst während jener Nächte des Deliriums hatte er den Duft des frisch gemähten Heus angenehm und auf einen Augenblick mit dem dunklen Gefühl empfunden, als läge er sicher in seinem alten Zuhause. Das Sonnenlicht lag klar jenseits der offenen Tür; und die Klänge des Viehs klangen weich von den grünen Weiden draußen herein. Als er sich wirr der qualvollen Eile der vergangenen Reisen erinnerte, sobald sein Bewußtsein der ganzen Lage zurückkehrte, fürchtete er das Kommen der Wachen. Aber alles verharrte in absoluter Stille. Er war tatsächlich frei — abgesehen von seiner eignen Entkräftung. Und sicherlich fühlte er auf dem Grunde seiner Seele ein aufrichtiges Festhalten am Leben. So war es dunkel selbst während all der wilden Phantasien seines Deliriums von dem Augenblick an gewesen, der seiner Entscheidung gegen sich zugunsten des Cornelius gefolgt war.

Digitized by Google

Da wurden die Bewohner der Hütte, als sie bei ihrer Arbeit um ihn kamen und gingen, vernehmbar: und es war, als brächte die Nähe des Todes die rein menschlichen Empfindungen in all ihrer Kraft heraus. Es liegt etwas im Tode, was sicherlich gleichgültige Personen begierig macht, die Toten zu vergessen: sie — diese Fremden — so bald wie möglich völlig aus ihren Gedanken zu entfernen. Umgekehrt ergriffen ihn in der tiefen Vereinsamung des Geistes, die Marius jetzt überschlich, die Gesichter dieser Leute mit seltsamer Kraft; die Verbindung eines allgemeinen Brudertums, das Gefühl einer Verwandtschaft machte sich am stärksten geltend, als es im Begriff stand, auf immer zu zerreißen. Nachts fand er dieses oder jenes Gesicht seiner Phantasie tief eingeprägt; und in einer Art Verwirrung pflegte ihnen dann sein Geist auf den Wegen ihres einfachen, eintönigen Alltagslebens zu folgen, mit einem merkwürdigen Sehnen, es mit ihnen zu teilen, voll Neid auf die ruhige, irdische Freudigkeit all ihrer kommenden Tage, noch unter der Sonne, während sie ihm doch natürlich so gleichgültig waren! — als ob diese rohen Leute plötzlich auf eine Höhe irdischen Glücks gehoben wären, die sie von ihm isolieren mußte.

Tristem neminem fecit — wiederholte er sich; und sein altes Gebet wurde jetzt beinahe zu seinem Epitaph. Ja! soviel mußten ihm die härtesten Richter lassen. Und das Gefühl der Befriedigung, das der Gedanke in ihm zurückließ, ermunterte ihn zu einem bewußten Versuch der Erinnerung, während er dalag, unfähig jetzt sogar, den Kopf zu erheben, wie er bei dem Versuch entdeckte, einen Wasserkrug, der nahestand, zu erreichen. Offenbarung, Vision, die Entdeckung einer Vision, das Sehen einer vollkommenen Menschheit in einer vollkommenen Welt — das hatte er durch all seine geistigen Wechsel, von den ursprünglichen Bedürfnissen seiner eignen Natur und seines Charakters bestimmt, höher gestellt, als das Haben oder selbst das Tun eines Dinges. Denn wurde eine solche Vision in der rechten Haltung seinerseits empfangen, so war sie in Wirklichkeit das Etwas-Sein, und als solches sicherlich eine angenehme Gabe für alle ihn beobachtenden Götter, die es geben mochte. Und wie trefflich war die Vision gewesen! — eine einzige lange Entfaltung von Schönheit und Kraft in den Dingen, bei deren Schluß er dankbar sein Vixi! rufen konnte. Selbst jetzt, gerade ehe sich seine Augen auf immer schließen wollten, schienen die Dinge, die sie gesehen hatten, ein wahrhafter Besitz zu sein; die Personen, die Orte, vor allem das rührende Bildnis Jesu, wie er es dunkel durch die ausdrucksvollen Gesichter, die Rufe der Kinder in jenem geheimnisvollen Drama, und jetzt mit einem plötzlichen Gefühl des Friedens und der Befriedigung erkannte, das er sich nicht erklären konnte. Gewiß, er hatte Glück gehabt im Leben! Und wieder schien, wie vor alters das Gefühl der Dankbarkeit auch die Empfindung eines lebenden Wesens zu seiner Seite mit sich zu bringen.

⧈

Sicherlich konnte das Ziel einer echten Philosophie nicht in dem kleinlichen Streben nach der vollkommenen Anpassung des Menschen an die Umstände, in denen er sich gerade befindet, liegen, sondern in der Bewahrung einer Art aufrichtiger Unzufriedenheit gegenüber selbst der höchsten Leistung; so daß die unumwölkte und rezeptive Seele die Welt schließlich mit dem gleichen, frischen Staunen, mit dem sie die Welt betreten hat, noch ungeschwächt verläßt und zuletzt auf ihrem blinden Wege mit der

Digitized by Google

Erkenntnis eines tiefen Rätsels dahinzieht, das ihr nur ein Pfand für etwas noch Kommendes ist. Marius schien zu verstehen, wie man auf das Leben hier und seine herrlichen Visionen als nur einen Teil eines Rennens blicken könnte, den ein noch schnellfüßiger Läufer hinter sich habe: einen Augenblick lang empfand er eine seltsame Neugier, beinahe einen glühenden Wunsch, eine Zukunft zu betreten, deren Möglichkeiten so weite schienen.

Und gerade da, wieder verbunden mit dem Gedächtnis gewisser rührender Worte und Bilder, kam ihm der Gedanke an die große Hoffnung, jene Hoffnung wider alle Hoffnung, die, wie er bemerkte — Lux sedentibus in tenebris. — über der alternden Welt aufgegangen war; die Hoffnung, die Cornelius in seiner Stärke mit sich genommen zu haben schien, und zwar mit einer Lebendigkeit, die Marius hatte fühlen lassen, daß er nicht so sehr durch eine Laune des Schicksals hier seinem Tode überlassen war, wie vielmehr, daß Cornelius mit der Mission gegangen war, auch ihn vom Tode zu retten. Es hatte in der Welt einen beständigen Protest gegeben, einen Einwand, einen ewigen Nachgedanken, den die Menschheit von nun an immer in Reserve haben sollte, gegen jede völlig mechanische und entmutigende Theorie über sich und ihre Verfassung. Das war ein Gedanke, der ihm hier den ehernen Umriß des Horizontes rings weicher machte, indem er ihn gleichsam mit sanftem Licht von jenseits traf, die schattenhaften, hohlen Orte ausfüllte, nach denen er mit der Wärme entschiedener Zuneigung unterwegs war, und auch gewisse Erwägungen bestätigte, durch die er sich an die in der Welt, die er verließ, kommenden Generationen angliederte. Ja! durch das Fortleben ihrer Kinder werden glückliche Eltern instand gesetzt, ruhig und mit einer sehr praktischen Neigung an eine Welt zu denken, an der sie keinen direkten Anteil haben sollen; und sie pflanzen mit freudigem Mute die Eicheln, die sie mit sich tragen, damit ihre Enkel von den künftigen breiten Eichen vor der Sonne beschattet werden. Das ist die Art der Natur, uns den Tod zu erleichtern. Und so auch konnte Marius, überrascht und entzückt, unter dem Einfluß jener neuen Hoffnung unter den Menschen an die nach ihm kommenden Generationen denken. Ohne sie — und sie war ja dunkel genug — hätte er kaum wagen können, darüber nachzudenken, wie die Welt, die alles begrenzte, was er wirklich wußte, sein würde, wenn er von ihr aufgebrochen wäre. Eine seltsame Abgeschiedenheit schien sich wie physische Dunkelheit über den Gedanken daran zu senken; als ob ihre Angelegenheiten von da an, wenigstens soweit er in Betracht kam, auf einem bewohnten, aber fernen und fremden Stern fortgeführt werden müßten. Andrerseits aber schien er, von dem Gefühl jener Hoffnung warm umhüllt, eine freundliche Sorge um sich zu ahnen, die ihm selbst auf Erden nie fehlen konnte, eine Sorge selbst um seinen Körper — jenen teuren Bruder und Gefährten seiner Seele, so abgemattet und leidend und schon dem Tode verschrieben er jetzt auch war.

Denn die Müdigkeit kehrte zehnfach zurück; und er mußte sich schließlich solcher Gedanken wie dieser enthalten, weil sie ihm physischen Schmerz verursachten. Und dann versuchte er wieder wie schon in den elenden, schlaflosen Nächten jener eiligen Märsche, seine Seele gleichsam impassiv und wie ein Kind, das an die Spielsachen denkt, die es liebt, an eins nach dem andern, damit es so einschlafe und nur um so schneller sie alle vergesse, auf all die Personen, die er im Leben geliebt hatte, einzustellen

Digitized by Google

— eher auf seine Liebe für sie, ob sie tot waren oder lebten, ob sie für seine Liebe dankbar waren oder nicht, als auf ihre für ihn — und er ließ ihre Bilder wieder verschwinden oder bei ihm bleiben, wie sie wollten. In dem bloßen Gefühl, geliebt zu haben, schien er selbst noch bei diesem Scheitern des Schiffes das zu finden, worauf seine Seele sicher ruhen und sich verlassen konnte. Eins nach dem andern ließ er diese Gesichter und Stimmen wie mechanisch kommen und gehen, so wie er alle Verse, die er auswendig kannte, hätte wiederholen mögen, oder als ob er mit manchem müden Einnicken dazwischen einzelne Perlen zählte.

Dennoch blieb ja auch für das alte Erdengeschöpf in ihm jener große Segen des physischen Schlafes. Schlafen, sich im Schlaf verlieren — das war, wie er immer anerkannt hatte, etwas Gutes. Und nach einem Zeitraum tiefen Schlafes erwachte er auch, mit den murmelnden Stimmen der Leute um sich, die ihn während seiner Krankheit so sorgfältig behütet und gepflegt hatten und die jetzt um sein Bett knieten: und was er hörte, bestätigte in der jetzt vollkommenen Klarheit seiner Seele die unabweisbare Stimme seiner eignen körperlichen Empfindungen. Er hatte oft geträumt, er sei zum Tode verurteilt, und die Stunde sei, begleitet von wilden Gedanken an Flucht, gekommen; und wenn er dann mit der Sonne ringsum und in voller Freiheit des Lebens erwachte, so war er voll Dankbarkeit für den Platz gewesen, wo er noch lebendig im Lande der Lebenden war. Jetzt las er es aber im Gebaren und Tun dieser Leute, von denen einige durch die Tür hinaustraten, wo in Wirklichkeit der schwere Sonnenschein lag, daß sein letzter Morgen gekommen war, und er begann noch einmal, an die Geliebten zu denken. Oft hatte er einstmals gedacht, nicht an einem dunklen oder regnerischen Tage zu sterben, das könne wohl selbst schon eine kleine Erleichterung enthalten. Die Leute um sein Bett beteten voll Inbrunst: — Abi! Abi! Anima Christiana! In den Augenblicken seiner letzten Hilflosigkeit war ihr mystisches Brot ihm zwischen die Lippen gelegt worden, es war wie eine Schneeflocke vom Himmel gestiegen. Zarte Finger hatten auf Hände und Füße, auf all jene alten Eingangswege der Sinne, durch die die jetzt so dunkle und verbaute Welt für ihn gekommen und gegangen war, ein heilwirkendes Öl getan. Es waren dieselben Leute, die an dem grauen strengen Abend jenes Tages seine Reste aufnahmen und mit ihren gewohnten Gebeten heimlich begruben; aber auch mit Freude, denn sie hielten ja nach ihrer großherzigen Ansicht in diesen Dingen, seinen Tod für ein Martyrium, und das Martyrium, wie die Kirche immer gesagt hatte, für eine Art Sakrament mit vollkommener Sündenvergebung.

Rundschau

Allgemeineres

Gelegentliches vom Spiel mit dem Ringe

Es gibt ein seltsames Spiel mit einem Fingerring, der an ein Frauenhaar geknüpft ist. Jemand faßt zwischen zwei Fingern das Haar am obern Ende, stützt den Ellenbogen auf, läßt den Ring über dem Tisch frei schweben und sagt zu den Zuschauern, sie sollen seine Hand scharf beobachten; er werde sie ganz unbeweglich halten und nur durch die Kraft seines Willens den Ring zwingen, in bestimmter Richtung zu schwingen. „Nach rechts!“ befiehlt er dem

Digitized by Google

Ring, und dieser beginnt wirklich, sich langsam nach dieser Richtung hin zu drehen und dann ruhig und weit darin zu schwingen. „Nach links!“ lautet der neue Befehl, und der Ring wendet sich gehorsam sacht in diese Richtung. Es zittert wohl der Wille unbewußt in die Adern hinein, so daß die Blutwelle um ein geringes mehr nach der gewünschten Seite hin ausschlägt.

Gleicht der Zeichenstift in Ernst Haeckels Hand diesem Ringe, derart, daß er zuweilen beim Zeichnen von Menschen-Embryonen leise hinschwingt zu größerer Affenähnlichkeit durch beträchtliche Beschneidung des Gehirns und beim Zeichnen von Affen-Embryonen zu größerer Menschenähnlichkeit durch Stumpfung des Schwänzleins? Haeckels innigster Wunsch ist eben, die Verwandtschaft des Menschen mit Affen zu beweisen. Der Gedanke einer solchen Verwandtschaft hat ja durchaus nichts Niederdrückendes; vielmehr ist es eine großartige Vorstellung, daß die Triebkraft der Entwicklung die ungeheure Macht habe, aus solcher Tiefe zu so überragender Höhe zu führen. Das wollte wohl Haeckel ausdrücken in seiner Apotheose der Entwicklungsgeschichte, jenem von ihm entworfenen und von Gabriel Max ausgeführten Bilde, das ein herrliches nacktes Menschenweib zeigt, umgeben von den menschenähnlichsten Affen. Freilich, welch ein Abstand! Wo sind die unzähligen Zwischenglieder, die den Zusammenhang und die unendlich langsam aufsteigende Entwicklung anschaulich und einleuchtend machen könnten? Übrigens ist es ein seltsamer Glaube Haeckels, erst mit der Affenabstammung des Menschen den Monismus seinerseits beweisen zu müssen. Der Monismus bestand schon dreitausend Jahre vor Haeckel in der altgriechischen Philosophie, und der psychische Monismus, den jetzt der Physiologe Verworn vertritt, lag in seinen Anfängen schon vor bei Plato, in seiner Durchführung bei dem englischen Philosophen des 18. Jahrhunderts Berkeley. Man hat von Haeckel spottweise gesagt, er sei der Meinung, der religiöse Sinn sitze in einem bestimmten Gehirnpunkt, der durch Gymnastik lahmgelegt werden könne; er selbst habe sich den religiösen Sinn durch die Bauchwelle herausgeturnt. Aber Haeckel ist ein ganz religiöser Mann, wie ja der Monismus zweifellos eine Religion ist, die viele beseligt, die an ihn glauben. Der Glaube freilich gehört dazu. Aberglauben enthält der Monismus auch, wenn auch nicht so krassen und offenen wie mancher andere Glaube. Vielleicht haben Haeckels „Welträtsel“ insofern Nutzen gebracht, als sie Tausende aus völliger Dumpfheit erweckten. Nur schenken sich zu viele das eigne Nach-Denken, das eigne Nach-Prüfen. Es ist Tatsache, daß selbst in einer philosophischen Gesellschaft Studenten dem Redner erwiderten: „Wir brauchen keine Philosophie mehr, wir haben Haeckels Welträtsel.“ Wenn das Buch bei unserer Jugend den deutschen faustischen Drang derart unterbindet, so schläfert es, nachdem es geweckt hat, wieder ein und stiftet dadurch nationales Unheil.

In den preußischen Lehranstalten soll jetzt der biologische Unterricht eingeführt werden. Bei Aufnahme von Bildern aus Haeckels Werken in die biologischen Lehrbücher wird man sehr vorsichtig sein müssen; denn Haeckel selbst hat ja nun öffentlich erklärt, daß er

Digitized by Google

bei einer Anzahl von Embryonenbildern schematisiert habe, leider jedoch ohne anzugeben, bei welchen.

Die Einführung des biologischen Unterrichts ist für die Bildung unsres Volkes von größter Bedeutung. Nur möge daraus nicht eine neue Beengung erwachsen, indem man etwa die „Welträtsel“ als eine Art Fundament nähme. Um die höchsten Naturerzeugnisse, die des menschlichen Gehirns, um die Geistesäußerungen des Menschen hat sich Haeckel und hat sich die ganze Naturwissenschaft lange Jahre zu wenig bekümmert, weil sie mit andern Dingen zu stark beschäftigt war. Dadurch ist eine Einseitigkeit des Denkens und Arbeitens, besonders in viele Mediziner, gekommen. Auch beruflich macht sie sich gelegentlich bemerkbar in der geringen Fähigkeit vieler, ihre Kranken psychisch zu behandeln. Sogar bei gepriesenen Psychiatern. Denn bei geistig fein organisierten Patienten hilft ja häufig keine physiologische Psychologie und kein Messen mit Ergographen, sondern nur ein Erschauen des Geisteslebens.

Zum Schluß sei noch daran erinnert, daß der Unsterblichkeitsgedanke, wie auch der einzelne zu ihm stehen mag, in seiner Vorstellung vom Aufwärtsschreiten der Seele den allerfrühesten Entwicklungsgedanken enthält, wenn auch freilich den einer individuellen geistigen Entwicklung gegenüber der stammhaften körperlichen. W. E.

Literatur

Von der Sprache

„Wider die Engländerei in der deutschen Sprache“

heißt ein Büchlein, das Hermann Dunger im Verlage des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erscheinen ließ und das wieder darauf aufmerksam macht, wie tief wir noch immer „darin“ stecken. In Literatur und Kunst ist es noch das Französische, im Leben jetzt meist das Englische, mit dem wir ausländern. Die Zweigniederlassungen englischer Geschäfte in Deutschland verdeutschen ihre Geschäftsbezeichnung nicht. In Berlin gibt es The Crystal Showcard Manufacturing Company und Ltd. The Asiatic Banking and Trading Corporation, in Hamburg International Soap Import Company und British Dominions Insurance Co., in Dresden North British and Mercantile Insurance Company und The United Cigarette Machine Company, zugleich aber vermehrte sich nach Dunger von Jahr zu Jahr auch die Zahl der deutschen Firmen mit englischer Geschäftsbezeichnung. „Geschäfte für Herrenausstattungen nennen sich mit Vorliebe Prince of Wales, The Gentleman, British Store, London House, The Handicap, Old England, American Fashion Co., The high life Tailor, Fashionable House usw.“ Eine ganze Liste von Geschäftshäusern in Hamburg, Hannover, Hanau, München, Dresden und Berlin wird aufgezählt. Was man gar nicht für möglich halten sollte, springt einem da entgegen: die Tatsache, daß deutsche Kaufleute Firmen tragen, die rein englisch sind bis auf den deutschen Namen. Von der Engländerei bei Sport und Spiel haben wir schon oft genug gesprochen.

Deutsch-französischer Verlag

Es wird nicht besser mit der deutschen Ausländerei. Es wird eher schlimmer. Diesen Eindruck erhält man ständig aus den Spielplänen der Berliner Bühnen und all der vielen Bühnen im Reich, die dem Berliner Beispiel folgen, man erhält ihn vom Feuilleton vieler Zeitungen und immer mehr auch aus den

Digitized by Google

Verzeichnissen des Buchverlags. Und unausrottbar kehrt dabei stets wieder die Überschätzung alles Französischen.

Vor mir liegt ein Pack frischer Werke aus dem Verlag Hans von Weber in München. Bücher dieser Herkunft kennen zu lernen, ist fast jedesmal ein Genuß. Wir haben auch heute noch in Deutschland nur ganz wenige Verlagshäuser, die so offensichtlich und so opferwillig auf künstlerische Ziele ausgehen und die das mit so verfeinertem, mätzchenfremden Geschmack durchführen. Auch diesmal, wie liebevoll ist jedes Buch nach seiner Art ausgestattet: überall vorzügliches Papier, klarer Druck, reizvolle Anordnung, Fernhaltung alles Überflüssigen, als Buchschmuck höchstens ein paar gerade Linien, die Umschläge gemütlich farbig oder in einem einzigen diskreten Ton gehalten. Kurz, soviel ich davon verstehe, lauter Kabinettstückchen deutscher Buchkunst.

Und nun der Inhalt. Da ist unter den Verfassern* nur ein Deutscher, und der heißt Franz Blei, sein Buch: „Die Puderquaste", ein Damenbrevier, aus den Papieren des Prinzen Hippolyt herausgegeben. Das ist eine ganz aus dem Geist französischer Formschätzung gezogene Sammlung von Artikelchen, die man nur auf französisch, als „Causeries", einordnen darf. Es wird darin von Liebe, Eifersucht, Kunstgenuß, Grausamkeit, Treue, Flirt, vom „Beau", vom Parfüm, vom Schönheitsideal, vom Mieder usw. geredet, für die Schminke eine Feder gebrochen und immer wieder die Mode verehrt. Eine Reihe bezeichnender Anekdoten und Charakterzüge, Früchte einer umfassenden Belesenheit in der galanten Literatur Frankreichs, sind mit gewandter Hand über das Ganze verstreut.

Es ist ein Angriff auf den deutschen Geist der Schwere, ein Loblied auf den gallischen Esprit der amoralischen Grazie. Mode und Sittlichkeit werden als Gesetze von rein formgebendem Charakter schwesterlich vereinigt. Franz Blei muß wohl von Haus aus etwas Westfränkisches an sich haben; vermittels einer langen fleißigen Anschmiegungsarbeit an die Franzosenkultur der beiden letzten Jahrhunderte hat er es erreicht, daß er ungefähr dreiviertels französisch schreiben kann, mit täuschend leichter Wendung zur eleganten Sentenz, zur paradoxen Kritik. Immerhin bleibt noch etwa ein Viertel Deutschtum, ein Nachschmack herberen Ernstmeinens, ein Fühlbarwerden der (nur zu gut deutschen) Absicht zum andauernden „gallischen Sprung".

Gegen einen einzelnen Vertreter solcher Anschauung wäre nicht einmal viel einzuwenden. Die schmächtige und preziöse Feingeistigkeit dieses Französelns schließt eine Gemeingefahr für die deutsche Kultur aus; und diese könnte natürlich auch hier aus der Gegenspielerei einzelne gesunde Züge erfassen und zur Ergänzung eignen Wesens verwerten. Doch „Die Puderquaste" (ich bin schwerfällig genug, diesen Titel scheußlich zu finden) ist leider ziemlich charakteristisch auch für die Geistesrichtung ihres Verlags, und dieser wieder ist es für einen beträchtlichen Teil des modernen deutschen Buchverlags. Gerade einige der Häuser, die in der Buchausstattung, in der historischen Bildung, in der ganzen geistigen Standfläche weit über den geschäftsmäßigen Durchschnitt ragen — wie u. a. Georg Müller in München und der

* abgesehen von dem Urheber einer Broschüre pro Gustav Mahler und contra Felix Weingartner

Digitized by Google

Insel-Verlag in Leipzig — können sich nicht genug tun in einer Einfuhr ausländischen Schrifttums, die nachgerade im krassesten Mißverhältnis nicht nur zu den Wertbeziehungen, sondern auch zur Nachfrage steht.

Gleichzeitig mit dem deutschen Dreiviertelsfranzosen, der ein Hauptmitarbeiter dieses Verlags ist, sind bei Hans von Weber vier Franzosen und ein Russe erschienen.

„Der schlecht gefesselte Prometheus" von André Gide (deutsch von Franz Blei) ist ein tiefsinnig groteskes Feuilleton. Es läßt Prometheus vom Kaukasus zu den Boulevards des heutigen Paris niedersteigen und dort allerlei Seltsames erleben. Zum Schluß lernt Prometheus das Lachen und verspeist den Adler, den er so lange in schmerzlicher Wollust mit seiner Leber, mit seinem Herzblut genährt hat. Das geistvolle, nicht bloß geistreichelnde Spiel mit Symbolen berührt manchesmal mit nicht mehr boulevardmäßigem Ernst die Tiefen der Menschheitsfragen, läßt aber doch etliches von der zudringlichen Kraft zur plastischen Klarheit vermissen, die der große Gegenstand erfordert. Alles in allem eine Sache, wie sie hundert deutsche Schriftsteller auch leisten können, ein Büchlein, des Lesens nicht unwert und mit Anmut verdeutscht, aber keineswegs so wichtig für uns, daß es nicht in der Ursprache ausreichend zugänglich gewesen wäre.

Das ist's ja, was gerade der französischen (und der englischen) Belletristik gegenüber erst recht das äußerste Maßhalten im Übersetzen gebieten sollte: die Forderung, daß ein Dichtwerk tunlichst in der Ursprache kennen zu lernen sei, kann dort gut erfüllt werden, da in Deutschland jeder Gebildete diese fremde Sprache genügend kennt — genügend wenigstens, um eben durch das Lesen der fremdsprachigen Werke unschwer das noch Fehlende zu lernen. Und wenn wir's ein bißchen tiefer packen: wer die Sprache eines andern Volkes nicht hinreichend beherrscht, der hat auch kein innerlich berechtigtes Interesse daran, die zeitlich bedingten Sittenschilderungen dieses Volks, wie sie namentlich in seiner erzählenden Prosa gegeben werden, des genaueren zu verfolgen. Wer nennenswert viel Zeit ans Lesen von noch so trefflichen Übersetzungen französischer Romane wendet, beweist damit Unempfindlichkeit gegen die feinsten dichterischen Reize und bekundet, daß unkünstlerische Beweggründe wie Stoffhunger, Sinnlichkeit, Modedienst („Man muß mitreden können!") bestimmend sind für seine Stellung zur Literatur.

Ausnahmen machen nur die wenigen klassischen Werke, die bei uns jedermann von der Dichtung des andern Volkes kennen soll — oder sollte; beim bewährten Dauergut der Weltliteratur besteht eben eine gewisse Notwendigkeit, es über die Grenze hereinzuholen, sei es denn auch für viele in einem Zustand, der immer einen Verlust an Eigenwärme, an Eigenwert voraussetzt.

Die drei französischen Romane, die noch zur jüngsten Bücherreihe des Verlags Hans von Weber gehören, bestätigen für uns das vorher Gesagte. Alle drei sind keineswegs Schund, haben vielmehr ihre Feinheiten; aber ein zwingender Grund zu ihrer Verdeutschung ist nicht zu ersehen. „Komödien einer Frau", ein Brief-Roman von Remy de Gourmont, ist voll der gedämpften Sinnlichkeit, der sparsam arbeitenden Technik, der unermüdlichen Liebes-Salonphilosophie und der graziös verlogenen Übertreibung im

Digitized by Google

Punkt der Abenteuer-Häufigkeit und der Liebeswichtigkeit, wie wir das alles aus soundso viel neueren Franzosenbüchern sattsam kennen. Die gute Übersetzung stammt von Anna Sofie Gasteiger. „Doktor Lerne", ein Schauerroman von Maurice Renard, und „Edisons Weib der Zukunft" von Villiers de l'Isle-Adam sind phantastisch-groteske Erzählungen, untereinander ziemlich verschieden, doch beide für uns entbehrlich, obwohl beide (jene frivoler, diese sentimentaler) recht nach Herzenslust dem vielberufenen gallischen Esprit nachgeben. Oder gerade deshalb; denn zu stark aufgetragene Gescheitheit muß im Dichtwerk zuletzt wieder gleich Dummheit wirken.

In „Doktor Lerne" werden die erstaunlichen Fortschritte der neueren biologisch-medizinischen Wissenschaft, insbesondere die kühne Operationstechnik von heute, zur Utopie weitergeführt. Ein Gelehrter tauscht Gehirne lebender Menschen gegeneinander und gegen Tierhirne aus. Das wird in Verbindung mit einer sehr entschämten Liebessache und mit dem wohlbekannten Motiv der Beseelung einer Maschine zu einer Geschichte, die als Dichtung zu wenig Seele und auch als „Schauerroman" zu viel wachen Verstand hat. Deutsche werden darin als Gelehrten- und Mörderkarikaturen in einer Weise verwendet, die vielleicht nicht ganz frei von Selbstironie ist, die aber jedenfalls stark nach kühl berechnetem Chauvinismus schmeckt. Trotz dichterischen Einzelheiten in der Schilderung bleibt das Ganze doch zu glatt, zu sehr Tagesschriftstellerei und Experiment, stellenweise auch zu zynisch, um die (von Heinrich Lautensack künstlerisch reizvoll durchgeführte) Verdeutschung zu verdienen.

„Edisons Weib der Zukunft" (im Original bloß „L'Eve future" ist französisch 1886 erschienen, drei Jahre vor dem Tod Villiers. Das Werk kann wegen des Urhebers interessieren, der ohne Zweifel ein ernst zu nehmender Dichter war, dann auch wegen der frühen Verwertung des elektrischen Zaubers, an dessen Dienste wir uns mittlerweile so unverfroren-praktisch gewöhnt haben. Jedoch dieses Märlein von der elektrisch belebten „Andreide" mutet im Kern recht amateurhaft an; die verschwommene Schwärmerei, die das Wichtigste zur Vermenschlichung der Maschinenmaid tun muß, paßt zur exakten Elektrizität so schlecht wie möglich. Äußerlich ist schon die außerordentliche Breite vom Übel. Solche Technik-Phantasien, die sich allemal vom Typisch-Seelischen entfernen, brauchen eine kurze, pointierte Behandlung, während sich's hier zeigt, daß ein Nichts von Handlung durch Reden, Beschreiben, Träumen ungebührlich aufgeschwellt ward. Von diesem Beiwerk hat manches seine Reize elegischer oder fein satirischer Art. Aber Beiwerk kann nun einmal in der Poesie nicht Hauptsache sein — nicht einmal im Roman. So kommen wir zum selben Ergebnis wie bei den Weggenossen der Zukunft-Eva.

Die Bekanntschaft mit der russischen Zukunftstragödie „Erduntergang" von Valerius Brjussoff konnten wir erst recht entbehren. In fünf kurzen Akten und in geschraubter, undeutscher Sprache vollzieht sich eine dünne, willkürhafte Vernunft-Aufregung, ein skurriles Schattenspiel vom Untergang der letzten Menschen, die lichtentwöhnt im Schoß der Erde hausen. Auf einer Berliner Bühne (übersetzte Ausländer werden ja von irgendeiner Berliner Bühne bald mit Gewalt herangeholt) würde dieser

Digitized by Google

dramatische Saltomortale eines edlen, hoffentlich jugendlichen Tiefsinns bestimmt sehr viel ungewollte Heiterkeit wecken — falls man den Versuch wagte, einen deutschen Verfassernamen auf den Zettel zu setzen!

Der Verlag Hans von Weber ist einer unsrer jüngsten. Am Ende wird er ernstem Rat von einer Seite, die seine künstlerischen Eigenschaften aufrichtig schätzt, noch zugänglich sein? In seinen Neuausgaben von Chamissos „Peter Schlemihl" und Hebbels „Judith", sowie in den Leinenbilderbüchern (natürlich heißen sie „Deutsche Rag Books") hat er immerhin bewiesen, daß er auch innerhalb des deutschen Schrifttums große und kleine Aufgaben zu finden wüßte. . . .

W. Rath

Dichtung und bildende Kunst

Im „Tag" veröffentlichte Wolfgang von Oettingen eine kleine Abhandlung über dieses alte Thema. „Noch immer", so beginnt er, „gehört zu den Grundsätzen der uns anerzogenen und schließlich eingewachsenen Hausästhetik die Behauptung, daß die schönen Künste in einem bestimmbaren Rangverhältnis zueinander stehen, und insbesondere, daß von der Dichtung, als der vornehmsten Kunst, starke Einwirkungen auf die übrigen nicht nur ausgehen, sondern auch für sie eigens erbeten werden müssen zu deren Bereicherung und Konsolidierung." Da habe ich mich zuerst gefragt: ja besteht denn diese Anschauung noch immer, und ist unter den Malern und Dichtern wirklich etwas von Rangstreit, beim Publikum von jener Parteinahme für die Poesie zu spüren? Ich habe in der persönlichen Erinnerung bis auf die „deutsche Stunde" der Prima, in der Geschichte bis auf jene Zeit geschwelltesten Literatenstolzes zurückgehen müssen, als die großen deutschen Dichter wie die Pilze aus der Erde schossen und die Poesie in Wahrheit die herrschende Kunstgattung in Deutschland war, um Beweise dafür zu finden. Wir Jüngeren sind ja sogar geneigt, die Malerei als die führende moderne Kunst zu betrachten. Aber W. von Oettingen fährt ironisch folgendermaßen fort: „Denn bekanntlich ist sie (die Dichtung) es, die auf den Flügeln der Phantasie die Welt durcheilt, alles Geschehen erkennt, alle Geheimnisse weiß: die das Große und das Geringe beseelt und verklärt, die die Ereignisse deutet und die Schicksale der Menschen schildert und vertieft. Sie also vor allem hat die Maler und Bildhauer mit Inhalt und höhern Anschauungen zu versorgen; was diese darstellen und verkörpern, sei zunächst wie von ihrer Meisterhand geordnet und vorgearbeitet; selbst die Natur ist geistlos und tot, wenn nicht des Dichters Auge den Sinn aus ihr herausstieht." Und in einer älteren Generation, der der Verfasser selbst angehört und gegen deren Schwächen er sich hier wendet, mögen wirklich derlei Anschauungen verbreitet, ja herrschend gewesen sein.

Wenn wir gerecht sein wollen, so müssen wir gestehen, daß jedes Volk seinen Nationaldichter, das heißt den am allgemeinsten verstandenen und geschätzten Gestalter, gehabt hat, aber keiner von dem Maler oder dem Musiker spricht. Homer, Dante, Goethe — hinter diesen Männern steht die Liebe und Begeisterung von Millionen; Malerei und Musik waren immer mehr oder weniger exklusive Gebiete der Kunst. So sagt auch

Digitized by Google

Oettingen am Schluß seines Aufsatzes, in dem er für die Gleichberechtigung aller Künste eine Lanze bricht. Und das ist letzten Endes überhaupt das, was allein zuzugestehen bleibt. Denn wenn der Verfasser den fingierten Verteidiger der Vorzugsstellung der Dichtkunst damit argumentieren läßt, daß die Malerei und Plastik ihre Stoffe und Inhalte von der Dichtung erhielten und also dienende seien, so wäre zunächst zu fragen: ja woher hat denn die Dichtung ihre Stoffe? Die sind doch zu gewissen Zeiten Schöpfungen der Phantasie des ganzen Volkes, in erster Linie der religiösen Vorstellungskraft gewesen, später erst, bei größerer Differenzierung des Menschengeistes, Produkte des einzelnen. Und wenn die Malerei dann aus der Dichtung, diese gewissermaßen als Stoffsammlung benutzend, Inhalte schöpfte, die doch vor ihrer dichterischen Fassung Allgemeingut waren, so mußte sie sich aus dem Stoff doch erst wieder das „Bild“ gestalten, genau so wie die Dichtung aus dem Rohstoff ihrerseits. Gewiß, es gibt für den Maler einen Homer, eine Bibel, ein Nibelungenlied; aber wer wagt es zu behaupten, daß es ohne sie keine Maler gegeben hätte mit jenen Stoffen aus der griechischen Götter- und Heroenwelt, den Gestalten des christlichen Mythus, den hohen Menschenbildern der nordischen Phantasie? Zwar kann mir jeder hundert Illustratoren zu Dante, Shakespere und Goethe nennen; aber fast alle sind kleinere Geister, die sich die Beliebtheit der betreffenden dichterischen Gestalten und Situationen zur Verbreiterung ihrer eigenen Wirkung zunutze machten. Aber auf diese „Kunstgewerbler“ kommt es ja nicht an. Und wenn die Großen sich einmal vom Dichter anregen ließen, dann war das Ergebnis immer eine Umgehung der Mittel, mit denen der Dichter gewirkt hatte, und im Grund nichts als die Gestaltung eines allgemein menschlichen Inhalts, den der Maler zufällig nicht auf der Straße, sondern in einem Buch gefunden hatte. —

Vielleicht spielt auch das Zusammenwerfen von „poetisch“ mit „literarisch“ in diese Verhältnisse hinein. Wir möchten an den Aufsatz „Poetisch“ von Avenarius (XIV, 13) erinnern. Bd.

Berliner Theater

Theater

Reinhardt benutzt augenscheinlich diese letzten Wochen, bevor er mit seinen auserlesensten Kräften nach München auf die Theresienwiese übersiedelt, um sich in die szenischen und dramaturgischen Bedingungen des Künstlertheaters einzufühlen. Schon in seinem „Faust“ war manches von den dazu nötigen Zugeständnissen zu spüren, erst recht aber in seiner Aufführung des „Wolkenkuckucksheims“ von Josef Ruederer, die man sich nach dem vorjährigen Münchner Mißerfolg des Stückes nicht gut anders denn als unabweisbare Mitgift oder Zuwage des Sommer-Kontraktes zu erklären vermag. Daneben reizte es ihn vielleicht, einmal mit dem ganzen Aufgebot seiner Regiekünste, ihres Witzes wie ihrer Phantasie, zu versuchen, ob sich nicht trotz und entgegen dem Münchner Fiasko ein Erfolg herausschlagen lasse. Von der in München mit Bewußtheit geübten fast primitiven Sparsamkeit der Mittel war er in Gedanken freilich weit entfernt. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte sich nicht bloß in den Kostümen und Szenerien, sondern auch in den Massen-

Digitized by Google

aufzügen der verschiedenen Chöre eine sinnliche Üppigkeit entfaltet, die sich mit den Grundsätzen der Münchner Reliefbühne nur schlecht vertragen würde. Doch die Berliner Feuerpolizei wollte es anders. Sie entdeckte in der Konzessionsurkunde des Kammerspielhauses die Bedingung, daß nicht mehr als soundso viele Personen zu gleicher Zeit auf der Bühne sein dürften, und untersagte also die geplanten Massen-Aufmärsche. Anfangs heftig protestierendes Widerstreben, dann resigniertes Sichfügen mit jener witzbereiten Schmiegsamkeit, die Reinhardts Regie in solchen Zwangslagen auszeichnet: der Chor der Jünglinge wird bis auf zwei wegrasiert, die nun jeder für sich durch einen stummen Herold mit der Tafel „Chor der Jünglinge" bombastisch-parodistisch angekündigt werden, während der Chorführer, der den Prolog zu sprechen hat, statt des Stabes mit einem Regenschirm in der Hand auftritt — und was dergleichen ironische Impromptus mehr sind. Der Wirkung des Stückes hätte *das* gewiß keinen Abbruch getan, denn es schreit in seiner steifen Bewegungslosigkeit förmlich nach szenischen Belebungen, wie denn seine innere Kompositions- und Formlosigkeit beim besten Willen auch durch die kecksten Eigenwilligkeiten der Regie nicht zu beleidigen ist. Aber leider — sie helfen nicht. Das dürre Erdreich saugt sie ein wie tröpfelnden Sommerregen, ohne dafür an Fruchtbarkeit etwas herauszugeben. Zu viel an politischer, sozialer, literarischer und lokaler Satire ist in diesen Darm gestopft, als daß sich auch nur ein Gedanke, eine Figur, geschweige denn die Handlung selbst in ihrer dramatischen Entwicklung gestalten könnte. Deutlich und dankbar fühlt man, wie — im zweiten Akt — der moderne Dichter das Zepter für ein paar Augenblicke dem antiken Komödiendichter, dem Aristophanes der „Vögel" abtritt, indem er einige Stellen in getreuerer Übersetzung gibt: da endlich scheint es uns, als bekommen wir festen Boden unter die Füße, — und ohne den ist nun einmal auch die verwegenste und dissoluteste dramatische Satire nicht denkbar, wenn sie nicht, wie Tiecks Literaturkomödien oder Platens Lustspiele, auf dem Papiere bleiben soll. Aber, wie gesagt, dies Gefühl der Körperlichkeit dauert nur eine kurze Weile; sobald Rueberer selbst sich wieder der Leine bemächtigt, gehen die Schattenpferde der Phantasie mit seiner Dichtung leichtem Wagen durch, und alles wirbelt, wuselt, purzelt durcheinander wie zuvor. Erst wenn man zu Hause still für sich das Buch vornimmt (Verlag der Süddeutschen Monatshefte in München), bringt man einigermaßen Festigkeit in die schwankenden Gebilde und konstruiert sich als leitende und gestalten sollende Idee heraus, daß, nachdem der deutsche Michel vor den Roten, Schwarzen und Goldnen kapituliert hat, endlich auch der Dichter Euelpides, ein unermüdlicher, doch immer — in Hellas, im Vogelstaat, im Götterhimmel — gleich enttäuschter Hoffegut, vor Banausios, dem Herrn der Milliarden, die Segel streichen muß, läßt sich doch selbst der Olymp mit Zeus, dem Präsidenten, gutwillig als Aktiengesellschaft „gründen" . . . Nein, für die lebendige Bühne — das haben diese beiden, von entgegengesetzten Polen sich ihr nahenden Aufführungen nun hinlänglich bewiesen — ist diese Satire Ruederers ganz und gar nicht gewachsen; sie ist durchaus buchmäßig gedacht und ge-

Digitized by Google

arbeitet und braucht auch als Lesedrama noch für ihre selbstgefällige, kommentarselige Gesprächigkeit alle gutwillige Nachsicht und Folgsamkeit des literaturzünftigen Lesers.

Da lob ich mir das neue Repertoirestück des Hebbel- (lies: Hebbel-) Theaters! Dafür braucht es nichts als der naivsten aller Publikumsinstinkte: Neugier und Spannungsbedürfnis. Drei Akte lang werden wir auf der Spur eines geheimnisvollen Diebes an der Nase herumgezogen, und wenn wir ihn endlich, mittlerweile durch enge Sympathien mit dem schlauen Fuchs von „Kriminal-Oberinspektor" verbunden, in der Gestalt eines „Herzogs" beim Schlafittchen zu haben glauben — so tut sich eine Drehtür auf, und heidi! verschwunden ist er... Dieser „Arsène Lupin" von Leblanc und Croisset nennt sich eine Detektiv-„Komödie" und tut auch sonst manchmal so, als wolle er sich zwischen Furcht und Hoffnung über Moral und Technik der geläufigen Sherlock Holmiaden lustig machen. Aber man lasse sich durch solche billigen Mätzchen um Gottes willen keinen Sand in die Augen streuen! Im Grunde ist dies Stück genau so dumm-schlau und geschäftsfräßig wie seine englisch-amerikanischen Kameraden aus Ferdinand Bonns seligen Tagen. Das literarische Mäntelchen soll uns nicht darüber täuschen, welcher Vierfüßler darunter steckt.

Friedrich Düsel

Hamburger Theater

Man wird mit Felix Philippi nicht lange über die Voraussetzungen einer seiner Komödien rechten. Glauben wir also seinem diesjährigen Stück „Der Gefangene" die paradiesische Phantasieinsel unweit Neapels; glauben wir ihm das sonderbare Gesetz, das den von keiner Kultur beleckten Insulanern die Pflicht auferlegt, jeden Fremden, der eins ihrer Mädchen zu gewinnen weiß, gewaltsam ein Jahr auf der Insel festzuhalten; schließen wir die Augen vor den vielen Unwahrscheinlichkeiten, die dem jungen Münchner Maler zustoßen, bis er sich plötzlich rechtens mit der Wirts- und Bürgermeisterstochter wider Willen ehelich verbunden sieht, um auf San Paradiso fortan als Gefangener gehalten zu werden. Fragen wir nur danach, was Felix Philippi aus diesen Voraussetzungen entwickelt hat. Etwa eine herzhafte oder böswillige Verspottung der Zwangsverbindung eines flatterhaften Mädchens, das nicht einmal schreiben kann, mit einem feingebildeten Jüngling? Eine lustige Ad-absurdum-Führung eines seltsamen Brauches, mündend in eine freie, die Schranken einreißende Tat? Oder die Zerstörung eines Hoffnung erweckenden jungen Menschenseins durch altvererbtes lächerlich gewordenes Recht? Mit nichten. Als der Freund nach einem Jahre wiederkehrt, um den Gefangenen aus seinem Kerker zu erlösen, hat sich aus dem Münchner Maler ein italienischer Volksschullehrer, ein fanatischer Kulturapostel entwickelt, der froh ist, von seiner unglücklichen Liebe zur Malerei befreit zu sein, der fortab statt im Großen Kleines, im Kleinen Großes wirken und aus freien Stücken sein Leben an der Seite des inzwischen auch innerlich gewonnenen Weibes in der nun nicht mehr beseufzten Gefangenschaft verbringen will. Es kann nicht wundernehmen, daß der Autor bei dieser Willkür in dem Augenblick, wo der Knoten geschürzt ist, von allen guten Theatergeistern verlassen wird. Böse Schwiegermütterinvektiven, alberne Schulspäße, lächerliche Tiraden über die Segnungen

Digitized by Google

der Kultur müssen aushelfen, vermögen aber den Eindruck nicht zu verlöschen, daß Felix Philippi, sonst wenigstens in allem rein theatermäßigen ein geschickter, sauberer Arbeiter, diesmal nicht nur profithungrig, sondern obendrein noch schlubrig gearbeitet hat. H. Franck

Musik

Der Fall Reimann

ist nun so ziemlich von der gesamten Presse erörtert worden, uns sei nun ein Nachwort verstattet. Frau von Bülow hat nachgewiesen, daß der erste Teil einer Bülowbiographie, den der Harmonie-Verlag aus dem Nachlasse Heinrich Reimanns herausgab, bis auf das Kapitel über Bülows Vorfahren nichts anderes ist als eine Paraphrase der Bülowschen Briefe und des Glasenappschen Wagnerwerkes. Das ist unbestreitbar. Aber in das tapfere Schmähen auf den Toten, der sich nicht verteidigen kann, stimmen wir nicht ein. Einfach, weil wir nicht glauben, daß einer wie Reimann, der immerhin bewiesen hat, daß er nicht aufs Abschreiben angewiesen war, das Buch in dieser Gestalt herausgegeben hätte. Stellen wir uns einmal vor, wie die Handschrift entstanden sein kann. Viele Gelehrte pflegen bei ihren geschichtlichen Arbeiten so vorzugehen, daß sie zunächst alles, was in der Literatur über den betreffenden Gegenstand bereits steht, auszugsweise niederschreiben. Dann wissen sie bei jeder neu ermittelten Quelle, ob sie etwas Neues enthält oder Bekanntes. Das Neue wird dem alten Grundstock hinzugefügt, und so wächst nach und nach das Buch. Wie nun, wenn Reimann vom Tod ereilt worden wäre, als er gerade mit dem Auszug der beiden fast einzig zugänglichen Quellen über die Jugend Bülows (Briefe und Glasenapp) fertig war? Diesen Rohstoff — dem die weitere Forschung über diesen Zeitabschnitt übrigens schwerlich etwas Wesentliches hinzufügen wird — beförderte dann der Verlag ahnungslos zum Druck, weil er äußerlich den Eindruck einer abgeschlossenen Arbeit machte. Uns scheint: so würde sich die Sache sehr einfach erklären, während sie sonst geradezu ein Rätsel bliebe. Und ehe man einen Schriftsteller eines so törichten Vergehens zeiht, sollten doch erst alle erklärenden Möglichkeiten ins Auge gefaßt werden. Schließlich läuft die ganze Geschichte darauf hinaus, daß der Verlag die Redaktion der Handschrift einem persönlichen Freund, aber einem Nichtfachmann anvertraut hat. Wobei allerdings wundert, daß dieser Freund als wissenschaftlich gebildeter Mann das Amt übernommen hat, statt sich auf diesem Gebiet für unzuständig zu erklären. Übel angewandte Pietät scheint dem Verstorbenen hier wahrlich keinen guten Dienst erwiesen zu haben. B

Joseph-Rezitative

Berlioz hat bekanntlich seine „Kindheit Jesu“ zuerst als das Werk eines Komponisten Dupré aus dem 17. Jahrhundert aufgeführt und damit wirklich das Pariser Publikum und die Fachgenossen täuschen können. Einen ähnlichen Scherz versuchte Weingartner bei der Neustudierung von Méhuls „Joseph und seine Brüder“, indem er die Oper mit Rezitativen spielte, die angeblich „etwa aus der Zeit Méhuls“ stammen und ihm in geheimnisvoller Weise von einem französischen Handschriftensammler zur Verfügung gestellt seien. Aber die Wiener Kritik sagte es ihm auf den Kopf zu, daß diese Rezitative unmöglich alt sein können,

Digitized by Google

daß ihr Verfasser, wie aus der Deklamation und Harmonik unzweifelhaft hervorgehe, von einem Musiker herrühren müssen, dessen Geist von der modernen Entwicklung der Tonkunst beeinflußt worden ist. Wirklich mußte Weingartner, in die Enge getrieben, die versuchte Täuschung zugeben und sich als Komponist der Rezitative bekennen, zufrieden damit, daß man sie als „zu gut für Méhuls Zeit" befunden habe.

Fast gleichzeitig kamen von Max Zenger im Harmonie-Verlag Rezitative zu Méhuls „Joseph" heraus. Die Tendenz, der alten Oper auf solche Weise aufzuhelfen, liegt also in der Luft. Eine „Verbesserung", wie die Bearbeiter glauben, liegt aber keineswegs darin. Méhul hat sie als Singspiel komponiert, der Wechsel von Gesang und Prosadialog ist durchaus nicht willkürlich, sondern mit künstlerischem Feingefühl getroffen, und über die Zeit, wo man darin einen Stilfehler erkennen zu sollen glaubte, ist man jetzt wohl hinaus. Besucher älterer Aufführungen erinnern sich wohl des Eindrucks, den gerade die Prosa des „Joseph" macht. Die Rezitative, so gut sie einzeln betrachtet wirken mögen, heben den Reiz des Gegensatzes der Ausdrucksmittel auf und nehmen sich als steife Notbrücken aus, sobald als möglich von einer Gesangsnummer zur andern hinüberzukommen. Nur ein Moment entschuldigt die Bearbeitung: die Unfähigkeit der meisten heutigen Sänger, die Prosa des „Joseph" natürlich, deutlich, kurz: wirksam zur Geltung zu bringen. Freilich, ob es geraten erscheint, statt die Aufgabe, die hier gestellt ist zu betonen, auf die einreißende Lücke in der Ausbildung unserer Bühnensänger hinzuweisen und auf ihre Ausfüllung wenigstens in den nächsten Generationen loszusteuern, ich sage, ob es geraten ist, statt dessen um das Problem herumzugehen, das ist eine andere Frage. Und eine, die ich keineswegs bejahen möchte.

B

Bildende Kunst

Franz Wickhoff †

In Venedig ist der Wiener Kunstgelehrte Franz Wickhoff im Alter von nicht ganz 56 Jahren gestorben. Erörterungen über die rein wissenschaftliche Bedeutung des Verstorbenen gehören kaum hierher. Allerdings war er so sehr „Fachmann", daß der volle Preis seines Strebens allein der Wissenschaft zugute kam; sein Wirken ins Leben hinaus war stets nur mittelbar — er vertrat einen wie es scheint aussterbenden Typus des Kunstgelehrten. Seine Methode der kunstgeschichtlichen Forschung erwuchs aus der Schulung an älteren gelehrten Disziplinen, die wir zusammenfassend als „Altertumskunde" bezeichnen können. Dazu gehörte vor allem eine streng historische Quellenforschung, die sich im besonderen an die literarischen Dokumente der Werke bildender Kunst hielt. So gelang es Wickhoff durch eine einzigartige Kenntnis der Literatur der Antike und Renaissance gewisse Stoffe der Renaissancemalerei, die aus uns ganz fernliegenden antiken Sagenkreisen geholt waren, zu erkennen und zu bestimmen; Konstatierungen, die wir für das Wesen des Kunstwerks als nebensächlich zu betrachten uns gewöhnt haben, die aber zur Erkenntnis der Zeitvorstellungen, der geistigen Kultur vergangener Epochen ihren besonderen Wert haben. Mit welchem Scharfsinn Wickhoff aber auch stilistischen Problemen nachzugehen wußte, wie er im Gegensatz zu den meisten

Digitized by Google

modernen Forschern nicht nur einseitig Qualitätserwägungen, Formenuntersuchungen und Vergleichungen oder eine verzwickte Materialkenntnis zur Bestimmung und Charakterisierung von Kunstwerken benutzte, sondern mit dem Handwerkszeug reichen archivalischen Wissens, gelegentlich sogar paläographischer Kenntnisse hantierte, das ist bewundernswert und eigentlich nur von dem Fachmann ganz zu würdigen. Zur Wirkung ins Weite wäre zu wünschen, daß gerade die allgemeine historische Bildung, wie sie sich in diesem Manne verkörperte, einem extremen Spezialistentum in der Kunstgeschichte gegenüber wieder zu Ehren käme. Ein Kunstwerk steht eben nicht vereinzelt in seiner Zeit, sondern hat adäquate Erscheinungen auf allen Lebensgebieten. Wie aber zur Forschung die handwerkliche Vorbildung auch in jenen allgemeinen historischen Disziplinen nötig ist, so sind für den Gestalter der betreffenden künstlerischen Epoche die von jenen ans Licht gebrachten Beziehungen zu anderen Lebenserscheinungen der Zeit unentbehrlich. Wir aber erwarten alle den Genius, der, erfüllt mit der intensiven Formenkenntnis und dem ausgebreiteten Materialwissen unsrer Periode, zugleich ausgestattet ist mit der allgemein historischen Bildung Franz Wickhoffs und uns nun in einem höchst edeln Stil „Kunstgeschichte“ schreibt, das heißt Zeit- und Menschheitsgeschichte im Spiegel der bildenden Kunst. Ewald Bender

Zur Frage des evangelischen Kirchenbaues

Die Frage des evangelischen Kirchenbaues ist in der Zeit des Eklektizismus, Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts, beinahe ausschließlich als Stilfrage behandelt worden. Nach reiner Geschmackswahl und je nach Bevorzugung der Assoziationswerte der verschiedenen historischen Stile baute man Kirchen nach Art einer Barockkirche, nach Art eines gotischen Doms, einer romanischen Basilika oder auch eines antiken Tempels. Natürlich besteht diese Anschauung auch heute noch; ist es doch unser Schicksal, daß wir durch die breiten Sedimente und Krustenbildungen der Meinungen, die wir selber überwunden haben, uns noch lange nachher durchbohren müssen. Allmählich aber bildet sich eine Vorstellung davon, was wir in der evangelischen Kirche sehen, was wir also von einem evangelischen Kirchenbau fordern.

Was sah z. B. der Grieche in seinem Tempel? Er war ihm der reale Wohnsitz des Gottes, will sagen: des betreffenden Götterbildes. Dementsprechend war die Zella auf dieses Götterbild ausschließlich zugeschnitten. Sie war kein Aufenthalt für die Gemeinde, diese hielt sich vielmehr in dem den Tempel umgebenden Haine oder in der diesen Hain verkörpernden Säulenhalle auf.

Der jüdische Tempel war der zwar geistige, aber durch die Bundeslade streng lokalisierte Sitz Gottes. Das Allerheiligste war unzugänglich für die Gemeinde, die sich im Vorhof aufhalten mußte. Da nun der Tempel in Jerusalem für viele Juden in Palästina und vollends in Kleinasien selten und schwer erreichbar war, bildete sich zugleich mit dem wachsenden Wert, den man nach dem Exil der „Schrift“ beilegte, neben dem Tempel eine eigenartige Form, die Synagoge, wörtlich: der Ort der Zusammenkunft, was Luther mit „Schule“ übersetzt. Ein Bild des

Digitized by Google

Gottesdienstes in der Synagoge gibt uns das vierte Kapitel des Lukas-Evangeliums, wo erzählt wird, wie Jesus in Nazareth „nach seiner Gewohnheit am Sabbattage in die Schule ging, aufstund und lesen wollte. Da wurde ihm die Schriftrolle des Propheten Jesaia gereicht". Er las daraus vor, setzte sich und sprach über das Gelesene.

Die mohammedanische Moschee ist ebenfalls außer der einen, für manchen Gläubigen in seinem Leben nur einmal erreichbaren Kaaba ein bloßes Gebetshaus, die ihre Entstehung aus dem praktischen Bedürfnis in allerlei Einrichtungen verrät, wie den besonderen Abteilungen für Vornehme und Frauen oder der Einteilung des Fußbodens in Felder von der Größe eines Gebetsteppichs.

Und endlich die christliche Kirche. Als die ersten Christen sich vor der Verfolgung in die Katakomben flüchteten, da stellte eine solche Katakombenkirche für sie wohl nicht viel mehr als eben einen ruhigen und geschützten Ort der Zusammenkunft dar, sowie eine sichere Ruhestätte für ihre Toten, zumal für ihre Märtyrer. Als dann das Christentum zur Staatsreligion wurde, forderte sein Selbstgefühl einen freien und schönen Raum, nahm sich dabei das Beste, was es vorfand, die römische Markt- und Gerichtshalle zum äußern Vorbild und schuf daraus die romanische Basilika. Inneres Vorbild waren dabei die beiden jüdischen Formen: das nur für die Priester zugängliche Allerheiligste des Tempels und die Synagoge. In der frühchristlichen Basilika sind beide Teile noch ziemlich gleich ausgewogen. Immerhin strahlt vom Chor aus eine solche Heiligkeit auch auf die Gemeindekirche, daß Ungläubige oder zeitweilig mit dem Kirchenbann belegte Glieder sich in einem Vorhofe oder, wo dieser fehlt, beim Eingang hinter festen Schranken halten müssen.

Das steigende Bedürfnis nach mystischer Vertiefung bildete den gotischen Dom aus. Er ist ganz von der den nichtigen Menschen in den Staub drückenden, zugleich das gläubige Herz emporziehenden Gegenwart Gottes durchflutet. Der hohe Chor, der gelegentlich die übrige Kirche an Größe überwiegt, ist der geistige, mystisch betrachtet mit der Hostie auch der leibliche Aufenthalt Gottes. Damit erklären sich die Kraft und die Liebe, die beim Bau dieses Hauses Gottes aufgewendet wurden.

Ganz anders die Renaissance. Wenn wir als vollendetstes Beispiel einer Renaissancekirche St. Peter in Rom, befreit von seinen späteren Verunstaltungen, betrachten, so drückt sie die Herrschaft des freien Menschen über den Raum aus. Somit liegt die Würde jedes Renaissancesaales und jeder Renaissancekirche in der Menschenwürde, deren Ausdruck sie sind. Ganz ähnlich sind sich daher für jene Zeit die Aufgaben eines Kirchen-, eines Rathaus- oder eines Palastbaues. Denn die Menschenwürde der christlichen Gemeinschaft, die politische Würde der Bürgergemeinschaft und die Würde einer Jahrhunderte alten Familie unterscheiden sich, zumal für den Menschen der Renaissance, nicht wesentlich, sondern nur gradweise voneinander. Darin liegt einesteils ein Beweis für die einheitliche Lebensauffassung jener Zeit, andrerseits eine Gefahr für die architektonische Durchbildung. Auf demselben Wege geht das Barock weiter. Kirche und Schloß sind auf dem Theater seines Lebens zwei prächtige Kulissen, für beide

Digitized by Google

hat es dieselben Formen, ja es schließt sie oft genug in einen Baukörper zusammen.

Wie verhält sich nun die evangelische Kirche zu diesem Erbe? Einmal rein negativ durch Ausscheidung all dessen, was die Gottheit personifizieren oder ihre Allgegenwart lokalisieren, das heißt an die Kirche oder gar einen Ort in der Kirche binden könnte. Damit entschwindet natürlich der Kirche ihre besondere Weihe und Heiligkeit. Luther spricht es klar genug aus in seiner Rede zur Einweihung der Kirche in Torgau, wo er sagt, weil der Sabbat um des Menschen willen und nicht der Mensch um des Sabbat willen da sei, so liege auch keine Nötigung vor, Kirchen nach der alten Weise zu bauen, zu weihen. Nur die Zweckmäßigkeit fordere einen gottesdienstlichen Raum für die feiernde Gemeinde. Man solle daraus keine besondere Kirche machen, als wäre sie besser denn andre Häuser, da man Gottes Wort predigt. „Fiele aber die Not vor, daß man nicht wollte oder könnte hierin zusammenkommen, so möchte man wohl draußen bei dem Brunnen oder anderwo predigen.“ Deutlicher läßt sich diese eine Auffassung auch heute nicht formulieren. Die andre Auffassung hält fest an der mystischen Bewertung des Altars und seines Sakraments. Sie befriedigt sich daher meist mit den in der obengenannten Weise gesichteten katholischen Bauelementen. Sie braucht einen Chor mit gemalten Fenstern; sie muß die Kanzel seitwärts anbringen, um die Mittelstellung des Altars nicht zu beeinträchtigen. Zwischen den Pfeiler- und Gewölbemassen, die das Herkommen ihr beschert, ergeben sich oft für evangelischen Gebrauch nur ungenügend beleuchtete Räume, das Gestühl läßt sich, zumal wegen der seitlichen Kanzelstellung, oft nur mühsam und unzweckmäßig unterbringen. Die durch die Raumausnutzung geforderten Emporen machen, selbst wenn sie von Anfang an beabsichtigt sind, doch meist in den aufstrebenden Pfeilerhallen den Eindruck nachträglicher Provisorien.

Die erste, sagen wir die Lutherische Auffassung, führt in ihrem Extrem natürlich zu jenen, nur zu gut bekannten nüchternen, kahlen und kühlen Bauten. Trotzdem ist sie, sobald sie ernst macht und in ihren Konsequenzen durchgebildet wird, die entwicklungsfähigere. Denn während die konservative Auffassung schwankt zwischen Festhalten und Fallenlassen, Werte übernimmt, umwertet und schließlich entwertet, stellt sich hier eine klare Aufgabe: es gilt, ein Haus für die Gemeinde, wie das Rathaus für die Bürger, ein Haus der Zusammenkunft zum Hören der Predigt und zum gemeinsamen Abendmahl, einen Sammelpunkt des Lebens, auch des bürgerlichen Lebens der Gemeinde zu schaffen.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege ging man, zumal in Sachsen, energisch mit Unabhängigkeit und Phantasie (zur Zeit, als Johann Sebastian Bach eine evangelische Kunst begründete) an die Gestaltung der neuen Aufgabe heran. Wenig Beispiele dieser Arbeit des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sind uns erhalten. Einiges läßt sich auch aus allerlei originellen Grundrissen, die sich da und dort kunstgeschichtlich aufbewahrt finden, entnehmen, den Rest hat die Gegenreformation in die Luft gesprengt, die Romantik überkleidet, das vorige Jahrhundert verseicht und versandet. Seit

Digitized by Google

etwa zehn Jahren hat sich in Süddeutschland und in Sachsen ein Typus für die Predigtkirche herausgebildet, der unter dem Schlagwort „Zentralkirche“ bekannt ist. Denn leider ist es ein Schlagwort, das man ehrt um seines Klanges willen, ohne zu untersuchen, ob es ist, was es sagt. Über dem Grundriß eines gleicharmigen Kreuzes baut sich diese Zentralkirche auf. Die Vierung trägt die Kuppel, im konsequenten Falle auch den Turm. Durch den Kuppelraum und drei der Kreuzarme sind amphitheatralisch in Halbkreisen die Gestühle gezogen. Der vierte Kreuzarm ist durch eine Mauer abgeschlossen, an der Kanzel und Altar aufgestellt sind. Hinter dieser Mauer liegt Sakristei oder Gemeindesaal, darüber die Orgelempore. Wer sich diese Anordnung deutlich vergegenwärtigt oder in natura genau betrachtet, fühlt sofort die Divergenz zwischen dem baulichen Zentrum, das, von außen wie von innen gesehen, streng in der Mitte liegt, und dem rituellen Zentrum (Kanzel und Altar), das exzentrisch liegt. Ich wollte mit dieser Nebenbemerkung über die Zentralkirche nur so viel sagen: die Aufgabe, Kanzel, Altar und auch Orgel ins Angesicht der Gemeinde zu stellen und der Kirche einen Saal anzugliedern, ist klar erfaßt, die Architektur hat sich aber das unlösbare Problem gestellt, Amphitheater und Zentralbau zu vereinigen. Es wäre bedauerlich, wenn des bestechlichen Schlagworts willen die Lösung sich in diesem Dilemma verfangen sollte.

Kirchbautage, die in den letzten Jahren in Dresden abgehalten wurden, haben die Elemente der Aufgabe klar herausgearbeitet. Und da und dort in Deutschland regt es sich zur Verwirklichung. Ein besonders günstiger Boden dafür sind aber die neuen Gemeinden in Österreich, und zwar aus folgenden Gründen: Es wird jährlich eine ganze Anzahl Kirchen dort gebaut, vieles wird versucht und von allen Seiten mit lebhaftestem Interesse diskutiert. Die Geistlichen sind meist junge Leute, denen der Kirchenbetrieb in der deutschen Heimat zu konventionell war. Voll Arbeitslust kommen sie auf den völlig unbearbeiteten Boden, in den sie sogar erst die Richtlinien einziehen müssen. Wem dazu die Energie und die Produktivität fehlen, der fühlt sich unbehaglich und kehrt nach ein bis zwei Jahren heim. Somit stellt sich dort von selbst eine Auslese her. Von seiten der Kirchenverwaltung wird ihnen, relativ gesprochen, ganz freie Hand gelassen. Wie der Offizier bei erklärtem Belagerungszustande, so hat der Pfarrer und der Vikar, zumal auf Außenposten, Entschluß- und Tatfreiheit. Danach, was er leistet, und nicht danach, unter welcher bureaukratischen Form er es leistet, wird er beurteilt. Die Gemeinden selbst endlich setzen sich zusammen teils aus Alt-Evangelischen, die seit Jahren und Jahrzehnten keinen Gottesdienst mehr hatten, teils aus Übergetretenen, die schon vorher keine Kirchenkatholiken mehr waren. Bei beiden Teilen besteht ohne die Möglichkeit, nach Nachbarn und Konventionen zu schielen, einfach der dringende Wunsch nach einem Raume zur sonntäglichen Zusammenkunft, nach einem Raume für beratende Versammlungen, für Vorträge und für die sogenannten Familienabende, zwanglose Vereinigungen in der Woche, endlich nach einer Wohnung ihres Pfarrers, der ja ihr Berater in allen, auch in wirt-

Digitized by Google

schaftlichen und bürgerlichen Fragen ist — kurz, man sehnt sich nach nichts weiter, als nach einem unbestrittenen eigenen Hause. Der Notstand war und ist zu groß, um mehr zu wünschen. Manche Gemeinde kam im Gasthaussaal zusammen, wo nebenan geschrien und gesungen wurde, nach dem Gottesdienst mußte sie Spießruten laufen unter den Verhöhnungen derer, die da beim Biere saßen; oder sie versammelte sich im niedrigen dumpfen Zimmer eines Wohnhauses, oder auf dem dumpfigen Korridor eines Hotels, oder in einer Turnhalle, die sie manchen Sonntag wegen eines kurzerhand angesetzten Turnens verschlossen vorfand; eine Gemeinde, die dadurch berühmt und reich geworden ist, versammelte sich sogar über dem Eiskeller einer Brauerei. Daß da und dort der Wunsch auftaucht, der Turm solle einen halben Meter höher sein als der der benachbarten katholischen Kirche, und sonstiges Konkurrenzbedürfnis ist menschlich und muß verziehen werden, auch wird es reichlich aufgewogen durch den Wunsch, sich, wenn nicht durch Pracht und Mittel, so durch Ehrlichkeit und Bescheidenheit auch im Bauen zu unterscheiden.

Not schafft Neues. Aus diesen Notverhältnissen hat sich denn auch klarer als anderswo die Aufgabe herausgebildet. Diese Aufgabe heißt, um sie in einem Wort zu bezeichnen: das „Gemeindehaus".

Aus welchen Elementen setzt sich nun ein solches Gemeindehaus zusammen? Erstens aus dem Kirchenraum, der ganz und gar auf die Predigt hin gebaut ist. Die Sitzplätze sollen bequem in ihrer Form, zweckmäßig in ihrer Anordnung zum Hören der Predigt und zum Ab- und Zugang sein. Der Altar wird nicht mystisch abgesondert. In Gemeinden, deren Sitte es ist, beim Abendmahl zu zwölf oder fünfzehn den Altar zu umstehen und den Kelch von Hand zu Hand zu geben, bleibt ein größerer Raum um den Altar, unter Umständen auch in Form einer chorartigen Apsis geboten. Wo aber die Gemeinde paarweise zum Altare tritt, fällt diese Form weg. Die Kanzel wird immer in der Mitte ihren wahren Platz haben, denn kein Redner würde sich ohne Not seitwärts von seiner Zuhörerschaft aufstellen. Und erst wenn die Kirche auch architektonisch nach der Kanzel orientiert ist, ist sie eine Predigtkirche. Dazu gehört aber doch wohl, daß die Kanzel in die Achse oder, wenn wir mehrere Achsen haben, in deren Schnittpunkt fällt. Der ganze Raum soll freundlich, hell und heizbar sein.

Daran schließt sich zweitens der Gemeindesaal; er dient für Versammlungen, Vorträge, Unterricht. Unter Umständen beherbergt er eine Gemeindebücherei, die die Grundlage eines Volksbildungsvereins bildet, Zeitungen und Zeitschriften liegen in ihm auf, er steht Sonntag nachmittags offen und wird im Winter geheizt, so daß, wer nicht ins Wirtshaus gehen mag, sich dort aufhalten kann.

Drittens gehört dazu das Pfarrhaus mit dem Amtszimmer, zu dem ein jeder zu jeder Zeit Zutritt hat; gegebenenfalls schließt sich daran die Wohnung der Gemeindeschwester und des Kirchendieners; wenn ein Krankenhaus im Orte fehlt, vielleicht auch ein paar Zimmer, um Kranke absondern zu können. Schließlich fehlt vor der Kirche noch ein Platz mit Bäumen und Bänken, auf dem sich

Digitized by Google

die Kirchgänger aufhalten im Frohgefühl des eignen Grund und Bodens nach aller Heimatlosigkeit.

Alle diese Elemente sind nun architektonisch zu verschmelzen. Eine lose Verknüpfung zwischen Kirche und Pfarrhaus bildet oftmals ein Verbindungsgang. Enger und häufig auch ökonomischer wird die Verknüpfung, wenn das Pfarrhaus an die Kirche angebaut oder mit ihr zu einem zwar gegliederten, aber doch einheitlich geschlossenen Körper zusammengefügt wird. Zuweilen wird sogar gewünscht, die Wohnung des Pfarrers solle sich durch das ganze Erdgeschoß erstrecken, und darüber, gleichsam auf einem Piedestal, soll sich die Kirche erheben. Manche Gemeinde muß auch die Zinsen des Baukapitals aufbringen, indem sie ihren Betsaal oder ihre Kirche mit einer Anzahl vermietbarer Wohnungen in einem Bau vereinigt.

Die lebendigen Glieder der evangelischen Kirche streben dieser Lösung der Frage durch das Gemeindehaus, mehr oder minder bewußt, zu. Die Aufgabe der Kunst ist es, dieses Gemeindehaus klar und erkennbar zu gestalten und damit von ihrer Seite die Frage weiter zu treiben; denn mit der klaren Gestaltung wird sich der Bauherr erst klar über das, was er gewollt, und damit über sich selbst. Er erkennt, wo er steht, welche geheimen Strebungen in ihm leben, und damit entwickelt er sich über sich selber hinaus. Darüber sind wir uns ja wohl klar, daß nicht für alle Zeiten dieses allein praktische Gemeindehaus unserm religiösen Bedürfnis zur Behausung dienen wird. Jetzt aber schon einen andern Raum zu bauen, hieße ein Kleid schaffen für einen Körper, der nicht existiert — wie sollte man zu diesem Kleide „Maß nehmen“, ehe der Körper, das heißt in diesem Falle die zukünftige protestantische Christenheit, da ist? Wir müssen über die, durch die Entwicklung so natürlich gegebene Brücke gehen, der Sprung wäre zu weit. Wir würden in die Romantik fallen, von der wir eben aufgestiegen sind.

Wie ist nun bei der Gestaltung dieses Gemeindehauses, um das Wort beizubehalten, das Verhältnis zwischen Kirche und Kunst? Die Aufgabe der Architektur hat sich uns mehrfach schon ergeben. Sie soll die Elemente verbinden, im ganzen die Einheit bei ihrer Vielgliedrigkeit und vor allem das Heimatgefühl der Gemeinde ausdrücken. Nun ist ja dem Architekten nie eine allgemeine (glücklicherweise), sondern stets eine durch hundert spezielle Bedingungen bestimmte Aufgabe gestellt, und er strebt nach einer möglichst harmonischen Vereinigung all dieser Bedingungen, nach einer möglichst vollkommenen Lösung des besondern Falles. Die Grundstimmung aber, von der er im Innersten seiner Seele dabei erfüllt ist, die vermag der Lösung des besondern Falles den Stempel des Typischen, Allgemeingültigen aufzuprägen. In diesem, aber auch wohl nur in diesem Sinne kann eine evangelische Kirche die Idee der gesamten Christenheit ausdrücken; denn das liegt in der Natur der Sache: wenn St. Peter in Rom tatsächlich die Kirche für alle katholischen Christen der Erde ist, so wäre der Berliner Dom, selbst wenn er, statt jämmerlich, vollkommen wäre, doch praktisch niemals mehr als eine Kirche der Gemeinde Berlin, vielleicht sogar nur eines Bezirks von Berlin.

Welche Aufgabe aber, fragen wir weiter, hat die innere Raum-

Digitized by Google

gestaltung, der bildnerische Schmuck, und auch die Musik? Man sieht sich da häufig dem Dilemma gegenüber: ob man eine ausgesprochene Stimmung erzeugen will und ob man den Wettstreit dieser Stimmung mit der des eigentlichen Gottesdienstes zulassen will, das heißt, ob außer dem Prediger auch die Wände predigen sollen. Der Grundfehler bei dieser Fragestellung scheint mir zu sein, daß man die Kunst zu einem ausgedachten Zwecke benutzen will; die Kunst läßt sich so absichtsvoll nicht benutzen. Der natürliche Zustand wäre, daß Gemeinde und Künstler gleichermaßen von einer Grundstimmung so erfüllt wären, daß sie gar nicht anders könnten, als deren Äußerung in Kunstwerken zu fordern und zu schaffen. Wenn zum Beispiel jemand traurig ist und singt, um fröhlich zu *werden*, oder wenn einer so voll Freude ist, daß er nicht anders *kann*, als zu singen und zu jubeln, so wird in beiden Fällen der Gesang sehr verschieden ausfallen. So liegt der Fall heute bei uns. Der Künstler, der zum Beispiel ein Bild für eine Kirche schafft, will, wenn er seine Aufgabe ernst nimmt, aber nicht selber gläubig ist, im Beschauer eine Stimmung erzeugen, die ihm selber doch nicht innewohnt. Wenn er selber von dem Glauben und der Frömmigkeit derer, für die er arbeitet, erfüllt wäre, würden seine Werke sich von selber bilden, es würde auch die allzu moderne Frage, ob der Künstler sich oder andern zuliebe schafft, von selbst in ihre Nichtigkeit zerfallen.

Aber Künstler und Gottesdienst sind sich heute bis auf vereinzelte Ausnahmen völlig fremd. Wie sollen da Kunst und Gottesdienst eins sein? Und doch ist der Künstler durch seinen Beruf mit der *Religion* verbunden. Er sehnt sich so stark wie nur irgendwer vom Ich los; er sucht diese Erlösung in seiner Arbeit, die ihn über sich hinausführt, er sucht sie in seiner Liebe zu den Menschen, zu denen seine Werke reden, er findet sie, vielleicht unbewußt, indem er den Geist offenbart, der in ihm, in allen Menschen und allen Wesen und Dingen der Natur lebt und sie alle verbindet. Er kennt diesen Geist, kennt sein wunderbares, unbegreifliches Wirken und verehrt ihn, „kindliche Schauer fromm in der Brust“. Wenn diese Erfahrungen, wenn die Summe der Empfindungen und Vorstellungen, die edlere Geister unsrer Tage immer den Sonntag im Walde dem Sonntag in der Kirche vorziehen lassen, zum Grundgefühl würden, dann würde dieses Grundgefühl sich *seine* Kirche bauen, sich *seine* Bildwerke formen, sich *seine* Musik schaffen. Diese Kirche wäre — und sie wird einst sein — mehr als das Gemeindehaus. Dann wäre der wahre Nährstoff für die Künste gefunden, an dem sie so stark würden, daß sie sich selber aus der Ästhetik heraus zum Leben befreien könnten.

Somit liegt die Aufgabe, mit deren Lösung alles steht und fällt, bei der Frage, ob die Religion, die einzelne immer und auch heute in sich tragen, sich von der ängstlichen Beschränkung auf das Individuum befreien und zu einer Gemeinschaft ausspannen läßt. Das Individuum muß Opfer bringen, indem es sich seiner Einsamkeit begibt. Aber was es opfert, wird es hundert- und tausendfach gewinnen aus der Gemeinschaft.

Otto Bartning

Digitized by Google

Nach „Kunstfrieden“

hat der Geheimrat Schmidt in der Rede verlangt, die er bei der Eröffnung der „Großen Berliner“ hielt. Jeder solle dem Schaffen des andern mit Achtung und Verständnis begegnen, womit dann die Grundlage für den unerläßlichen Kunstfrieden gewonnen werde.

Fritz Stahl zitiert das und sagt dann, die vom Geheimrat Schmidt vertretene Behörde sei ja selbst „Krieg führende Partei“. Das ist auch nach unsrer Kenntnis der Sachlage richtig. Stahl ist so wenig wie wir blinder Lobpreiser der Berliner Sezession, gerade deshalb aber ist er so gut wie wir berechtigt, die Behandlung oder vielmehr die Nichtbehandlung der Sezessions-Ausstellungen durch den Hof und die Behörden als verkehrt zu bezeichnen. „Achtung und Verständnis vor dem Schaffen des andern“ hat sich nicht nur bei denen um Liebermann, sie hat sich doch wirklich auch bei denen um Anton von Werner nicht eben in auffälligem Maße gezeigt, und wenn tatsächlich für die öffentlichen Sammlungen „in der Sezession ausgestellte Bilder nicht angekauft, ja, nicht einmal besichtigt werden“, so zwingt man ihr allerdings damit eine Kampfstellung auf. Man mag sich zur Sezession stellen, wie man will, sie gewissermaßen als unanständig oder als anrüchig zu behandeln, geht schon deshalb nicht an, weil außer den Impressionisten und Pointillisten, die übrigens doch auch keine silbernen Löffel stehlen, noch Männer wie Böcklin, Klinger, Thoma, Leistikow und einige andre zu ihr gehörten oder gehören, über deren künstlerische Bedeutung überhaupt keine Diskussion mehr ist. Wenn, wie behauptet wird, tatsächlich auch von ihnen noch heutigestags kein Bild aus der Sezessions-Ausstellung in eine Staatssammlung mehr weggekauft würde, so wäre das doch wirklich mehr komisch als praktisch und mehr klein- als großzügig, jedenfalls aber wäre es nicht „kunstfrieden“mäßig. Nach des Kaisers Nachgeben im Falle Tschudi sollte man, meinen wir, die frühere preußische Hofkunstpolitik nun auch in solchen Dingen endgültig aufgeben.

Wie man mogeln lernt

Angewandte Kunst

Die Imitationen. Eine Anleitung zur Nachahmung von Natur- und Kunstprodukten, wie: Elfenbein, Schildpatt, Perlen und Perlmutter, Korallen, Bernstein, Horn, Hirschhorn, Fischbein, Alabaster, Marmor, Malachit, Avanturin, Lapislazuli, Onyx, Meerschaum, Schiefer, edlen Hölzern, sowie zur Anfertigung von Kunststeinmassen, Nachbildungen von Holzschnitzereien, Bildhauerarbeiten, Mosaiken, Intarsien, Leder, Seide usw. für Gewerbetreibende und Künstler.“

Das Buch, das diesen Titel führt, ist soeben in dritter Auflage erschienen. Woraus zu ersehen, daß deutsche Handwerksbiederkeit noch nicht ausstirbt.

Zur Frage der guten Arbeit

spricht Henry van de Velde in „Kunst und Künstler“ über Volkskunst. Die Ursachen ihres Verfalles und ihres verzweifelten Todeskampfes sieht er in der Industrie: die habe unter dem Drucke einer Produktion ohne Moral die naivsten, ergreifendsten und heiligsten Produkte seit Jahrhunderten weggefegt. Bei einigen Völkern so vollkommen, daß nun die Volkskunst ganz und gar verschwunden ist, bei andern liegt sie kläglich in den letzten Zügen, und selbst unter

Digitized by Google

den primitivsten Völkern gibt es keins, das nicht den Untergang eines oder mehrerer Volkskunsthandwerke zugunsten industrieller und mechanischer Erzeugung mit angesehen hat. Die Vereine zugunsten der Volkskunst, wie sie in den meisten Ländern entstehen, verdienen, meint van de Velde, wärmste Anerkennung, er hält aber die Sicherungen, die sie in bezug auf die Erhaltung des Schatzes an Ornamenten, des lebhaften Farbensinnes und der Tradition der guten Arbeit geben könnten, für beschränkt. Diese Vereine seien entstanden, um Tausenden und Abertausenden, die in ihrem wirtschaftlichen Dasein bedroht seien, das tägliche Brot zu schaffen, die Sicherung ihrer Schützlinge könnten sie aber gar nicht besser erzielen, als durch eine Anpassung an die Bedingungen der Gegenwart, an die Moral — van de Velde meint „Amoral“ — der Fabrikation und der üblichen Ausbeutung. Der Volkskunsthandwerker selbst könne auch nichts dawider tun. Seine hervorragendste und unentbehrlichste Tugend müßte naive Uneigennützigkeit sein, aber die Versuchung, nach sicherem, höheren und dazu noch müheloseren Verdienst zu kommen, ist stärker als alles andere. Schwer sind die moralischen und sozialen Folgen der Umwandlung in einen Fabriksmenschen aus einem Mann, der vordem ein freier Handwerker war, der individuell gearbeitet hat mit persönlichem Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber seinen Kunden. Wie soll man sich dieser Erniedrigung widersetzen? Wodurch soll man Sinn und Drang nach Individualität wiedererwecken? So drängt sich ein Problem, dem sich das der Volkskunst ebenso wie so viele andere anschlössen, in den Vordergrund: das Problem der Wiederbelebung aller Kunsthandwerke und des Sinns für gute Arbeit und Vollkommenheit.

Van de Velde glaubt für die Volkskunst einen Weg zu sehn: es könnten staatliche Anstalten errichtet werden, um die Wirkungen der Industrie durch gute Arbeit aufzuwiegen, Anstalten, die ein Asyl zu sein hätten für alle, die bei guter Arbeitsleistung doch als unabhängige Handwerker zu keinem wirtschaftlichen Erfolge kämen und in Fabriken und Werkstätten gewöhnlicher Art als Arbeiter keine Befriedigung fänden, weil sie danach strebten, nur Gegenstände von vollkommener Güte des Materials und der Ausführung zu liefern. Die Idee der königlichen oder staatlichen Manufakturen könnte so eine Erneuerung erleben.

Mit derselben Frage beschäftigt sich auch J. A. Lux in der „Neuen Zeit“. In seinem Aufsatz „Die Kunstindustrie und das Qualitätsproblem“ geht er von Ruskins Satze aus, die Arbeitsfreude sei die wichtigste Grundlage der Qualität. Das ist unzweifelhaft. Ruskin und sein Kreis aber hätten nur das Handwerk, nicht die Industrie vor Augen gehabt. „Auf die Industrie angewendet, macht der Glaubenssatz von der Arbeitsfreude als dem wichtigsten Fundament der menschlich bestimmten Qualität sofort Bankrott.“ Denn das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter ist fast überall auf bloße Geschäftlichkeit zugeschnitten, das Arbeitsverhältnis ist lediglich eine Lohnfrage geworden, jede feinere Beziehung des Herstellers zu seinem Arbeitserzeugnis hat also aufgehört. Die Verbesserungen der Werkzeuge und Herstellungsweisen bedeuteten einen technischen und merkantilen, aber keinen künstlerischen

Digitized by Google

Fortschritt. Neben der Arbeitsfreude, meint Lux, kämen bei der Betrachtung des Qualitätsproblems noch zwei Dinge in Betracht: die Echtheit des Materials und der künstlerische Gedanke. Die Metall- und Maschinenindustrie mag in bezug auf die Güte des Materials eine Verbesserung erwirkt haben; fraglich ist es, ob man dies auch von der Holzbearbeitung sagen könnte. Hier ist die Arbeitsweise schnell, die Möbelbranche verlangt aber umsichtige Behandlung und langsame Herstellung. Ein Vergleich zwischen den Möbeln der Biedermeierzeit und den heutigen Erzeugnissen macht den Unterschied klar. Die Güte des Entwurfes dagegen spielt in der modernen Industrie eine bedeutende Rolle. Freilich darf man nicht zu viel erwarten. Massenbetrieb und Kunstschaffen sind ja nie vereinbar. Daraus geht auch hervor, daß Kunstindustrie und auch das im kleinen Umfang auf industrieller oder kapitalistischer Grundlage arbeitende Kunstgewerbe nichts mit Kunst zu tun haben. Der Künstler, der für industrielle Unternehmungen arbeitet, entwirft gewiß keine individuellen Kunstwerke, wohl aber geschmackvoll einfache Typen, die durch gute Verhältnisse und erhöhte Zweckmäßigkeit wirken. Das bedeutet für Lux keine Vermehrung der Kunst, denn ihm ist ausgemacht, daß Kunst ganz wo anders beginnt, wohl aber eine Förderung und Hebung des allgemeinen Geschmackes. Darum ist es heute nötig, zu diesen Aufgaben Künstler, und zwar gleich die besten, heranzuziehen. S

„Bild und Wort"

Die Kinematographie, bei rechter Benutzung ein ganz herrliches Mittel des Volksbildens und des Volkserfreuens, wird nach allgemeiner Klage aller, die sich mit ihr beschäftigen, immer mehr ein Mittel des allerflachsten Amüsements, wenn nicht der Verdummung und Verrohung, während die ästhetischen, wissenschaftlichen und edel erzieherischen Möglichkeiten, die sie bietet, nur ganz vereinzelt ausgebildet werden. Einen Zusammenhang unter allen herzustellen, die es mit diesen Möglichkeiten gut meinen, erstrebt der Verein „Bild und Wort", der jetzt in Dresden gegründet worden ist. Er fordert auf, sich ihm anzuschließen, und wir unterstützen diesen Wunsch. Sein Jahresbeitrag ist auf jährlich mindestens drei Mark festgesetzt. Anmeldungen sind an die Geschäftsstelle (Dresden-A., Polenzstr. 29) zu richten, Beiträge und Spenden werden an das Bankhaus Gebr. Arnhold, Dresden, unter der Bezeichnung „Für Bild und Wort" erbeten.

Wir sprechen vom Kinematographen nächstens wieder.

Heimatpflege

Von alten Friedhöfen

Die Friedhofs-Bilder, die wir hinten auf unsern Beilagen bringen, sind einem einzigen mäßig großen Friedhofe einer deutschen Kleinstadt entnommen, und weder diese Stadt, Hanau, noch auch dieser Friedhof ist wegen seiner Schönheit besonders berühmt. Man könnte trotzdem an gleicher Stelle noch viel mehr ebenso schöne Bilder sammeln. Und es gibt noch hunderte solcher Friedhöfe in Deutschland, die angefüllt sind von malerischer Schönheit und ruhevoller Stimmung. Aber ein halbes Jahrhundert früher gab es vielleicht für jedes Hundert von ihnen noch ein Tausend. Wo sind die andern geblieben? „Die Bodenspekulation hat sie zerstört!" Wir sind die

Digitized by Google

Naturschönheit

letzten, die der Bodenspekulation wohl wollen, aber an der Zerstörung dieser Schönheitsschätze ist sie zum mindesten nicht allein schuld. Meist warf man auf den Gräberstätten Jahr für Jahr das Alte zum Gerümpel, um Neues unterzubringen — mit Verlaub zu vergleichen: die „neuen“ Toten warfen die „alten“ aus dem stillen Haus wie zahlungsfähige Mieter Verarmte, für die auch kein andrer mehr bezahlt. Während doch draußen vor dem Tor der Boden nicht so teuer war, als daß man nicht zwei Quadratmeter zu je zwei oder selbst je zwölf Mark für einen Toten hätte dranwenden und so neue Anlagen neben den alten hätte schaffen können! Die alten hätten überall die schönsten Stellen für Parkanlagen gegeben, die man nur wünschen konnte. An einigen wenigen Orten hat man das ja längst eingesehen, es gibt ja deutsche Städte, die ihre alten Friedhöfe als Erholungsstätten ausgebildet haben. Neuerlich bringt ein tieferes Verständnis auch wieder in weitere Kreise, und bekanntlich hat Wien ein großartiges Beispiel der Kultur gerade auf diesem Gebiete gegeben. Aber viele Tausende von Deutschen stehen der Umwandlung von alten Friedhöfen in Erholungsgärten noch immer mit dem wunderlichen Grausen vor dem Tod gegenüber, das dem Menschen von heute doch eigentlich am übelsten steht. Ist er kein Christ, so sollte er's mit den alten Heiden halten, die die Male und Urnen ihrer Toten an die Straßen setzten und sich von ihrer Nachbarschaft nicht im mindesten beengt fühlten. Ist er aber Christ, und nicht nur dem Namen nach, so sollt er das „Tod, wo ist dein Schrecken?“ doch kräftig genug fühlen, um sich nicht von den Heiden beschämen zu lassen.

Die Naturdenkmalpflege

in Preußen organisiert sich rasch. Den in der kurzen Zeit von anderthalb Jahren begründeten 18 Komitees, denen staatliche Beihilfen nicht zur Verfügung standen, wurden von Provinz und Städten zum Teil nicht unbeträchtliche Mittel gewährt. Für die Sicherung seltener Pflanzen und Tiere, für die Erhaltung geologischer Naturdenkmäler und charakteristischer Landschaften ist mancher wichtige Schritt getan, mancher erfreuliche Erfolg erzielt, auch durch tatkräftige materielle Beihilfe von Behörden, Gemeinden und Vereinen. Aber jahrelanger Arbeit wird es bedürfen, bis die Grundlagen für einen wirksamen Heimatschutz geschaffen sind durch Fertigstellung der Inventare und durch Ausarbeitung von Schutzgesetzen, ohne die leider eine dauernde Sicherung unsrer heimischen Natur vor gedankenlosen und rücksichtslos-egoistischen Schädigungen kaum zu erhoffen ist. H.

Handel und Gewerbe

Patentbriefe

Als mit dem Wegfall der Zweipfennigkarten das Stadtporto auf 5 Pf. stieg, da wurden die größeren Orte mit dem „Patentbriefe“ beglückt. Er ist — dem Beneidenswerten, der ihn noch nicht kennt, sei's mitgeteilt — ein großer, so und so zusammenzufaltender Bogen; auf der einen Innenseite bietet er einigen Platz für schriftliche Mitteilungen, ein Teil einer Außenseite dient der Adresse, rechts oben ist wie bei der Postkarte der Wert von 5 Pf. eingedruckt. Ein Patentbrief kostet aber nur 3 Pf. Das ist möglich, weil die meisten Flächen des Bogens mit Reklamen bedruckt sind. Wie wird nun die

Digitized by Google

Ersparnis von 2 Pf. erkauft? Leute, die sich aufs tiefste entrüsteten, wollte man ihnen bei hohem Stundenlohn die Verteilung von Reklamezetteln für Zirkusvorstellungen oder dergl. zumuten, geben sich gegen 2 Pf. Stücklohn zum gleichen Dienste her.

Schlimmer als diese Dienstbarkeit aus Gedankenlosigkeit ist ein anderes. Wer noch in alten Briefen aus Großvaters Zeiten blättern kann, der wird sich freuen über manches anmutige Billett, das zwischen den vergilbten Papieren liegt. Eine Einladung in anspruchslosen Versen, ein Gruß, ein Dank auf einem Bogen mit einer kleinen Federzeichnung, einer Landschaft, einer Silhouette, einem Blümchen, überall für den Inhalt die rechte Form, halb unbewußte Kleinkunst. Sparsam war man wohl auch. Zur Vermeidung von Überporto beschnitt man den Rand des Bogens. Warum wirkt denn aber die Sparsamkeit beim Patentbrief so abstoßend? Weil der Benutzer die ästhetische Anforderung, für den Gedanken den rechten Ausdruck, für die Idee die passende Form zu suchen, von vornherein ablehnt — für 2 Pfennige Lohn. Ich erhalte die Aufforderung zu einer Beratung über Religions- oder Moralunterricht auf einem Patentbrief, in dem sich der neueste Detektivroman anpreist. Man verspricht mir Auskunft über Reformkleidung und übersendet eine Reklame der neuesten Pariser Korsette. Man gibt der Freude Ausdruck, daß es einem lieben Angehörigen endlich besser gehe und schickt mir eine Ankündigung des Beerdigungsinstituts „Pietas“ ins Haus.

Könnte der Dürerbund nicht auch den Patentbriefe verkaufenden Firmen mit einem Boykott drohen?

R. Rüthnick

Auf diese Frage kurz meine Privatmeinung. Ich persönlich bin für die Androhung von Boykott auch zu unsern Zwecken nur unter zwei Voraussetzungen: daß es sich tatsächlich um eine wichtige Sache handelt und daß man sicher ist, den Boykott im Notfall auch wirksam durchführen zu können. Daß der Unfug der Patentbriefe so verbreitet sei, um eine Boykott-Agitation zu rechtfertigen, das glaube ich nicht: unter sozusagen gebildeten Menschen bedient man sich dieser Briefe nach meinen Erfahrungen doch höchstens einmal aus Scherz. Aber es ergibt sich ja aus der Sache von selbst, daß den Dürerbündlern das Inserieren in Patentbriefen schon jetzt als das Gegenteil einer Empfehlung der betreffenden Firma erscheinen muß, und es genügt wohl für den Anfang, wenn soundso viele Leser das den Patentbrief-Inserenten mitteilen.

A

Vom „Wie's trefft“-System. Nochmals: eine gute Sitte beim Schenken?

Gesellschaft

Denn nach einiger Leser Ansicht dürfte es eine schlechte Sitte sein, von der C. Blaß (XXII, 14) gesprochen hat, eine Sitte übrigens, die nicht nur in der Schweiz, sondern, wie uns jetzt geschrieben wird, auch noch in andern germanischen Ländern verbreitet ist. Ein Freund unsres Blattes schreibt uns, sie entspreche seiner Meinung nach erstens nur nüchternem Geschäftssinn und zweitens: „Es gibt doch neben den ästhetischen auch noch ethische, gemütliche Werte.“ „Eine wirklich stilgerechte Einrichtung hoch in Ehren; aber stilgerecht ist doch nicht nur, was unsre Künstler und Kunstzeitschriften augenblicklich dafür ausgeben.

Digitized by Google

Wenn wir ihnen blindlings folgen wollten, müßten wir öfters umlernen. Auch in einer Einrichtung, die nicht ganz einheitlich von einem Innendekorateur oder von dem jungen Paare zusammengestellt wurde, kann Stil sein. Die Liebe, die das Geschenk wählt, gibt dem Haushalt auch Stil und ein gewisses Gepräge; und die schenkende Liebe hat doch auch ein gewisses Recht dazu. Denn es ist doch ein Geschenk, und einem geschenkten Gaul . . . Man soll die Leute dazu erziehen, daß sie mit Verstand und Überlegung schenken, mit Liebe und nicht bloß aus einem gesellschaftlichen Zwang; dann werden die schlimmsten Schäden des Schenkens verschwinden. Da werden sich auch ganz von selbst oft die Schenker zu einer gemeinsamen Gabe verbinden. Aber die von Blaß empfohlene Sitte ist stillos, häßlich und gemein."

Es wäre zu billig, über derartige Einsendungen mit einem schnellen „wie unglaublich man mißverstanden wird!" wegzugehen. Die Mißverständnisse zu beseitigen ist ja eben die Aufgabe aller, die wirken wollen, wo sie gewiß sind, daß nichts als Mißverständnisse vorliegen. Der Schenkjammer ist aber ein so kräftiger Hinderer und Verderber einer guten Wohnungskultur, daß man ihm endlich einmal entschieden zu Leibe gehen muß.

Also: wo ist das „Stillose, Häßliche, Gemeine" bei jenem Vorschlag? Es handelt sich darum, lieben Menschen eine Freude zu machen dadurch, daß man ihr Heim zu gestalten mithilft. Erste Voraussetzung dazu ist doch wohl: diese Menschen in ihren Neigungen und Wünschen und ihre Verhältnisse bis ins einzelne, das hier mitspricht, zu kennen. Sonst kann die beste Absicht das Ungeeignetste wählen oder das schon Vorhandene zum zweiten, dritten Male geben, denn alles geschieht aufs Geratewohl. Also nicht aus hyperästhetischen oder nüchtern praktischen Gründen, sondern gerade deshalb hat jene Sitte Sinn, sie hat ethischen Sinn, weil sie vom Schenker verlangt, daß er etwaige andre eigne Neigungen hinter die des zu Beschenkenden zurückstellt. Wenn man nicht sicher ist, ihn durch ein besonderes, individuelles Geben noch mehr erfreuen zu können, so richtet man sich halt nach seinen Wünschen. Ein Ausfragen und Ausspionieren paßt dabei gerade dem Feinfühligen selten, wenn er erfahren will, was er selbst schenken soll, und anderseits ist das Antworten auf solche Fragen auch für die Brautleute dem Schenker selbst gegenüber peinlich. Ein Mittelsmann dagegen kann offen sprechen, und man kann es zu ihm. Gewiß, das wäre Ästhetentum, wenn man einen fremden „Dekorationskünstler" heranzöge, das wäre äußerlich, wenn man den schalten ließe. Aber wer hat es denn empfohlen? Wir sind doch wahrlich von jeher die entschiedensten Gegner solcher Wirtschaft. Ferner: äußerlich und ästhetenhaft ist es gerade, nach gegenwärtigem Brauch mit soundso viel Gegenständen eine neue Wohnung auszustaffieren. Sie kann auf solche Weise nie eine Einheit, nie ein Heim, nie ein Gebilde werden, das aus einem Miteinander befreundeter und seelisch verwandter Kräfte entstanden ist. So sind gerade die ethischen Werte bei dem von Blaß empfohlenen Brauche zu finden, nicht bei dem jetzt üblichen „Wie's trefft"-System.

Digitized by Google

Gegen das Phrasenmachen

zieht wieder einmal einer zu Felde, diesmal F. O. Schmidt in der „Berner Rundschau“. Alkoholdunst und Stimmengewirr entschuldigen die Phrasen zwar nicht, aber sie machen sie begreiflich. Traurig sei, daß durch die Rückwirkung der öffentlichen Zungengymnastiker auch die Familienfeste, die Kindtaufen, Hochzeiten usw., die ihrer Natur nach ganz dazu angetan wären, uns zu verinnerlichen, von der Verphrasung ergriffen würden. „Ergriffen“ würden, das trifft wohl nur sehr stellenweise zu, an vielen Orten ist man seit Jahrhunderten davon ergriffen. Auch bei unsern Großvätern schon wurden bei Familienfesten schrecklich viel Phrasen gemacht, wenigstens zur Einleitung. Man lese auch einmal alte intime Stammbücher, wenn man sich über die Herrschaft der Phrase beim Unter-sich-sein unterrichten will. Ich glaube eher: wir kommen bei Familienfesten usw. jetzt nicht in besondres Phrasenmachen, sondern wir stecken von früher her noch mitten darin.

„Unser Kleinchen von Wilhelminchen“

ist also da, und ganz Holland feiert Familienfest. Wer die Mär vom phlegmatischen Mynheer für Wahrheit hielt, wundert sich schon lange, wer auch nur das Feierabendtreiben dort ein paarmal mit angesehen hat, tut's weniger. Aber über die bald naiven, bald grotesken Formen dieser Teilnahme lächelt er vielleicht trotzdem — brachten sie doch monatelang zugleich eine Art allgemeiner nationaler „sexueller Aufklärung“ für die Kleinen im Lande mit sich. Es lohnte sich auch, in unsern Zeitungen jetzt auf den Ton zu achten, mit dem man von dem Verhältnis zwischen Dynastie und Volk dort drüben und bei uns sprach. Wie leicht sind Völker deutschen Stammes zu einem solchen Herzensverhältnis zu erziehen, und wie selten doch ist es da! Man denkt an des Fürsten gewordenen Faustgreises Wort:

„Solch frei Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!“

Und dabei geht die Freiheit bei den Holländern so weit, daß die meisten dieser Jubler nachweislich Sozialdemokraten sind. „Sachliche Differenzen“ stören eben das private Sich-gern-mögen dort drüben nicht. Wer diesen germanischen Westen mit unserm Osten vergleicht, wird sich immer wieder fragen, wieviel im preußisch-deutschen Wesen eigentlich germanisches Wesen sei und wieviel slawischer Einschlag. Und wer an die preußischen und an die sächsischen Wahlrechtskämpfe denkt und an die Art, wie sie geführt werden, wird auch schnell darüber klar sein, warum uns Verhältnisse wie die in Holland vorläufig etwas Fremdes bleiben müssen. Freilich hat ja die liebenswerte Persönlichkeit einer Frau die Vorliebe für die Oranierdynastie jetzt zu einer besonderen Wärme gesteigert.

Zu den Tagesereignissen

„Mehr Freude“

Von der katholischen Seite

So heißt ein Büchlein des Rottenburger Bischofs von Keppler, das bei Herder in Freiburg erschienen ist. Für uns Protestanten ist vielleicht sein bester Nutzen, daß es uns lehren kann, wie echte Freudigkeit und Weltbefriedigung noch in der Gegenwart auch auf katholisch-kirchlichem Boden gedeihen kann.

Digitized by Google

Freilich nur, wenn das Christentum selbst echt ist und sozusagen seine höchste Potenzierung erreicht hat. Nicht ohne Grund besteht die „Galerie fröhlicher Menschen“, mit der Keppler die Mitte seiner Schrift ausfüllt, im wesentlichen aus katholischen Heiligen, also aus denen, die durch energischen Verzicht auf andre große Freudenquellen sich die christlichen um so besser sicherten. Dem „Durchschnittschristen“ hingegen — der im höchsten Sinn überhaupt kein Christ ist, und am wenigsten einer, wie er Keppler als Ideal des freudigen Gläubigen vorschwebt, den ersten Christen ähnlich in Tat und Gesinnung — ihm ist die Religion, fürchten wir, wohl seltener ein Freudenquell, als der Verfasser glaubt.

Willig folgen wir Keppler, wo er sich gegen die „Freudenmörder“ Neurasthenie und Rastlosigkeit, gegen die Schwächezeichen Alkoholismus, Vergnügungs- und Zerstreuungssucht wendet, wo er den Freudengehalt der Dankbarkeit, des Volksliedes, des Naturgefühls ins Licht stellt oder die Selbsterziehung zur Freudigkeit als möglich und notwendig preist. Das sind gerade für uns ja vertraute Gedanken und ebenso herzliche Wünsche wie für unsre katholischen Brüder. Und auch so lange folgen diesem ihrer Hirten auch wir, wie Keppler die Kunst aller Arten als Schöpferin und Mehrerin einer freudereichen Lebensanschauung feiert. Erst da scheiden sich die Wege, wo der Rottenburger Bischof zwischen der modernen freudenfeindlichen und einer andern freudenspendenden Kunst schlechthin unterscheidet, um mit scharfem Wort gegen jene zu Felde zu ziehen. Abgesehen davon, daß es unsrer Meinung nach nie zum einzigen Zweck der Kunst, so wenig wie des Christentums, werden kann, Freude zu bereiten, noch zum einzigen Maßstab ihres Wertes, in wie hohem Grade sie das tut (eine Auffassung, welcher Keppler zuweilen näher kommt als er, nach anderen Stellen zu schließen, selbst wünschen kann) — er macht von den Ausdrücken „moderne Kunst“ und „moderne Ästhetik“ gelegentlich einen nach unsrer Meinung irrigen Gebrauch. Nicht alle Kunst, die keine unmittelbaren Lustempfindungen auslöst, ist modern, nicht alle moderne Kunst ist freudlos und niederdrückend. Jene Ausdrücke tun vor allem denen Unrecht, die Keppler selbst ausdrücklich anerkennt, denn auch sie sind „modern“. Wir meinen: ein Katholik könnte, ohne sich irgend etwas zu vergeben, wohl anerkennen, daß vieles „Moderne“, das ihrem religiösen Sinn widerstrebt, anders Gerichteten doch aus mancherlei Gründen zu einem Quell von Freude, und zwar von lauterer Freude werden kann. Wer ohne Kenntnis der Verhältnisse Kepplers Buch läse, müßte zu dem Glauben kommen, fast die gesamte heutige Kunst sei freudenfeindlich, schmutzig und nichtswürdig, und der einzige Weg zur Freude sei die Rückkehr in den Schoß der Kirche. Wir meinen, auch ohne solchen Irrtum könnte Kepplers Buch als das Bekenntnis eines überzeugten Katholiken bestehen.

Nicht immer glücklich erscheint uns die eigentliche Polemik Kepplers, vornehmlich die gegen Friedrich Nietzsche. „Skrupelloses Wildern auf verbotenen Jagdgründen, völlige Freigebung der wilden Naturtriebe, deren Anwalt, Protektor und Prophet dieser Philosoph des Wahnsinns war“ — auf welch sachlichen Gründen baut sich das auf? Auf dem Gesamtwerk Nietzsches nicht, denn der war ja in seiner kraftvollen Zeit sowohl ein An-

Digitized by Google

walt der strengen Zucht wie zugleich ein Prediger der hohen Freude, wenn er sie auch in anderem fand, als der gläubige Katholik und oft auch als wir. Was Jünger aus seiner Lehre machten, die aus allem nahmen, was ihnen paßte, und deshalb vielleicht gerade das Letzte, Kranke — wir dürfen es dem Meister so wenig zur Last legen, wie dies oder das, wovon wir nicht wissen, ob es bei völliger Geistesfreiheit geschrieben ist.

So vermindert uns nicht etwa das Wort der Heftigkeit oder die Träne des Zorns den Wert des Kepplerschen Buchs, sondern die gelegentliche Rede des Mißverstehens und des Nichtverstehens dessen, was seinem Verfasser wesensfremd ist. Anderes freilich wünschten wir noch ausführlicher gerade in dem Geiste behandelt, der da waltet, so die Darstellungen aus den Heiligenleben und auch manches Kapitelchen der eignen Kepplerschen Arbeit, z. B. die Anregungen zum Genießen der kleinsten alltäglichen Freudenbecher. Seine „Galerie“ hat etwas Lexikales; gerade dort ist das Buch ein wenig unerquicklich zu lesen, wo viel darauf ankäme, durch anziehende Darstellung zu weiterem Nachgehen anzuspornen. Nicht mit mehr geistigem Gewinn, aber mit noch mehr — Freude könnten wir seinen „Ostergruß“ dann hören, und auch für seine Glaubensgenossen, so meinen wir, wäre die Ausschaltung des Fragmentarischen kein Verlust. Vielleicht stellt uns Keppler ein andermal auch den Begriff der Freude selbst noch etwas tiefer gegründet hin, indem er sie aus der Nachbarschaft der untiefen Zufriedenheit in die der kraftgesegneten Tatenlust versetzt („echte Freude ist produktiv“) und also ihre weltlichen Ursprünge nicht ganz beiseitedrängt. Ich glaube, seine eigene Meinung könnte durch eine solche Verschiebung deutlicher noch ans Licht kommen, wo sie jetzt zuweilen unter der Menge von Zitaten und Beispielen schwer kenntlich wird. Er würde mit alledem noch einen Schritt weiter nach dem Ziele hin tun, das er selbst in den Worten bezeichnet: „Stellen wir den wahnsinnigen Kampf gegeneinander ein . . . ., um der Freude willen. Nicht indem wir unser Recht preisgeben, unsern Standpunkt aufgeben, sondern indem wir nie unsere Brüder in ihrem Rechte kränken und beeinträchtigen. Wieviel könnte schon dadurch das Leben in Deutschland an Freudigkeit gewinnen!“ J. E. A.

Heer und Flotte

Plauderspaziergänge für Soldaten

hat der französische Unterstaatssekretär Chéron eingerichtet. An Sonntagen sollen Unteroffiziere und auch Offiziere ihre Soldaten ins Freie führen, ihnen Sehenswertes zeigen, ihnen davon erzählen, was die Denkmäler usw. bedeuten und sie überhaupt anregen, das Schöne zu sehen und das Interessante zu verstehen, das die Umgegend bietet. Auch Fabriken usw. sollen besucht und besprochen werden, ebenso soll die Bestellung der Felder zur Aussprache benutzt werden. All das solle den Bauern mit dem Städter, den Städter mit dem Bauern in nähere Berührung bringen und die verschiedenen Volksschichten besser miteinander bekannt machen. Auch kleinere Eisenbahnfahrten sollen für die Ausflüge benutzt werden, die nebenbei natürlich auch den Patriotismus fördern sollen. Wer mehr Geld hat, möge dem, der weniger hat, die dafür nötigen bescheidenen Ausgaben erleichtern helfen, alles möge überhaupt recht kameradschaftlich hergehen. Auch Sport und Spiele

Digitized by Google

sollen bei diesen sonntäglichen Ausflügen brav zur Geltung kommen. Nichts aber dürfe nach Zwang aussehen oder gar Zwang sein; jeder Soldat kann sich beteiligen oder auch nicht. Chéron will, daß diese gemeinsamen kleinen Unternehmungen *gesucht* werden, weil sie eben *anlocken*. Er hofft auf diese Weise seine Soldaten von dem Zeit- und Geldverschleudern in den Kneipen, Tingeltangeln usw. abzubringen, indem ihnen die Schalheit derartiger Vergnügungen bewußt wird. Natürlich weiß er, daß es vorläufig nur eine kleine Minderheit ist, der sich so helfen läßt. Aber anderseits auch, daß eine Menge von jungen Leuten zur Zeittotschlagerei aus dem einfachen Grunde geführt werden, weil sie nichts Besseres kennen. Kann man doch zum Guten wie zum Schlechten „verführen".

Bildung und Schule

Vom „Platzgeben"*

Schulschluß. Zeugnistag.

Mit gedrucktem Kopf und halbverweinten Augen tritt der Quintaner Fritz ins Wohnzimmer.

„Na?" ruft ihm der Vater entgegen, „zeig mal her!"

Zitternd reicht er ihm das Zeugnis.

„Das ist ja fein! Sieben herunter! Du Lümmel, du Faulpelz! Wie ist das gekommen?"

Ja, wie ist das gekommen? Fritz weiß es nicht. Ob's sein Klassenlehrer weiß?

Der Junge ist fleißig gewesen, sehr fleißig, hat sich mindestens ebenso angestrengt wie im Quartal vorher. Aber da sind ein paar neue, recht gute Schüler in die Klasse eingetreten, und einige sehr begabte, die bis dahin träge gewesen, haben sich diesmal eifrigst bemüht. So mag's gekommen sein. Und nun steht der Junge da wie ein armer Sünder, und der Vater betrachtet ihn auch als solchen. —

Ein andres Bild. Aus der Volksschule.

Eine Schülerin ist wegen ihrer Faulheit als die 52te sitzengeblieben. Im neuen Schuljahr wird sie unter 48 die 46te, und der Lehrer hält ihr eine scharfe Strafpredigt. Sie hört scheinbar zerknirscht zu. Am andern Morgen aber bringt sie das unterschriebene Zeugnis mit freudestrahlendem Gesicht zurück.

„Nun, was hat's zu Hause gegeben?"

„Ich hab man 50 Pfennige gekricht, von mein Vater!"

„Du Unglückswurm, aber wofür denn?"

„Weil ich sechs nach oben gekommen bin." —

Was folgt daraus? Daß manche Eltern nicht verstehen, die Zeugnisse ihrer Kinder zu lesen? Vielleicht. Aber sicher, daß ihnen und auch den Kindern der Platz die Hauptsache bedeutet, alles andre nur Nebensache. „Welchen Platz?" Das ist fast bei allen, die sich für das Zeugnis interessieren, bei Schülern, Eltern, Onkeln und Tanten und auch bei — den Lehrern die erste Frage. Nun aber behaupte ich aus langjähriger Erfahrung als Lehrer und Leiter einer höhern Schule, daß es selbst bei strengster Gewissenhaftigkeit einfach unmöglich ist, den Schülern einer ganzen Klasse in gerechter Weise die Plätze zu geben. — Es müßte sonst eine Klasse sein, wie die jenes Jungen, der auf die Frage: der wievielte bist du ge-

* Daß das „Platzgeben" in einigen deutschen Ländern schon abgeschafft ist, weiß natürlich der Verfasser auch. Wir möchten es aber gern überall loswerden. A

Digitized by Google

worden? stolz erwiderte: der Zweite! Und der, als ich ihn ungläubig weiter fragte: „Von oben oder von unten?“ mich fröhlich angrinste: „Von beiden Seiten! Wir sind man drei.“ — Bei großen Klassen aber einfach unmöglich! In seltenen Fällen ragt einmal ein Schüler so ungemein hervor, daß er zweifellos der Erste ist. Aber der 6te, der 10te, der 20te? Man zählt die „Points“ zusammen und beachtet noch dieses und jenes. Aber da will das Unglück, daß oft ein halb Dutzend Schüler für einen Platz in Betracht kommen. Dann wird aufs neue hin und her erwogen, und schließlich kommt einer, der zuerst mit auf dem zehnten stand, auf den sechzehnten Platz, kommt vielleicht statt zwei herauf vier herunter. Möglicherweise um einen halben Point. Und wer bürgt dafür, daß alle Zensuren um diesen halben Point gerecht gegeben sind? Wer kann denn überhaupt ein Geistiges so wägen und numerieren wollen? Wer, selbst bei Durchschnittsschülern, die tausend Umstände und Bedingungen, die da mitspielen, kennen und so bemessen? Wer?

Und die Folgen? Schlimm ist es, wenn ein pflichtgetreuer Schüler durch ein solches Zeugnis verbittert wird und die Lernfreudigkeit verliert; schlimmer noch, wenn er an der Gerechtigkeit des Lehrers zweifelt, am schlimmsten aber, wenn ein falscher Ehrgeiz in ihm geweckt wird, und wenn dieser Ehrgeiz und sein Gefolge: Neid, Mißgunst, Schadenfreude jedes freundschaftliche Zusammenleben mit den Kameraden vergiftet.

„Ohne den Platz fehlt aber der beste Ansporn“, wird vielleicht mancher denken. Traurig, wenn es so wäre, wenn der Lehrer nicht in der Sache und vor allem in seiner Persönlichkeit tausend andre Mittel hätte, um den Eifer des Schülers rege zu halten. Man versuche es nur, und man wird sich wundern, wie leicht es geht. Eine Anzahl Schulen *hat* es ja schon mit bestem Erfolge versucht. Wer sich einmal den ganzen Vorgang des „Platzgebens“ klarmacht, muß zu dem Schluß kommen: es ist ein Unfug, und darum weg mit ihm aus der Schule!

J. Loewenberg

Von der kindlichen Lesewut

sprach kürzlich Ernst Schultze in der neuen Zeitschrift für Jugendwohlfahrt. Fast urplötzlich wird das Kind von der Sucht befallen, seine ganze freie Zeit mit Lesen auszufüllen, Schule, Spiel und schönes Wetter, selbst die Mahlzeiten verlieren ihre Anziehungskraft, nur die Bücher werden in dieser Entwicklungsperiode geliebt. Indianergeschichten und Räuberromane, Kriegserzählungen und Abenteurerfahrten, Zeitungsblätter, Zeitschriften aller Art, Hintertreppenromane — alles wird verschlungen. „Verschlungen“, ja, das ist die einzig richtige Bezeichnung dafür: Wie der junge Körper plötzlich in beschleunigtes Wachstum gerät und zum Erstaunen der Eltern immer mehr essen will, so ergeht's auch dem plötzlich sich streckenden Geiste. Die bisherige Nahrungsmenge genügt nicht mehr.

So ist die Lesewut nicht etwa ein Kind unsrer Zeit. Weil aber dieses Verlangen nach Büchern etwas Bedingtes ist, darf man den Kindern das Lesen auch nicht ganz verbieten — das führt nur zum heimlichen Lesen, also zum Lesen der schlechtesten Literatur, die ihren Weg durch tausend dunkle Kanäle zu finden weiß.

Hauptaufgabe aller an der Ju-

Digitized by Google

genderziehung Beteiligten (Eltern, Lehrer und Behörden) ist es, die Leseluſt der Kinder in richtige Bahnen zu lenken. Eines der wichtigſten Mittel dazu ſind die Volks- und Kinderbibliotheken. Ein zweites Mittel empfehlen nun die Vereinigten deutſchen Jugendſchriftenprüfungsausſchüſſe auf Veranlaſſung der Herren Wolgaſt und Köſter in Hamburg; man ſoll den Kindern ſelbſt begreiflich zu machen ſuchen, welch unſinniges Zeug in den Heften der ſchlechten Literatur erzählt wird. Das müßte natürlich Hand in Hand damit gehen, ihnen gute Literatur in genügender Menge zur Verfügung zu ſtellen; Ausgeſtaltung der Schülerbibliotheken tut alſo not. Gute Bücher ſpannenden Inhalts, hiſtoriſche Romane und Reiſeſchilderungen, ſind, meint Schultze, das beſte Mittel gegen die Auswüchſe der Leſewut. Und immer ſollten es Bücher ſein, die das Kind den Kreiſen der Erwachſenen näher bringen.

Lebende Worte

Vom adeligen Schaffen

Je mehr Einheit der Menſch beſitzt, deſto freier entſpringt das äußere Geſchäft, das er wählt, aus ſeinem inneren Sein, und deſto häufiger und feſter knüpft ſich dieſes an jenes da an, wo dasſelbe nicht frei gewählt wurde. Daher iſt der intereſſante Menſch in allen Lagen und allen Geſchäften intereſſant; daher blüht er zu einer entzückenden Schönheit auf in einer Lebensweiſe, die mit ſeinem Charakter übereinſtimmt.

So ließen ſich vielleicht aus allen Bauern und Handwerkern Künſtler bilden, das heißt Menſchen, die ihr Gewerbe um ihres Gewerbes willen liebten, durch eigen gelenkte Kraft und eigene Erfindſamkeit verbeſſerten, und dadurch ihre intellektuellen Kräfte kultivierten, ihren Charakter veredelten, ihre Genüſſe erhöhten. So würde die Menſchheit durch eben die Dinge geadelt, die jetzt, wie ſchön ſie auch an ſich ſind, ſo oft dazu dienen, ſie zu entehren. Je mehr der Menſch in Ideen und Empfindungen zu leben gewohnt iſt, je ſtärker und feiner ſeine intellektuelle und moraliſche Kraft iſt, deſto mehr ſucht er allein ſolche äußere Lagen zu wählen, welche zugleich dem inneren Menſchen mehr Stoff geben, oder denjenigen, in welche ihn das Schickſal wirft, wenigſtens ſolche Seiten abzugewinnen. Der Gewinn, welchen der Menſch an Größe und Schönheit einerntet, wenn er unaufhörlich dahin ſtrebt, daß ſein inneres Daſein immer den erſten Platz behaupte, daß es immer der erſte Quell und das letzte Ziel alles Wirkens, und alles Körperliche und Äußerliche nur Hülle und Werkzeug desſelben ſei, iſt unabſehlich.

Die Alten, vorzüglich die Griechen, hielten jede Beſchäftigung, welche zunächſt die körperliche Kraft angeht, oder Erwerbung äußerer Güter, nicht innere Bildung, zur Abſicht hat, für ſchädlich und entehrend. Ihre menſchenfreundlichſten Philoſophen billigten daher die Sklaverei, gleichſam, um durch ein ungerechtes und barbariſches Mittel einem Teile der Menſchheit durch Aufopferung eines anderen die höchſte Kraft und Schönheit zu ſichern. Allein den Irrtum, welcher dieſem ganzen Räſonnement zum Grunde liegt, zeigen Vernunft und Erfahrung leicht. Jede Beſchäftigung vermag den Menſchen zu adeln, ihm eine beſtimmte, ſeiner würdige Geſtalt zu geben. Nur auf die Art, wie ſie betrieben wird, kommt es an; und hier läßt ſich

Digitized by Google

wohl als allgemeine Regel annehmen, daß sie heilsame Wirkungen äußert, so lange sie selbst und die darauf verwandte Energie vorzüglich die Seele füllt, minder wohltätige, oft nachteilige hingegen, wenn man mehr auf das Resultat sieht, zu dem sie führt, und sie selbst nur als Mittel betrachtet. Denn alles, was in sich selbst reizend ist, erweckt Achtung und Liebe, was nur als Mittel Nutzen verspricht, bloß Interesse; und nun wird der Mensch durch Achtung und Liebe ebenso sehr geadelt, als er durch Interesse in Gefahr ist, entehrt zu werden.

Wilhelm von Humboldt

Unsre Bilder und Noten

Der Kunstkritiker von heutzutag, der Bilder wie das Erwin Braunes vor unserm Heft als „nichts Besondres" bezeichnet, hat von seinem Standpunkte aus vielleicht recht. So viel malerisches Können, wie sich hier zeigt, haben manche; als Kunstwerk im engeren Sinne ist in der Tat solch ein Bild „nichts Besondres". Aber im großen Kulturhaushalt hat nicht nur das Besondre Wert, sondern auch das gute Tüchtige. Wir sollten uns, meine ich, hüten, Malerei dieser Art geringzuschätzen. Zunächst: wir sollten sie nicht etwa mit den beliebten Modebildern auf eine Stufe stellen, die in „weitherzigen" Ausstellungen Piepenbrinks entzücken und den Kunstfreund ärgern, denn von denen unterscheidet sie etwas ganz Wesentliches: es fehlt ihnen das fürs Publikum Zurechtgemachte. Hier ist nicht die Spur von Koketterie mit dem Beschauer, von Gefallenwollen, von Gefälligmachen, hier ist weder ein Kandieren mit Zucker noch ein Senfen mit Pikanterie: hier ist ein durchaus ehrliches, rein der Freude an der Sache entwachsenes Wiedergeben eines Stückes Landschaft, das Herz und Auge erfreut hat. Wer es nun so malt, erwirbt dadurch kein Anrecht auf den vielzitierten „Platz in der Kunstgeschichte", aber das auf den Dank natürlicher gesunder Menschen, die für die feinsten spezifischen Augengenüsse nun einmal keinen Sinn haben und nicht Narren genug sind, ihn zu heucheln. Von solch einem feinen, liebenswürdigen, aus echter Freude an der Welt anspruchslos und herzlich gegebenen Bilde haben sie sozusagen Brot, während sie von ihrem Geschwärm für vielleicht wirklich viel stärkere „Qualitäten" irgendeines Hochgepriesenen nur vorgemachten Schaum haben. Denn um die Nüsse zu knacken, die ihnen dort geboten werden, sind nun einmal ihre Zähne nicht stark genug.

Um Hans Thoma geht der rezensierende Snob, der sich für den eigentlich modernen Kunstkritiker hält, heute in seiner Mehrzahl noch vorsichtig herum, gewarnt wohl von einem dunkeln Gefühl, man könne mit der ewig wiederkehrenden Aufforderung zum Gebet vor Frankreichs Göttern vor dieser Kost nichts anfangen. Bei den großen Thoma-Auseinandersetzungen zu des Meisters Ehrentag werden wir schon erleben, daß auch ihn eine ganze Anzahl von Leuten fälschlich totsagt — was bekanntlich ein langes Leben bedeutet. Ein Werkchen wie unser Frühlingsbild erhebt auch ganz und gar keinen Anspruch, die Grenzen der Malerei nach irgendeiner Seite hin zu erweitern. Es ist auch nicht in dem Sinne poetisch, daß es irgendwie symbolisch wäre. Noch kann einer sagen, diese Kinder hier seien als junge Menschen „schön". Jeder

Digitized by Google

Familienblatt-Illustrator kann hübschere als Modelle zusammensuchen oder aus schon gemalten Bildern ohne viel Spiritus herausziehen — was haben zum Beispiel zu solchem Zweck die Sixtina-Putten herhalten müssen! Thoma zeigt uns Bauernbuben und -mädel ohne jede Idealisierung der Form. Also liegt in seinem „Naturalismus" der Reiz? Ach nein: das Liebste, was aus diesem Werklein spricht, flüstert doch wohl aus dessen Seele zu uns herüber, der dieses Menschenhäuflein da entdeckte, wie es so ganz weltabseits, ganz und gar unbekümmert um uns bei seinen Blumen und Blütenkätzchen vergnügt war. Ganz unbekümmert um uns, das ist wieder eine Hauptsache. Ganz bei sich und unter sich und für sich.

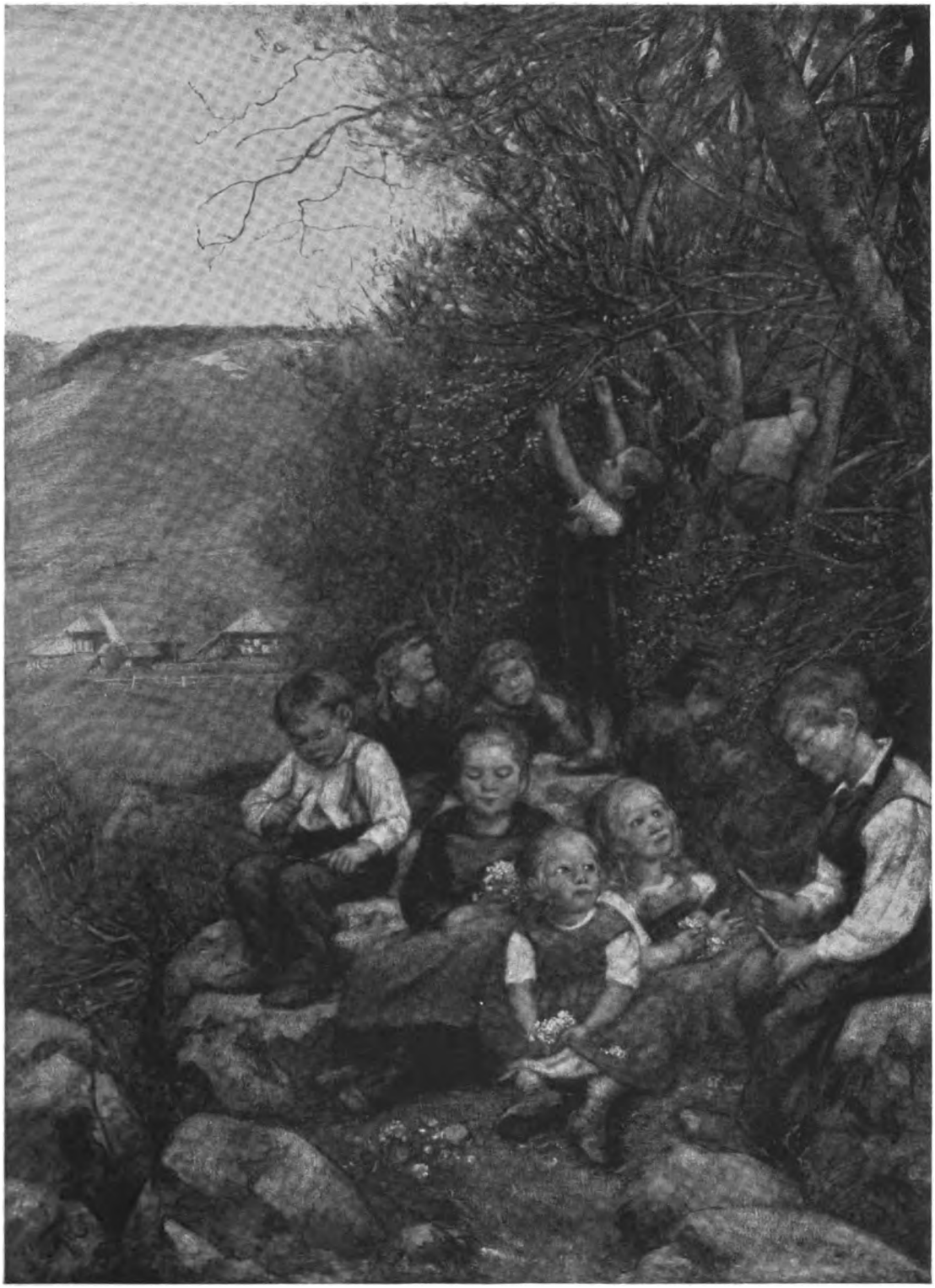
Der stramme kleine Kerl, den Ernst Müller in Dresden photographiert hat, gehört eigentlich noch zu unserm vorigen, dem Kinderheft, mag aber gemeinsam mit der sehr viel feineren Dame aus desselben Mannes Lichtwerkstatt zur Eröffnung der „Internationalen Photographie-Ausstellung" zu Dresden vor unserm verehrlichen Publikum aufwarten. Beide Bilder gehören zu den besten der heutigen Bildnisphotographie. Von der Dresdner Ausstellung sprechen wir später.

Zu den sechs schönen Aufnahmen aus Hanau wolle man den Rundschaubeitrag „Von alten Friedhöfen" lesen. A

Unsre Notenbeilage bringt anläßlich des Haydn-Jubiläums drei Proben aus den bisher unbekannten Tanzmenuetten, welche Dr. Ferdinand Scherber jetzt in der Hausmusik des Kunstwarts (Nr. 223 bis 225) zum ersten Male veröffentlicht hat. Diese Folge, deren Originalstimmen auf der Wiener Hofbibliothek liegen, ist für den Wiener Karneval vom Jahre 1732 komponiert. Sie wurden nachweislich noch lange nach Haydns Tode bei den Redouten in der Hofburg gespielt. Die Besetzung war: je zwei Flöten, Oboen, Fagotte, Hörner, Trompeten; erste und zweite Violine, Cello, Kontrabaß und Pauke. Die Tänze stammen aus Haydns reifster Zeit und bekunden seine außerordentliche Gabe, volkstümlich und geistreich zu schreiben. Die Melodien strömten ihm nur so zu, aber man achte auch darauf, wie sie gleichsam à jour gefaßt sind, wieviel Geschmack in den Vorschlägen liegt und welches rhythmische Leben die Sforzati in den Fluß dieser Tonsätze bringen. Für einfache häusliche oder für Schul-Feiern eignen sie sich wohl am besten. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII 6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofstraße 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google



HANS THOMA

KW

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Digitized by Google

Digitized by Google

ERNST MÜLLER (PHOT.)

KW

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Digitized by Google

ERNST MÜLLER (PHOT.)

KW

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: VON ALTEN FRIEDHÖFEN

ABB. 1—2 AUS HANAU

KW

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: VON ALTEN FRIEDHÖFEN

KW

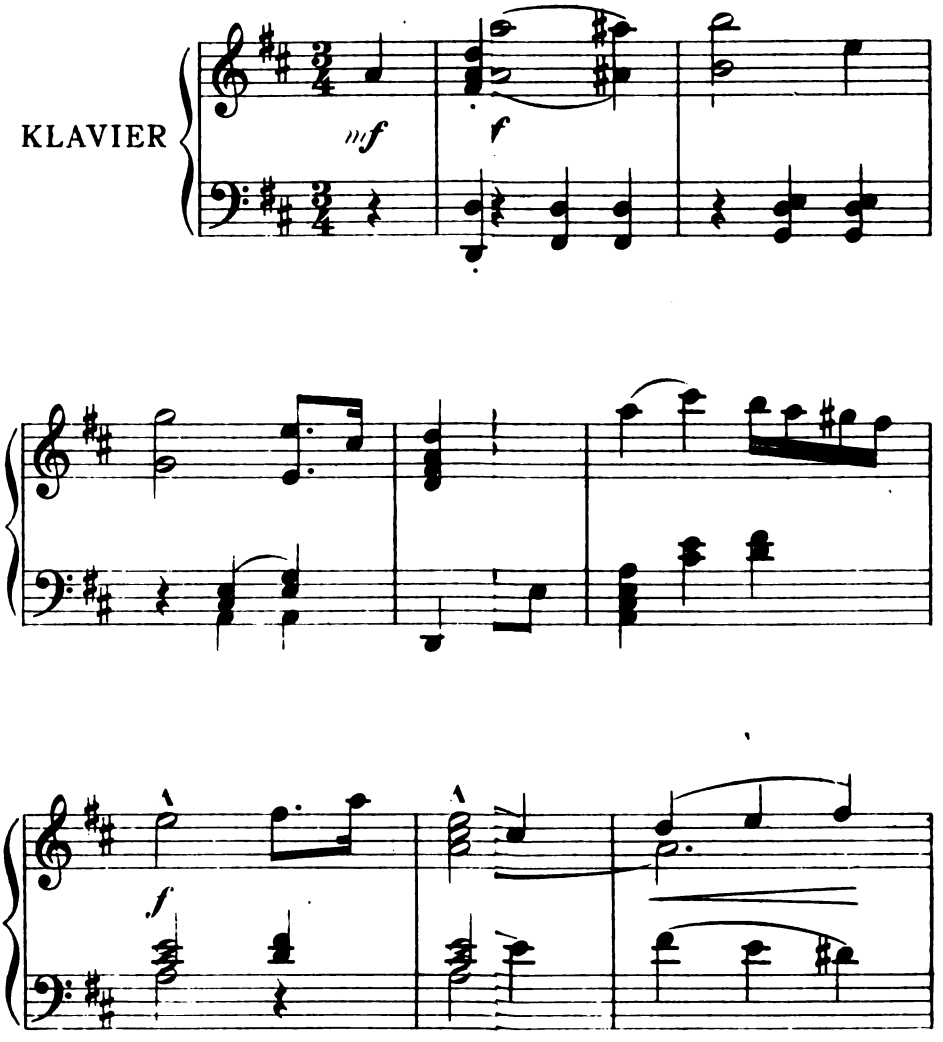
ABB. 3—6 AUS HANAU

Digitized by Google

MENUETTI DI BALLO

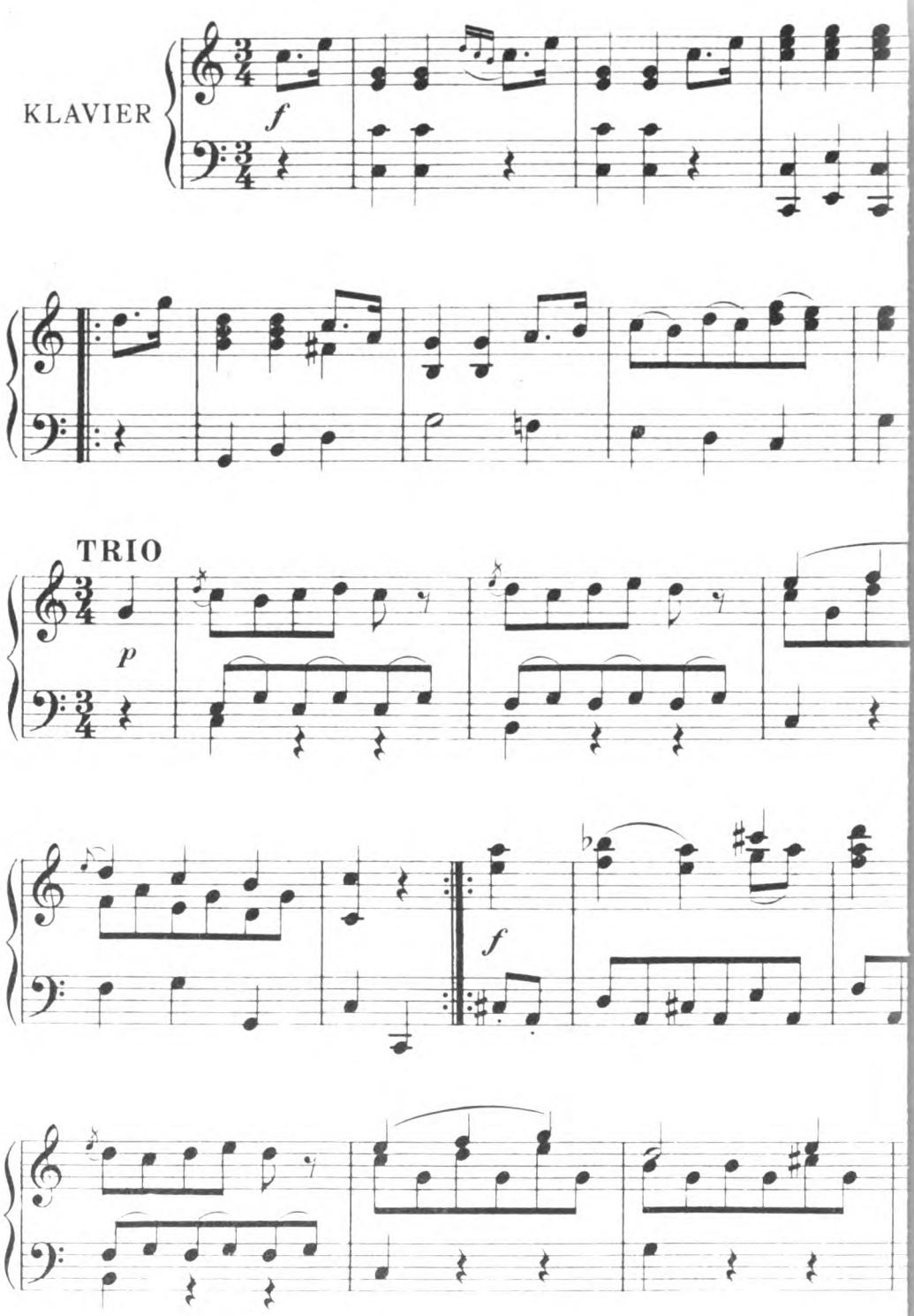
Bearbeitet von
FERDINAND SCHERBER

KLAVIER



Erste Veröffentlichung in der Hausmusik des Kunstwar

Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

FRITZ MACKENSEN

Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes

Die

W[illegible] Leser wissen, Bundes gegen den Lär[illegible] gegen den überflüssigen geahmt worden, und so kommt als früher von diesem Gegen[illegible] Gegnerschaft machen sich [illegible] auch wir [illegible] Beachtung [illegible] schönem [illegible]

Mehr als [illegible]

In den [illegible] Lärm. Aber [illegible] nennen könnten [illegible] sich so nahe mit [illegible] Freude wiedergebe[illegible] sagt ist:

„Ich stand einmal [illegible] der schönste Hafen [illegible] daß ich überwältigt [illegible] tausend Geräusche [illegible] Siren [illegible] dem Wogenbrau[illegible] vollen [illegible] der bewegten [illegible] stimmlein [illegible] waren die [illegible] meine Ohren [illegible] Bild menschlich[illegible] so heilig und [illegible]

Mit [illegible] des Hamburg[illegible] tausenden, [illegible] nicht erheben [illegible] schöpferische [illegible]

Und dann [illegible] diese Geräusche [illegible] hundert Schiffe [illegible] Wogen sinnlos [illegible] mutigend, wie [illegible] nischen tausend [illegible] Freudigkeit?

Wo blieb [illegible] reiere [illegible] — [illegible] des Rochelus [illegible] die da kein Grauen [illegible]

Digitized by Google

FRITZ MACKENSEN

KW

Digitized by Google

Die Lärmfrage

Wie unsre Leser wissen, ist die amerikanische Gründung eines Bundes gegen den Lärm (oder besser: gegen das Lärmen, also gegen den überflüssigen Lärm) nun auch in Deutschland nachgeahmt worden, und so kommt es, daß in unsern Zeitungen jetzt mehr als früher von diesem Gegenstande die Rede ist. Fürsprache und Gegnerschaft machen sich laut. Also wird es wohl gut sein, wenn auch wir unter Beachtung von beiden unsre eigne Stellung, um mit schönem Fremdwort zu sprechen: „prinzipiell fundamentieren".

Mehr als der Meinungsgenosse regt immer der Andersdenkende an.

In den Hamburger Nachrichten schreibt Fritz Müller jetzt für den Lärm. Aber was er von dem sagt, was wir den „schönen Lärm" nennen könnten, den Lärm als Ausdruck reichen Lebens, berührt sich so nahe mit mancherlei hier im Kunstwart Gesagten, daß wir's mit Freude wiedergeben. Mit besonderer, weil es auch sehr gut gesagt ist:

„Ich stand einmal am Hafen von New York an der Battery. Es soll der schönste Hafen der Welt sein. Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß ich überwältigt war von seinem wunderbaren Lärm. Von den tausend Geräuschen, die sich aus tausenden Schiffsschloten, heulenden Sirenen, rasselnden Ketten, schrillenden Pfeifen, klatschend zerstäubendem Wogenprall und sausenden Hämmern zu einem einzigen wundervollen Akkord der Arbeit zusammenschlossen. Zu einer Symphonie der bewegten Materie, die von hunderttausend dünnen Menschenstimmlein wie mit Silberfäden durchzogen war. Und die Silberfäden waren die dirigierenden Nerven des gigantischen Lärmkomplexes. Durch meine Ohren mehr wie durch meine Augen zog ein unvergängliches Bild menschlicher Arbeitsgröße ein. Nervös? Mir war im Innern so heilig und still wie im Kölner Dom.

Mit gleicher Andacht sog ich später die unvergleichliche Lärmmelodie des Hamburger Hafens in mich ein. Und bildete mir ein: Wen diese sausenden, schrillenden, pfeifenden, hämmernden, flutenden Akkorde nicht erheben, der hat für das hohe Lied der Erde, für die brausende schöpferische Arbeit der Menschheit kein Herz.

Und dann dachte ich: Nähme jetzt ein fanatischer Antilärmgott all diese Geräusche mit einem Schlage hinweg — mutlos glitten die hundert Schiffe, stumm strömte der Dampf, bleiern wälzten sich die Wogen, sinnlos gestikulierten die Menschen — wie traurig, wie entmutigend, wie lähmend, wie hoffnungslos bewegten sich die gespenstischen tausend Arme, Vehikel und Motore der Arbeit. Wo bliebe die Freudigkeit?

Wo bliebe der Schlachtenmut, wenn die kämpfenden Heere mit knallfreiem Pulver den Feind erschössen? Kein fröhliches Geknatter mehr — ein unsichtbarer, ein lautloser Kampf. Kaum eine dumpfe Welle des Röchelns wälzte sich über das Schlachtfeld. Wo sind die Helden, die da kein Grauen erfaßte, die so sterben möchten?

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Lärmfrage

Wie unsre Leser wissen, ist die amerikanische Gründung eines Bundes gegen den Lärm (oder besser: gegen das Lärmen, also gegen den überflüssigen Lärm) nun auch in Deutschland nachgeahmt worden, und so kommt es, daß in unsern Zeitungen jetzt mehr als früher von diesem Gegenstande die Rede ist. Fürsprache und Gegnerschaft machen sich laut. Also wird es wohl gut sein, wenn auch wir unter Beachtung von beiden unsre eigne Stellung, um mit schönem Fremdwort zu sprechen: „prinzipiell fundamentieren".

Mehr als der Meinungsgenosse regt immer der Andersdenkende an.

In den Hamburger Nachrichten schreibt Fritz Müller jetzt für den Lärm. Aber was er von dem sagt, was wir den „schönen Lärm" nennen könnten, den Lärm als Ausdruck reichen Lebens, berührt sich so nahe mit mancherlei hier im Kunstwart Gesagten, daß wir's mit Freude wiedergeben. Mit besonderer, weil es auch sehr gut gesagt ist:

„Ich stand einmal am Hafen von New York an der Battery. Es soll der schönste Hafen der Welt sein. Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß ich überwältigt war von seinem wunderbaren Lärm. Von den tausend Geräuschen, die sich aus tausenden Schiffsschloten, heulenden Sirenen, rasselnden Ketten, schrillenden Pfeifen, klatschend zerstäubendem Wogenprall und sausenden Hämmern zu einem einzigen wundervollen Akkord der Arbeit zusammenschlossen. Zu einer Symphonie der bewegten Materie, die von hunderttausend dünnen Menschenstimmlein wie mit Silberfäden durchzogen war. Und die Silberfäden waren die dirigierenden Nerven des gigantischen Lärmkomplexes. Durch meine Ohren mehr wie durch meine Augen zog ein unvergängliches Bild menschlicher Arbeitsgröße ein. Nervös? Mir war im Innern so heilig und still wie im Kölner Dom.

Mit gleicher Andacht sog ich später die unvergleichliche Lärmmelodie des Hamburger Hafens in mich ein. Und bildete mir ein: Wen diese sausenden, schrillenden, pfeifenden, hämmernden, flutenden Akkorde nicht erheben, der hat für das hohe Lied der Erde, für die brausende schöpferische Arbeit der Menschheit kein Herz.

Und dann dachte ich: Nähme jetzt ein fanatischer Antilärmgott all diese Geräusche mit einem Schlage hinweg — mutlos glitten die hundert Schiffe, stumm strömte der Dampf, bleiern wälzten sich die Wogen, sinnlos gestikulierten die Menschen — wie traurig, wie entmutigend, wie lähmend, wie hoffnungslos bewegten sich die gespenstischen tausend Arme, Vehikel und Motore der Arbeit. Wo bliebe die Freudigkeit?

Wo bliebe der Schlachtenmut, wenn die kämpfenden Heere mit knallfreiem Pulver den Feind erschössen? Kein fröhliches Geknatter mehr — ein unsichtbarer, ein lautloser Kampf. Kaum eine dumpfe Welle des Röchelns wälzte sich über das Schlachtfeld. Wo sind die Helden, die da kein Grauen erfaßte, die so sterben möchten?

Digitized by Google

Aber noch knallen Gewehre, noch dröhnen Kanonen und klirren Schwerter.

Auch mitten im Frieden.

Kommen Sie nur einmal mit mir zum Broadway, zur Bank von England, zum Potsdamer Platz, zur Friedrichstraße. Das sind noch fröhlich lärmende Schlachtfelder des Lebens. Der Lärm, der tausendstimmige Lärm der Großstadt bläst ihnen die lebendige Seele ein und spielt nach einer berauschenden Melodie unermüdlich zum Tanze auf. Rette dich in jene Nische vor den mächtig flutenden Verkehrswogen. So, nun mach die Augen zu und lausche, lausche. Verstehst du jetzt? Ist's nicht, als ob der Gott der Großstadt, der Gott der lebendigen, dröhnenden Arbeit über eine Riesenharfe streicht? Unermüdlich. In immer neuen Melodien. Ein seltsames Lied von einer Größe wie die Brandung des Meeres. Kennst du das Böcklinsche Bild? Wer wird einst den Harfenschläger der Großstadt malen?

Nicht nur im Zentrum, auch draußen in der Vorstadt noch schäumt diese Brandung. Hier vermag das aufmerksame Ohr die Klangfarben sogar manchmal in einzelne Komponenten aufzulösen.

Ich stehe da draußen am Sonntag nachmittag mit der Uhr in der Hand am Fenster. Welche lebendigen Schallwellen landen in fünf Sekunden an meinem Trommelfell? Ein Knabe lacht, eine Peitsche knallt, ein Wagen rasselt, eine Fliege summt, meine Uhr tickt, ein Gartenkonzert schickt verworrene Tonbündel herüber, und von weit drüben schwillt der bewegliche Schrei der Stadt in einem geheimnisvollen Surren an und ab.

Wer hat noch nicht zur Nachtzeit auf einem Hügel gestanden, zu seinen Füßen die scheinbar schlafende Stadt? Aber sie ruht nimmer. Freilich, das Nachtlied ist anders wie das Taglied. Weich und lockend, aber nicht weniger bunt. Und wer die Ohren des feinsten Hörers hat, wer mit Nietzsche hört, der kennt auch noch den totenstillen Lärm.

Fragt einen Blinden, was dem die Geräusche der Großstadt für ein goldenes Netz von Gedanken und Empfindungen um Herz und Kopf zu weben vermögen. Ihm sind sie, mehr noch als die tastenden Finger, die Brücken zum Leben da draußen."

Uns scheint, dies ist vollkommen richtig. Wir Dreimalgesiebten, die wir uns dazu erzogen haben, aus allen Freudenquellen mit allen unsren fünf Sinnen zu trinken, wir kennen das ja aus bewußtem Genuß. Es ist aber sehr gut, daß einer so beredten Mundes die andern anregt, sie, die für die große Ausdrucks-Musik der Zivilisation noch taub sind, während ihre Freude an Meeresbrausen und Windgesang beweist, daß ihnen die Ohren auch hierfür sich öffnen k ö n n e n.

Nun jedoch beginnt das Mißverständnis und es schießt auch gleich wie Spargel im Frühling groß. „Aber die Einzelgeräusche?" fragt Fritz Müller, und dann fährt er fort:

„Wenn über meinem Arbeitszimmer Klavier gespielt wird, wenn die robuste Magd da drunten den Teppich klopft, wenn ein Kutscher ganze Strophen mit der Peitsche knallt, wenn meines Sohnes »Diabolo« im Kinderzimmer nebenan fünfzigmal in fünfzehn Minuten über den Boden kollert?

Höhnisch hör ich die Antilärmer mich so fragen. Und, setzen sie hinzu,

Digitized by Google

hat nicht schon Schopenhauer die peitschenknallenden Kutscher ins Gefängnis gesteckt wissen wollen?

Nun, Schopenhauer war ein Pessimist. Wir aber, die wir den Geräuschen des Lebens gut sind, je mehr gut, je bunter sie sind, wir sind Lebensbejaher. Wir haben gar kein Mitleid mit dem Antilärmprofessor, dem beim ersten Teppichklopfschlag der Geist entflieht. Wir stellen ihn respektlos in Parallele mit dem verhinderten Dichter Bählamm des unsterblichen Busch. Wir betrachten die beim Klavierklang nervös aufjammernde Madame mit pathologischem Interesse.

Wir halten es mit dem an den Mast gebundenen Wagner, der sich im Sturmgeheul der Wogen seine unvergänglichen Melodien zum »Fliegenden Holländer« holte.

Wir wissen, daß ein Schaffender, der uns was zu sagen hat, auch unter lärmenden Kindern arbeiten kann. Wir wissen, daß des Dichters Fulda Gedankenflüsse kein Schreibmaschinengeklapper verscheucht. Wir kennen Redakteure, denen das Stampfen der Rotationsmaschinen keinen einzigen Gedankenblitz verpuffen ließ. Im Gegenteil. Wir wissen von Industriekapitänen, denen beim Gang durch ihre dröhnenden Arbeitsstätten die fruchtbarsten Ideen zufallen. Wir wissen, daß der ernste Arbeiter im stabilen Gleichgewicht ruht, nicht im labilen, daß er eine Seele hat, die sich so restlos mit seiner Arbeit füllen kann, daß um ihn her die Welt versinkt, daß, wenn ja Geräusche ihn stören könnten, er mit seinem Willen die Störungszonen in seinem Gehirne muß ausschalten können, wie man ein elektrisches Licht ausschaltet.

Und dann noch eins. Die moderne Medizin lehrt uns, daß irgendein Krankheitsgift in unsrem Körper auch sofort das Gegengift erzeugt, das im Kampfe mit dem Störer uns wieder gesund machen kann. Die ganze Serumtherapie baut sich darauf auf.

Wie, wenn die, welche die Geräusche des Lebens noch immer als Attacke empfinden, daran dächten, sich im Kampfe mit ihnen mit Willenskraft und positiver Reagenz das Serum mit der Zeit in der eigenen Brust zu bereiten. Ich weiß, es geht. Und es ist noch gar keine abstumpfende Gewohnheit, keine Hornhaut, die ihnen deshalb wachsen müßte. Aber positiv wäre es jedenfalls. Ein bejahendes »Du sollst« an Stelle des verneinenden Lärmvereinssprüchleins »Du sollst nicht«."

Gehen wir etwas ernsthaft auf das hier Gesagte ein.

Ich meine, wir dürfen dann von verunglückten Beispielen absehen, wie dem vom Dichter Fulda beim Schreibmaschinengeklapper — obgleich das naheliegende „es ist auch danach" mehr als nur einen Scherz bedeuten würde. Und ruhig auch allen „Hohn", alles „Mitleid", allen „Respekt" und die entsprechenden Negativa beiseitelassen, um ohne uns mit irgendwelchem Überlegenheitsgefühl zu erregen, die Frage so nüchtern wie möglich zu prüfen.

Zunächst: schon daß Müller Sammel- und Einzelgeräusche in solcher Weise einander gegenüberstellt, führt irre. Ich kann Einzel- und Sammelgeräusche, kann Sammelgeräusche in ihrer Ganzheit oder in einzelnen Bestandteilen, kann laute und leise Geräusche mit Lust oder Unlust, als Störung oder Förderung empfinden. Und zwar: auch Geräusche, die ich an und für sich gern höre, je nach den Umständen

Digitized by Google

als Störung oder nicht. Beispielsweis: Nicht nur schlechtes Klavierspiel stört bekanntlich viele Leute, sondern auch gutes, nämlich, wenn es sie von ihrer Arbeit abzieht. Mit dem Hinweise darauf, daß viele Geräusche an sich schön sind oder reiche Assoziationen heraufführen können, ist also an und für sich noch nichts zur Sache gesagt. Was mich erfreut, wenn ich „Zeit habe", wenn ich ihm zuhören darf, kann mich zu anderen Zeiten belästigen. Es gibt auch verschiedene Arten mit Lust oder mit Unlust betonter Störung. Der Begriff „Störung" überhaupt bedeutet aber: Abziehen von meiner Beschäftigung, Beeinträchtigung meiner persönlichen Freiheit.

Und da wir alle Arbeitsmöglichkeit und persönliche Freiheit erstreben, so sind wir wohl alle darüber einig, daß sie nicht ohne Grund beeinträchtigt werden sollten. Darüber, daß sich jeder mit Geräuschen abfinden muß, wo sie sich nicht vermeiden lassen, sind wir's auch. Und so scheint es fast, als ständen die Lärmverteidiger und die Lärmgegner eigentlich ganz nah beieinander. Was das Prinzip betrifft, gilt das vielleicht, soweit man sich hüben und drüben die Mühe gibt, überhaupt mal der Sache nachzudenken. Aber hinsichtlich der Anwendung des Prinzips, hinsichtlich der Diagnose des einzelnen Falls und hinsichtlich seiner Behandlung, da gilt es nicht. Das Fazit eines Aufsatzes wie des Müllerschen wäre eigentlich: ihr Lärmer lärmt weiter, lärmt, wenn es ausdrucksvoll klingt noch mehr, und ihr Hörer, gewöhnt euch daran, denn dieses Lärmende da, das ist die Kultur. Die andern jedoch sehen leider allerhand Wenn und Aber.

Zunächst unterscheiden wir zwischen Zivilisation und Kultur. Nein, sagen wir: dieses Lärmende da ist die Zivilisation. Auch die hat ihre großen, ihre gewaltigen, ihre unüberschätzbaren Werte, deren Tönen und Dröhnen zu lauschen erhebende Freude bringen kann. Sie ist unentbehrliche Verbündete der Kultur. Aber zu befehlen hat diese. Und ihre Herrschaft ist erst erreicht, wo die Zivilisation alle Kulturkräfte fördert, wo sie nicht hemmend in die Entwicklung der leiseren Werte eingreift, die deshalb keine kleineren Werte sind: der Werte des arbeitenden Gehirns. Die haben ja auch die Werte der Zivilisation erst geschaffen, und sie schaffen täglich noch an ihnen.

Ferner betonen wir: es bekämpft ja kein Mensch die Geräusche, die nicht vermieden werden können. Sondern es handelt sich um eine Bewegung gegen die entbehrlichen Lärme oder Lärmstärken.

Fragen wir nun: wer wird durch den Lärm gestört? Und sehen wir dabei, hübsch hartherzig, zunächst einmal auch von den humanitären Rücksichten gegen die Kranken ab, sogar davon, ob ihre Gesundung, welche die Sorge für sie wieder auf ihre eignen Schultern legt, nicht von überflüssigem Lärmen aufgehalten wird! Fragen wir nur nach denen, die arbeitsfähig und damit „nützliche Glieder der Menschheit" sind.

„Hier stutz ich schon" — denn arbeitsfähig und gesund ist ja nicht dasselbe. An und für sich bedeutet hohe Empfindlichkeit gegen Geräusche ja nur eine erhöhte Feinfühligkeit, die sogar bloß örtliche „Ohrensache" sein kann. Sind denn aber sogar „ausgesprochene Nervenmenschen", sind nicht selbst „Neurastheniker", denen man's auf drei

Digitized by Google

Schritte ansieht, auf bestimmten Gebieten trotzdem nützliche Arbeiter? Leisten sie nicht sogar gerade durch die anormale Feinfühligkeit ihrer Nerven Arbeiten, welche die normalen Nerven nicht leisten können? Sind nicht auf manchen Gebieten gerade unsre Nervösen zu Pfadfindern und Führern berufen?

Prüfen wir genauer, so kommen wir auf ein recht einfaches Verhältnis: je feinfühliger ein Organ ist, je feiner kann's eben arbeiten; ist es feinfühliger, als bei den meisten Menschenbrüdern sonst, so kann's also feinere Arbeit liefern, als sie. Wie der Maler mit den feinsten Augen an diesen Augen auch am empfindlichsten ist, so wird's wohl mit den übrigen Organen Leibes und der Seele auch sein. Nun aber ist sehr zu unterscheiden zwischen zweierlei Arbeit, die unser Fritz Müller unbekümmert zusammenwirft. Wenn Wagner von Meeresgeheul zu Melodien angeregt ward, so lauschte er der musikalischen Naturschönheit draußen, wie das Entsprechende Beethoven, wie das bis zu Richard Strauß ein jeder wirkliche Komponist tat: wenn man lauschen mag und darf, so stört einen bekanntlich das nicht, worauf man lauscht, ganz im Gegenteile, es regt einen an, weil es dann der Tendenz des Geistes entspricht. Das Schopenhauersche Peitschenknallen aber hätte auch Wagner ganz sicher nicht „befruchtet", wenn vor seiner Phantasie Fliegende Holländer-Melodien standen. Es ist ein Unterschied zwischen empfangender und ausführender Arbeit, besser gesagt: zwischen Empfangen und Ausführen, denn das Empfangen ist ja überhaupt keine Arbeit. Die ausführende geistige Arbeit erfordert so gewiß Abschließung gegen das Äußere, wie die empfangende oft gerade vom Draußen angeregt wird.

Nun werden die Verschiedenen verschieden leicht gestört, und, gewiß!, die Selbsterziehung tut manches dabei. Aber so viel ist auch gewiß: je geringer die äußeren Störungen, je weniger Nervenkraft wird durch sie verbraucht. Mit andern Worten: je mehr kann auf die Arbeit selbst verwendet werden. Und so liegt möglichste Ruhe im Interesse der geistigen Arbeit, und da geistige Arbeit im Interesse der Allgemeinheit liegt, so liegt auch im Interesse der Allgemeinheit möglichste Ruhe. Es ist ein bißchen naiv, die Frage zu besprechen, als stände da bloß ein Rücksichtnehmen auf besonders sensible Leute in Rede, die einem „imponieren" oder „nicht imponieren" könnten: es handelt sich nicht bloß um sie, es handelt sich um die höhere oder niedere, feinere oder gröbere geistige Gesamtleistung eines Volkes. Und nicht nur um ihre feinsten Spitzen, wenngleich diese natürlich am leichtesten abgebrochen werden. Etwas geht von der Anspannung eines jeden durch äußeres Abziehen verloren, also überall, wo überhaupt mit geistiger Anspannung gearbeitet wird. Wir können nur im einzelnen Falle nie feststellen wieviel, bemerken es ja oft nicht einmal, weil wir an das Stören gewöhnt sind, wissen deshalb auch gar nicht, wieviel an Oberflächlichkeit und Unsicherheit der Denkarbeit auf Störungen zurückzuführen ist, wieviel von der oft beklagten Veräußerlichung unsres Geisteslebens. Aber wir können mit unwiderleglicher Bestimmtheit sagen: wenn wir an Ruhe gewinnen, gewinnen wir an Vertiefung. So gewiß, wie im Leben überhaupt die zurückhaltenden leiseren Stimmen nicht ohne weiteres

Digitized by Google

unwichtiger sind als die aufdringlichen lauten. Es ist immer wieder die noch ungebändigte Zivilisation, die am meisten beachtet, was am meisten „schreit“, eigentlich und übertragen gesprochen (man denke nur an die Reklame), dieselbe Zivilisation, die suggeriert, majorisiert und terrorisiert. Die Zivilisation ist es, aber nicht die Kultur.

Und das allein wäre für die Lärmgegnerschaft zureichender Grund. Daß auch die Kranken Rechte haben, sollte immerhin in Gnaden zugegeben werden: wer je in einem Krankenhause gelegen, dessen Nachbarschaft sich mit der Zeit „belebt“ hat, der weiß, wie das Nachtruhe und Tagesfrieden der Menschen stört, die doch wohl an ihrer erhöhten Empfindlichkeit als Kranke unschuldig sind und deren möglichst schnelle und gründliche Genesung nicht nur in ihrem privaten, sondern auch im Interesse der Allgemeinheit liegt. Nun gibt es ja Kranke nicht nur in Hospitälern, sondern in jedem Haus.

Also: man tilge doch die Mißverständnisse aus in einer Sache, die mit dem sich mehrenden Lärmen der Zivilisation dringlich geworden ist. Was Wille, was Selbsterziehung vermögen, das soll zur Stärkung seiner geistigen Leistungen der einzelne tun, statt die Flinte vor seinem lärmenden Feinde ins Korn zu werfen, und je mehr er sich hier abhärten kann, je besser wird's ihm zugute kommen. Es ist besonders bei regelmäßigen Geräuschen und besonders bei Leuten mit gesunden Nerven viel. Deshalb ist's aber doch an der Zeit, daß wir das überflüssige Lärmen beschränken, und endlich an eine „Kultur der Geräusche“ denken. Entbehrliche Geräusche gehören ja auch nicht in die Ausdruckssymphonie der Zivilisation, von der wir im Anfange sprachen, sie sind für den, der ihre Entbehrlichkeit durchschaut, nichts weiter als eine Aufdringlichkeit ohne Grund, wenn man will: ein parvenühaftes Sich-Groß und Laut-Machen. Oder auch: sie sind noch Zeichen der Ungeschicklichkeit, der zur restlosen Bewältigung der Aufgaben noch nicht ausreichenden Kräfte. Die Maschine, die leise geht, wirkt auch dem Fachmann erfreulicher, als die, welche ohne Not knarrt und knackt. Auch unsre Zivilisation als Gesamtheit ist eine Riesenmaschine, die nicht nur durch gutes „Ölen“, die auch durch technische Veränderungen zu einem leiseren Gange gebracht werden kann. Gerade die Modernsten der Modernen, die Ingenieure, werden nach ihren eigensten Grundsätzen den leiseren Gang auch als den „eleganteren“ empfinden. Zugleich aber oft auch als den zweckmäßigeren schon deshalb, weil der überflüssige Lärm oft auf unproduktiven Verbrauch von Kraft deuten wird.

Frank Wedekind

Wedekind ist die Literatursensation von gestern. Vielleicht lernt man es jetzt, ruhiger über ihn zu reden, ohne den heftigen Bekennerton, der so herzlich schlecht zu diesem Manne paßt. Da stand die Frage: Für oder gegen? Diese Frage taugt in der Kunst überhaupt wenig, denn es handelt sich bei ihr nicht darum, einen Parteiwillen zu züchten. Und nun vollends hier, bei einem Werk, das die wenigsten übersahen, bei einer Schöpfung, die überall Ansatz und nirgends Vollendung war, bei einem Dichter, der mit

Digitized by Google

Grimassen den Philosophen zum Künstler machte und im Künstler einen verzweifelten Menschen zu verstecken schien, bei einem Namen, der mit den vorhandenen Mitteln der Reklame zu einem Propheten, Messias und Herostraten groß getrieben wurde. Heute, wenn ich mich nicht täusche, ist es einigermaßen still geworden. Nun darf man die Frage so stellen: Was ist an ihm dran?

Lange ehe er zur Berühmtheit gedieh, hatte er in München Anhang und seine besondere Gemeinde. Die paar größeren Sachen, die er schrieb, blieben dabei ruhig liegen, und durch Jahre kümmerte sich niemand recht um seine dramatische Arbeit. „Frühlings Erwachen", das in den vergangenen Wintern die Berliner um sich versammelte, stammt aus dem Anfang der neunziger Jahre. Aber man kannte die Verse, die im „Simplicissimus" erschienen, und das Bändchen „Fürstin Russalka", das einige unsagbare Sachen enthielt. Das Künstlerkabarett „Elf Scharfrichter" schob ihn dann an die Rampe vor eine etwas größere Öffentlichkeit.

Wer an jenen Abenden das kleine schmale Lokal der „Scharfrichter" in der Türkenstraße besuchte, und wer hinging, war kein Philister, der weiß noch etwas von dem alten Wedekind. Man saß zwischen Zeichnungen und Plakaten von Th. Th. Heine und Ernst Neumann, und auf der kleinen Bühne gingen Szenen und Menschen vorüber. Dort stand dann Wedekind, im Frack und mit der Gitarre, ein tödlich ernstes Gesicht, und sang seine Lieder. Es war ein halbes Sprechen, scharf, rasch und deutlich. Die Melodien hatte er selber erfunden. Seine erotischen Balladen, die Lumpenlieder kamen mit dem Anspruch, als ernsthafte Bekenntnisse gewertet zu werden oder doch als rechte Kunst. Und jeder tat dies. Der Vortrag war so meisterhaft, die dunkle Stimme lebhaft nuanciert, Betonung, Pause, Rhythmus, alles ganz glücklich überlegt. Der Dichtersänger aber scheute die Grimassen des Erfolghaschers, die herausfordernden Mätzchen des Brettlmenschen: er stand oben, mit einer fast strengen und kühlen Geschäftsmäßigkeit, in der man bisweilen Befangenheit zu erkennen glaubte. Und dann gab er den Ton, einen zarten, kindlichen, fast traurigen Ton: ecce poeta — siehe da, ein Dichter, der euch seine Späße macht. Ahnt ihr, wie sein Herz bei eurem Klatschen verletzt und beschämt wird?

Das war Wedekind in München, und ehe er nach Berlin kam und in den Zeitungen breitgeschrieben wurde, eiferte man an den Kaffeehaustischen Münchens über sein Wesen und seine Genialität. Jeder hatte die „Fürstin Russalka" mit grimmem Behagen gelesen, und es war die Frage, ob er nicht der eigentliche und einzige Dichter sei, der mit dämonischer Gewalt die Zerfahrenheit unsrer Zeit zum neuen Kunstwerk zusammenzwinge, ob nicht die Verachtung, die er dem wohlanständigen Staatsbürger ins Gesicht spie, eine kühne und erlösende Tat sei, und daß aus der Zote und dem Nihilismus seiner Lyrik die zerwühlte Verzweiflung eines müdegegangenen Menschen schreie.

Die Gedichte sind zu einem Band „Die vier Jahreszeiten" gesammelt, der künstlerisch nicht schwer wiegt. Die Form und der Ton, auch der Inhalt, sind aus Heines Hand genommen, als dessen

Digitized by Google

würdigen Enkel und Vollender Wedekind sich empfindet. Es gelingt ihm manches meisterlich: die „Ilse“, die „Brigitte B.“, sofern man diesen halb parodistischen Balladen ihr Recht zugesteht, sind uns lieb geworden. In eine sachliche und sprachliche Kürze ist eine Empfindung, ein primitives typisches Ereignis hineingepreßt, so glücklich, daß die Form und der Inhalt auf das vollkommenste zusammengehen. Auch die etwas proletarisch zugearbeiteten Grotesken des sozialen und politischen Protestlers haben ihren sicheren Stil. Aber den nicht eben tiefen, doch angeregten Eindruck dieser Stücke verdirbt die zur Sensation getriebene Erotik, die auch in glatten Reimen nicht eben gefällig wird. Im Gegenteil, die Häufigkeit und ihr deutliches Wesen machen sie höchst unangenehm und langweilig. Wem das Bedürfnis ist, der kann auch über Geschlechtskrankheiten und alte Dirnen einmal ein Gedicht machen, aber er sollte mit solchen Dingen kein Buch anfüllen. Denn es erzeugt Übelkeit, ästhetisches Unbehagen. Das ist vielleicht einmal kühn und beunruhigt die Polizei. Aber schließlich — seien wir offen — hat heute die Kunst von der Polizei weniger zu fürchten als die Polizei von der Kunst und Afterkunst, bei der sie immer Gefahr läuft, hereinzufallen und von den Zeitungen ausgelacht zu werden. Von da ab werden sexuelle Provokationen scherzlos und öde, und das „alles beim Namen nennen“ entpuppt sich leicht als eine etwas verzweifelte Pose. Das gilt für manchen derer, die Wedekind auf seinen lyrischen Liebespfaden nachpilgerten, es befreit aber auch diesen Dichter nicht von der Sünde wider den guten Geschmack. Das Moralische interessiert mich dabei ganz und gar nicht.

Freilich hat auch der Gedichtband zwischendurch ein paarmal den Ton, den Wedekind in seinen Dramen da und dort hinausschreit: glaubt nicht, ich sei der wüste Zyniker, der gallig und behaglich die häßlichsten Dinge vor euch hinwirft. Es ist meine Not und mein Fluch, daß ich es tue. Ihr selber und das Schicksal und mein verdammtes hilfloses und sehnsüchtiges Menschentum haben mich dahin gebracht. Auch ich war schuldlos. Wann finde ich Ruhe? Das sagen Verse, einfach und schlicht, fast zögernd wie die eines Dilettanten. So stellt er sein menschliches Problem: will er necken, uns auf sentimentale Parodien hereinlegen? Ist d a s Wedekind, und sollen wir ihn von dieser Ecke aus begreifen, den gequälten Idealisten, den Gemütsmenschen, der an den Unvollkommenheiten dieses Lebens leidet? Das gibt eine treffliche und versöhnliche Lösung und den erwünschten sicheren Punkt für das Urteil — wer möchte es nicht vermeiden, ein Genie, ein psychologisches Phänomen voll der geistreichsten Möglichkeiten verkannt zu haben?

Indessen: uns kümmert vorerst allein das Werk, das wir vor uns haben; vielleicht daß wir uns von ihm zur Einheit von Mensch und Künstler durchfinden können.

Da ist ein Novellenbuch, „F e u e r w e r k“, das zu diesem Problem die wenigsten Aufschlüsse gibt, aber über den Umfang der dichterischen Kraft Wedekinds einiges offenbart, offenbart, daß sie nicht gering ist. Die größte Geschichte der Sammlung, „Der Brand von Eglis-wyl“, hat sogar eine ganz außerordentliche Kraft, und spottet derer,

Digitized by Google

die Wedekind um der sexuellen Probleme willen zu einem „Dekadenten“ machen wollen. Das ist er keineswegs. Hier erzählt ein Sträfling, ein Bauernknecht, seine Verbrechergeschichte: wie ihn, den jungen starken Tölpel, das Weib anpackt, wie ihn seine Sinnlichkeit ganz unterkriegt, wie er dann in enttäuschter Liebesraserei ein ganzes Dorf in Flammen aufgehen läßt. In der Novelle ist kein Wort zu viel gesagt, und jedes Wort hat seine feste Stelle. Das gibt dem Stil eine Größe und Wucht, die der spätere Wedekind gänzlich verspielt hat. Wer seiner Gesamtleistung gerecht werden will, muß dieses Stück kennen. Die andern acht Geschichten sind nicht so wesentlich: Gespräche oder Tagebucheinträge. Jemand erzählt etwas, ein paar Menschen reden zusammen: das läßt dem Dichter die Freiheit, hineinzusprechen, Maximen und Sottisen unterzubringen. Ein paarmal denkt man an Maupassant. Aber was man für Wedekind gewinnt, ist die Einsicht, daß ihm Anschauung und Anschaulichkeit, die Gabe, zu schildern, einen Gegenstand, eine Landschaft, ja die Gebärden eines Menschen lebendig werden zu lassen, abgehen. Alles nimmt den Weg über Dialektik und Reflexion.

Das deutet auf den Stil seiner dramatischen Arbeiten.

⧈

Es gibt kein größeres Mißverständnis, als wenn man Wedekind, wie das bisweilen geschieht, zu dem Naturalismus in Beziehungen setzt. Einen Charakter verständlich sich entwickeln zu lassen, den Ton, die Farbe einer bestimmten Umgebung in Rede und Ausdruck deutlich zu machen: darauf kommt es ihm ganz und gar nicht an. Man darf Bordelle und Hochstapler nicht für untrügliche Merkmale naturalistischer Kunst halten; sie sind für Wedekind nur die Hilfsmittel für seine „Ideen“dichtung und seine künstlerischen Sensationen. Das Psychologische liegt nebendran und wird ein paarmal eingestreut und bengalisch abgebrannt; nirgends ist es die bestimmende und vorwärtstreibende Kraft. Die Stücke sind um Ideen, um Einfälle geschrieben.

Ein Wedekindscher Dialog hat von der Bühne herab leicht eine eigentümliche und etwas verwirrende Wirkung. Der Zuhörer wird in bewegte, oft fremdartige Auseinandersetzungen hineingerissen, das Sprunghafte einer Handlung und Unterhaltung macht ihn zum Phantasten, Ergründer, Mitdichter. Er darf fortgesetzt Rätsel erfinden und lösen — was macht ihm mehr Freude? Darin aber liegt ein Teil von Wedekinds dramatischer Methode. Wie reden seine Leute? Ich möchte sagen: druckfertig. Sie haben alle in Satzbildung und Rhythmus leicht die sichere Gescheitheit eines abgelesenen Manuskriptes, das mitten in die Bewegung, ja Leidenschaft, Reflexion wirft. Sie sprechen Nachrichten, Leitartikel und Feuilleton, je nach der dramatischen Zweckmäßigkeit; der Wortschatz ist ganz journalistisch. Dieser etwas korrekten Verwertung der Sprachmittel kontrastiert Wedekinds Technik, Gespräche zu führen: er läßt die Menschen aneinander vorbeireden. Das ist so gesagt natürlich übertrieben, heißt aber: in den einzelnen Szenen und Dialogen führt jeder eine Rolle in dem Maße durch, daß die Unterhaltung nicht ein sich organisch ergebendes Gebilde ist, sondern Rede und Gegenrede sich überhören,

Digitized by Google

Antworten ausbleiben, die verschiedenartigsten Dinge zusammengemengselt werden: das ruft die Rätsel- und Erraterlust des Zuhörers auf den Plan. Mit anderen Worten: Wedekind arbeitet mit fortgesetzter Verblüffung, nicht ganz grob, die Verblüffung ist von ihm als ästhetisches Mittel durchgebildet und nuanciert. Vielleicht wird man mit einigem Recht der Verblüffung den Platz unter den Kunstmitteln streitig machen; ihre rein ästhetischen Sensationen sind unbezweifelbar. Sie ist für Wedekinds Technik das fast unersetzliche Werkzeug.

Er verblüfft im Dialog, er verblüfft in der Führung der Fabel, die sehr wenig bürgerliche Logik zu haben braucht, er verblüfft in der Maschinerie seiner Menschen. Damit, daß er die normalen Erwartungen seines Publikums und die Wahrscheinlichkeiten seiner Erfindungen auf den Kopf stellt, weckt er die Erinnerung an den Zirkus. Der Clown, der geistreiche Clown, auch sein Bruder, der tragische Pierrot, sind aus der Arena auf die Bühne gesprungen. Die Gefühlsakrobatik des Varietés hat die Begleitung der hohen Kunst bekommen.

Diese technischen Dinge, die weit weniger Raffinement als eine Art künstlerischer Harmlosigkeit, Unzulänglichkeit, vielleicht ein etwas trivialer Sport sind, mischen sich nun mit Wedekinds Gestaltenwelt. Er hat das deutsche Drama um ein paar neue Typen bereichert: der geniale, unsentimentale Hochstapler, in den verschiedensten Nationalitäten und Barttrachten, der sentimentale Idealistenclown, die Bestie des Nur-Weibes, die Groteske der Emanzipierten. Ein internationales Gesindel und Halbgesindel, zwischen die bisweilen ein Dummkopf oder ein Philister gerät, meist zu seinem Schaden, das ist seine Welt. Man betrügt, man verführt, man verkauft sich, man verkuppelt, man schießt und sticht. Zwischendurch redet man wie ein Vereinsprogramm über Sozialpolitik, Geschäftsmoral und sexuelle Ethik, über diese besonders. Das ergibt lebhafte Sensationen, nicht gerade im Stil des Sherlock Holmes, aber doch etwas ins Räuberromantische geschoben. Das Romantische ist überhaupt ein ganz entscheidender Zug in Wedekinds dichterischer Begabung: er springt um mit den Wirklichkeiten des Lebens, wie es ihm paßt, und er liebt die aus der Gesellschaft Gesprengten, die Entgleisten, die sich durch Verbrechen oder unerhörte Erfolge an dem Leben rächen, oder die mit einer Idee, einem kühnen und ausschweifenden Gedanken der Gesellschaft einen neuen Boden geben wollen, die sittlichen Romantiker. Diese Umgebung bindet ihn wenig an bürgerliche Wahrscheinlichkeit. Er mengt die Unschuld des Himmels und die zerstörende Raserei der Hölle in einem brodelnden Kessel, der schillernde Blasen treibt und teuflische Gestänke aufsteigen läßt.

Vor scharfen ästhetischen Formulierungen, die an das Drama Mindestforderungen heranführen, wird Wedekind schlecht bestehen. Er erfindet, aber er gestaltet nicht. Ein paarmal allerdings gelingen ihm Szenen. Dann zeigt er Kraft zur Konzentration und schafft ein so geschicktes und fertiges Stück wie den amüsanten „Kammersänger“. Aber meist zerbricht die Zusammenfügung des Dramas. Vielleicht glaubt Wedekind, sich auf Shakespere berufen

Digitized by Google

zu dürfen, wenn er seine Fabel auseinanderreißt zu vielen einzelnen Situationen. Er könnte es, handelte es sich bloß um das Äußerliche. Aber an seiner Willkür leidet die Glaubhaftigkeit der Handlung; die Entwicklung seiner Menschen, wo es diese gibt, wird nicht gezeigt, sondern sie ist jeweils da, wo der Dichter zur Szene und zur Bespiegelung der Idee sie braucht. Deshalb fesseln uns die Menschen weniger als das, was sie aussprechen, und der Gedanke, dem sie dienen sollen.

Denn in gewissem Sinne sind diese Arbeiten durch und durch Thesenstücke und ist Wedekind ein Tendenzdichter. Er ist Ethiker und er will in seiner Verneinung gegen die heutige Gesellschaftsnorm durchaus ernst genommen werden. Das soll man auch tun, denn dann erst ergibt sich der Boden zu einer fruchtbaren Kritik.

Ihm ist die Welt zu häßlich geworden, zu christlich und zu intellektuell. Wohin sind Kraft und Schönheit verloren gegangen? Das Leben hat sich von seinem ewig frischen Boden entfernt, von den starken und heiligen Trieben der Geschlechtsbegegnung und der Geschlechtsbehauptung. Das Gegenüber und der Kampf von Mann und Weib, das ist die Grundlage aller Lebens- und aller Gesellschaftsbildung. Hier stoßen immer wieder die Urgewalten des Daseins, aufbauend oder zerstörend, zusammen, die Geschlechter sind sich feind und lebensfremd, und doch ist nur das der Sinn und die Feier des Lebens, daß sie sich erkennen. Wie aber hat die menschliche Gesellschaft all das erdrückt, erstickt und häßlich gemacht! Es ist eine Sünde draus geworden. Man läßt die Kinder nicht zum frohen Bewußtsein ihres Geschlechts kommen und züchtet so heimliche Not und Lüge. Man predigt wider das „Fleisch", macht den Geist klein und unsauber und schmäht, die den Sinn des Geschlechts erkennen und ihm dienen. Man steinigt seine Propheten. Wie hat man die Frau mit Moral und Verstandesfutter verdorben!

Dieser sexuelle Radikalismus ist weder neu noch originell; solche Dinge kommen in der Literatur an mehreren Stellen vor und werden heute auch sonst von verschiedenen Leuten mit wechselnder Tonart ausgesprochen. Aber niemand hat dies so deutlich und dazu von der Bühne herab zu so viel Publikum getan. Daher ist er am meisten in den Geruch des unsittlichen Revolutionärs gekommen.

Ein kleines, in gutem Deutsch geschriebenes Prosabändchen enthält einen Abschnitt aus Wedekinds positiver Geschlechtsmoral. Es hat den seltsamen Titel: „Mine-Haha oder über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen". Die Mädchen sind in ein Pensionat gesteckt, in dem nichts anderes getrieben wird als getanzt, gespielt, geturnt, der Körper schlank und stark gemacht, der Gang edel und biegsam. Das ist der Zweck des Weibes: schön und kräftig zu sein; so erfüllt es am vollkommensten seinen Sinn. Deutlicher als die Sprache dieses graziösen Buches wird der spätere Satz: „Die Frau, welche die Mittel zu ihrer Existenz durch Liebe erwirbt, steht immer noch höher in meiner Achtung als diejenige, welche sich so weit erniedrigt, daß sie Feuilletons oder selbst Bücher schreibt." In dem Stück „Hidalla" wird die Welt durch einen Verein „zur Züchtung von Rassemenschen" erlöst, und in „Lulu" erscheint die Geschlechts-

Digitized by Google

liebe als „Erdgeist“. Dazu kommt das bezweifelbare Verdienst, geschlechtliche Perversionen, wenn auch mit etwas satirischer Führung, „bühnenfähig“ gemacht zu haben.

Das sind literarische Grotesken. Prüft man sie auf ihren ethischen oder philosophischen Gehalt, mißt man ihr Programm an den Dingen einer nüchternen und umständlichen Wirklichkeit, so sind sie der bare Unsinn, und man darf es sich schenken, nachzuweisen, wie wenig Wedekind den Grundlagen der Gesellschaft, den sittlichen, sozialen und wirtschaftlichen Kräften, gerecht wird oder gerecht werden will. Er setzt sich hinweg über die Dinge der Familie, der Volksorganisation, der ökonomischen Faktoren. Es wäre zwecklos, viele Worte aufzuwenden, um das darzulegen. Was schließlich bleibt, ist nicht der radikale Umstürzer oder Reformer, sondern ein Reaktionär von besonderer Sorte der Philisterhaftigkeit.

Der Dichter darf diese Dinge sagen, die Wedekind in ein paar Dramen predigte, ja, er darf sogar an sie glauben. Das hat Wedekind getan, und sicherlich haben die unrecht, die meinen, er habe diese sexuellen Probleme allein aus Sensationslust, aus berechnender Spekulation mit solcher Deutlichkeit und Ausdauer aufgeschrieben. Man muß ihm den „guten Glauben“ zubilligen. Wäre er nur der Spekulant auf Sinnlichkeit, so hätte er klüger gearbeitet. Er wäre in der Linie geblieben. Aber es gibt in den späteren Stücken Stellen, die den alten Glauben an Geschlecht und Schönheit zerschlagen. In „Hidalla“ findet sich schon der fragende, noch zweifelnde Satz, daß das Tüchtige an sich das Schöne sei, „Totentanz“ und „Zensur“, auch das unklare und schlechte Stück „Musik“ muten wie ein Kater nach berauschter Ekstase an. Es ist schwer zu sagen, wo Wedekind heute innerlich steht: ob ihm seine Ideenwelt bereits zusammengebrochen ist oder ob er nur ihren Zusammenbruch fürchtet. Ohne Zweifel haben die letzten paar Werke von der früheren Erfindungskraft und lebhaften Sicherheit der Situationsgestaltung eingebüßt; ja, sie sind langweilig und allzu geschwätzig geworden. Der Dichter freilich glaubt noch an seinen Frühling; er beteuert seine unverbrauchte Schaffenskraft. Dabei reicht er uns als Zeugnis eine Literaturkomödie über München, „Oaha“, in der er unsere Teilnahme für eine geräuschvoll vorgeführte Privatrache an den Simplizissimusleuten erwartet. Er täuscht sich. Die paar witzigen Einfälle genügen nicht, die Armseligkeit des Unterfangens zu verschleiern.

Ich suche nach der Formel von Wedekinds künstlerischem Wesen; es ist nicht einheitlich zu fassen. In dem Spiel „So ist das Leben“ reicht er den Schlüssel. Das ist die Geschichte des verjagten Königs, der zum Gaukler wird und als Narr an seinen eigenen früheren Hof zurückkehrt; es ist ein erfindungsreiches und stimmungsvolles Stück mit sehr starken und farbigen Szenen, das ganz aus dem Kreis von Wedekinds sonstigem Werk herausfällt, es ist Romantik.

Und darauf läuft schließlich der ganze Wedekind hinaus: auf eine fast sentimentale bankerotte Romantik. Was ist an dem „frechen Zyniker“ und dem fanatischen Moralisten? Er hat kein rechtes und offenes Verhältnis zum Leben gewonnen; nun brütet sein Hirn und schwärmt sein Gemüt und gibt sich Träumen hin. Es wäre zu

Digitized by Google

pathetisch, wollte man ihn einen Idealisten nennen; die sehen anders aus und haben den Schwung der Seele und die reinen Mittel. Wedekind aber verlor sein ursprüngliches und nicht geringes Talent an etwas verhockte Geschlechtssentimentalität und wurde darüber zum ethischen Romantiker. Das lockerte auch seine Form und zersprengte seine reiche und lebendige Erfindungskraft ins Kleine und Willkürliche. Theodor Heuß

Lose Blätter

Aus Frank Wedekinds Schriften

[Dem einen ein Greuel, dem andern ein Nichts, dem dritten (es ist tatsächlich so) unter allen deutschen Poeten der größte, ja etwas wie „der Shakespere unserer Zeit", so wurde Wedekind mit Haß und Liebe noch im vorigen Jahre so leidenschaftlich verfolgt, wie er sich's eigentlich nur wünschen konnte. Zum ruhigen Abwägen ist wohl erst jetzt die rechte Zeit. Theodor Heuß hat dieses ruhige Abwägen versucht — und die Schale hat sich vor seinen Augen nicht da, wo sie Wedekinds Werke trug, gesenkt. Immerhin, Werte sieht auch er bei diesem Sonderbaren. Und von den Werten Proben zu zeigen, ist die Aufgabe der „Losen Blätter", wie immer, so auch diesmal, nicht etwa Beweismaterial gegen den Angeklagten zu bringen. Wir zeigen also im folgenden solche Stücke von Wedekind, die nach unsrer Meinung seine „Kraft und Eigenschaft" erweisen.

Nach dem einleitenden Gedicht zunächst die Szene aus dem „Kammersänger", welche das Eindringen des alten „verkannten Genies" darstellt und einen Typus nicht nur nach dem Lächerlichen, nein, trotz der eingestreuten Wedekindschen Komik ganz besonders nach dem Tragischen hin in überzeugender und ergreifender Lebenswahrheit schildert. Und dann die „Elendenkirchweih" aus „So ist das Leben", vielleicht das im spezifischen Sinne dichterisch Wertvollste, was Wedekind gebildet hat.

Alle wichtigeren Bücher Wedekinds sind bei Albert Langen in München erschienen.]

Der Taler

Blitzt der Taler im Sonnenschein,
Blitzt dem Kind in die Augen hinein,
Aber die Wangen rollen die Tränen.
Mutter zieht gar ein ernst Gesicht:
Vor dem Taler, Schatz, fürchte dich nicht;
Nach dem Taler sollst du dich sehnen.

Sieh, mein Herzblatt, auf Gottes Welt
Für uns Menschen gibt's nichts ohne Geld,
Hätt ich dich, Herzblatt, auch nicht bekommen.
Bist noch so unschuldig, noch so klein,
Und willst täglich gefüttert sein,
Hast es mir selbst aus der Tasche genommen.

Digitized by Google

Darfst nicht weinen, bist all mein Glück;
Gibst mir's tausendfältig zurück.
Sieh, die goldene Sonne dort oben
Brennt sie dir gleich deine Guckaugen wund,
Nährt und behütet den Erdenrund,
Daß alle Kreaturen sie loben.

Nach der Sonne in goldiger Pracht
Haben die Menschen ihr Geld gemacht;
Ohne das Geld muß man elend sterben.
Sonne ist Glück und Glück ist Geld;
Wem es nicht schon in die Wiege fällt,
Der muß es mühevoll sich erwerben.

Sieh, mein Herzblatt, den grünen Wald,
Drin der Vögel Gezwitscher erschallt;
Wie das so lieblich ist anzuschauen.
Hast du kein Geld für das morgige Brot,
Dir sind all die Vögelein tot,
Und der Wald ist ein schrecklich Grauen!

Geld ist Schönheit; mit recht viel Geld
Nimmst du den Mann, der dir wohlgefällt,
Keinen Häßlichen, keinen Alten.
Sieh, der Reichen Hände, wie weiß!
Wissen nichts von Frost und von Schweiß;
Haben keine Schwielen noch Falten.

Bei uns Armen ist Eins mal schön,
Aber nur im Vorübergehn;
Morgen schon ist zerrupft sein Gefieder.
Oder die Schönheit wird ihm zu Geld;
Kommt es hinauf in die große Welt,
Steigt es nicht leicht mehr zu uns hernieder.

Kind, hab acht auf wahren Gewinn:
Geld ist Freiheit, ist Edelsinn,
Menschenwürde und Seelenfrieden.
Alles kehrt sich zum goldenen Licht,
Warum sollen wir Menschen es nicht?
Dir, mein Kind, sei das Glück beschieden.

Der Verkannte aus dem „Kammersänger"

(Prof. Dühring. Siebzig Jahr alt, ganz in Schwarz, langer weißer Bart, weingerötete Adlernase, goldene Brille, Gehrock und Zylinder, eine Opernpartitur unter dem Arm, tritt ein, ohne anzuklopfen.)

Gerardo (sich zurückwendend): Was wollen Sie!!

Dühring: Herr Kammersänger, ich — ich habe . . .

Gerardo: Wie kommen Sie hier herein!

Digitized by Google

Dühring: Ich habe zwei Stunden unten auf dem Trottoir gelauert, Herr Kammersänger.

Gerardo (sich besinnend): Ach, Sie sind . . .

Dühring: Zwei volle Stunden habe ich unten auf dem Trottoir gestanden. Was soll ich anderes tun!

Gerardo: Aber liebster, bester Herr, ich habe keine Zeit.

Dühring: Ich will Ihnen jetzt nicht die ganze Oper durchspielen.

Gerardo: Ich habe keine Zeit mehr dazu . . .

Dühring: Sie haben keine Zeit! Was soll ich denn sagen! Sie sind dreißig Jahr alt. Sehen Sie, Sie haben Glück gehabt in der Kunst. Sie können sich ausleben noch ein ganzes Leben lang, das vor Ihnen liegt. Hören Sie sich nur Ihre Rolle in der Oper an. Sie haben es mir doch versprochen, als Sie herkamen.

Gerardo: Was hilft mir das! Ich bin nicht mein eigener Herr . . .

Dühring: Ich bitte Sie, ich bitte Sie, mein Herr, ich bitte Sie! Sehen Sie, hier liegt ein Greis vor Ihnen, auf den Knien, der nichts anderes auf der Welt gekannt hat als seine Kunst. Ich weiß, was Sie mir entgegnen, als junger Mann, der wie auf Engelsschwingen emporgehoben ward. Man darf das Glück nicht suchen, wenn es einen finden soll. Glauben Sie, wenn man fünfzig Jahre lang nur einen Gedanken hat, man könnte ein menschliches Mittel anzuwenden vergessen haben? Man wird ein frivoler Mensch und dann wird man wieder ein ernster Mensch; man ist Streber gewesen, man ist ein leichtherziges Kind gewesen und man wird wieder ein ernster Künstler — nicht aus Ehrgeiz, nicht aus Überzeugung, sondern weil man nicht anders kann, weil man dazu verflucht und verdammt ist von einer grausamen Allmacht, der der lebenslängliche Todeskampf ihrer Kreatur ein wohlgefälliges Opfer ist! Ein wohlgefälliges Opfer, sage ich, denn unsereiner empört sich so wenig gegen sein Künstlerlos wie ein Weiberknecht gegen seine Verführerin, wie der Hund, der die Peitsche bekommt, gegen seinen Herrn.

Gerardo (verzweifelt): Ich bin machtlos . . .

Dühring: Sehen Sie, mein lieber Herr, die Tyrannen des Altertums, Sie wissen, die ihre Sklaven zu ihrer Unterhaltung langsam zu Tode foltern ließen, das waren Kinder, das waren harmlose unschuldige Engelskinder gegenüber der himmlischen Vorsehung, die diese Tyrannen zu ihrem Ebenbild hat schaffen wollen!

Gerardo: Ich begreife Sie ja vollkommen . . .

Dühring (während ihn Gerardo mehrmals vergeblich zu unterbrechen sucht, ihm durch das Zimmer folgend und ihm wiederholt den Weg zur Tür vertretend): Sie begreifen mich nicht. Sie können mich nicht begreifen. Wo hätten Sie denn die Zeit hernehmen wollen, um mich zu begreifen. Fünfzig Jahre fruchtloser Arbeit, mein Herr, begreifen Sie nicht, wenn man ein Lieblingskind des Glückes ist wie Sie. Aber ich will Ihnen ein annäherndes Verständnis zu geben suchen. Sehen Sie, ich bin zu alt, um mir noch das Leben zu nehmen. Das tut man mit fünfundzwanzig Jahren, und da habe ich es versäumt. Ich muß jetzt zu Ende leben, ich habe die sichere Hand nicht mehr. Aber was man in meinem Alter noch tut? Sie fragen mich, wie ich hier hereingekommen. Sie haben Ihren Diener vor die Hoteltür gestellt. Ich habe nicht versucht vorbeizuschlüpfen, ich weiß seit fünfzig Jahren, daß er mir sagt:

Digitized by Google

der Herr ist nicht zu Hause. Aber ich habe zwei Stunden im Regen, mit meiner Partitur hier an der Hausecke gestanden, bis er für einen Augenblick hinaufging. Da bin ich ihm nachgegangen und während Sie hier drinnen mit ihm sprachen, hielt ich mich auf der Treppe verborgen — wo, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Und dann, als er wieder hinunter war, kam ich herein. Das tut ein Mann von meinem Alter gegenüber einem, der sein Enkel sein könnte. Ich bitte Sie, ich bitte Sie, mein Herr, ich bitte Sie, lassen Sie den Moment nicht fruchtlos für mich sein, wenn er Sie auch einen Tag, wenn er Sie eine ganze Woche kostet. Es handelt sich doch auch um Ihren Vorteil. Vor acht Tagen, als Sie zu Ihrem Gastspiel hierherkamen, da versprachen Sie mir, sich die Oper von mir vorspielen zu lassen; und seither bin ich jeden Tag hier gewesen. Entweder hatten Sie Probe oder Damenbesuch. Und jetzt stehen Sie im Begriff abzureisen, und ich alter Mann soll eine ganze Woche umsonst auf der Straße zugebracht haben! Dabei kostet es Sie ein einziges Wort: „Ich will den Hermann singen." Dann ist die Oper aufgeführt. Dann danken Sie Gott, daß ich so zudringlich war, denn — Sie singen den Siegfried, Sie singen den Florestan — aber eine dankbarere Partie, gerade für Ihre Mittel dankbarer, als den Hermann haben Sie nicht auf Ihrem Repertoir. Mich zieht man dann mit Geschrei aus dem Dunkel hervor und ich habe vielleicht noch Gelegenheit, der Welt einen Teil dessen zu geben, was ich ihr hätte geben können, wenn sie mich nicht wie einen Aussätzigen von sich gestoßen hätte. Aber der große materielle Ertrag meines Ringens, der fällt doch nur Ihnen . . .

Gerardo (hat sich schließlich an den Kamin gelehnt und scheint, während er mit der Rechten auf der Marmorplatte trommelt, etwas hinter dem Paravent zu bemerken. Nachdem er sich neugierig orientiert, reckt er plötzlich die Hand aus und zieht eine Klavierlehrerin in grauer Toilette hervor, die er, mit vorgestreckter Faust sie am Kragen haltend, vor dem Flügel durch zur Mitteltür führt. Nachdem er die Tür hinter ihr geschlossen, zu Dühring): Bitte, sprechen Sie ruhig weiter!

Dühring: Sehen Sie, es werden alljährlich zehn schlechte Novitäten aufgeführt, die nach der zweiten Vorstellung unmöglich geworden sind, und alle zehn Jahr einmal eine gute, die sich hält. Und diese Oper ist gut, sie ist bühnenfähig, sie ist ein Kassenerfolg. Wenn Sie wollen, ich kann Ihnen Briefe zeigen, von Liszt, von Wagner, von Rubinstein, in denen diese Männer wie zu einem höheren Wesen zu mir aufblicken. Und warum ist sie bis heute nicht aufgeführt worden? Weil ich nicht auf dem Markte stehe. Ich sage Ihnen, das ist wie bei einem jungen Mädchen, das drei Jahre auf Tanzkränzchen brilliert und sich dabei zu verloben vergißt. Es kommt eine andere Generation. Und Sie kennen ja unsere National-Theater. Das sind Festungswerke, kann ich Ihnen sagen, gegen welche die Bepanzerungen von Metz und Rastadt Botanisierbüchsen sind. Lieber graben sie zehn Leichen aus, als daß sie einen Lebendigen einlassen. Und diese Festungsmauern sind es, über die Sie mir die Hand reichen sollen. Sie sind drinnen mit dreißig Jahren und ich alter Mann stehe draußen. Sie kostet mein Einlaß ein Wort, und ich kann mir umsonst meinen eisgrauen Schädel einrennen. Deshalb bin ich hier (sehr leidenschaftlich) und wenn Sie kein völliger Unmensch sind, wenn das Glück nicht die letzte Spur künstlerischen Mit-

Digitized by Google

empfindens in Ihnen ertötet hat, dann können Sie mich nicht unerhört lassen.

Gerardo: Ich werde Ihnen in acht Tagen Bescheid sagen. Ich werde Ihre Oper durchspielen. Geben Sie sie mir mit.

Dühring: Dazu bin ich zu alt, Herr Kammersänger. In acht Tagen, nach Ihrer Zeitrechnung, liege ich längst unter dem Boden. Das habe ich zu oft erlebt. (Mit der Faust auf den Flügel schlagend) Hic Rhodus, hic salta! Sehen Sie, vor fünf Jahren wende ich mich an unsern Intendanten, den Grafen Zedlitz: Was bringen Sie mir, mein liebster bester Herr Professor? — Eine Oper, Exzellenz. — So, Sie haben eine neue Oper geschrieben. Das ist ja prächtig. — Exzellenz, ich habe keine neue Oper geschrieben. Ich habe eine alte Oper geschrieben. Ich habe die Oper vor dreizehn Jahren geschrieben. — Es war nicht diese hier, es war meine „Maria de Medicis". — Aber warum bringen Sie sie uns denn nicht her? Wir suchen ja was Neues. Wir können uns ja mit dem Alten nicht länger durchschwindeln. Mein Sekretär reist an allen Bühnen herum, ohne daß er was findet, und Sie, der Sie hier leben, Sie entziehen uns Ihre Produktion in vornehmer Weltverachtung! — Exzellenz, sage ich, ich entziehe niemandem etwas, der Himmel ist mein Zeuge. Ich habe die Oper vor dreizehn Jahren Ihrem Vorgänger, dem Grafen Tornow eingereicht und mußte sie nach drei Jahren selber wieder von der Intendanz abholen, ohne daß jemand einen Blick hineingetan hätte. — Aber so lassen Sie sie uns doch hier, bester Herr Professor. In acht Tagen spätestens haben Sie Bescheid. — Und dabei nimmt er mir meine Partitur unter dem Arm weg und feuert sie — schrumm! — unten in die unterste Tischlade hinein, und da liegt sie noch heute! Da liegt sie noch heute, mein Herr! Ich weißhaariges Kind sage noch zu Hause zu meiner Grete: Man braucht eine neue Oper hier am Theater. Ich bin schon so gut wie aufgeführt! — Ein Jahr vergeht und sie stirbt mir weg — die einzige, die noch ihre Entstehungszeit miterlebt hatte. (Schluchzt und trocknet seine Tränen)

Gerardo: Ich muß das lebhafteste Bedauern mit Ihnen haben, aber..

Dühring: Da liegt sie noch heute!

Gerardo: Vielleicht sind Sie wirklich das Kind in weißen Haaren. Ich zweifle in der Tat daran, daß ich Ihnen helfen kann.

Dühring (in höchster Wut): Aber Sie können einen Greis wie mich auf demselben Pfad, auf dem Sie Ihren Siegesflug zur Sonne tun, neben sich herächzen sehen! Morgen vielleicht liegen Sie vor mir auf den Knien und rühmen sich, mich zu kennen, und heute ist Ihnen des schaffenden Künstlers qualvolles Röcheln ein trauriger Irrtum, und Sie können Ihrer Goldgier nicht die halbe Stunde abknausern, die es bedürfte, um mich meiner Kettenlast zu entledigen!

Gerardo: Spielen Sie bitte, mein Herr! Kommen Sie!

Dühring (setzt sich an den Flügel, öffnet seine Partitur und schlägt zwei Akkorde an): — Nein, so heißt es nicht. Ich kann es nicht mehr recht lesen. (Schlägt drei Akkorde an, dann weiter blätternd) Das ist die Ouvertüre; ich will Sie nicht damit aufhalten. — Hier, sehen Sie, erste Szene ... (Schlägt zwei Akkorde an) Hier stehen Sie am Totenbett Ihres Vaters! — Einen Augenblick; ich muß mich erst zurechtfinden ...

Digitized by Google

Gerardo: Vielleicht haben Sie auch vollkommen recht. Auf jeden Fall täuschen Sie sich über meine Stellung.

Dühring (spielt eine wirre Orchestration und singt dazu mit tiefer schnarrender Stimme):

Der Tod, der Tod, auch hier im Schlosse,
Wie er in unseren Hütten hauset!
So mäht er groß wie klein ...

(Sich unterbrechend) Nein, das ist der Chor. Ich wollte Ihnen den nur vorspielen, weil er sehr gut ist. Jetzt kommen Sie. (Setzt mit der Begleitung wieder ein und singt krächzend):

Was ich gelebt bis zu dieser Stunde,
War Morgengrauen. Von tückischen Geistern
Aufs Blut gefoltert, irrt ich umher.
Mein Aug ist tränenleer!
Laß mich nur einmal noch die weißen Haare küssen ...

(Sich unterbrechend) Nun?! (Da Gerardo nicht antwortet, in wilder Gereiztheit) Diese blutarmen, fadenscheinigen Ochsgenies, die sich heute breit machen! Die vor lauter sublimer Technik mit zwanzig Jahren steril, impotent geworden! Meistersinger, Philisterseelen, ob im Elend oder in Amt und Würden! Stillen den Hunger aus dem Kochbuch statt aus der Natur! Haben es ihr glücklich abgelauscht — Naivität! Ha, ha! — Schmeckt wie plattiertes Messingbesteck! — Fangen damit an, Kunst zu machen, statt Leben! — Musizieren für Künstler statt für hungrige Menschen! — Blinde, beschränkte Eintagsfliegen! Jugendliche Greise, denen die Sonne Wagners das Mark aus den Knochen gesogen hat! (Ihn heftig am Arm packend) Wenn ich einen Künstler vor mir habe, wissen Sie, wohin ich ihm dann zuerst greife?

Gerardo (zurücktretend): Na?

Dühring (sich mit der rechten Hand am Handgelenk der Linken den Puls fühlend): Dann greife ich ihm vor allem hierher! Sehen Sie, hierher! Und wenn er hier nichts hat — bitte, hören Sie weiter: (Blätternd) Ich will Ihnen den Monolog nicht fertig spielen. Wir haben ja doch keine Zeit. Hier, Szene drei, Schluß des ersten Aktes. Da kommt das Tagelöhnerkind, das mit Ihnen auf dem Schlosse aufgewachsen, plötzlich zu Ihnen herein. Hören Sie — nachdem Sie von Ihrer hochgeehrten Frau Mutter schon Abschied genommen haben. (In der Partitur rasch überlesend): Dämon, wer bist du? — Darf man herein? — (Zu Gerardo) Das sagt sie! — (Liest weiter) Bärbel! — Ja, ich bin's. Dein Vater ist gestorben? — Dort liegt er. — (Spielt und singt in der höchsten Fistel)

Hat mir gar oft meine Locken gestreichelt,
Wo er mich sah, war er freundlich zu mir.
O weh, das ist der Tod,
Die Augen sind geschlossen ...

(Sich unterbrechend, Gerardo groß ansehend) Ist das Musik??

Gerardo: Möglich!

Dühring (zwei Akkorde anschlagend): Ist das nicht mehr als der „Trompeter von Säkkingen"?

Gerardo: Ihr Vertrauen zwingt mich, aufrichtig zu sein. Ich kann mir nicht vorstellen, wie meine Verwendung für Sie von Vorteil sein sollte.

Digitized by Google

Dühring: Sie wollen mit anderen Worten damit sagen, daß es veraltete Musik ist.

Gerardo: Ich möchte weit eher sagen, daß es moderne Musik ist.

Dühring: Oder daß es moderne Musik ist. Verzeihen Sie gütigst, Herr Kammersänger, daß ich mich versprochen habe. Das kann einem in meinem Alter schon passieren. Der eine Intendant schreibt: Wir können die Oper nicht geben, es ist veraltete Musik — und der andere schreibt: Wir können sie nicht geben, es ist moderne Musik. — Auf deutsch heißt das beides dasselbe: Wir wollen keine Oper von Ihnen, weil Sie als Komponist nicht in Frage kommen.

Gerardo: Ich bin Wagnersänger, mein Herr; ich bin nicht Kritiker. Wenn Sie aufgeführt werden wollen, dann wenden Sie sich wohl am besten an diejenigen, die dafür bezahlt werden, daß Sie wissen, was gut und was schlecht ist. Von meinem Urteil in diesen Dingen hält man ebensowenig, davon können Sie fest überzeugt sein, wie man mich als Sänger würdigt und hochschätzt.

Dühring: Mein lieber Herr Kammersänger, Sie dürfen mir getrost glauben, daß ich auch nichts von Ihrem Urteil halte. Was kümmert mich Ihr Urteil! Ich kenne doch die Tenoristen. Ich spiele sie Ihnen hier vor, damit Sie sagen: Ich will den Hermann singen! Ich will den Hermann singen!

Gerardo: Das hilft Ihnen nichts. Ich muß tun, was man von mir verlangt; dazu bin ich kontraktlich verpflichtet. Sie können eine Woche lang unten auf der Straße stehen. Auf einen Tag mehr oder weniger braucht es Ihnen dabei nicht anzukommen. Wenn ich mit dem nächsten Zuge nicht reise, dann bin ich für diese Welt ruiniert. Vielleicht, daß man in einer andern Welt kontraktbrüchige Sänger engagiert! Meine Ketten sind enger bemessen als das Geschirr, in dem ein Equipagenpferd geht. Ich habe für den Frembesten, der mich um materielle Hilfe angeht, eine offene Hand, obschon das, was ich meinem Beruf an Lebensglück opfere, mit fünfmalhunderttausend Francs im Jahr nicht bezahlt ist. Aber verlangen Sie die kleinste Äußerung persönlicher Freiheit von mir, so ist das von einem Sklaven, wie ich es bin, zu viel verlangt. Ich kann Ihren Hermann nicht singen, so lange Sie als Komponist nicht in Frage kommen.

Dühring: Hören Sie, bitte, weiter. Es wird Ihnen die Lust dazu kommen.

Gerardo: Wenn Sie wüßten, zu wie vielem mir die Lust kommt, was ich mir versagen muß, und wie vieles ich auf mich nehmen muß, wozu ich nicht die geringste Lust habe! Es gibt für mich gar nichts anderes als diese zwei Eventualitäten. Sie waren Ihrer Lebtag ein freier Mann. Wie können Sie sich darüber beklagen, daß Sie nicht auf dem Markte stehen? Warum gehen Sie nicht auf den Markt?

Dühring: Der Schacher — das Geschrei — die Gemeinheit — ich habe es hundertmal versucht.

Gerardo: Man muß das tun, was man kann, und nicht das, was man nicht kann.

Dühring: Es will alles gelernt sein.

Gerardo: Man muß das lernen, was man lernen kann. Wer bürgt mir dafür, daß es sich mit Ihren Kompositionen nicht ebenso verhält!

Digitized by Google

Dühring: Ich bin Komponist, Herr Kammersänger!

Gerardo: Sie wollen damit sagen, daß Sie Ihre ganze Kraft darauf verwendet haben, Opern zu schreiben.

Dühring: Ganz recht.

Gerardo: Und es blieb Ihnen nichts mehr übrig, um eine Aufführung zustande zu bringen.

Dühring: Ganz recht.

Gerardo: Die Komponisten, die ich kenne, machen es umgekehrt. Die Opern schreiben sie herunter, und ihre Kräfte bewahren sie sich, um die Aufführungen zustande zu bringen.

Dühring: Das sind Künstler, die ich nicht beneide.

Gerardo: Das beruht auf Gegenseitigkeit, mein Herr. Diese Leute kommen in Betracht. Irgend etwas muß man sein. Nennen Sie mir einen berühmten Mann, der nicht in Betracht gekommen ist! Wenn man nicht Komponist ist, dann ist man etwas anderes und braucht deswegen nicht unglücklich zu sein. Ich war, bevor ich Wagnersänger wurde, auch etwas anderes, worin mir niemand meine Tüchtigkeit bemängeln durfte und womit ich vollkommen zufrieden war. Das hängt nicht von uns ab, wofür wir in dieser Welt bestimmt sind. Da könnte jeder kommen! Wissen Sie, was ich war, bevor man mich entdeckte? — Ich war Tapeziergehilfe. Sie wissen, was das ist? (Geste) Ich klebte die Tapeten an die Wände — mit Kleister. Ich mache vor niemandem ein Geheimnis aus meiner niedrigen Herkunft. Nun denken Sie sich einmal, wenn ich mir als Tapeziergehilfe hätte in den Kopf setzen wollen, Wagnersänger zu werden! — Wissen Sie, was man mit mir getan hätte?

Dühring: Man hätte Sie ins Irrenhaus gesteckt.

Gerardo: Und mit vollem Recht. Wer sich nicht mit dem begnügt, was er ist, der bringt es seiner Lebtag zu nichts. Ein gesunder Mensch tut das, worin er Glück hat; hat er Unglück, dann wählt er einen andern Beruf. Sie führen das Urteil Ihrer Freunde an. Es ist nicht schwer, Anerkennungen zu erhalten, die denjenigen, der sie ausstellt, nichts kosten. Ich bin seit meinem fünfzehnten Jahre für jede Arbeit bezahlt worden und hätte es mir zur Schande angerechnet, wenn ich etwas umsonst hätte tun müssen. — Fünfzig Jahre fruchtlosen Ringens! Das müßte doch den Starrköpfigsten von der Unmöglichkeit seiner Träume überzeugen. Was haben Sie denn dann von Ihrem Leben genossen? Sie haben es sündhaft vergeudet! — Ich habe nie etwas Außergewöhnliches angestrebt; aber das eine kann ich Ihnen versichern, mein Herr, daß ich seit meiner frühesten Kindheit nicht so viel Zeit übrig gehabt habe, um acht Tage auf der Straße zu stehen. Und wenn ich denke, daß ich als alter Mann dazu gezwungen sein sollte — ich spreche nur für meine Person — aber ich kann mir nicht vorstellen, wo ich dann den Mut hernehmen wollte, jemandem unter die Augen zu treten.

Dühring: Mit einer solchen Oper in der Hand! — Ich tue es ja nicht für mich, ich tue es für meine Kunst.

Gerardo: Sie überschätzen die Kunst. Lassen Sie sich sagen, daß die Kunst ganz etwas anderes ist, als was man sich in der Welt darüber weiß macht!

Dühring: Sie ist mir das Höchste auf Erden!

Gerardo: Die Ansicht besteht nur bei Leuten wie Sie, die ein

Digitized by Google

Interesse daran haben, diese Ansicht zur Geltung zu bringen. — Wir Künstler sind ein Luxusartikel der Bourgeoisie, zu dessen Bezahlung man sich gegenseitig überbietet. Wenn Sie recht hätten, wie wäre dann eine Oper wie die „Walküre" möglich, die sich um Dinge dreht, deren Bloßstellung dem Publikum in tiefster Seele zuwider ist. Singe ich aber den Siegmund, dann führen die besorgtesten Mütter ihre dreizehn- und vierzehnjährigen Töchter hinein. Und ich auf der Bühne habe auch die absolute Gewißheit, daß nicht einer im Zuschauerraum mehr auf das achtet, was bei uns oben vorgeht. Wenn die Menschen darauf achteten, würden sie hinauslaufen. Das haben sie getan, so lange die Oper neu war. Jetzt haben sie sich daran gewöhnt, es zu ignorieren. Sie bemerken es so wenig, wie sie die Luft bemerken, die sie von der Bühne trennt. Das, sehen Sie, ist die Bedeutung dessen, was Sie Kunst nennen! Dem haben Sie fünfzig Jahre Ihres Lebens geopfert! Wir Künstler hingegen haben die Aufgabe, uns Abend für Abend dem zahlenden Publikum unter diesem oder jenem Vorwand zu produzieren. Das Interesse klammert sich an unser Privatleben ebenso krampfhaft, wie an unser Auftreten. Man gehört mit jedem Atemzuge dem Publikum; und weil wir uns für Geld dazu hergeben, weiß man nie, ob man uns mehr vergöttern oder mehr verachten soll. Erkundigen Sie sich, wie viele gestern im Theater waren, um mich singen zu hören, und wie viele, um mich anzugaffen, wie sie den Kaiser von China angaffen würden, wenn er morgen käme. Wissen Sie, was die künstlerischen Bedürfnisse des Publikums sind? Bravo zu rufen, Blumen und Kränze zu werfen, Unterhaltungsstoff zu haben, sich sehen zu lassen, Ah und Oh zu sagen, auch mal Pferde auszuspannen — das sind die reellen Bedürfnisse, die ich befriedige. Wenn man mich mit einer halben Million bezahlt, so setze ich dafür eine Legion von Droschkenkutschern, Schriftstellern, Putzmacherinnen, Blumenzüchtern, Bierwirten in Brot. Das Geld kommt in Umlauf. Das Blut kommt in Umlauf. Die jungen Mädchen verloben sich, die alten Jungfern verheiraten sich, die Gattinnen fallen dem Hausfreund zum Opfer, und die Großmütter bekommen eine Unmenge Stoff zum Klatschen. Unglücksfälle und Verbrechen geschehen. An der Kasse wird ein Kind totgetreten, einer Dame wird das Portemonnaie gestohlen, ein Herr im Theater wird vom Wahnsinn befallen. Dadurch verdienen die Ärzte, die Advokaten . . . — (Bekommt einen Hustenanfall) Und dabei soll ich morgen den Tristan singen! — — Ich erzähle Ihnen das nicht aus Eitelkeit, sondern um Sie von Ihrem Wahn zu heilen. Der Maßstab für die Bedeutung eines Menschen ist die Welt und nicht die innere Überzeugung, die man sich durch jahrelanges Hinbrüten aneignet. Ich habe mich auch nicht auf den Markt gestellt; man hat mich entdeckt. Es gibt keine verkannten Genies. Wir sind nun einmal nicht die Herren unseres Geschickes; der Mensch ist zum Sklaven geboren!

Dühring (der in seiner Partitur geblättert hat): Hören Sie sich bitte noch die erste Szene vom zweiten Akt an. Eine Parklandschaft, wissen Sie, wie auf dem berühmten Bild: Embarquement pour Cythère . . .

Gerardo: Aber ich sage Ihnen ja, daß ich keine Zeit habe! Und was soll ich denn aus diesen paar abgerissenen Szenen ersehen?

Dühring (langsam seine Partitur zusammenpackend): Sie beurteilen

Digitized by Google

mich doch wohl nicht ganz richtig, mein Herr. So unbekannt wie Ihnen bin ich doch der übrigen Welt nicht. Man kennt und nennt mich. Sie finden mich auch oft genug von Wagner selber in seinen Schriften erwähnt. Und, sehen Sie, wenn ich heute sterbe, werde ich morgen aufgeführt. Das ist so sicher, wie meine Musik ihren Wert behalten wird. Mein Berliner Verleger schreibt mir auch jeden Tag: Warum sterben Sie denn nun nicht endlich mal!

Gerardo: Ich kann Ihnen nur das eine sagen, daß seit Wagners Tod noch nirgends ein Bedürfnis nach neuen Opern besteht. Mit neuer Musik haben Sie von vornherein sämtliche Kunstinstitute, sämtliche Künstler und das gesamte Publikum zu Feinden. Wenn Sie an die Bühne gelangen wollen, dann schreiben Sie eine Musik, die der heutigen zum Verwechseln ähnlich sieht; kopieren Sie einfach; stehlen Sie Ihre Oper aus allen Wagnerschen Opern zusammen. Dann können Sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß Sie aufgeführt werden. Mein Bombenerfolg von gestern beweist Ihnen, daß die alte Musik noch auf Jahre hinaus vorhält. Und darin denke ich nicht anders als jeder andere Künstler, als jeder Intendant und als das gesamte zahlende Publikum: Warum soll ich mir unnötigerweise eine neue Musik einprügeln lassen, nachdem mich die alte so unmenschliche Prügel gekostet hat?!

Dühring (reicht ihm seine zitternde Hand): Ich fürchte nur, daß ich zu alt dazu bin, um noch stehlen zu lernen. Mit so was muß man als junger Mann anfangen, sonst lernt man es nie.

Gerardo: Seien Sie nicht beleidigt. — Aber — mein verehrter Herr — wenn ich Ihnen — der Gedanke, daß Sie mit dem Leben zu kämpfen haben — (Sehr rasch) Ich habe nämlich aus Zufall fünfhundert Mark zu viel bekommen ....

Dühring (der ihn groß angesehen hat, sich plötzlich zur Tür wendend): Nein, nein, ich bitte, nein. — Sprechen Sie das nicht aus. — Nein, nein, nein! Dazu bin ich nicht hergekommen. — Nein, nein! — Wissen Sie, es hat mal ein großer Weiser gesagt: — Gutmütig sind sie alle! — Nein, Herr Kammersänger — ich habe Ihnen die Oper da nicht vorspielen wollen, um eine — Erpressung zu üben. Dazu ist mir mein Kind zu lieb. — Nein, Herr Kammersänger ... (Durch die Mitte ab)

Gerardo (der ihn zur Tür geleitet): O bitte. — War mir sehr angenehm.

Die Elendenkirchweih aus „So ist das Leben"

(Hochgericht. Nacht. — Im Hintergrunde ragt der Galgen empor. Links vorn, am Fuß einer knorrigen Eiche, liegt ein riesiger Felsblock, der den Auftretenden als Podium dient. Davor flackert ein großes Reisigfeuer, um das herum die Zuschauer, Männer, Weiber und Kinder, in phantastischen Trachten lagern.)

Chorus*: Auf dem Dorf und in der Stadt
Schnarchen alle Menschen hinter dichtgeschlossnen Fenstern;

Digitized by Google

Und was Haus und Bett nicht hat,
Dreht sich unterm Hochgericht mit fröhlichen Gespenstern!
Aus der Sonne Glanz verbannt,
Finden leisen Schrittes wir des Glückes Spur im Dunkeln
Und sind Herrn im weiten Land,
Wenn vom hohen Himmel die Gestirne freundlich funkeln.

Ein Theaterbesitzer (mit Baßstimme redend, zu einem Schauspieler): Zeig mir, was du gelernt hast, mein werter junger Freund! Hic Rhodus, hic salta! Was ist dein Fach?

Der Schauspieler: Ich mache den Bajazzo, verehrter Meister.

Der Theaterbesitzer: Dann mach den Bajazzo, junger Freund. Aber mach ihn gut! Difficile est, satiram non scribere! Mein Publikum ist nur das Allerbeste gewöhnt!

Der Schauspieler: Ich werde sofort eine Probe meiner Kunst ablegen.

Der Theaterbesitzer: Wenn du Gefallen vor meinen Augen findest, junger Freund, dann hast du hundert Soldi pro Monat. Pacta exacta — boni amici! Geh, junger Freund, und lege deine Probe ab! (Der Schauspieler besteigt den Felsen. Er wird von der Menge mit Klatschen und Bravorufen begrüßt.)

Der Schauspieler (bricht zuerst in Gelächter aus; dann spricht er die nachfolgenden Verse, jeden derselben mit einer anderen Art von Gekicher begleitend): Graf Onofrio war ein Graf,
Dumm war er wie ein Schaf.
Er hatte sieben Töchter,
Die gerne verheiraten möcht er;
Es zeigte sich aber kein Freier —
Faule Eier! Faule Eier!

Die Zuschauer (haben den Vortrag mehrfach durch Zischen und Pfeifen unterbrochen. Bei den letzten Worten bewerfen sie den Schauspieler mit Erdschollen, indem sie unter schrillem Pfeifen die Worte wiederholen): Faule Eier! — Faule Eier!

Der Theaterbesitzer (den Lärm überbrüllend): Nieder mit dem Kerl! Apage! Gott der Herr hat ihn in seinem Zorn geschaffen! Alea est jacta! (Der Schauspieler verläßt den Felsen.)

Chorus: Glaub nur nicht, o Menschenbrut,
Daß in eitel Träumen unser Dasein wir verläppern!
Weißt doch nicht, wie Liebe tut,
Wenn vom lichten Galgen die Gerippe dazu scheppern!

(Der König, Prinzessin Alma und eine Kupplerin treten auf.)

Die Kupplerin: Nun, Bänkelsänger, wieviel verlangst du von mir für deinen hübschen Buben? — Höre den lieblichen Klang der Goldstücke in meiner Tasche!

Der König: Soeben hat ihn mir hier schon ein Kunstreiter abkaufen wollen. Laßt mir doch nur meinen Buben in Frieden! Deshalb komme ich nicht hierher auf die Elendenkirchweih. Was kannst du denn überhaupt mit dem Buben wollen!

Die Kupplerin: Halt mich doch nicht für so dumm, Bänkelsänger, daß ich dem Buben nicht ansehen sollte, daß er ein Mädel ist! Das süße Kind bekommt in mir eine Mutter, wie sie sie liebevoller nirgends in der

Digitized by Google

weiten Welt findet. (Zu Alma) Zier dich nicht so, mein hübsches Täubchen! Ich fresse dich nicht! Wenn man so ebenmäßig gewachsen ist wie du und ein rundes rosiges Gesicht mit so frischen Kirschenlippen und so dunklen Glutaugen hat, dann schläft man unter seidenen Decken statt auf freiem Feld. Die Laute zu schlagen brauchst du bei mir nicht. Nur lieb sein! Was kann sich das muntre junge Blut Schöneres wünschen! Du findest Minister und Barone bei mir; brauchst nur zu wählen. Hast du dich schon einmal von einem richtigen Baron küssen lassen? Das schmeckt besser als eines Landstreichers Bartstoppeln! — Schau her, Bänkelsänger! Hier sind zwei unbeschnittene Dukaten! Das Mädel gehört mir! Abgemacht!

Der König: Häng dich an den Galgen mit deinem Geld! — (Zu Alma) Das alberne Weib sieht dich in seiner Dummheit wirklich für ein verkleidetes Mädel an! Warum bist du es nicht! Wärst du jetzt ein Mädel, du hättest die beste Gelegenheit, dir den struppigen Bänkelsänger vom Halse zu schaffen! Schlimmeres gibt es nun doch einmal nicht, als den Hut hinhalten und Pfennige auffangen! Hast du nicht vielleicht schon Pfennige aufgenommen, die uns die mitleidigen Pflegetöchter dieser würdigen Dame herabwarfen?! Dabei haben sie immer noch Aussicht, der erhabenen bürgerlichen Gesellschaft wieder als vollwertig aufgenötigt zu werden. Der Stern leuchtet über unseren Wegen nicht!

Die Kupplerin (zu Alma): Laß dir, mein Herzblatt, um Gottes willen von dem Strolch den Kopf nicht heiß machen! Du glaubst nicht, wie wonnig mein Haus ist! Den ganzen Tag verbringst du mit einer Schar der munterſten Gespielinnen. Wenn dich der Bänkelsänger mir nicht verkauft, dann laß ihn hinter uns herjammern. Fürchte dich nicht vor ihm! Du bist unter meiner Obhut so sicher, als wenn dich ein ganzes Kriegsheer begleitete!

Alma (sich aus den Armen der Kupplerin freimachend): Ich werde mit ihm reden. (Geht an ihr vorüber zum König, mit zitternder Stimme) Ihr wißt doch noch, mein Vater, weshalb wir auf die Elendenkirchweih kamen!

Der König: Ich weiß es, mein Kind. (Er besteigt den Felsen. Von den Zuschauern wird er mit trockenem Husten empfangen. Darauf spricht er mit klarem Ton, aber innerlich bewegt)

Ich bin der Herrscher hier in diesem Land,
Von Gott ernannt, von niemand anerkannt!
Und wenn ich's schriee, daß die Felsen dröhnen,
Daß ich in diesem Lande Herrscher bin,
Der Vögel Zwitschern würde mich verhöhnen! —
Wozu gereicht mein königlicher Sinn?
Daß ausgehungert ich mit gierigen Zähnen
Aufschnappe, wie zur Winterszeit das Tier. —
Doch nicht, um meiner Leiden zu erwähnen,
Red ich, mein Volk, mit dir!

Die Zuschauer (brechen in schallendes Gelächter aus, klatschen stürmisch in die Hände und rufen begeistert): Da capo! Da capo!

Der König (angstvoll und beklommen): Geehrte Zuhörer! Mein Fach auf der Bühne ist die große ernste Tragödie!

Die Zuschauer (laut auflachend): Bravo! Bravo!

Digitized by Google

Der König (mit Anstrengung aller Seelenkraft): Was ich euch soeben vortrug, ist mir das Teuerste, das Heiligste, was ich bis jetzt in den Tiefen meiner Seele verschlossen hielt!

Die Zuschauer (erheben einen neuen Beifallssturm, aus dem man deutlich die Worte heraushört): Ein großartiger Komiker! — Ein unbezahlbarer Charakterkomiker!

Der Theaterbesitzer (hat, um besser sehen zu können, im Rücken der Menge einen Feldstein erstiegen): Sprich deinen Monolog zu Ende, mein teurer junger Freund! Oder beherbergt dein armes Hirn nur diese paar Brocken? — Si tacuisses, philosophus mansisses!

Der König: Wohlan denn! Dann aber bitte ich euch inbrünstig, meine lieben Zuhörer, bringt meinen Worten die ernste Würdigung entgegen, die ihnen gebührt! Wie sollte es mir gelingen, eure Herzen zu rühren, wenn ihr den Klagen, die aus meinem Munde kommen, keinen Glauben schenkt!

Die Zuschauer (lachen und klatschen begeistert in die Hände): Welch eine Stellung er dabei einnimmt! — Und sein drolliges Mienenspiel! — Weiter in deiner Posse!

Der Theaterbesitzer (zischend): Kinder, Kinder! Nichts ist für den Mimen verderblicher als der Beifall! Zwingt ihr ihn sich zu überbieten, dann ist der arme Schlucker nur noch auf niederträchtigen Schmieren zu verwenden! Odi profanum vulgus et arceo! (Zum König) Sprich weiter, mein Sohn! Mir scheint, deine Parodien würden mein erlauchtes Publikum erheitern können!

Der König (indem er mit allen Mitteln den Ernst seiner Rede hervorzuheben sucht): Ich bin der Herrscher! — In die Knie mit euch!

Was soll das ungebärdig tolle Lachen! —
Durch meine Schuld zwar weiß in meinem Reich
Kein Mensch von mir. Es schlafen meine Wachen;
Mein tapfres Kriegsheer steht in fremdem Sold,
Es fehlt die höchste irdische Macht, das Gold! —
Doch hat ein echter König je gelebt,
Um Talerstück an Talerstück zu reihen?
Dies Amt vertraut er gnädig dem Lakaien!
Der Heller, dran der Schmutz der Menge klebt,
Ward nicht geprägt, daß er die schneeigen Hände
Der Majestät von Gottes Gnaden schände!

Die Zuschauer (in wildes Gelächter ausbrechend): Da capo! — Bravo! — Da capo!

Der Theaterbesitzer: Dieser Mensch ist ein glänzender Satiriker! Ein zweiter Juvenal!

Der König (wie oben):

Ich bin der Herrscher! — Wer das hier nicht glaubt,
Der trete vor! Er mag mich drauf erproben!
Sonst liebt ich's nicht, mein eignes Ich zu loben;
Doch hat die Welt mir diesen Stolz geraubt. —
Wer einen Degen führt, dem will ich weisen,
Wie er mit Anmut das gespitzte Eisen
Mild lächelnd senkt in seines Gegners Brust,
Auf daß der Zweikampf, statt mit Angst und Grauen,

Digitized by Google

Als muntrer Elfenreigen iſt zu ſchauen,
Und jenem auch der Tod noch ſüße Luſt! — —
Ich bin der Herrſcher! — Aus der Berberherde
Bringt mir das biſſigſte der Wüſtenpferde!
Ich leg ihm Zügel nicht noch Sattel an;
Spürt es nur meine Ferſen in den Weichen,
Wird's unter mir in ſpanſcher Gangart keuchen
Und iſt fortan dem Reiter untertan! —
Ich bin der Herrſcher! — Laß zum Feſt euch laden!
Die Welt bleibt fern mit ihrer garſtgen Qual;
Die Abendſonne leuchtet uns zum Mahl,
Geſang ertönt aus luftigen Arkaden;
Der Gaſt bringt hoffnungsfroh ins düſtre Grün,
Wo neben traulich plätſchernden Kaskaden
Ihn Nymphen koſend zu ſich niederziehn. —
Ich bin der König! Schafft ein Mädchen her!
Doch ſei es wie der Morgenreif ſo keuſch!
Ich weck ihr nicht der Unſchuld Wehgekreiſch;
Als Bettler komm ich, meine Taſchen leer;
Sechs Schritt bleib ich ihr fern; vor Satansſchlichen
Sei ſie gewarnt — und eh ein Stern verblichen,
Erlag in ihr die Seele ſchon dem Fleiſch! —
Bringt mir die treuſten aller treuen Frauen!
Sie zweifeln bang, ob Grauen, ob Vertrauen
Mehr Kuppler ſind zu ſündigem Genuß;
Und zweifelnd bieten ſie ſich mir zum Kuß! — —
Ich bin der König! — Wo war je ſo ſchmal
Ein Kind an Händ und Füßen in den Knöcheln:
Verächtlich ſeh ich euch, ihr Hörer, lächeln:
Die Füße tänzeln und die Hände fächeln;
Was oben ſich im Schädel birgt, iſt ſchal!
Sei's drum! Das ſchlankſte Mädchen hier mag wagen,
In luftgem Tanz den Sieg davonzutragen!
Nie zuckte ſie zu blutgem Kampf den Stahl,
Und ihre Knöchel ſind wie meine ſchmal . . .
(Da ſich niemand meldet, zu Alma)
Reich mir eine Fackel, mein Kind!

Alma (reißt einen hellodernden Zweig aus dem Reiſigfeuer und reicht ihn dem König hinauf. Darauf ſpielt ſie, am Fuße des Felſens ſtehend, eine getragene Tanzmelodie auf ihrer Laute).

Der König (tanzt mit Anmut und Vornehmheit einige Schritte aus einem höfiſchen Fackeltanz, worauf er den brennenden Zweig ins Feuer zurückſchleudert).

Die Zuſchauer (erheben ein langanhaltendes Beifallsgetöſe).

Der Schauſpieler (ſich unter den Zuſchauern erhebend, in parodiſtiſchem Ton): Ich bin der König hier in dieſem Reich . . .

Die Zuſchauer: Nieder mit dem Barbiergeſellen! Er hat kein Herzblut! Schlagt ihn zu Boden!

Der Theaterbeſitzer: Quod licet Jovi, non licet bovi! — (Zum König, der den Felſen verlaſſen hat) Ich nehme dich als Tanzmeiſter und

Digitized by Google

als Charakterkomiker in Dienst und biete dir hundert Soldi pro Monat!

Ein anderer Theaterbesitzer (spricht in Fistelstimme): Hundert Soldi, hihihi? Hundert Soldi will dir der Schaute geben? — Ich schmeiße dir hundertundfünfzig ins Gesicht, du Schuft! Was sagst du, hihihi? — Willst du nun oder willst du nicht?!

Der König (zum ersten Theaterbesitzer): Glaubt Ihr denn nicht, verehrter Meister, daß ich mich besser zum Tragöden als zum Komiker eigne?

Der erste Theaterbesitzer: Zum Tragöden fehlt dir jede Spur von Begabung; als Charakterkomiker hingegen kann es dir überhaupt nicht mehr schlecht ergehen in dieser Welt. Glaub mir, mein teurer Freund, ich kenne die Könige. Ich habe schon mit zwei Königen auf einmal zu Mittag gespeist! Dein Königsmonolog ist die Karikatur eines wirklichen Königs und muß als solche gewürdigt werden.

Der zweite Theaterbesitzer: Laß dich von dem Pferdehändler nicht anpfeffern, du Schuft! Was versteht der vom Komödienspiel! Ich habe meinen Beruf an den Universitäten von Rom und Bologna studiert. Wie ist es mit zweihundert Soldi, hi hi hi?

Der erste Theaterbesitzer (dem König auf die Schulter klopfend): Ich gebe dir dreihundert Soldi, mein teurer junger Freund!

Der zweite Theaterbesitzer: Ich gebe dir vierhundert Soldi, du dreckiger Schuft, hi hi hi!

Der erste Theaterbesitzer (gibt ihm seinen Geldbeutel): Hier hast du meine Börse! Steck sie ein und behalte sie als Andenken an mich!

Der König (den Beutel einsteckend): Würdet Ihr denn auch meinen Buben in Euren Dienst nehmen?

Der erste Theaterbesitzer: Deinen Buben? Was hat er gelernt?

Alma: Ich mache den Hanswurst, verehrter Meister.

Der erste Theaterbesitzer: Gleich laß ihn mich sehen, deinen Hanswurst!

Alma (steigt auf den Felsen und spricht in frischem, munteren Ton):

Seltsam sind des Glückes Launen,
Wie kein Hirn sie noch ersann,
Daß ich meist vor lauter Staunen
Lachen nicht noch weinen kann!

Aber freilich steht auf festen
Füßen ja der Himmel kaum,
Drum schlägt auch der Mensch am besten
Täglich seinen Purzelbaum.

Wem die Beine noch geschmeidig,
Noch die Arme biegsam sind,
Den macht Unheil auch so freudig,
Daß er's innig liebgewinnt!

Die Zuschauer (spenden Beifall).

Der erste Theaterbesitzer: Dieses Hühnchen nehme ich als jugendlichen Hanswurst in Dienst. — Wir wandern diese Nacht noch per pedes Apostulorum nach Siena, wo meine Gesellschaft Trauerspiele, Lust-

Digitized by Google

spiele und Tragikomödien zur Aufführung bringt. Von dort geht es nach Modena, nach Perugia . . .

Der König: Eh wir nach Perugia kommen, müßt Ihr meinen Kontrakt lösen, da ich auf Lebenszeit aus der Stadt verwiesen bin.

Der erste Theaterbesitzer: Unter welchem Namen passierte dir das, mein junger Freund?

Der König: Ich heiße Ludovicus.

Der erste Theaterbesitzer: Ich nenne dich Epaminondas Alexandrion! Diesen Namen trug ein bewundernswürdiger Charakterkomiker, der vor kurzem mit meiner Frau durchgebrannt ist. Nomen est omen! — Kommt, meine Kinder! — (Mit dem König und Alma ab)

Chorus: Sonne bald den Berg erklimmt,
Uns bis übers Jahr in alle Winde zu verschlagen,
Die vom Schicksal wir bestimmt,
Unerreichte Truggebilde krampfhaft zu erjagen!

Rundschau

Allgemeineres

Wo unterrichtet man sich über die modern-religiöse Bewegung?

Die modern-religiöse Bewegung, wenn man von einer solchen sprechen kann (und ich glaube, man kann es ohne allzu satirischen Beigeschmack), hat mit dem kirchlichen Wesen wenig zu tun.

Wir haben das hier in keiner Weise zu beurteilen. Denn wenn es auch wahr ist, daß das eigentliche „Volk" seine Religion wesentlich in der engsten Auseinandersetzung mit der Kirche erlebt, so meinen doch einige, daß man erst einmal von der historischen Religion ganz los sein müsse, um zu selbständiger Religion zu kommen. Und es gehört nicht hierher, zu einer solchen Ansicht Stellung zu nehmen.

Wir wollen lediglich diejenigen literarisch beraten, welche — sei es für sich selbst, sei es für die öffentliche Auseinandersetzung — der historischen Religion nicht entraten mögen.

Die beste ständige Orientierung von diesem Gesichtspunkt aus bietet die Zeitschrift „Christliche Welt" (Marburg, 2.50 Mk. vierteljährlich). Man darf aus dem Titel keine irrigen Schlüsse ziehn, auch nicht aus dem Umstand, daß sie nach einer Gewohnheit der kirchlichen Blätter jede ihrer Nummern mit einer religiösen Betrachtung beginnt. Diese Zeitschrift ist mit großer Unbefangenheit redigiert und mit vielem Verständnis auch für unkirchliche Religion und für die verschiedenen Parteien und Richtungen innerhalb der kirchlichen mit Einschluß des Katholizismus. Dazu ist sie erstaunlich reichhaltig und durchgängig gut, zum Teil glänzend geschrieben, fast immer großzügig und sachlich in Urteil und Ausdruck.

Von der „Christlichen Welt" abgezweigt und von daher mit ihrem etwas schwerfälligen Titel bepackt, ist die „Chronik der Christlichen Welt" unser vornehmlichstes kirchliches Nachrichtenblatt geworden. Sie ist naturgemäß auf ein engeres Publikum angewiesen. Ihre trefflichen Vierteljahrsübersichten über die wichtigsten Vorgänge oder Entwicklungen in beiden Kirchen verdienten weiter bekannt zu sein.

Digitized by Google

Ebenfalls an einen begrenzten, aber anders zusammengesetzten Leserkreis wendet sich das dritte weitergreifende Organ derselben Richtung (der sogenannten „modernen Theologie"), die „Theologische Rundschau". Sie ist ein spezifisch wissenschaftlich-literarisches Unternehmen, sehr geschickt eingerichtet und geleitet. Sie unterrichtet nämlich über das Gesamtgebiet der theologischen Literatur in sachlich geordneten zusammenfassenden Übersichten, welche die einzelnen Bücher nicht nur zensurieren, sondern vor allem inhaltlich charakterisieren sollen, besonders in bezug auf Neues, das sie etwa bringen.

Zu diesen fortlaufend erscheinenden Hilfsmitteln für die Informierung auf religiösem Gebiet tritt neuerdings eine Art Konversationslexikon für Religiöses, das, von tüchtigen Fachgelehrten geschrieben, sich doch der eigentlichen Fachgelehrsamkeit so weit entschlagen soll, daß es für gebildete Laien ohne weiteres verständlich und interessant ist: „Die Religion in Geschichte und Gegenwart"*. Soweit die bisher erschienenen Hefte — und es sind bereits sechs heraus — ein Urteil erlauben, ist dieser Zweck mit Ausnahme einiger Artikel über Themen der Dogmatik und Ethik, die spitzfindig berühren, über Erwarten erreicht. Es ist eine Lust, auch abgesehen von spezifischen Orientierungsabsichten, in diesen Heften zu lesen.

Hierher gehören auch die vier Bände der bei Teubner erschienenen „Kultur der Gegenwart", welche die Religionen behandeln. Wir warten noch den Band über die europäischen Religionen des Altertums ab, ehe wir auf sie zurückkommen.

Alle diese Unternehmungen beginnen neuerdings in größerem Umfange auch die außerdeutschen, besonders die englisch-amerikanischen Zustände, Verhältnisse, Erscheinungen, sowie die fremden Religionsgebiete in ihre Beobachtung einzubeziehen. In dieser Hinsicht kann nicht leicht zuviel getan werden. Wir sind, scheint es, in der Entwicklung an einem Punkt angelangt, wo die Austerschalen noch sehr viel weiter aufgemacht werden können.

Es ist deutlich, daß zum mindesten eine Lagenverschiebung in den religiösen Anschauungen der Menschen bevorsteht. Alte fest eingerostete Teile bewegen sich kreischend vom Platz, vieles gerät in Fluß, das man für endgültig festgeworden hielt. An manchen Stellen brodeln die Elemente religiösen Gefühls unruhig durcheinander. Es scheint irgendein neuer Schwerpunkt der religiösen Anschauung in der Bildung begriffen. Die Elemente gehen neue Verbindungen ein; manche, die stets vorhanden, aber kaum bemerkt waren, erhalten einen allerhöchsten Nachdruck, andere schrumpfen bis zur Unsichtbarkeit zusammen. Man legt noch Wert darauf, sie mit aufzuführen, ja umständlich zu verteidigen; aber man läßt deutlich genug bemerken, daß man sich dabei nicht recht wohl fühlt.

Unter solchen Umständen nun, indem die religiösen Momente sich neu formieren, erscheint es als wichtig, daß die Auswahl nicht willkürlich (selbst nicht historisch) beschränkt sei.

Die abendländische Kultur hat von Anfang her kräftige und wert-

* Wie die „Chronik" und die „Theologische Rundschau" bei Mohr in Tübingen erscheinend

Digitized by Google

volle Einflüsse von der der Inder erfahren, meist unbewußte. Unsre Volksunterhaltungsliteratur, Märchen, Volksbücher, Anekdoten haben sehr starke Anregungen von dort her empfangen. Nicht zuletzt unser Religionentum. Einer der einflußreichsten mittelalterlichen Erbauungsromane, der von Barlaam und Josaphat, ist direkt buddhistischen Ursprungs. Und die Anschauung, daß die Vorgeschichte des Christentums, zumal der so wichtigen mönchischen und aszetischen Ideale, dazu vielleicht auch der mystischen Stimmungen, eher dorthin als ins alte Israel zeigt, läßt sich auch nicht kurzerhand abweisen.

Auf jeden Fall sind die Einflüsse seit Schopenhauer unmeßbar stark geworden. Man soll sie möglichst aus den Quellen oder doch unbefangenen Wiedergaben statt aus Streitschriften zu genießen suchen. Bei Piper in München ist ein erster Band Reden Buddhas erschienen, sehr gut übersetzt, mit unangenehmen Anmerkungen. Wer sich dem monotonen Wellenschlag dieser unendlich sich wiederholenden Auslassungen zu überliefern die Geduld hat, wird zuletzt auch hinter den eigentümlichen Wert kommen.

In anderer Richtung hat der englische und amerikanische Protestantismus sich so eigentümlich und von dem unsrigen verschieden entwickelt, daß man auch nach dieser Seite hin besser tut, aufzumerken und zu verstehen als dumm zu spotten, was besonders in Hinsicht auf das amerikanische Christentum ein Hauptsport unsrer Zeitungen geworden ist. Wir fühlen uns so überlegen, wenn wir diese Räubergeschichten anhören, die uns über das Treiben der Sektenkirchen vorgesetzt werden. Und der liberale Bürger bemerkt gar nicht, wie sehr er seine eigene Lieblingsthese verdächtigt, indem er diese Kuriositäten mit der eigentlichen Sache verwechselt, während sie doch nur die selbstverständliche Nebenfolge der Freigabe des religiösen Gemeinschaftslebens an den schrankenlosen Wettbewerb sind. Man könnte lieber die Energie, die Opferfreudigkeit, die Selbständigkeit, die Entfaltungsfreiheit dieses Religionentums bewundern.

Vor allem aber zweierlei, worin die Angelsachsen unsre unbedingten Meister sind. Für sie hat die Religion aufgehört, eine institutionsmäßig festgeschraubte Merkwürdigkeit zu sein. Sie ist ein Stück Leben geworden. Und das Studium richtet sich nicht sowohl darauf, die Äußerungen ihres Selbstbewußtseins als eine letzte und allgemeinste Philosophie verständlich zu machen, als vielmehr darauf, sie im Zusammenhang einerseits mit der ganzen Weltentwicklung zu begreifen, andrerseits ihre Eigenart psychologisch zu ergründen.

Ein Buch, wie des Amerikaners James „Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit“ (deutsch von Wobbermin, Leipzig, Hinrichs) tut keinen Schritt vorwärts, ohne sich auf kritisch ausgesonderte wirkliche subjektive Bekenntnisse zu stützen. Man bekommt wirklich einen Eindruck davon, worum es sich tatsächlich, das heißt psychologisch in der Religion handelt. Und die etwa möglichen Schlußfolgerungen aus dem psychologischen Tatbestand werden mit Vorsicht und Zurückhaltung angedeutet. Besonders angenehm berührt es, daß jenes dumme Lachen über auffällige Erscheinungen auf religiösem Gebiet hier restlos einem würdigen und eindringlichen Zuverstehensuchen ge-

Digitized by Google

wichen ist. Selbst über den religiösen Optimismus der Gesundbeter gibt der Verfasser ruhige und wohlbegründete Belehrung, ohne sich irgend zu ereifern. Bonus

Vom Ungen usw.

Ein Künstler, dessen Hand eigenartig formt, ist selten geworden, über „eigenartige Formgebung“ wundert sich hingegen kein Leser mehr. Ein kranker Monarch beleidigt den Modernen, die Erkrankung des Monarchen läßt er sich schon eher gefallen, denn es „findet“ eine „fortschreitende Differenzierung“ unseres Empfindens „statt“. Kein Jüngling verzehrt sich mehr in verhimmelnder Liebe, heimliche „Verzehrungen der Leidenschaft“ ergreifen ihn. Süchte (die ganz besonders), Erkennungen, Zerbrechungen, Verlorenheiten, Versenkungen, Versunkenheiten werden erfunden, um jene Differenzierung des Empfindens „sprachlich auszutönen“. Daß eine Anschauung schwer vorzustellen ist, drückt man aus, indem man ihre Vorstellbarkeit bemängelt. Halt, wenn der Zug kommt!, Achtung, Eisenbahn! das klänge zu simpel. „Halt, wenn das Läutewerk der Lokomotive ertönt oder die Annäherung des Zuges anderweitig erkennbar wird“, — dieser Satz ist von der Warnungstafel einer Kleinbahn wörtlich abgeschrieben. Eine Trambahn fährt ja auch nicht mehr, seit man laut Warnung nicht abspringen darf, so lange sie sich „in Bewegung befindet“. Darf ich mich an der Substantivbildnerei beteiligen, so schlage ich neben Heitung und Keitung vor allem das Wort „Ungung“ vor als Unterabteilungen der Substantivbildung „nach dem Gesichtspunkt“ der Endsilbe.

Merkwürdig ist, daß die wortbildnerische Tätigkeit sich gerade auf das Substantivum verlegt hat in einer Zeit, wo allgemein die sprachliche Kraft der verbalen Konstruktion so laut betont wurde. Es wird in der Tat kaum bestritten, daß eine wohlgefügte Satzbildung stilistisch wichtiger ist, als das Suchen nach neuen substantivischen Gebilden. Und die vox propria der Alten gilt nach wie vor als ein Kennzeichen guter Schreibweise. Wie kommt es, daß trotzdem allerorten neue Substantiva auftauchen? Ich sprach oben von der „Differenziertheit des Empfindens“, die es „auszutönen“ gälte. Und ich glaube wirklich, daß sehr viele dieser „Neutönungen“ aus der Sucht nach neuen Gefühlswerten in der Sprache entstanden sind. Es hat zweifellos zunächst den Reiz des Eigenartigen, zu sagen: Süchte dehnten sich in dem jungen Leib, wo man früher sich damit begnügt hätte, gewisse Triebe anzudeuten. Aber ich glaube, daß durch diesen Vorzug die Nachteile einer großen Zahl moderner Substantiva nicht aufgewogen werden. Der Reiz der Originalität wird allzu leicht zum Gefühl der Originalitätshascherei; da kein wirklich neuer Gefühlston, sondern nur die Nuance der Nuance entsteht, so kommt leicht der Verdacht auf, die Kraft des Autors reiche nicht aus, ein starkes Fühlen auszudrücken, so daß er sich mit dem Nuancenreiz zu helfen suchte. Man kann ferner der allzu häufigen Anwendung von Substantiven den Vorwurf machen, daß sie unpersönlich wirkt und daß sie auf Kosten der Deutlichkeit geschieht. Weniger persönlich wirkt sie, weil Stil und Persönlichkeit in unleugbar enger Weise verknüpft sind; nimmt also der „Verbalismus“ ab, der Substantivismus zu, mit anderen Worten, wird der Stil abstrakter, so wird die Aus-

Digitized by Google

druckweise unpersönlicher. Undeutlicher wirkt die substantivische Konstruktion, weil sie meist stärker als die verbale die der Sprache zugrunde liegenden Vorstellungsprozesse abkürzt. „Mit steigender Kultur, unter günstigen Lebensbedingungen und in freieren sozialen Zuständen beginnt der einzelne sich nach Eigenart zu entfalten .... (vielleicht), weil die Anpassung an die Bedingungen der sexuellen Auswahl, — —, sich mit den Bedingungen selbst ändert." Man vergegenwärtige sich den Umfang des psychologischen Abkürzungsprozesses, welcher allein einen solchen Satz zustande kommen läßt. Beinahe kann man sagen: soviel Substantive, soviel eigene Denkprozesse.

Nun läßt sich kaum leugnen, daß sowohl die Unpersönlichkeit, wie die Undeutlichkeit (oder wenigstens die abgekürzte Redeweise) zuweilen höchst erwünscht sind. Es ist unpersönlicher und dadurch höflicher, zu sagen: „eine Bestätigung Ihrer Meldung bleibt abzuwarten", als: „wir trauen Ihnen nicht". Man darf freilich nicht übersehen, daß die Flucht vor dem persönlichen Ausdruck nicht notwendig, wenn auch neuerdings gewohnheitsmäßig zur Substantivbildung treibt, — man konnte ja ebenso sagen: „man muß abwarten, ob sich Ihre Meldung bestätigt", und auch dies wäre schon ein wenig höflicher als die ganz unverblümte Kundgebung des Mißtrauens.

Über die ästhetischen oder gesellschaftlichen Werte einer undeutlichen Ausdrucksweise wird es der Beispiele nicht bedürfen. Und daß es unter Umständen geradezu geboten ist, in substantivischen Abkürzungen zu schreiben, weiß jeder Logiker, Jurist, Redner oder Wissenschaftler überhaupt. Es ist aber bemerkenswert, daß die Neubildung ungeschickter Substantive zumeist nicht von diesen ausgeht. Bureaukratie, Kaufmannschaft und Nuancenneutöner scheinen mir die Hauptbeteiligten zu sein. Und besonders gegen die „Süchte, Dränge und Zwänge" der letzten scheint mir eine Mahnung, Sätze nicht Worte zu bilden, am Platze. Ein berechtigter Substantivismus darf nicht zur „Substantivitis" werden, nur damit die deutsche Sprache um ein paar Gefühlstönchen bereichert wird, die im großen Meer starker Gefühle doch nur ein bald verebbtes Wellchen bilden. J. E. A.

Von Peter Altenberg

„Ich hoffe" — so schreibt Peter Altenberg einmal, mit Beziehung auf eine unmenschliche Grausamkeit, in seinem neuen Buch „Märchen des Lebens"* — „ich hoffe, daß diejenigen mit dem Worte der letzten Verzweiflungen mich ablösen werden, die nicht, wie ich, das Joch eines Poseurs oder eines Irrsinnigen tragen." In diesem Satz steckt beinah der ganze Mensch und ein bißchen bereits vom Künstler Peter Altenberg. Mehr von diesem verrät, in demselben Band, die kleine Sache:

Dichter

Jemand schrieb über mich: „Und wenn man wirklich noch daran zweifeln könnte, daß man es hier mit einem gottbegnadeten Dichter zu tun hat, so lese man nur die kleine Geschichte von dem siebenjährigen Kind!"

Aber gerade diese Geschichte hat mir die Mutter dieses Mäderls wörtlich mitgeteilt.

„Aber diese einfache Sache für wert zu halten, sie den anderen mitzuteilen, mein Herr?"

„Jawohl, das heißt ein Dichter sein!"

* Berlin, Verlag S. Fischer

Digitized by Google

Aus beiden Proben zusammen geht hervor: daß Altenberg ein Aufzeichner von kleinen Zügen des Lebens ist; daß ihm schmerzvollstes Mitleid mit fremder Pein äußert; daß ihm (mindestens) der Ton der Ehrlichkeit zur Verfügung steht; daß er sein Dichtertum noch zu verteidigen hat; daß sein Stil sehr subjektiv und gelegentlich maniriert ist; am Ende auch ein stilistischer Einzelzug wie das Sperren betonter Wörter, ebenfalls eine Kundgebung des subjektiven, privatbriefähnlichen Tons.

Das ganze Buch bestätigt diese Eindrücke, ergänzt sie auch, kann jedoch nach einer Richtung hin nicht als vollgültiges Zeugnis für seines Verfassers Wesen angesehen werden. Schon vor mehr als zwölf Jahren, in seinem ersten Sammelband: „Wie ich es sehe", ward ein solches Zeugnis abgelegt. Peter Altenberg hat am 9. März sein fünftes Jahrzehnt vollendet; es ist begreiflich, daß diese neuen „Märchen des Lebens" nicht mehr die volle Frische und Stimmungswärme des — späten — Erstlingsbuches ausatmen, das uns Anno 96 als etwas wirklich Neues fesselte und größtenteils uns entzückte.

Wer diese auf alle Fälle merkwürdige Persönlichkeit noch nicht kennt, wird daher gut tun, zuerst „Wie ich es sehe" zu lesen. Wer das bereits getan und nach mehr Altenberg Verlangen hat, darf von den paar späteren Veröffentlichungen nichts Überraschendes erwarten und muß bei den „Märchen des Lebens" auf verringerten Schmelz, auf verminderte Unbefangenheit und vermehrte Didaktik (wie das vorletzte Buch „Prodromos" sie unvermischt brachte) gefaßt sein. Lesenswertes gibt es aber auch in dem jüngsten Werk genug. Überall bleibt der Mann seiner ursprünglichen Weise dauernd treu. Sie hat nur wenige Töne, im Grund nur eine einzige Tonfolge von geringem Umfang; dafür aber ist sie ganz sein eigen.

Die Peter-Altenberg-Weise beruht auf tunlichst unpersönlicher, einschmiegsamer Hingebung an Alltags-Unterstimmungen, verbunden mit tunlichst persönlicher Unmittelbarkeit im Ausdruck. Sie sucht im Gewöhnlichen die verborgenen Schönheiten, die Schönheitchen, die von den andern nicht gesehen oder (seltener) verschmäht werden, weil sich aus ihnen „nicht viel machen läßt"; weil sie unter den Händen des Bearbeitenden, der eine größere Dichtung zu schaffen hat, sich verflüchtigen würden. Altenberg „macht" auch nicht viel aus den Ergebnissen seiner Einfühlung; im Gegenteil, seine Stärke ist es gerade, die zarten erhaschten Lebensdinge so unverwischt und unvermischt wie möglich aus der Wirklichkeit ins Schrifttum zu bergen.

So gibt er malerische Übergangsreize der Landschaft wieder; wenig beachtete und doch stimmungsgewichtige Klänge, Anblicke, Düfte; vertrauliche Äußerungen des menschlichen Zusammenlebens, besonders gern aus den dämmerigen Niederungen sehr unterschiedlicher Art: aus der Welt der Kinder und Halbwüchsigen einerseits, aus dem Empfindungsbereich triebhafter Frauennaturen anderseits, und hierin nicht selten mit einer recht geschmacklosen Vertraulichkeit gegenüber dem Dirnentum. Aber überall wirkt am Grunde als treibende Kraft eine echte Andacht vor jeder Erscheinungsform der Schöpfung, ein liebkosender Fanatismus für alles Vernachlässigte, Verkannte, Schutz-

Digitized by Google

lose, Gepeinigte im Reich des Natürlichen. Neuerdings tritt eine kulturell-hygienische Absicht vielfach offen in den Vordergrund.

Auch diese bescheidene Sonderkunst ist natürlich nicht funkelnagelneu aus dem Nichts entsprungen. Sie ist nicht denkbar ohne das Vorangehen all dessen, was zur Hervorbringung und Offenbarung der modernen Weltanschauung notwendig war; ohne den Sieg der Naturwissenschaft, Nietzsches, der neueren Dichtung und Malerei. Sie bedeutet schließlich nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine dichterische Ergänzung der modernen Raumkunst.

Der Sonderreiz dieser Kunstform ist mit einem Mangel erkauft, der groß genug scheint, ihr die Aussicht auf ein langes Leben zu verschließen. Größtenteils ist sie einfach auf den Reiz des Unvollendeten gebaut, bringt Studien und Skizzen statt gereift-gerundeter Bilder. Das wird wohl echt österreichisch sein: so viel Talent, so lebhafter Geist, aber um Gottes willen keine Sammlung, keine Gestaltung — vielmehr die Zersplitterung selbst zum Prinzip erhoben! Schade: wie könnte man eine so intime Dichtung liebhaben, wenn sie nicht in einer gern übertreibenden und sentimental zerfließenden Manier Ersatz gesucht hätte für den gestaltenden Stil!

Und doch wieder: wenn Peter Altenberg nun wirklich die Stimmungsmotive und -motivchen gesichert und die unverarbeitet dazwischengestreuten Novellenstoffe zu fertigen Kunstwerken durchgebildet hätte, es wäre uns damit wenig gewonnen. Durchschnittstüchtige Novellisten haben wir am Ende genug. Aber feinempfindliche Zeitgenossen, die — freiwillig oder nicht — auf „ewige“ Wirkung von vornherein verzichten, mit Zärtlichkeit dem Augenblick seine ästhetischen Geheimnisse ablauschen, um sie mit unverlorener Wärme uns anzuvertrauen, solche Leute sind selten. Man soll die Feste feiern, wie sie fallen, und die Dichter nehmen, wie sie kommen — selbst wenn sie ohne Gebrauchsfähigkeit der rechten Hand geboren sein sollten. W. Rath

Berliner Theater

Eine in den Kammerspielen des Deutschen Theaters mit süßsauerm Beifall aufgeführte Komödie Ernst von Wolzogens hat uns zur rechten Zeit daran erinnert, daß auch der Satiriker vor allen artistischen Gaben eine Gemütsgabe braucht, die ihrer nicht spotten läßt. Gutzkow nennt sie einmal den „Verstand des Herzens“, im gesellschaftlichen Leben heißen wir sie schlechtweg Takt. Es ist jenes sichere Unterscheidungsvermögen, das genau weiß, wo die Lächerlichkeit aufhört und der bittere Ernst beginnt, jenes feine Gefühl für das „Bis hierher und nicht weiter“, das instinktiv auch in der tollsten Ausgelassenheit noch die zarte Linie zu respektieren weiß, die oft messerscharf zwischen Humor und Frivolität hinläuft. Wolzogen nimmt sich in dieser Komödie den „Unverstandenen Mann“ aufs Korn, dies Jammergebilde unsrer Zeit, das sich vor allem Ja und Muß und Will des Lebens hinter seine Nerven verkriecht und sein sybaritisches Nichtstun mit geschwollenen Weltanschauungsphrasen bemäntelt. Wer möchte nicht dabei sein, diesen Popanz durchgebleut dem befreienden Gelächter preiszugeben? Der erste Akt bleibt einigermaßen im Bilde. Dieser Dichter Hans Hieronymus Hugenbach, der mit Weib und

Digitized by Google

Kind schon zwanzig Jahre aus der Tasche seines Schwiegervaters lebt, immer auf den Wechsel seiner kommenden Werke hin, der ständig die Worte Ethik, Freiheit, Schönheit, Mannes- und Künstlerstolz auf den Lippen führt und sich hinter dem Rücken seiner Frau, eines früh vergrämten Aschenpudels, mit Frau Iduna Lilienthal abküßt — der Kerl in seiner göttlichen Unverfrorenheit hat wirklich Humor. Aber vom zweiten Akt an entgleitet er dieser Sphäre mehr und mehr. Da geht er nämlich von der „reifen Frau" und „Seelenfreundin" schnurstracks zu deren sechzehnjähriger Tochter über und feiert Champagner-Orgien mit dieser demi-vierge, während „draußen" endlich, endlich sein „Lebenswerk" über die Bretter geht und natürlich elendiglich durchfällt. Da hört denn doch unser Lachen auf! Wir können einen Dorfrichter Adam komisch finden, der von seiner Sinnlichkeit aufs Glatteis geführt wird, und haben unser derbes Behagen an einer Mutter Wolffen, die unter der Laterne der gestrengen Obrigkeit ihr Diebshandwerk so ernst und solide betreibt, als wäre es Waschen und Plätten — ein Bursche aber, wie dieser Wolzogensche — ja sieht denn der Dichter nicht, daß das ein Lump und Schw—hund ist, für den uns unser Lachen viel zu schade sein sollte? Wie's scheint, sollen wir gar auch noch über die arme Frau lachen, die an diesen Schlingel gekettet ist und die dann — übrigens ihrem Charakter ganz widersprechend — anstatt in dumm verliebtem Mitleid bei ihm auszuharren, schließlich mit all den andern auch das Hasenpanier ergreift. Noch im zweiten Akte hätte Wolzogen die Möglichkeit gehabt, die Hauptfigur in die komische Sphäre zurückzureißen. „Ich will dir alles verzeihen," sagt der Schwiegervater, „wenn du mich zu meinem fünfzigjährigen Geschäftsjubiläum mit einem schwungvollen Karmen anbichtest." Hugenbach ist natürlich durch dieses Ansinnen in seinem tiefsten Künstlerstolz gekränkt. Schön! Das steht ihm vortrefflich. Aber wenn er's dann schließlich doch getan hätte, es würde ihm und seiner Komik nicht minder gut gestanden haben, und wir hätten einen befreienden dritten Akt gehabt, während wir jetzt gerade zu Schluß durch ein Sturzbad von Peinlichkeiten und Taktlosigkeiten waten müssen.

Konnte man sich bei der ersten Aufführung der Akademischen Bühne, Johannes Raffs „Königin von Navarra", mit den Idealen unsrer jung-müden Problemdramatiker auseinandersetzen, bei der zweiten (Wedekinds „Junger Welt") das hoffnungslose Beginnen wenigstens mit literarhistorischen Erwägungen verteidigen, so verdient der dritte Abend, die Aufführung des Schauspiels „Die Verhüllte" von Alfred Fekete, einem jungen Ungarn, nur noch die offenherzige Bezeichnung: Dummerjungenstreich. Hier tastet ein mißreifer Knabe, eine verstimmende Mischung von frühzeitiger Routiniertheit und verspäteter Ahnungslosigkeit, nach der dramatischen Gestaltung einer der gefährlichsten aller sexuellen Fragen. Sein schnellfertiges technisches Geschick, wie es sich namentlich in der Führung des Dialoges zeigt, fällt bei dieser kalten, duft- und zartlosen Jugendlichkeit nur erschwerend ins Gewicht.

Wie leicht hat es zwischen diesen beiden Taktvergessenen ein so braver, biederer Bühnenhandwerker wie Gustav Davis, sich seine Moser- und L'Arronge-Lorbeeren

Digitized by Google

zu pflücken! Seine Komödie „Jungfer Obrigkeit“, vom Schillertheater aufgeführt, schickt einem verbummelten Genie von philosophischem Doktor ein lebenstüchtiges, kreuzbraves Mädel auf den Weg, das jenen zur Arbeit und zum Menschentum erzieht, pflanzt ein paar Hecken mit saftigen Volksszenen an den Saum, und führt den freundlichen Pfad resolut zum freundlichen Ziele. Der künstlerische Gewinn ist bürgerlich bescheiden, aber doch! es tut wohl, nach jenen beiden verstimmenden Abenden einen Menschen zu finden, der auf seinen zwei natürlichen Beinen geht und weder versucht über seinen Schatten noch über seinen Schopf zu springen. Friedrich Düsel

Dresdner Theater

Wir zeichnen ein Zerrbild: Giordano Bruno, der flüchtige und verfolgte, ist bei dem Venezianer Patrizier Giovanni Mocenigo zu Gast; den und sein Weib klärt er auf, und der und sein Weib schützen ihn. Er will ins ungewisse Schicksal hinaus, aber der Graf hält ihn, der edle und stolze, und er bleibt auch, der edle und stolze Bruno, bleibt, bis es zu spät ist: denn die Gräfin, die edle und stolze, liebt ihn, und Bruno liebt sie, und es ist keine gewöhnliche Liebe, sondern eine von den ganz extragroßen, die dazu berechtigen, einem Freunde und einem solchen Freunde die Treue sogar so zu brechen. Freilich, als das entdeckt wird, ändert sich mit einem Schlage des Mocenigo innere Natur; er läßt sein Weib töten und liefert den, den er jetzt Judas nennt, den Feinden aus. Nämlich: er kann, wie Bruno richtig bemerkt, seines bisherigen Freundes und seiner Gattin, der beiden edeln und stolzen, Handlungsweise leider nicht verstehn. „Giovanni Mocenigo,“ sagt Bruno im Abgehn, „nun sind wir quitt!“

So nimmt sich Karl Federns fünfaktige Tragödie „Der Gast des Mocenigo“ auf der Bühne aus. Sie ist nicht so, aber sie nimmt sich dort zwischen den Kulissen so wie unser Zerrbild aus, weil eine Menge seiner Worte und wirklicher Gedanken Worte und Gedanken geblieben, nicht Handlung und Gestalt geworden sind. Weil dem Verfasser das Sinnen und Wollen nicht Schauen und Bannen geworden ist. Auch wohl, weil er als Persönlichkeit diesem Stoffe nicht gewachsen war. Ich glaube, daß Federn durch weitere Arbeit, durch Selbsterziehung ein guter Theaterschriftsteller werden kann (manches deutet gerade darauf), aber daß Blut vom echten Dramatiker in ihm fließe, glaube ich nicht. Daß man sein Stück aufführte, nahm einen alten verdienstlichen Brauch der Dresdner Hofbühne wieder auf: Männern, die durch ernste literarische Tätigkeit den Anspruch auf Beachtung erwiesen haben, Gelegenheit zur Bühnenprobe zu geben. Federn wird vor den Brettern viel für sich selbst gelernt haben, und wir Zuschauer verloren immerhin, wenn wir gut acht gaben, den Abend auch nicht. A

Münchner Theater

Bernhard Rehfes dreiaktige politische Komödie „Vaterland“, deren Uraufführung das Münchner Schauspielhaus übernahm, bedeutet wohl für den Verfasser, der seinerzeit im alten Schauspielhause mit seiner Komödie „Der Märtyrer“ debütiert hat, einen Fortschritt in bühnentechnischem Betracht, doch keinen für die modernen Bemühungen um eine politische Bühnensatire. Auch

Digitized by Google

Rehses Kritik des unehrlichen Eigennutzes deutscher Parteipolitiker arbeitet mit karikierenden Witzblatt-Typen; das Theater aber verspricht seinem Publikum entweder lebendige, real-mögliche Menschen oder konsequente Phantastik, und Mißstände des öffentlichen Lebens kann es nur auf die erstere Art gerecht und eindringlich bekämpfen. Als polemisch belanglose Groteskschwänke amüsieren mögen ja auch Karikaturen von solcher Tendenz, doch müssen sie dann durchaus stiltreu bleiben; Rehse aber stellt, ganz wie Otto Ernst in seinem ideell nahe verwandten „Tartüff der Patriot", Karikatur und Pathos nebeneinander.

Sein Stück schildert, wie ein schlichter Mann der Arbeit, der sich durch eigene Kraft zum angesehenen Fabrikherrn emporgeschwungen hat, durch seine ehrsüchtige Frau und durch eigennützige Spekulation von Pseudo-Patrioten in eine politische Kandidatur gedrängt und durch diese ruiniert wird. Die Führer der Parteien, die ihn für ein erledigtes Stadtverordneten-Mandat als Kompromißkandidaten gegenüber der Sozialdemokratie aufgestellt haben, lassen ihn die Wahl teuer bezahlen; das Äußerste, was von ihm verlangt wird, Akzepte auf hochbedenkliche und sehr beträchtliche Wechsel, verweigert er zwar, doch die dreiste Frau — ein ehemaliges Dienstmädchen — setzt heimlich die Sache mittels Unterschriftenfälschung durch. Schon aber hat eine schroffe Stellungnahme gegen den Sozialismus, zu welcher der Fabrikant von seinem Wahlkomitee genötigt wurde, den Streik seines gesamten Personals zur Folge gehabt, und die Präsentierung der fatalen Wechsel, deren Unterschrift er zur Abwehr der Familienschande anerkennen muß, vollenden seinen materiellen Zusammenbruch. Von seinen „politischen Freunden" nun schleunigst im Stiche gelassen, gibt er seiner Entrüstung und dem Unterschied zwischen seiner und ihrer Vorstellung vom Patriotismus heftigen Ausdruck, verzeiht der Ehehälfte und rafft sich mutigst zu neuer Arbeit auf.

Da der Held Michel heißt, kann man auf den Gedanken kommen, der Autor habe allegorisch die naive Arglosigkeit des deutschen Michels gegenüber der heuchlerischen Krokodilenbrut politischer Phrasendrescher und Ausbeuter zeichnen wollen. Im übrigen verrät aber die Komödie diese Absicht nicht, und so ist man wohl auch nicht berechtigt, sie in solchem Sinne zu beurteilen. Als Vorführung individuellen Menschenschicksals betrachtet, krankt das Stück auch an der psychologischen Unglaubhaftigkeit des Fabrikanten und seiner Frau sowie an dem bedenklichen Umstand, daß am Schlusse gar nicht recht klar wird, was ersterer mit seiner eigenen, „echten" Vaterlandsauffassung eigentlich meint. Die Vorzüge der Komödie liegen in einer frischen, kräftig zugreifenden Szenenführung sowie in einer menschlich gehaltvollen und recht bühnenwirksamen Rede des greisen Wortführers der streikenden Fabrikarbeiter.

Hanns von Gumppenberg

Das Hamletproblem

Ich glaube heute weniger als sonst, daß Shakespeares Stücke auf Formeln zu schlagen sind, wie sie in einseitigster Art Ulrici aufstellte und geistvoll verfocht. Die Freude an den Charakteren und am Stoffe war in dem Dichter viel größer

Digitized by Google

als an irgendeiner Grundidee. Und so hat Paul Ernst nicht unrecht, wenn er dem „König Lear“ die Eigenschaften einer exakten Tragödie aberkennt (man denke zum Vergleich an Hebbels Mustertragödien, an „Herodes und Mariamne“, an „Gyges und sein Ring“) und wenn er sagt, daß Shakespere seinen Stoffen gegenüber unfrei gewesen und daß ihm nie eingefallen sei, ein Motiv auf die Urelemente zurückzuführen.

Lublinski wagt es dennoch, wieder einmal in einem Satze wie in einem Brennspiegel die vielerlei Lichter eines Shakespereschen Dramas einzufangen. „Der Gegensatz zwischen Schein und Sein wird im Hamlet zum Austrag gebracht“, heißt es in seiner Schrift „Shakesperes Problem im Hamlet“ (Xenien-Verlag, Leipzig). Er hat dazu nicht allzuviel Kommentare gelesen, und das gibt seiner Darstellung eine angenehme Frische. Hätte er's aber getan, so müßte ihm wohl in Storffrichs altem Hamletbuche aus dem Jahre 1859 die klare Gegenüberstellung von Schein und Sein aufgefallen sein, wenn Storffrich auch nicht Hamlet, sondern Horatio als den einzigen ansieht, der sich gibt wie er ist. Auch möchte ich Lublinski gegenüber richtigstellen, daß Paulsens Arbeit der Türckschen nicht voraufging, sondern folgte. Und vielleicht hätte die Kenntnis meiner Hamletanalyse, die zuerst für einen tatkräftigen Dänenprinzen auf der Bühne eintrat, ihm die Überzeugung verschafft, daß der Umschwung in der Betrachtungsweise sogar die Schauspieler ergriffen hat.

Auch mit Lublinskis Wünschelrute werden natürlich nicht alle tiefen Schätze ans Licht gelockt; ein Satz reicht eben nicht aus, um all das hineingeheimnißte Leben bloßzulegen und zu erfassen. Aber auf knappem Raume und mit leichtverständlichen Worten führt er uns doch zu mancher Erkenntnis, an der dickere Bücher und emsigere Forscher vorübergegangen sind. Hamlet, den Fürsten, in die Linie der Hofnarren Shakesperes zu stellen, mag im ersten Augenblicke verblüffend wirken, ist aber ein gar feiner Gedanke, wenn wir uns der weisen Clowns im „Lear“ oder in „Was ihr wollt“ und des Thersites erinnern, die unterm Schutze ihrer Kappe wie Hamlet im Gewande des Wahnsinns bittersüße Wahrheit künden. Durch die Abänderung der Saxo-Grammaticus-Fabel hat unser Dichter die Handlung bedeutend verfeinert, hat er sich selbst aber die Arbeit erschwert: dort war der Mord am Statthalter eine öffentlich bekannte Tatsache und der Prinz mußte sich wahnsinnig stellen, um den Mörder in Sicherheit zu wiegen; bei Shakespere weiß nur Hamlet (durch den Geist) um die Untat, und er nimmt doch die Maske vor, obschon gerade sie ihn verraten muß. Es bedurfte der Größe des Größten, um diese Verwirrungen zu lösen, und Lublinski spricht mit Recht von der Helldunkel-Stimmung des Dramas, die meiner Meinung nach tatsächlich der kostbarste Reiz ist. Dieser Reiz bezaubert die ganze Welt, die gar nicht verlangt, ihre Lieblingsdichtungen in nüchterner Klarheit zu sehen. Sind nicht auch in Goethes Lied „An den Mond“ zwitterhafte Dinge, die sich aus der Umarbeitung herschreiben? Und wirkt es nicht trotzdem mit magischer Kraft auf uns und jeden?

Sehr einleuchtend begründet Lublinski die Zögerung Hamlets hinter dem Betstuhl des Claudius: der leidenschaftliche Haß des Prinzen begehrt eine „Genugtuung über alle

Digitized by Google

Grenzen", er glaubt an die Reinigung durchs Gebet und mag den losgesprochenen König nicht ins Paradies befördern. Auch die feine Ironie des Dichters hat Lublinski herausgefühlt, daß Hamlet, der gegen alles Modewesen und gegen jeden Schein kämpft, an einer Mode zugrunde geht, als Kunstfechter. Ich brauche hier nicht an einzelnen Zügen darzulegen, wie ich in der Charakterisierung des durchaus nicht weichmütigen Helden mit dem Verfasser des neuen Büchleins übereinstimme; ich habe mich im „Schaffen des Schauspielers" vor zehn Jahren des langen und breiten über Hamlet ausgesprochen. Ich hebe aber gern hervor, daß Lublinski auch an den Nebenfiguren (etwa Laertes: „miles gloriosus") Eigenschaften aufdeckt, die sich leider noch nicht der allgemeinen Zustimmung erfreuen und die doch früher oder später von der Wissenschaft und von der Bühne aufgegriffen werden müssen.

Es gibt noch ein zweites Hamletproblem und seiner Lösung hat die deutsche Shakespere-Gesellschaft einen Preis gewidmet. Preisträger ist Alexander von Weilen geworden, dessen mühevolle Arbeit nunmehr gedruckt vorliegt („Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart", Verlag von Georg Reimer, Berlin). Wie die Hamletrolle Darstellern und Ästhetikern Kopfzerbrechen macht, so das ganze Stück den Dramaturgen. Und wieder zeigt sich, daß ein großer Aufwand an Kraft und Spitzfindigkeit ganz unnütz vertan ist; denn wir nähern uns heute mehr und mehr dem Originale, das schon im Anfange des 17. Jahrhunderts fertig vorlag, mehr und mehr der ungekürzten Schlegelschen Übertragung, über die wir uns schon 1798 hätten freuen können. Es ist der Roman einer Tragödie, den Weilen aufrollt. Daß bis zu Goethes Eingriff der Dänenprinz vor dem Publikum nicht sterben durfte, will nicht viel sagen; daß aber der Humor mit aller Gewalt aus dem Stücke hinausgepeitscht wurde, daß die Totengräber sich erst sehr spät Geltung verschafften, daß sich das Volk des Volksliedes mit süßlichen Kunstgedichten an Stelle der lebenskräftigen Opheliastrophen abspeisen ließ, muß schon eher wundernehmen; eine Bearbeitung setzt für das derbe Valentinslied sogar Goethes Gretchenmonolog ein: „Meine Ruh ist hin". Das Schlimmste jedoch sind die Einschiebsel, die sich die Bearbeiter gestatten, um ihre eigene elende Prosa oder ihre holperigen Verse in guter Gesellschaft an den Mann zu bringen. Wenn das gekürzt werden muß, was ein Genie für wichtig hält, so muß es doch Sache des literarischen Anstandes sein, kein amusisches Wort einzuflicken. Die ersten Bahnbrecher, Heufeld und Schröder, sind gewiß ernster Vorwürfe enthoben; aber was der ehemalige Präsident der deutschen Shakespere-Gesellschaft — Oechelhäuser — an unerhörten Zerfleischungen und aufdringlich-dilettierenden Eigenmächtigkeiten verbrochen hat, was noch heute Jahr für Jahr die unwürdige Wittmannsche Virtuoseneinrichtung verschuldet (die noch dazu in der Reclamschen Universalbibliothek ihr lautes Wesen treibt) kann nicht schwarz genug auf dem Index des guten Geschmackes vermerkt werden.

Weilens Überblick ist nicht lückenlos, und wie sollte er's wohl sein! Gar spärlich fließen die Quellen über die Bühnendarstellungen, ob auch seit dem 16. Januar 1773, dem Geburtstag des

Digitized by Google

deutschen Hamlets, das Stück zu den Lieblingen der Theaterfreunde gehörte: vermutlich, wie so oft in künstlerischen Dingen, aus Mißverständnis. Denn Hamlet ist gar nicht der sanfte Jüngling, als den die weiblichen Zuschauer ihn liebten; sein inquisitorischer Wahrheitsdrang hat in Wirklichkeit wenig Liebenswürdigkeit, und nur Goethes einseitige Auffassung und die Weichlichkeit der Bühnenliebhaber sind die Ursache gewesen, daß man die Rolle als die dankbarste und leichteste ansah. Im Gegenteil: die Tragödie kann den Tiefer-schauenden quälen wie irgendeine Ibsensche, wo der Dichter auch Verband auf Verband von den Wunden der Gesellschaft reißt. Und die „leichte" Aufgabe wird heute auf mehreren hunderten von Bühnen kaum von einem Künstler im höhern Sinne gelöst. Aber nicht nur spärlich fließen die Quellen, sie sind auch oftmals trüb. Die Berichterstatter widersprechen einander und machen uns eigentlich unmöglich, über einen Schauspieler der Vergangenheit sicher zu urteilen. Das alte Lied! Um so erfreulicher sind die Analysen, die Joh. Friedr. Schink an Brockmanns und ein Anonymus an Schröders Hamlet vornimmt. Angesichts dieser sachlichen Schilderungen sollten unsre Schauspielkritiker an ihre Brust schlagen und ähnliches versuchen. Gibt ihnen die Tageszeitung nicht Raum, so doch das Shakespere-Jahrbuch, in dem ich selbst vor Jahren den Reigen derartiger Darstellungsbilder mit Kainzens Romeo und Sonnenthals Lear eröffnet habe.

Weilen skizziert am Schlusse eine eigene Hamleteinrichtung, mit der sich die moderne Bühne wohl einverstanden erklären kann; doch hoffe ich — gegen Goethe und Laube — daß neue technische Errungenschaften im Bühnenbau, die auf dem Wege sind, in absehbarer Zeit den ungekürzten Hamlet in vier Abendstunden bewältigen werden: ohne „Shakespere-Bühne" und doch fast ohne Verwandlungszeitverlust.

Ferdinand Gregori

Musik

Schule contra Volksgesang? Eine merkwürdige Nachricht

wird aus Sachsen signalisiert. Dort will man bei der in der nächsten Zeit zu erwartenden gesetzlichen Neuregelung des Volksschulwesens nicht nur die Zahl der Singstunden herabsetzen, man will auch die musikalische Ausbildung der Lehrer nicht unerheblich einschränken. Die uns vorliegenden Zuschriften aus Lehrerkreisen betonen, daß diese neue Ordnung die Stellung des Volksbildners auf dem Lande als die Autorität in musikalischen Dingen erschüttert und eine seit Jahrhunderten fließende Quelle musikalischer Volkskultur verstopft. Und nicht nur, daß der musikalisch minder gebildete Lehrer die historische Kulturarbeit seines Standes auf dem Felde der Tonkunst natürlich nun minder wirksam und eifrig übernehmen kann: es ist auch niemand da, der sie an seiner Stelle übernehmen würde. Ja sogar die Zeit für seine Aufgabe will man ihm verkürzen! Zu wessen Gunsten? Es müßte etwas sehr Wertvolles sein, was wir dafür willig in Tausch nähmen. Die Kosten wird das Volk bezahlen müssen, freilich nicht mit einer Münze, die sich ziffernmäßig darstellen läßt, wohl aber durch seelische Einbußen. Wir sind durchaus keine Melomanen, aber der Leichtmut, mit dem man sich des alten Kulturbesitzes unsrer Musik entäußern will, deutet doch auf eine starke Verkennung ihrer positiven Werte.

Digitized by Google

Haben wir's da nicht wieder mit einem Vorstoß des nachgerade doch als veraltet erkannten öden „Nützlichkeits"prinzips zu tun, welches den Schulgesang als „entbehrlich", als ein bloßes „Vergnügen" und jedenfalls als einen „Luxus" betrachtet? Einerseits geht es gegen die idealen Lebenswerte von oben herab, anderseits wundert man sich, wenn „den Leuten der Idealismus verloren geht". Dann soll die Drahtkultur helfen, Volksliederpreise für Männergesangvereine werden gestiftet, Volksliederbücher herausgegeben, kurzum: die Blüten begossen, während die Wurzel dorrt. Statt in einem Lande, dessen Bewohner sich dank dem jahrhundertelangen Wirken einer in der Tonkunst von den alten Kantoreien her vorzüglich gebildeten Lehrerschaft durch lebendige musikalische Anlagen auszeichnen, diesen besonderen Vorzug mit stolzer Zielbewußtheit zu pflegen, ihm womöglich durch Vermehrung der Singstunden entgegenzukommen, will man ihn verkümmern lassen. B

Vom französischen Volkslied

Es ist neulich im Kunstwart davon die Rede gewesen, daß es die Deutschen gar so eilig haben, die Erzeugnisse der französischen Literatur zu übersetzen. Merkwürdigerweise hat man aber einen Teil des Geistesschatzes jenseits der Vogesen fast gänzlich übersehen, der uns die Franzosen von einer sehr sympathischen und mannigfach verwandten Seite zeigen würde: ihr Volkslied. Daß sie überhaupt ein solches haben und zwar ein sehr reiches und wertvolles, ist in weitesten Kreisen der deutschen Gebildeten unbekannt, zumal sich auch unsre französischen Literaturgeschichten darüber ausschweigen. Es haben unsern westlichen Nachbarn zwar ein Arnim und Brentano gefehlt, aber nicht das Material, um ein ebenbürtiges französisches „Wunderhorn" zusammenzustellen. Ein handliches Buch über das Volkslied in Frankreich wäre darum überaus willkommen, da Schefflers Buch zum Teil überholt und im musikalischen Teil unzulänglich ist. Leider bereitet einem da Louis Schneiders kürzlich in der Sammlung „Die Musik" erschienene Arbeit über das Thema eine so betrübende Enttäuschung, daß eine Warnungstafel am Platze ist. Der geschichtliche Teil ist völlig mißlungen, weil es dem Verfasser an einer genauen Kenntnis des Stoffes gebricht, was ihn zwingt, ein paar Gewährsmänner seitenlang abzuschreiben. Und der zweite Teil, der eine Beschreibung und Kritik einzelner französischer Volkslieder bringt, versagt darum, weil Schneider nicht verstanden hat, die besten Stücke auszuwählen und ihre eigentümlichen Schönheiten zu erläutern. Er zieht jene Lieder vor, von denen sich möglichst viel Anekdotisches mitteilen läßt. Ein unter den angedeuteten Bedingungen verständnisvoll geschriebenes Buch über die französischen Volkslieder mit erlesenen Proben würde in Deutschland geradezu Sensation erregen. Wir würden dann zum Beispiel auch sehen, daß unser deutscher Uhland eigentlich fast wie ein Franzose spricht. Vielleicht ist es gar nicht schlecht und bewahrt uns vor einer gefährlichen Mode, wenn die Bekanntschaft mit dieser Volkslyrik nur ganz allmählich über manche Hindernisse vorwärts kommt. B

Prinzessin Brambilla

Die Stuttgarter Hofoper, die mit ihrem neuen Oberhaupt Max Schillings den Beweis erbringt, daß nicht kluge Routiniers, sondern

Digitized by Google

künstlerische Persönlichkeiten eine Kunstanstalt lebendig machen, hat Walter Braunfels' heitere Oper „Prinzessin Brambilla“ (nach E. T. A. Hoffmann) aus der Taufe gehoben, und bald darauf ist die Oper auch in München herausgekommen. Der Eindruck war an beiden Orten der gleiche. Es hat sich gerächt, daß der Komponist bei der Anlage seines Werkes mehr vom Musikalischen als vom Dramatischen ausging. Freilich ist dieses Prinzip von München aus neuerdings sogar als ein Fortschritt proklamiert worden, schon bei Fr. Kloses „Ilsebill“. Aber Kloses dramatische Symphonie wirkt als ein Sensationsstück an Spannung gegenüber „Brambilla“. Inhalt: der Schauspieler Claudio in Rom hält sich allmählich selber für den von ihm dargestellten assyrischen Prinzen. Ein launiger Fürst benutzt das, um eine Karnevalskomödie mit ihm aufzuführen. Schließlich endet alles gut und Claudio, aus seinen Träumen geweckt, ist zufrieden, statt der vermeintlichen Prinzessin Brambilla seine geliebte Näherin Giazinta im Arm zu halten, die bisher diese Rolle gespielt hatte. — Der 26jährige Komponist Braunfels hat ausdrücklich gesagt, daß es ihn gereizt habe, so wie zum Beispiel der Tristan die Liebe als Mittelpunkt hat, sein Werk ganz auf die Karnevalsausgelassenheit zu gründen. Aber die Liebe ist ein inneres Motiv, was sich vom Karneval nicht ohne weiteres sagen läßt. Zwar können wir es uns denken, daß diese eigene, oft so gar nicht „närrische“ Stimmung in dem Grade verdichtet wird, daß sie in einzelnen Handelnden gewissermaßen personifiziert erscheint. Dann aber dürfte das Karnevalstreiben nur den Hintergrund des seelischen Erlebnisses geben, das Milieu, das die Vorgänge verdeutlicht und verstärkt, Braunfels hat jedoch dies Leben in den Vordergrund der Szene gerückt, von einer fesselnden Handlung ist wenig vorhanden. Immer nur — Karneval. Und man wird ohne weiteres zugeben, daß einem die hierdurch entstehende, turbulente Musik auf die Dauer zu viel werden muß. Daß es Braunfels trotzdem gelungen ist, jede der Szenen, an sich betrachtet, charakteristisch in der Musik auszudrücken, das stellt seiner musikalischen Begabung ein glänzendes Zeugnis aus. Er ist ein beweglicher, phantasievoller, erfindungsreicher Geist, dem auch als Dramatiker anschauliche Kraft zu Gebote steht. Die grotesk-graziöse Figur des Pantalone ist sicher getroffen. Und anderseits, welche schöne, warmblütige Lyrik, die nirgends ins Banale überschlägt, spricht aus den Liebesszenen zu uns. In den oft großartigen Chören finden sich Partien von schlagender, niemals oberflächlicher Charakteristik. Auch kann Braunfels nicht direkt abhängig genannt werden, obwohl Strauß in Äußerlichkeiten nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Die rhythmische Seite seines Schaffens erheischt besondere Beachtung. Vom Taktwechsel macht er einen ausgiebigen Gebrauch. Das Orchester hat prächtig klingende Partien, manchmal ist es noch etwas dick. Bemerkt sei noch, daß die Musik bei öfterem Hören gewinnt, der Text verliert. Jedenfalls ist Braunfels einer von denen, auf die man hoffen soll — für die Zukunft.

Oswald Kühn

Bildende Kunst

Berliner Sezession

Irgendwann einmal in einer künstlerischen Epoche, aber mit einer naturgesetzlichen Notwendigkeit, beginnt jene formale Erstarrung einzutreten, die wir in der Entwick-

Digitized by Google

lungslinie eines Menschenlebens als Vorboten des Alters und der Auflösung erkennen. Die mit Ausdruck gesättigte Gebärde, die wir so gern als Symbol ursprünglicher Empfindung und jungen Temperamentes erlebten, wird zum glatten Gestus. Der übervollen Seele, die um sinnlichen Ausdruck rang, die in die simpelste Form verschwenderische Massen von Inhalt preßte, reift langsam ein immer fügsameres Instrument der Mitteilung; die jugendliche Kraft des Gefühls setzt sich als Gewinn eines gut verbrachten Lebens um in ein Beherrschen der Form, weiterhin in ein Mehr an Form gegenüber dem Inhalt. In der bildenden Kunst äußert sich dieser Prozeß in folgender Art: der jungen Epoche, die, erstarrte Formeln älterer Empfindung verwerfend, wieder einmal irgendwo sich an die Natur als die Bergerin neuen Ausdrucksmaterials wandte, gelingt es im Verlauf eines Menschenalters eine ihrem Wesen gemäße Ausdrucksform zu schaffen. Das Werk der Pfadfinder lebt, losgelöst von den Erzeugern, ein eignes Leben; dem Nachwuchs reden tausend Bilder mit tausend Zungen, sie reden ihm stärker als die Natur — denn so will es das Gesetz —, und aus dem Zuviel an ungeformter Gefühlskraft jener wird den Spätgeborenen ein Überschuß an Formungsvermögen. Der dürren Seele wächst die allzu geschickte Hand. — Wir haben uns dieser historischen Notwendigkeit zu beugen, und wir wollen, diesen Vorgang in unsrer eigenen Zeit erlebend, eher zu begreifen versuchen, als die zufälligen Opfer des Geschickes zu schelten oder gar ein unfruchtbares Klagen zu erheben.

So sind Stimmen laut geworden, die der Berliner Sezession aus ihrer naturgesetzlichen Altersschwäche einen rauhen Vorwurf und sie, die Institution, verantwortlich dafür machen wollen, daß ihr der starke künstlerische Nachwuchs fehlt. Wo aber gibt es denn sonst diese jungen Helden? Sie werden kommen, da ja die Alten sterben; aber unsre Wünsche vermögen sie nicht zu erschaffen. Im vorigen Jahre glaubte ich die Vorboten einer neuen Zeit in der Ausstellung der Sezession selbst zu sehen. Inzwischen sind einige der Träger meiner Hoffnung stille geworden, einige haben der Zeit noch nachträglich das Knie gebeugt. Es ist wieder so leer über den Wassern wie je.

Wir dürfen dankbar anerkennen, daß die Berliner Sezession der Hüter der Entwicklung sein *will*. Daß der künstlerische Nachwuchs, dem sie ihre Räume öffnet, unsre sehnlichen Wünsche nicht erfüllen kann, ist eine Sache für sich. Diese Jungen versuchen — wahrhaftig fast ein Unternehmen der Verzweiflung — an der Asche von Paris sich die Finger zu wärmen. Die Namen der Neulinge, nach denen der Blick, wie natürlich, zuerst sich wendet, zu nennen, fehlt jeder berechtigte Anlaß; es sei denn, daß man sich in der billigen Entrüstung oder dem noch wohlfeileren Spott mancher Kritiker zu ergehen beliebte. Wer die Ausstellung sich selbst ansieht, schüttelt vor den Bildern schon allein den Kopf. Und für den andern mag diese allgemeine Konstatierung genügen.

So bleibt mir die Aufgabe, von den neuen Taten derjenigen zu berichten, die in dem Hause am Kurfürstendamm ihren angestammten Platz behaupten. Wie immer gewährt auch diesmal die Sezession dem Beschauer ein Refugium aus der Not und dem Geschrei des Tages und feiert in schöner Verehrung eine nicht mehr umstrittene

Digitized by Google

Größe. Eine Anzahl der schönsten Bilder Walter Leistikows sind in einem Saal zusammengebracht. Wir werden hier noch einmal daran erinnert, wie gut dieser Künstler seine Tage nützte. — Und nun Ferdinand Hodler, auf dessen Werke sich das Interesse konzentrierte. Als man vor mehr als Jahresfrist von dem monumentalen Auftrag für die neue Jenaer Universität: „dem Auszug der Jenenser Studenten zum Freiheitskampf 1813“ hörte, da war es weiten Kreisen noch unbekannt, mit welcher Mühe die Freunde des Künstlers diese Aufgabe für ihn gesichert hatten, so sehr, daß zu guter Letzt ein berühmter Berliner Professor durch einen öffentlichen Vortrag für die künstlerische Bedeutung Hodlers hatte bürgen müssen. Jeder aber, der die in unserer Zeit ganz einzigartige Begabung Hodlers für großmonumentale Gestaltung kannte, mußte voll höchster Erwartung der Vollendung des Werkes entgegensehen. Im März dieses Jahres zeigte der Künstler seinen engeren Landsleuten das gerade in der letzten Fassung fast vollendete Bild im Künstlerhaus zu Zürich. Wieder erhob sich da der halbeingeschläferte Streit über Hodlers Art und schaffte sich ein Ventil in einem erbitterten Zeitungskampf. Wenn nichts anderes von der Kraft der Werke spräche, dann müßte man aus der Schroffheit der Ablehnung und dem Enthusiasmus des Beifalls eine Bestätigung der Ansicht derer erhalten, die in Hodler eine außerordentliche künstlerische Kraft erblicken. Der Kunstwart wird in einem seiner nächsten Hefte das Jenaer Universitätsbild in besserer Wiedergabe zeigen, als dies bisher geschehen ist. Erst dann hat es Wert, eingehender von dem Gemälde zu sprechen. Hätte nun Hodler nur dieses eine Bild, wie man ihm dringend hätte raten sollen, ausgestellt, und die anderen gleichzeitig und nebenbei entstandenen Gemälde zur Ausreifung in Gedanke und Form in der Werkstatt gelassen, dann könnte man sich leicht über seine künstlerischen Werte verständigen. Leider aber hängt in demselben Saale die „Liebe“, hängen drei sehr trockene Landschaften, von denen man, kennte man nicht die artistischen Gepflogenheiten unsrer Zeit, lieber sagen möchte, sie seien flüchtig und nichts als Farbenskizzen zu späteren Gemälden. Das Bild, das Hodler „die Liebe“ nannte, ein langgestrecktes Rechteck, dreimal so breit als hoch — an sich schon ein unglückliches Format — enthält zwei nackte Paare in dem tiefen Schlaf nach genossener geschlechtlicher Liebe. Rechts zwei wundervolle Akte, das Weib den Kopf des Mannes, der Mann die Brust des Weibes in einem auch vom Schlaf noch nicht gelösten Krampf umfassend, links die gänzliche Erschöpfung bei gelösten Gliedern, der Mann kraftlos zurückgesunken, das Weib mit ganz beruhigten Sinnen; frei von jeder Scham alle Gebärde — und gerade deshalb in einem so hohen Maße keusch wirkend, daß man nicht begreift, wie Stimmen von verletzter Moral reden konnten. Der Fleischton von einem gelblichen Grau mit grell grün und roten, modellierenden Strichlagen. Die Körper ruhend auf gelben Tüchern in scharfgrünem Rasen, von aufreizend roten Flecken — Blumen als Liebessymbol — durchsetzt, weiter, nach hinten und oben, gelbes Erdreich und Blau des Himmels. Die stärksten farbigen Kontraste, die ein Maler seiner Palette entnehmen kann, begegnen sich hier in einem leidenschaftlichen Konzert. Gewiß, das ist nicht die Liebe höchster Geistigkeit, und Hodler dürfte auch

Digitized by Google

kaum der Mann sein, der sie hätte schildern können. Nicht deswegen ist das Bild ein Fehlschlag, sondern wegen seines gänzlichen Steckenbleibens im Entwurf. Eine geniale Skizze, und nicht zum wenigsten aus dem Grunde schon ein totgeborenes Kind, weil Hodler selbst das menschliche und künstlerische Problem bereits glücklicher gelöst hat — in der „Nacht" des Berner Museums. So müssen wir uns den Worten anschließen, die Pfarrer Hirzel in der Neuen Zürcher Zeitung über das Bild sagt: „Ich fragte den vortragenden Freund des Künstlers: Was meinte eigentlich Hodler mit diesem Bilde; ist das schön? Die Antwort lautete: »Sie müssen diese »»Liebe«« nicht als eine vollendete Schöpfung, sondern als eine bloße Skizze, als einen Versuch auffassen, der allerdings nicht geglückt ist. Hodler wollte das Liebesleben, wie es jede Nacht einen so großen Teil der Menschen in Anspruch nimmt, darstellen.« Jetzt fiel es wie Schuppen von meinen Augen! Ein gewaltiges Problem — beim Genie geht alles ins Großartige —: das nächtliche Sexualleben der ganzen Menschheit zu verbildlichen! Einzelne Lichtblitze der Schönheit zeugen in dem Bilde von dieser mächtigen Idee, aber das Ganze ist mißlungen."

Max Liebermann sandte drei neue Arbeiten, außer einem gleichgültigeren Porträt das Bildnis des Geheimrats Dr. Emil Rathenau, seit langer Zeit das Beste, das ich von dem Künstler sah. Der kluge und energische Kopf verträgt, ja fordert hier beinahe die Gespanntheit des Organismus, die Liebermann seinen Bildnissen — und oft zum Nachteil — immer verleiht. Und dann das von ihm sehr geliebte Thema: „Judenviertel in Amsterdam", diesmal ein Gemälde großen Formates, in Farbe und Bewegung vortrefflich. Wenn die Kunst aus dem „schönen Handwerk" bestände, so könnte man über Louis Corinth genug des Lobes sagen. Da wir aber den seelischen Werten denn doch auch einige Beachtung schenken und schließlich gewisse Anforderungen an die Qualität der Persönlichkeit stellen, so erlebt unsre kultivierte Seele bei diesem Maler stets die gröbsten Herausforderungen. Ich will nichts von dem weiblichen Akt sagen, der sich diesmal „Bathseba" benennt und zur Abwechslung einmal ein schwangeres Modell konterfeit, — denn das vollendet gemalte Fleisch kann mich mit manchem versöhnen. Daß aber Corinth bei der „Susanna im Bade" gerade die brutalste Fassung des oft behandelten Themas wählte, das sieht doch sehr stark nach beabsichtigter Verblüffung des Philisters aus. Damit hat er aber auch seinen Lohn dahin. Amüsant im Thema und gut gemalt ist der „Orpheus". In seinen Kreis gehört der aus den letzten Sezessionsausstellungen bekannte Max Beckmann. Einer von denen, die wohl den Zug zu großen Aufgaben in sich spüren, — man höre nur seine Stoffe: „Auferstehung", „Sintflut", „Szene aus dem Untergang von „Messina" — die aber, zu früh gekommen, fundamentalen Irrtümern in der Formenwahl zur Versinnlichung der hohen Themen verfallen. Mit der Palette des Impressionismus füllt man keine Riesenleinwande und löst man keine monumentalen Aufgaben. Und vor allem: unsre jungen Maler müßten erst wieder einmal lernen, einen Stoff erzählerisch zu meistern. So aber vergeudet dieses Talent seine Kraft an Aufgaben, die es seiner ganzen Struktur nach nicht lösen kann. Max Slevogt scheint momentan seine Interessen auf die

Digitized by Google

Graphik zu sammeln; man kennt seine vortrefflichen Lithographien zur Ilias und zu den Lederstrumpferzählungen. Bei dem „Bildnis“ der Dame in gelbem Kleid ist es ihm noch weniger als bei der „Kleopatra“ des vorigen Jahres gelungen, diese Massen von Ölfarbe zu entkörpern und seelischen Werten dienstbar zu machen. Einen sonderlichen Weg geht seit einiger Zeit Ludwig von Hofmann. Wie Hodler bringt er dem Zug der Zeit, der auf Stilisierung der Farbe und zur ausschließlichen Wahl der stärksten farbigen Werte hindrängt, willige Opfer. Über diese merkwürdige Zeiterscheinung wird gelegentlich mehr zu sprechen sein. Thoma, Oberländer, Trübner, Kalckreuth und Uhde sind mit älteren und neuen Werken gut vertreten, besonders reizvoll sind zwei sonnige Gartenstücke Uhdes. Robert Sterls Bildnis des Dresdener Generalmusikdirektors von Schuch an der Spitze seiner Kapelle ist ein interessanter Versuch, einem der schwierigsten modernen Bildprobleme zu Leibe zu gehen. Meines Erachtens bedeutet das Bild die Lösung nur eines Teilproblems. Es ist, vielleicht bewußt, ein Porträt mit einigem figürlichen Beiwerk geworden. Der Schwung des Dirigierarms wirkt überzeugend, doch hätte etwas von der suggestiven Herrschaft des modernen Dirigenten über sein Orchester in das Bild hineinkommen sollen — wenigstens der Problemstellung nach. Max Artur Stremel und Theodor Hummel sind geborene Stillebenmaler. So wächst ihnen, was sie auch an Problemen anpacken, unter der Hand zu jenen feinen und vornehmen Werten aus, für die der zufällige Stoff nichts bedeutet gegenüber der Lösung einer malerischen, vielmehr farbigen Aufgabe. Diesmal bringt Hummel eine Landschaft, die er „Herbst“ nennt, Stremel neben zwei anderen Stücken ein Bild „der Glasschrank“, sympathische Arbeiten, die wir ganz einfach „lieb“ nennen. Ein sehr begabter Maler, weiten Kreisen noch unbekannt, ist der Berliner Fritz Rhein. Das Bildnis des Generals Freiherrn von Gebsattel ist schlechthin gut. Von seinen andern ausgestellten Arbeiten fällt besonders das „Interieur“ auf. Von Artur Illies birgt die Ausstellung ein interessantes Bild „Gang in die Kontore“, Hamburger Kaufleute auf sonniger Allee zur Arbeit eilend. Die hastig schreitenden Männer sind in der Bewegung sehr gut erfaßt. Das Gefühl des Eiligen wird noch verstärkt durch das zitternde Gewimmel sehr heller Sonnenflecke, die die Form ins Unbestimmte auflösen. Das Bild geht auch farbig den modernsten Problemen nach und bedeutet eine persönliche Auseinandersetzung mit den Bestrebungen französischer Neoimpressionisten. Von Emil Orlik sieht man einen gut studierten, liegenden weiblichen Akt, der aber infolge einer gewissen Weichlichkeit der farbigen Haltung nicht jedermann eingehen wird. Sein Bestes ist eine Landschaft mit aufbrechenden Reitern „Vor dem Ritt“. Die starken farbigen Akzente des Bildes sind zu vollendeter Harmonie gebunden. Die großformatigen Aktkompositionen von E. R. Weiß, das Studium von Marées einerseits, von Cézanne für die Seite der Farbe verratend, sind und bleiben immer noch nur interessante Experimente. Das Letzte, das Gefühl des Notwendigen, fehlt. Alle seine Arbeiten dieser Richtung bedeuten ein Steckenbleiben in artistischen Versuchen. Von dem größeren Paul Cézanne selbst ist eine Riesenleinwand „Badende“ ausgestellt,

Digitized by Google

nur als Fleck und Farbe gesehene Frauenakte. Eine Skizze, wenn auch manche es selbstverständlich für ein „fertiges“ Bild erklären, beweist das Gemälde von neuem in Farbe und Komposition, wie talentvoll der Franzose war. Für Männer von der Zunft und sonst gut erzogene Augen gibt es nichts Interessanteres; die empfindende Seele bleibt ohne Gewinn. Es fehlen natürlich auch andere Erzeugnisse französischer Kunst in den Räumen der Sezession nicht. Wir können sie übergehen und erwähnen von Ausländern nur noch den alten lieben Joseph Israels und einen in Deutschland bis heute wenig bekannten, sehr tüchtigen Porträtmaler, den Schweden Ernst Josephson.

Die Plastik ist wie immer in geringerer Zahl, aber guter Auslese vertreten. Ich hebe hervor den entzückenden Brunnen August Gaul's — eine Fischotter mit Fisch im Maul auf hohem Postament —, dann den feinen Mädchenakt in Gips einer Dame, Marta Bauer, und zwei lebensgroße Figuren „Begegnung“ von Hans Schmidt, einem anscheinend sehr begabten jungen Bildhauer. Geradezu Schlechtes ist hier kaum zu sehen.

Was man schließlich auch der Berliner Sezession nachsagen kann, das ist sicher, daß im allgemeinen ein kultivierter Mensch noch immer in diesen Ausstellungen auf seine Rechnung kam. Viel jugendlich Mißratenes begabter Künstler, aber so hingestellt, daß es von jedem und stets als problematisch erkannt werden konnte, viel Gutes, mit das Beste von allem Neuesten, das heute überhaupt auf Ausstellungen zu sehen ist, — und ein so ziemlich sich gleichbleibender Stamm von „Hausmalern der Sezession“, das war und ist das Kennzeichen dieser Ausstellungen. Ewald Bender

Neubauten der Reichsbank

Angewandte Kunst

Je seltener Gelegenheit ist, sich über öffentliche Bauten zu freuen, desto bereitwilliger muß man uns finden, das gute Neue anzuerkennen. Die Neubauten der Reichsbankverwaltung werden ebenso wie die der Reichspost von Berlin aus entworfen und geleitet. Einige dieser Neubauten waren in Modellen auf der Großen Berliner Kunstausstellung zu sehen und fielen durch die sichere Harmonie der Verhältnisse angenehm auf. Ein jüngerer Beamter, Reichsbankbauinspektor Ludwig Habicht in Berlin, hat sie entworfen. Wir zeigen das Gebäude für Leer in Ostfriesland, das sehr geschickt mit dem säulengeschmückten Eingang über eine stumpfe Straßenecke gestellt ist. Mit seinen rotvioletten Backsteinwänden und den freundlichen Fensterumrahmungen in Tuffstein wandelt es alte Baumotive der Landschaft vortrefflich ab. Es kann sich auch von der gemütlichen Hofseite her durchaus sehen lassen. Der Bau für Schwäbisch-Gmünd betont im rustikalen Erdgeschoß die Geschäftsräume, im oberen, durch ein Gurtgesims verbundenen Dachgeschoß den Charakter der Privatwohnung. Sehr hübsch ist die Fensterflucht mit den gekuppelten Säulen an der Ecke zu einem behaglichen Erker ausgeweitet. Die Reichsbank in Göttingen erinnert mit ihren durch drei Geschosse laufenden Lisenen an vornehme alte Bürgerhäuser aus dem Barock, doch sieht man schnell, daß neben dem Lisenen-Motiv höchstens die guten Verhältnisse nach den Bauten des achtzehnten Jahrhunderts bemessen wurden, die architektonische Formensprache aber ist bis zu den

Digitized by Google

Dachkonsolen hinauf modern im guten Sinne. Wieweit der wenig schöne Ausschnitt des quer gestellten Seitendaches durch besondere Verhältnisse geboten war, das können wir nicht entscheiden. Sicherlich aber bietet der Bau in dem lebendigen Ton des Thüringer Muschelkalkes mit den naturroten Dachpfannen darüber auch farbig ein erquickliches Bild inmitten der grünen Anlagen, die ihn umgeben. K

Heimatpflege

Gartenmauern

Wie viele Loblieder sind schon, von Lionardo da Vinci ab, auf die Schönheit von Mauern gesungen worden! Kaum auf die haushohen freilich, die dem armen Teufel, der von seinem Fenster aus nichts sieht, als sie, seine Wohnung zum Kerker machen, und auch nicht auf die, welche zumal in romanischen Ländern dem Wanderer da und dort halbe Stunden lang jeden Ausblick versperren, so daß sie einem Laermans ganz natürlich zum Symbol des Weges der Armut geworden sind. Aber auf die, welche mit ihren festen großen Zügen als Ausflüsse der Architektur mit den Gärten so schön die Landschaften und die Ortschaften gliedern, wie das nimmermehr irgendwelche andre Umfriedigungen vermögen. Auf die, welche mit ihren schönen Schwüngen den Straßen mehr Charakter, auf die, welche mit ihren festen Abschlüssen den Gärten erst trauliche Heimlichkeit geben. Auf die, die durch Moos und Gras, durch Verwitterung und Schlinggewächs je schöner werden je älter sie sind und eine Mannigfaltigkeit an malerischen Reizen entfalten, mit der Gitter oder Zaun niemals wetteifern können. Was gibt es denn viel Schöneres, als alte Mauern, zumal mit Mörtel beworfene, auf denen ein geübtes Auge mit Lionardo Bild an Bild sieht, während auch der Ungeübte an all dem Grün sein Entzücken haben kann, das darauf und darüber keimt und blüht, spinnt und webt, und im neigenden Baumgezweig aus den Gärten herübergrüßt. Von den Unterbrechungen zu schweigen, die durch schöne Pforten, plötzliche Durchblicke und vor allem durch jene köstlichen Gartenhäuschen entstehen können, die unsre Vorfahren über die Mauern emporzuführen liebten.

Aber Piepenbrincks gefiel das nicht. Piepenbrincks wünschen zweierlei: erstens in die fremden Gärten hinein- und zweitens: aus ihrem eignen Garten auf die Straße hinauszuschnüffeln. Außerdem vielleicht noch: mit dem eigenen Garten womöglich zu protzen. Piepenbrincks haben es zuwege gebracht, daß in einer großen Anzahl von Orten das Umfriedigen der Gärten mit geschlossenen Mauern tatsächlich verboten ist. Das bedeutet: die Bewohner werden durch Ortsstatut gezwungen, sich, sozusagen, in den Kaffee gucken zu lassen, falls sie ihn im Garten zu trinken wünschen und nicht besondre Schutzvorrichtungen anbringen. Es bedeutet: ein unbeobachtetes Wandeln im Garten nur in deiner kleinen Welt wird dir behördlich untersagt. Es bedeutet mit einem Wort: man vertreibt ortspolizeilich aus deinem grünen Heim die Intimität. Piepenbrincks wollen dabei sein, auch wenn du allein sein willst.

Es sind zweierlei Interessen, die Gartenmauern verlangen. Das der Einzelnen, soweit sie keine Herdenmenschen, sondern solche sind, die nicht nur in ihren vier Wänden, sondern auch innerhalb ihrer vier Gartenmauern die Möglichkeit haben wollen, für sich zu sein. Wer Geschmack hat, weiß zudem, daß der

Digitized by Google

feste Abschluß für den Garten ist, was der Rahmen fürs Bild. Und das des Ortes, sofern man statt eines zur Formlosigkeit zerstückelten Gemengsels eine gegliederte organische Einheit von Grün und Grau, von Gärten und Bauten verlangt.

Der Mauern können auch zu viele werden. Ich selber wies eingangs auf solche Fälle hin. Aber es verlangt auch niemand ein Gebot, Gartenmauern zu bauen. Wir verlangen nur die Aufhebung des unsinnigen Verbots, wo es besteht. Nur die Freiheit wollen wir, Gartenmauern zu bauen, wenigstens da, wo nicht besonders gewichtige Gründe dagegen sind. Diese Freiheit aber an allen Orten. Eine Behörde, die den lokalen Spießern zulieb Bauordnungsparagraphen genehmigt, die Gartenmauern verhindern, oder ihre Aufhebung nicht verlangt, sie schädigt die Heimat. Man braucht ohnehin nicht in Sorge zu sein, daß die „Erlaubnis" zu dieser „Freiheit", wo sie beschnitten war, so bald „mißbraucht" werde. Erstens sind Gartenmauern teuer, und zweitens und drittens sprechen bei Piepenbrincks die angeführten Gründe ganz sicher zu ihren Gunsten weiter. Durch manche Straßen mag man, wenn die Sonne tief steht, nur noch auf dem Fahrdamm gehen, weil der fortwährende Flimmerwechsel von Schatten und Licht durch die Gitter kaum erträglich ist. An manchen Orten hat man's schon so weit getrieben, daß auf hundert Gitter und Zäune nicht eine Mauer mehr kommt — es hat gute Weile, bis sie wieder „überhandnehmen". Tun sie's einmal in der Zukunft, dann ist zum Andersverordnen die Zeit. A

Das Gohliser Schlößchen

In Gohlis bei Leipzig steht das sogenannte „Schlößchen", ein heiterer und feiner Barockbau, wie sie in und um Leipzig nicht eben häufig sind. Deshalb beschloß man, den Bau zu erhalten. Und was geschah darnach? Man brach die beiden Vorhäuschen (Abb. 1) nieder und verstärkte die so entstandene Kahlheit des — „Denkmals" — durch zwei leidlich kahle Brandgiebel (Abbildungen 2 und 3) von zweifelloser Scheußlichkeit. Indes, war so die Vorderseite verdorben, so blieb doch noch immer die Rückseite mit der dichtübergrünten alten Parkmauer, mit den zwei Häuschen an den Ecken, mit der zierlich geschwungenen Pforte und den gemütlichen beiden Ochsenaugen unter dem Efeu (Abbildungen 4 und 5). Hier führt der stille „Poetenweg" vorüber, den Schiller, das „Lied an die Freude" im Sinn, gewandelt sein mag. Dieser Weg — ja, der genügt nicht mehr, er soll ein höheres „Niveau" erhalten. Um 1,50 Meter läßt ihn die Stadt Leipzig aufschütten.

Es hätte nicht viel Zweck, jetzt nachträglich mit scharfen Vorwürfen zu fragen, ob das alles so kommen mußte. Nehmen wir für den Gohliser Fall an: ja, es ließ sich nicht ändern, es mußte wirklich so kommen. Gut, so dürfen wir doch dieses Bild als eines betrachten, das für manche andere schöne Stellen im deutschen Vaterland zeigt, wie ungefähr auch bei ihnen die Sache künftig aussehen wird, falls man nur an die Erhaltung eben der gefährdeten Bauten selber denkt. Wo ein schönes Schlößlein oder sonst ein alter Bau noch steht, den Kunst oder Erinnerung lieb macht, da sollte man sich nicht erst, wenn die Not brennt, fragen, ob ihn nicht ein Stück Volkspark oder nur ein grünes Erholungsfleckchen mit ein paar Bäumen von seiner neuzeitlichen Umgebung absondern kann. Denkt man nur rechtzeitig

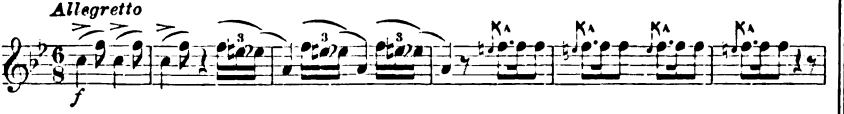
Digitized by Google

darauf, behält man die Sache nur eine gute Weile „im Auge“, so wird man gewiß oft besser helfen können, als in Gohlis geschah.

Naturschönheit

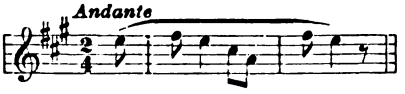
Von Amsel und Drossel

Liebe Genossen, Hausgenossen möcht ich sie beinahe nennen. Wohnen sie auch nicht gerade drin, so doch drum und dran: Amsel und Drossel. Ja, liebe Genossen sind sie mir, besonders: feine Sangesgenossen. Ich kann zwar nicht leugnen, daß sie von meinen Erdbeeren den Löwenanteil beanspruchen; daß sie die saftigsten und süßesten Kirschen und die reifsten blauen Burgundertrauben von der Laube immer schon geerntet haben, ehe ich komme; daß sie mit ihrem liederreichen Schnabel die frischbereiteten Gartenbeete durchwühlen, ja daß sie mir in ungezogenem Übermut die schönen gelben Himmelschlüsselblumen abzwicken und auf den Boden streuen — o du Bande! — aber wenn ich mit Rechen oder Spaten im Garten erscheine, dann kommt flugs die braune Amselmutter und flitscht mir so dicht an der Nase vorbei, daß ich sie ja bemerken muß, und heischt meine Mitarbeit zur Erlangung der unendlichen Menge von Regenwürmern für die hoffnungsvollen Fünfe, die mäuschenstill hinter den großen Blättern des Alexandriners am Weingeleite des Hauses im Neste hocken. Das ist — ich kann nicht anders sagen — höchst leichtsinnig unordentlich gebaut: sicher werden eins und das andere Junge heraus- oder vielmehr hindurchfallen, ehe sie flügge sind: ist das nicht ein nettes Spiegelbild von der Wirkung der Berührung zwischen Natur und Zivilisation? Trotzdem, seit das letzte Nachtigallenpaar aus dem Gebüsch am Flusse auf Nimmerwiederkehr verscheucht worden ist, weiß ich's der Vogelregierung besonderen Dank, daß sie für Ersatz gesorgt und Amsel und Drossel aus den Wäldern in unsre Gärten und Anlagen hereinbeordert hat. Amsel- und Drosselsang sind mir aus frühester Jugend vertraut. Aber zu jener Zeit erklang er nicht in der Nähe unsrer Häuser, allenfalls bewohnte die Amsel dies oder jene möglichst ungestörte größere Dorfgebüsch. Die Zippe, wie man bei mir zulande die Drossel oder Singdrossel nennt, ist mir erst seit Anfang der verflossenen achtziger Jahre als Gartenvogel bekannt, und der freudige Heroldsruf des ersten einziehenden Paares ist mir noch ganz frisch im Gedächtnis. Seitdem ist sie dem Garten treu geblieben. In den Wipfeln der alten Kiefern im Hofe, der sich nach Süden ins Grüne öffnet, erscheint sie alljährlich gegen Ende März von der Reise aus dem Winterquartier und verkündet jubelnden Schalles die alte, ewig junge Botschaft vom Siege des Frühlings. Die war diesmal bei dem noch von Influenza Verelendeten von ganz besondrer Wirkung: als in dämmerfrüher Morgenstunde vom nahen Wipfel her durch die Fensterspalte dem Schläfer ihre Fanfaren ins Ohr drangen, die Introduktion zur großen Symphonie des Lenzes:

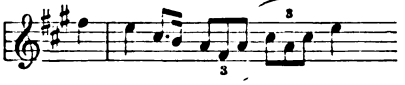


Digitized by Google

Nun muß sich alles, alles wenden! So geschah's. Sei bedankt, mein Vogel, und hol dir Kirschen und Weinbeeren, so viel du magst! — Und du nicht minder, schwarzer Sänger-Gelbschnabel samt deinem braunen Gespons. Den langen, grausamen Winter haben wir zusammen durchlebt und sind um so bekannter miteinander geworden. Noch ehe uns die Drossel rief, hast du abends probiert und präludiert, und endlich scholl's in schmelzendem Flötenton vom knospenden Birnbaum herab:



Und wie singt Siegfrieds Waldvögelein?



Möchte da noch ein Zweifel sein, wer dem großen Meistersinger Wagner zu seinem Waldvogel „Modell gesungen" hat?

A. Thümer

Die Geschichte der Trauer

Wer sie am besten schreibt, aber „in Feuilletonform" und auf 200—250 Druckzeilen, kriegt dafür 300 Mark. Dieses ist der Inhalt eines neuen Preisausschreibens.

Wer es erläßt? Otto Webers Trauer-Magazin in Berlin W.

Und so darf man sagen: wenn es auch keinen neuen Beitrag zur Geschichte der Trauer ergeben sollte, einen neuen zur Geschichte der Reklame ergibt es schon jetzt.

Vom Geize

In seiner „Philosophie des Geldes" weist Georg Simmel darauf hin, daß das Geld, welches doch seiner Natur nach reines Mittel oder Werkzeug sei, vielfach zum Selbst- und Endzweck emporgestiegen ist. „Niemals ist ein Objekt, das seinen Wert ausschließlich seiner Umsetzbarkeit in definitivere Werte verdankt, so gründlich und rückhaltlos zu einer psychologischen Absolutheit des Wertes, einem das praktische Bewußtsein ganz ausfüllenden Endzweck aufgewachsen." Das Geld ist die Erfüllung aller Wünsche geworden. Deshalb geworden, weil es an Eigenwert und konkreter Zweckbedeutung immer mehr verloren, weil es seinen Charakter als den eines indifferenten Mittels immer reiner herausdestilliert hat. Der Kreis der für Geld beschaffbaren Gegenstände ist immer größer geworden, die Dinge haben sich immer widerstandsloser der Macht des Geldes ergeben. So erklärt sich die scheinbar paradoxe Tatsache, daß das zum absoluten Mittel geläuterte Geld zum absoluten Zweck geworden ist. „Indem sein Wert als Mittel steigt, steigt sein Wert als Mittel, und zwar so hoch, daß es nun als Wert schlechthin gilt und das Zweckbewußtsein an ihm definitiv Halt macht." — Wie die Geschlechtsliebe unter allen Naturwesen Selbstzweck ist, während sie doch — nach Schopenhauer — im Plane der Natur ausschließlich als Mittel zur Fortpflanzung der Gattung gilt, so ist das Geld, das doch nur Mittel zum Zweck des Güteraustausches sein soll, den Menschen — psychologisch betrachtet — zum Gesamt- und Endzweck des Lebens geworden.

Handel und Gewerbe

Als die spezifischen Folgen dieser Verschiebung in der Wertbedeutung des Geldes analysiert Simmel die psychologischen Erscheinungen des Geizes und der Geldgier, der Verschwendung und der aszetischen Armut, des Zynis-

Gesellschaft

Digitized by Google

mus und der Blasiertheit. Nicht so, als ob diese seelischen Gehabungen erst mit der reinen Geldwirtschaft in die Menschen gefahren wären. Aber sie haben in und mit der vollendeten Geldwirtschaft ihre besondere Färbung und Förderung erfahren. Geben wir heute die Ausführungen Simmels über den Geiz unter Anlehnung an sein Werk in gedrängter Kürze wieder.

Wenngleich es keine Zeit gegeben hat, in der die Menschen nicht gierig nach Geld und Gut gewesen wären, so ist doch der Inhalt dieser Begriffe von den jeweiligen Wirtschaftsverhältnissen abhängig. Dieselbe Leidenschaft im Erwerben und im Festhalten des Geldes kann auf einer minderentwickelten Stufe der Wirtschaft normal sein, auf einer andern, entwickelteren Stufe jene Intensität und Einseitigkeit annehmen, die sie zur Geldgier und zum Geize werden läßt. Die eigentliche Geldgier beginnt bei sehr entwickelter und lebhafter Geldwirtschaft erst an einer hochgelegenen Grenze: je verwickelter, gewaltsamer und unsicherer sich das Erwerbsleben gestaltet, je schneller seine Impulse, je komplizierter das technische Gerüst, auf dem es ruht, um so weniger wird man diejenige erwerbswirtschaftliche Gebarung, die man auf primitiveren Stufen als von der Geldgier diktiert bezeichnen müßte, hier als eine pathologische Ausartung betrachten wollen — vielmehr ist sie, wenn sie sich energischer, großstiliger, stürmischer gibt, der angemessene Ausdruck einer intensiveren Wirtschaftskultur. Mit dem Geiz dagegen verhält es sich umgekehrt: wer in engen und wenig geldwirtschaftlich bewegten Verhältnissen als sparsam und rationell in Geldausgaben gilt, wird in den großen Verhältnissen des schnellen Umsatzes, des leichten Verdienens und Ausgebens bereits als geizig erscheinen.

Wenn hiernach Geiz und Geldgier als keineswegs zusammenfallende Erscheinungen sich erweisen, so sind sie doch einerlei Herkommens: sie schreiben sich von der Wertung des Geldes als eines absoluten Zweckes her. Der Geizige und der Geldgierige lieben das Geld rein um seiner selbst willen. Nicht etwa, weil sich damit Erfolge erzielen, Wünsche befriedigen, Genüsse verschaffen lassen. Es geht ihm wie jenen von einer merkwürdigen Sammelsucht befallenen Persönlichkeiten, die das Volk den Hamstern vergleicht: sie sind unablässig bemüht, kostbare Sammlungen jeder Art aufzuspeichern, ohne von den Gegenständen selbst einen Nutzen oder einen Genuß zu ziehen. Der abstrakte Charakter des Geldes, die Tatsache, daß es nicht zur Nutznießung zwingt oder auffordert, kommt dieser Sucht zu sammeln und zusammenzuscharren nun sehr entgegen: sie begünstigt die objektive Freude an dem Besitz, die nun so stark wird, daß alle Werte hinter den Geldeswert zurücktreten. Dem Geld, das zum Selbstzweck geworden ist, genügt es nicht, sich neben Weisheit und Kunst, neben personale Bedeutung und Stärke, neben Schönheit und Liebe als ein weiterer Endzweck des Lebens aufzustellen, sondern indem es dies tut, gewinnt es die Kraft und die Tendenz, jene andern zu Mitteln für sich herabzudrücken. Weil die Beziehungen des Geizigen zum Gelde jenseits alles Persönlichen liegen, so kann er sich ihm nicht herzhaft nähern, er kann es nicht in dem Sinne als Endzweck behandeln, wie man

Digitized by Google

auf einen Genuß als Endzweck zueilt, er steht ihm mit einer Art blasser Liebe und scheuer Achtung gegenüber. Der Geizige liebt und verehrt das Geld, wie man einen Menschen liebt, von dem man nur weiß: sein bloßes Dasein schon und die Empfindung des Mitihmseins kann, ohne daß das Verhältnis zu ihm in die Einzelheit konkreten Genießens überginge, Seligkeiten verbreiten. Der Geizige mag das Geld als Mittel zu irgendwelchen Genüssen nicht benutzen: so bleibt er dem Gegenstande seiner Liebe fern, er stellt das Geld zu seinem Ich in eine brückenlose Distanz, die er demnach durch das Bewußtsein seines Besitzes immerfort zu überwinden sucht.

Indem das Geld als absolutes Mittel einen unausgenützten Besitz zuläßt, den Genuß gewissermaßen immer voranschweben läßt, ohne daß es ihn zu ergreifen zwänge, bietet es sich dem zum Geiz Veranlagten als besonders williges Objekt seiner Leidenschaft dar und gibt dem Geiz die besondere, oben angedeutete blasse Farbe der abstrakten Freude und einen besonders hohen Intensitätsgrad. Allein das Geld hat nicht nur als absolutes Mittel seine Bedeutung für die Leidenschaft des Geizes, sondern vor allem auch als absolutes Mittel: es hält dem Besitzer stets unbegrenzte Möglichkeiten des Genießens offen, es ist das gleichsam geronnene und Substanz gewordene „Können", es ist der Beherrscher der sonst so ungewissen Zukunft. Hier offenbart sich nun ein zweites Moment, mit dem die reine Geldwirtschaft den Geiz begünstigt: das im Gelde sich verkörpernde unbegrenzte „Können" bedeutet psychologisch Machtgefühl, dessen Steigerung, wie die Geldhäufung, an keine Grenzen gebunden ist. So ist der Geiz, in ganz anderer Weise als in naturalwirtschaftlichen Verhältnissen — in der Geldwirtschaft eine Gestaltung des Willens zur Macht. Und zwar so, daß die Macht hier wirklich Macht bleibt und sich nicht in Ausübung und Genuß umsetzt. Denn das mit dem Geldbesitz verbundene Machtgefühl erwächst aus dem dauernden Zurückhalten des Geldes — wenn sich dieses in das Genießen konkreter Dinge umsetzen würde, würde jenes verloren gehen. Es ist daher ein Irrtum, wenn man sich jeden Geizigen mit der Ausmalung aller ihm zur Verfügung stehenden Genüsse, all der reizvollen Verwendungsmöglichkeiten des Geldes beschäftigt denkt. Die reinste Form des Geizes ist vielmehr die, in der der Wille wirklich nicht über das Geld hinausgeht, es auch nicht einmal in spielenden Gedanken als Mittel für anderes behandelt, sondern die Macht, die es gerade als nicht ausgegebenes und nicht auszugebendes darstellt, als letzten und absolut befriedigenden Wert empfindet. — In diesem mit dem Geldbesitz verbundenen Machtgefühl liegt übrigens ein Erklärungsmoment für den so häufig auftretenden Geiz des hohen Lebensalters. Gewiß ist diese Tendenz als Fürsorge für die nächste Generation zweckmäßig — so wenig dieses Motiv gerade dem Geizhals bewußt zu sein pflegt, der vielmehr je älter er wird, um so weniger an die Trennung von seinen Schätzen denken mag. Mehr ist der Umstand wesentlich, daß im Alter einerseits die sinnlichen Seiten des Lebens ihren Reiz verlieren, andrerseits die Ideale durch Enttäuschungen und Mangel an

Digitized by Google

Schwung ihre erregende Kraft einbüßen. So bleibt als letztes Willensziel und letzter Lebensreiz oft nur noch das Machtgelüsten übrig, das sich zum Teil in der Neigung des Alters, zu tyrannisieren, offenbart, auch wohl in einer fast krankhaften Sucht nach „Einfluß" — zum Teil aber eben im Geize, für den sich eben dasselbe Gefühl der Macht im konservierten Geldbesitz verkörpert. —

Wenn der Geiz, wie hier gezeigt, das sublimierteste Machtgefühl als seelischen Gehalt und geheimen Reiz in sich trägt, so enthält er auf der andern Seite doch auch, man möchte fast sagen, eine karikierte Form inneren Unterworfenseins, einen wahrhaft erbarmungswürdigen Zustand seelischer Verknechtung. Er läßt den Menschen, um über seinesgleichen zu herrschen, vor dem unpersönlichsten, gleichgültigsten Mittel wie vor einem höchsten Zwecke niederknien. Das Unwürdige des Geizes, das Gefangensein der menschlichen Seele im Geize hat daher keiner besser ausgedrückt, als jener mittelalterliche Dichter, der da sagte: wer dem Gelde diene, der sei „seines Knechtes Knecht".

Es ist für die Herrschaft, die das Geld über die allgemeine Denkart gewonnen hat, sehr bezeichnend, daß man eine Reihe von Erscheinungen als Geiz — im Sinne des Geldgeizes — zu bezeichnen pflegt, die in Wirklichkeit gerade sein Gegenteil sind. Es handelt sich um die Menschen, die ein abgebranntes Streichholz nochmals benutzen, leere Briefseiten sorgfältig abreißen, kein Stückchen Bindfaden wegwerfen und auf jede verlorene Stecknadel eine Mühe des Suchens verwenden. Man nennt solche Personen geizig, weil man sich gewöhnt hat, den Geldpreis alles und jedes Dinges ganz unbefangen als seinen Wert anzusehen. Tatsächlich denken diese Haushälterischen aber meist gar nicht an den Geldeswert jener Objekte, die Stärke ihres Gefühls gilt vielmehr gerade den Sachwerten: es sind nicht die Bruchteile eines Pfennigs, um deren Rettung und Aufspeicherung es sich hier handelt, und gerade diese Sparsamen sind von der Rücksicht auf das Geld oft genug ganz unabhängig. In die nämliche Kategorie derer, deren Wertgefühle vorwiegend auf die Sache gehen, gehören auch die sonderbaren, aber nicht allzu seltenen Menschen, die ohne Bedenken hundert Mark, aber mit wahrer Selbstüberwindung einen Bogen Papier aus ihrer Mappe oder ähnliches verschenken. In beiden Fällen liegt gerade das Gegenteil des Geizes vor: hier wird das Geld nicht über Gebühr, nicht über seine eigentliche Bedeutung hinaus geschätzt, Mittel zu den besseren Zwecken des Lebens zu sein. — Die Stärke des Lebensgefühls wendet sich übertreibend den sachlichen Werten zu, ganz unabhängig von ihrem Geldeswert. Dem Geizigen dagegen sind die Dinge — außer insoweit sie Geldwerte darstellen — gerade gleichgültig, wo nicht verhaßt. Ad. Teutenberg

Zu den Tagesereignissen

„Geistige Güter"

kamen neulich wieder im Reichstag zur Sprache. Denn unter dem schönen alten Kinderglauben, unser Urheberrecht diene in der Hauptsache dem Schutz geistiger Güter, stand auch die Sitzung noch, die sich mit der Berner Konvention beschäftigte. Etwas aber war immerhin erfreulich: ein Freisinniger, ein Sozialdemokrat und ein Konservativer erklärten sich gegen eine Verlängerung der Schutzfrist

Digitized by Google

über dreißig Jahre nach dem Tode hinaus. Die Theaterschriftsteller haben ja um fünfzig Jahre gebeten. Sie durften das auch ruhig wagen, denn der Dunst, daß das Urheberrecht vor allem der Urheber wegen da und daß sein weiterer „Ausbau“ deshalb eine große und ideale Sache sei, ist ja so tausendfach von den Fachleuten aufgeblasen worden, daß selbst die Sozialdemokratie das Reaktionäre dieser rein kapitalistischen Interessengesetzgebung noch nicht durchschaut. In Wirklichkeit liegt es im allgemeinen so, daß nur der Reiche oder der von Mäzenen gestützte Urheber seine Rechte bewahren kann, der andre muß sie zum Tagesmarktwerte und oft für ein Nichts verkaufen. Wer von der Schutzfrist den Hauptvorteil zieht, ist also meist nicht der Urheber mit Weib und Kind, sondern der Geschäftsmann, der dann dem Volke die geistige Nahrung verteuert, bis sie dreißig Jahre lang abgestanden ist. „Fünfzig Jahre!“ rufen die Herren Interessenten jetzt. Ein halbes Jahrhundert des Abstehens geistiger Güter eben „geistigen Gütern“ zulieb. Das Schlimmste ist immer, daß man mit all den Reden vom Ausbaue des Urheberrechts die Aufmerksamkeit, die Teilnahme und den guten Willen der Gebildeten im kapitalistischen Interesse irreführt, so daß sie die eigentlichen Aufgaben einer Volkswirtschaft mit geistigen Gütern nicht beachten, weil sie meinen, das Urheberrecht beschäftige sich ja damit. So versündigen wir uns gerade an denen, die wir hier immer im Munde führen, eben an den Urhebern, ich meine nicht an den Machern und ihren Verwertern, sondern an den wirklichen Schöpfern.

Wir haben über all das schon so viel gesprochen, daß heute zwei Worte nur daran erinnern sollen.

Der Frauentag und die Ehescheidung

Mann und Weib

Gefühlsverfeinerung — Höherentwicklung der Kultur, das ist, neben dem Kampf um erweiterte Arbeitsmöglichkeit, um bessere Schulung, um vermehrte Rechte, das Ziel der Frauenbewegung. Auf dem bayerischen Frauentage kam das in doppelter Hinsicht zum Vorschein. Wie auf manchem anderen auf Heimatsboden tagenden Frauenkongreß (Provinzial- oder Landesverband), so war auch hier alles in rechter Weise auf das Milieu abgestimmt, war so gewählt, wurde so wiedergegeben, daß die Vereine des engeren Verbandes Förderung für ihre heimische Arbeit erhielten, daß ihre lokalen Schwierigkeiten berücksichtigt wurden. Interessant ist es, die Tagungen der verschiedenen Verbände — am Rhein, in Bayern, in Schwaben, in Ost- und Mittel- und Norddeutschland — zu vergleichen. Die Verschiedenheit des Tempos, der mehr oder weniger regen Teilnahme an der Debatte fällt sofort auf, und ein künstlerischer Genuß kann es geradezu sein, die leitenden Frauen zu beobachten, wie sie Schärfen zu mildern, Unklarheiten zu durchleuchten wissen, wie sie zur rechten Zeit das rechte Wort finden oder auch aus der Versammlung in rechter Weise unterstützt werden. Nicht jede Frau kann das. Aber feines, echt weibliches Taktgefühl, gesellschaftliche Gewandtheit und Liebenswürdigkeit sind, wenn Beherrschung parlamentarischer Form und klare, schnelle Auffassungsgabe hinzukommen, für Versammlungsleiter eine gute Beigabe. Bei gesamtdeutschen Tagungen kommt ja leider der Dämon der Deut-

Digitized by Google

schen, Rechthaberei und Zwietracht, hie und da auch bei den Frauen zum Ausbruch. Tagungen von lokaler und doch nicht zu eng begrenzter Art sind abgerundeter, sind mehr „Kunstwerk“, sie wirken harmonischer und geschlossener.

Höherentwicklung der Kultur — Gefühlsverfeinerung, dahin zielte besonders das eine, noch durchaus neue Thema, das Marianne Weber aus Heidelberg in ihrer fein abwägenden Art behandelte: das Problem der Ehescheidung. Ein historischer Überblick auf Grund eigener, gründlicher Studien leitete den Vortrag ein. Die Entwicklung der Ehe, die vom Frauenkauf mit dem ihr wie jedem Besitz gegenüber vorhandenen Recht des Weiterverschenkens, des Verstoßens nach Willkür, bis in unsre verwickelten Verhältnisse geführt hat, auf die religiöse Vorstellungen verschiedenster Art Einfluß geübt haben, kam klar zur Darstellung. Der Vortrag gipfelte in der Forderung, daß Ehescheidung bei gegenseitiger Übereinkunft (wie bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches) und auch auf Wunsch des einen Teiles möglich sein müsse. Im letzten Fall würde der die Scheidung wünschende Gatte meist als der Schuldige anzusehen sein, er verliere damit das Recht auf die Kinder, sei zur Unterhaltszahlung verpflichtet. Darin würden wünschenswerte Hemmungen liegen. Aber zwei Menschen zusammenzuhalten, wenn der eine dem Zusammenleben dauernd widerstrebe, entspräche nicht unserm verfeinerten Empfinden.

Frau Gnauck-Kühne, die früher dem Evangelisch-Sozialen Kongreß, jetzt dem Katholischen Frauenbund angehört, trat für Unlöslichkeit der Ehe ein, faßte Scheidung als den Bruch eines Eides, eines Gelübdes auf. Nur Trennung wollte sie zugeben, auch im Interesse der Frau und der Kinder. Daß die Unmöglichkeit der Wiederverheiratung sittlich herabziehend wirken müsse, wurde demgegenüber betont. Als Extrem nach der anderen Seite erwärmte sich die Vertreterin des Bundes für Mutterschutz für freie Ehe, weil Dauerehe zu schwierig, zu selten durchführbar sei. Von verschiedensten Seiten wurde diese Auffassung widerlegt. Der Wille zu dauernder Verbindung, zum Tragen der vollen Verantwortung Frau und Kindern gegenüber hebt die Gesetzesehe über die Durchschnittsverhältnisse als ethisch höher stehende Form hinaus. Die Ehe, so wurde betont, ist eine Form, die der Mann sich abgerungen hat Frau und Kindern zuliebe.

Es ist interessant, wie jeder Versuch, unser sittliches Empfinden zu trüben, mag man gegen den Einzelfall noch so duldsam sein, innerhalb der Frauenbewegung abgelehnt wird. Höherentwicklung, erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl, das bleibt den meisten Frauen das Ziel, an dem sie festhalten.

E. Krukenberg

Bildung und Schule

„Die Gefahren der künstlerischen Erziehung“

besprach in der Münchner Elternvereinigung der Bildhauer und Kunstschriftsteller Hermann Obrist. Die Grundgedanken des etwa anderthalbstündigen Vortrags waren kurz folgende:

Es ist in der Vergangenheit schon vieles an Kunst geschaffen worden; aber die größten Künstler sind in der Regel sozusagen wild aufgewachsen. Sie brauchten keine Kunsterziehung. Sie sind durch sich selbst groß geworden. Sie folgten lediglich ihrer Natur. Wo-

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zu nun auf einmal eine künstlerische Erziehung und Bildung? Sie kann nur dazu dienen, wirklich künstlerisch angelegte Menschen von ihren ureigenen Wegen auf falsche Straßen zu leiten.

Ferner: Künstlerische Volksbildung ist erst recht ein Mißgriff. Wahre Kunst ist immer aristokratisch gewesen. Es gibt für einen Künstler gar nichts Schrecklicheres als Popularisierung seiner Kunst. So lange sich die künstlerischen Wirkungen auf einen kleinen erlesenen Kreis beschränken, so lange vermögen sie das Gemüt des Menschen zu erheben. Wird ihre Wirkungssphäre erweitert, so folgt naturnotwendig die Verflachung. Böcklin zum Beispiel übte seinerzeit die tiefsten Wirkungen aus; aber seit seine Kunst in Tausenden von billigen Vervielfältigungen unters Volk gekommen ist, ist es damit vorbei. Böcklin ist durch die Popularisierung totgemacht worden. Die Imitation, der Kitsch haben sich seiner bemächtigt. Das gilt von jedem großen Künstler, von jedem Kunstwerk, von jedem künstlerischen Stil, vom Chopinschen Trauermarsch ebenso wie von der Biedermeierei. Was rasch abwirtschaften soll, braucht nur unters Volk gebracht zu werden. Dann kriegt man's bald gründlich satt. Jede Extensität führt zur Verkümmerung der Intensität.

Darum bleibe man der Jugend und dem Volke vom Leibe mit jeder Art künstlerischer Bildung und Erziehung! Die Kunst war bislang das einzige Gebiet, auf dem es ohne schulischen Zwang abging. Das einzige seelische Neuland, auf dem die Kräfte frei und ungebunden emporschießen konnten. Wie lange wird's währen, und durch die pädagogische „Beeinflussung" sind alle schöpferischen Kräfte verbildet, und wir stehen vor dem künstlerischen Ruin. In England ist man bereits so weit. In Deutschland ist man nicht mehr weit davon entfernt. Diese historischen und psychologischen Tatsachen müssen zu denken geben.

Dies wären die Grundgedanken der Rede. Ich unterlasse es, ihre eignen Widersprüche herauszuheben. Ich befolge nur Obrists Ratschlag, die historischen und psychologischen Tatsachen, die seine Bedenken erregen, in folgendem kurz zu erwägen. Eigentlich ist auch diese Arbeit schon längst geleistet. Was an Tatsachen die Bedenken des Vortragenden erregte, das ist von unsern Philosophen und Pädagogen schon vor Jahrhunderten als unbedenklich, ja als naturnotwendig aufgedeckt worden und braucht uns auch heutzutage nicht mehr stutzig zu machen.

So ist es eine allgemein bekannte psychische Lebenserscheinung, daß alles Neue mit einer gewissen Heftigkeit, mit einer starken Gefühlsbetonung ergriffen wird, daß es sich zunächst verworren, voluntaristisch — dionysisch nennt es Nietzsche — auszuleben sucht, daß es erst nach und nach zur Klarheit, zur apollinischen Bildlichkeit, damit aber auch zur gedanklichen Kälte und endlich zur intellektualistischen Erstarrung, zum konventionellen Schema führt, bis ein neuer voluntaristischer Lebensstrom darüber hinflutet, um nach einiger Zeit ebenfalls im intellektualistischen Sande zu versickern. Diese psychologische Tatsache kann überall nachgewiesen werden, sowohl bei Befriedigung individueller Neigungen wie beim Verlauf kultureller Strömungen. Es ist dieser ewige Wechsel gewissermaßen der Blutkreislauf des Lebens. Er ist das Gesetz, das den einzelnen

Digitized by Google

Epochen wie dem Gesamtdasein des Individuums wie der Völker zugrunde liegt. Ja, es gibt Philosophen, welche das gesamte Weltgeschehen an der Hand dieses psychologischen Schemas — These, Antithese, Synthese — nachzuweisen sich bemühten.

Wir brauchen darum nichts Bedenkliches in der Tatsache zu finden, daß eine Richtung die andre ablöst, daß die künstlerischen Tagesgrößen dem Wechsel unterworfen sind, daß immer wieder neue Geschmacksrichtungen Geltung gewinnen. Das liegt nun einmal in der Menschen Art und ist darum naturnotwendig.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die Popularisierungsgefahr zu beurteilen. Wohl mag bei dem einzelnen die starke Ergriffenheit, die er beim erstmaligen Hören des Chopinschen Trauermarsches, beim erstmaligen Schauen eines Böcklinschen Bildes empfand, nach und nach bei öfterer Wiederholung schwächer werden, ja es kann durch Übermüdung ein Verdruß entstehen. Aber man bedenke doch gleichzeitig, daß jeder einzelne im Volke selbst wieder ein zum ersten Male Lauschender, ein zum ersten Male Schauender ist, und daß die Urwüchsigkeit des Genusses, die uns durch die ins Übermaß gesteigerte Wiederholung verloren ging, bei ihm noch zu finden ist. Von diesem Gesichtspunkte aus — und er ist der objektiv-psychologische — wird also durch die Verbreitung, durch die Popularisierung eines Kunstwerks die Wirkung nicht verringert, sondern verhundert- und vertausendfacht. Die entgegengesetzte Meinung beruht auf einer subjektiv-psychologischen Beobachtung, deren Verallgemeinerung irreführt.

Was sich überhaupt popularisieren läßt, was wirklich von einer breiten Masse, vom Volke, mit Leidenschaft ergriffen wird, beweist, daß ein starkes, lebendiges Bedürfnis vorhanden war, das gestillt werden wollte. Sind uns Goethe, Schiller und Uhland, Dürer, Schwind und Richter durch ihre Popularisierung etwa entfremdet worden? Was uns verekelt werden kann, das ist lediglich die losgetrennte Form, das Epigonentum, die Stilrichtung, soferne sie nicht mehr Ausdruck eines zugrunde liegenden Gehaltes ist. Die großen Meister, die jene Form erschufen, bei denen sie noch naturnotwendiger Ausdruck eines Innenlebens war, bestanden die Feuerprobe der Popularisierung.

Hinsichtlich der Frage der „Kunsterziehung“ wäre deutlicher zu unterscheiden zwischen der Bildung des Künstlers und der Erziehung und Bildung einer Menge durch die Kunst.

Obrist ist sicher im Rechte, wenn er tadelt, daß man heutzutage dem werdenden Künstler zu viel Vorbilder gibt, zu viel „Kunstgesetze“ einprägt und dadurch die eigene künstlerische Naivität schädigt. Aber er täuscht sich wohl, wenn er glaubt, starke Talente würden dadurch zeitlebens lahmgelegt. Geniale Naturen befreien sich, auch wenn sie diese oder jene Schule durchlaufen haben, am Ende doch von jedem Zwang. Das ist ebenfalls eine hundertfach beglaubigte historische Tatsache. Und vielleicht ist es gerade jener Drang zur Antithese, zur Reaktion, der sie, weil sie in der oder jener Richtung erzogen wurden, nun plötzlich in die entgegengesetzte treibt, sie unbetretene Pfade finden läßt, die zu völlig neuen Zielen führen.

Über Kunst als allgemei-

Digitized by Google

nes Bildungs- und Erziehungsmittel gibt es trotz mannigfach versuchter Aufklärung so viel falsche Anschauungen, daß man sich wundern muß, wie selbst in gebildeten Kreisen eine durchaus gesunde Bestrebung so stark verkannt werden kann. Es handelt sich in unsern allgemeinen Bildungsanstalten nicht darum, neue „künstlerische Fächer" einzuführen oder Kenntnisse über Kunst zu verbreiten. Es handelt sich überhaupt nicht um ein Unterrichtsfach, sondern um ein Unterrichtsprinzip. Wohl mag es hie und da Pädagogen geben, die jener Lehrerkarikatur entsprechen, die Obrist mit künstlerischer Freiheit vorführte, Pädagogen, die glauben, mit einer Mehrung von Gedichten, von Bildern, von Liedern und Schauspielereien seien die Aufgaben der Kunsterziehung zu erfüllen. Die Einsichtigen auch in unserm Kreise sind ganz andrer Meinung. Uns handelt es sich gerade um die Beseitigung jenes pedantischen Zwanges, der Obrist so sehr auf die Nerven geht, gerade um die Weckung der Lust an eigner Kraftbetätigung, um die Freiheit individueller Äußerungen, kurz: gerade um Leben statt Papier und Regel.

Die neue Richtung ist nichts andres als die pädagogische Konsequenz neuer wissenschaftlicher, ethischer und sozialpolitischer Errungenschaften und Wertungen.

Die Grundanschauungen der Psychologie haben in den vergangenen Jahrzehnten eine Wandlung erfahren: der psychologische Intellektualismus eines Herbart wurde verdrängt durch die voluntaristischen Systeme Wundts und Paulsens. Man glaubt nicht mehr an die Priorität der Gedankenwelt; man nimmt den Menschen in erster Linie als fühlenden und wollenden. Darum sucht man ihn zum lebendigen Einfühlen und zu einem lustbetonten Handeln zu bringen. Man sucht den psychologischen Werdegang, den man bei Entstehung eines Kunstwerks beobachten konnte, auf den gesamten Lernprozeß zu übertragen. Man erzieht und unterrichtet nach neuen Grundsätzen, nicht in neuen Stoffen. Die Schüler sollen gereizt werden zu individueller Äußerung; sie sollen sich nicht nur rezeptiv, sondern auch produktiv verhalten dürfen. Daher die größere Freiheit, die größere Lebhaftigkeit in den einzelnen Klassen.

Kein vernünftiger Lehrer setzt sich zum Ziel, Künstler erziehen zu wollen. Es kommt ihm gar nicht auf den künstlerischen Wert der Kinderproduktion an, sondern auf die physischen und psychischen Kräfte, die zur Betätigung gelangten, als die Schüler ihrem Innenleben einen adäquaten Ausdruck zu geben sich anschickten. Kraft soll gebildet, Selbsttätigkeit geweckt werden; denn selbständig denkende und handelnde Menschen tun unserm Volke not, nicht Ästheten, nicht weltfremde Intellektualisten, nicht abstrahierende Wisser, sondern Könner.

Jeder Gedanke springt, wenn man ihn konsequent bis zum äußersten verfolgt, am Ende in sein Gegenteil um. Friedrich Nietzsche hat darum die Logik mit einer Schlange verglichen, die sich beständig in den Schwanz beißt. Seine eignen kühnen Gedankensprünge bieten eine treffliche Illustration dazu. Der große Prozeß der Welt- und Lebensentwicklung — logisch gedeutet — findet eben seine Kongruenz auch in jedem Einzelgeschehen. Wenn nun irgendein

Digitized by Google

Künstler oder irgendein Philosoph auftritt und dieses Experiment vor einer lauschenden Menge wiederholt, so kann sich nur der Neuling verblüffen lassen. Dem psychologisch Geschulten bietet man damit nichts Neues. Das Leben ist mehr als Logik und Unlogik, und auch die Kunst hat zu allen Zeiten höhere Kulturaufgaben zu erfüllen gehabt als die Ergötzung einer sich absondernden Gruppe, die ästhetische Reservatrechte beansprucht.

Ernst Weber

Unter uns

„Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage"

Ich bitte die Leser, sich die beiden folgenden Zeichen anzusehen:

Das eine von ihnen kennen alle, denn der „Dürerbund", der nun eine Viertelmillion gebildeter Deutscher vertritt, führt dieses Cissarz-Dürerische „Christus"-Medaillon jetzt in seinem siebenten Lebensjahre auf allen seinen Büchern, Flugschriften, Zeitschriften, Zeitungskorrespondenzen und sonstigen Drucksachen als sein Signet. Das andre kennen unsre Leser so wenig, wie bis vor ein paar Tagen wir es kannten: es bildet das Nürnberger Dürerdenkmal nach, in dessen Nähe sich die Nürnberger Handlung mit „Abreißblocks, Abziehbildern, Aktenumschlägen, Aktenmappen, Aktenzwirn, Albums für alle Zwecke, Anfeuchtern für Kuverts" und sonstige Papier- und Schreibwaren befinden mag, die sich's wohl deshalb als Geschäftsmarke hat eintragen lassen. Ist **einer unter uns, der diese beiden Zeichen in irgendeinem Geisteszustande miteinander verwechseln könnte?** Und nun begreife man das Folgende. Der Dürerbund hat, um Mißbrauch zu verhüten, durch seinen Geschäftsführer Callwey die Eintragung seines Signets als Warenzeichen beantragt. Darauf hat das Kaiserliche Patentamt „die Übereinstimmung" der hier abgebildeten beiden Zeichen „festgestellt und die Eintragung versagt".

Also: unser sogenanntes Christusmedaillon, Kopf in Kreis ohne Unterschrift, sieht in patentamtlicher Betrachtung einer ganzen Denkmalsfigur mit Unterschrift so ähnlich, daß wir es zur Täuschung des Publikums gebrauchen könnten, es kaufe Waren aus der Nürnberger Papierhandlung. Entscheidet auch die Berufsinstanz so, so wird möglicherweise diese Nürnberger Handlung mit Abreißblocks, Abziehbildern usw. das Recht bekommen, unser Medaillon als unlautere Nachahmung ihres Warenmustermännleins auf allen Dürerbund-Drucksachen von Rechts wegen zu verfolgen. Mit andern Worten: uns in den 180 Dürervereinen wird dann nicht mehr erlaubt sein, das Zeichen auf unsre Arbeit zu setzen, unter dem wir für unsre große Sache gekämpft und so vielfach gesiegt haben — weil eine Nürnberger Papierhandlung ein Skizzchen vom Nürnberger Dürer-Denkmal zum Schutz ihrer Abreißkalender usw. hat eintragen lassen.

Eine Firma, die einen ähnlichen

Digitized by Google

Dürerkopf eingetragen hat und auch Kunstblätter herausgibt, hat gar nicht daran gedacht, gegen unsern „Christuskopf“ zu protestieren. Warum das die Handlung mit Abreißblocks, Abziehbildern usw. tut, da ja von einem Wettbewerb unsrer „Waren“ nicht die leiseste Rede sein kann, wissen wir nicht. Es macht ihr halt Freude. Aber die Frage liegt so: auf welche Gründe gestützt kommen kaiserlich patentamtliche Entscheidungen zustande, die dem Wohl- oder Übelwollen irgendeines Zeicheninhabers derartige Macht geben? Die „Begründung“ des Patentamts macht sich's leicht: die „Übereinstimmung“ ist „wegen des in beiden Zeichen enthaltenen gleichen Motivs nicht zweifelhaft“. Ein Motiv ist, was die Gestaltung bewegt. Ich weiß nicht, ob, was diese beiden Gestaltungen bewegt hat, künstlerisch oder technisch oder händlerisch noch verschiedener sein kann, wenn man überhaupt beide Male menschliche Formen benutzt. Ich weiß nicht, ob wir bereits so weit gekommen sind, daß es schon ein patentamtlich geschütztes Vorrecht einzelner Geschäftsleute ist, im Arbeitszeichen an einen bestimmten Großen auch nur zu erinnern. Ob zum Beispiel Luther, Goethe, Bismarck von andern Papierhandlungen schon „belegt“ sind. Nach der Entscheidung sieht es ja tatsächlich aus, als ob jeder Schultze oder Müller das Recht hätte, sich jeden beliebigen nationalen Großen für sein Geschäft zu reservieren. Selbst dann: Dürer wollte mit seinem Bild an Christus erinnern, Cissarz wollte dem Dürerbund die ethische Weihe dieser Christusstimmung weitergeben, und man frage in Volk und Jugend wen man will, ob man vor diesem Signet nicht an einen „Christuskopf“ denkt. Und wenn auch dem nicht so wäre: des Patentamts Aufgabe ist doch wohl einfach die, Zeichen zu verhüten, die man verwechseln kann. Noch einmal: wo ist einer, wo unter den Hunderttausenden einer, der diese beiden Zeichen jemals zusammenwirft? Ist er gefunden, so geb ich zu: unsre Überschrift sagt zu viel.

Aber ein Gutes wenigstens wird diese Entscheidung haben, wenn sie auch in der Berufungsinstanz durchgehen sollte. Sie wird uns, der Presse und dem Reichstag zum Herbeiführen weniger lebensfremder Grundsätze und weiter blickender Entscheidungen einen „Fall“ an die Hand geben, dessen aufklärende und agitatorische Kraft nicht übertroffen werden kann. A

Vom Staate

Lebende Worte

Jeder Staatsbürger ist ein Staatsbeamter. Seine Einkünfte hat er nur als solcher. Man hat sehr unrecht, den König den ersten Beamten des Staats zu nennen. Der König ist kein Staatsbürger, mithin auch kein Staatsbeamter. Das ist eben das Unterscheidende der Monarchie, daß sie auf dem Glauben an einen höhergebornen Menschen, auf der freiwilligen Annahme eines Idealmenschen beruht. Unter meinesgleichen kann ich mir keinen Obern wählen; auf einen, der mit mir in der gleichen Lage befangen ist, nichts übertragen. Die Monarchie ist deswegen echtes System, weil sie an einen absoluten Mittelpunkt geknüpft ist; an ein Wesen, was zur Menschheit, aber nicht zum Staate gehört. Der König ist ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch. Diese Dichtung drängt sich dem Menschen notwendig auf. Sie befriedigt allein eine höhere Sehnsucht seiner Natur. Alle Men-

Digitized by Google

schen sollen thronfähig werden. Das Erziehungsmittel zu diesem fernen Ziel ist ein König. Er assimiliert sich allmählich die Masse seiner Untertanen. Jeder ist entsprossen aus einem uralten Königsstamm. Aber wie wenige tragen noch das Gepräge dieser Abkunft?

Von der öffentlichen Gesinnung hängt das Betragen des Staates ab. Veredlung dieser Gesinnung ist die einzige Basis der echten Staatsreform.

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch will der Staat gerade das Gegenteil, er ist eine Armatur der gespannten Tätigkeit. Sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum tätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeiten vielmehr ins Unendliche. Freilich nicht ohne seine Kräfte ins Unendliche zu vermehren.

Das Bedürfnis des Staates ist das dringendste Bedürfnis eines Menschen. Um Mensch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staates. Der Staat hat natürlich Rechte und Pflichten, wie der einzelne Mensch. Ein Mensch ohne Staat ist ein Wilder. Alle Kultur entspringt aus den Verhältnissen eines Menschen mit dem Staat. Je gebildeter, desto mehr Glied eines gebildeten Staates.

Novalis

Unsre Bilder und Noten

Das Bild einer Mutter von Fritz Mackensen (der nun schon wiederholt besonders bedeutsam aus der Reihe der Worpsweder hervorgetreten ist) hätte auch in dem Zusammenhange besprochen werden können, in dem Bonus hier kürzlich (XXII, 11) über „Ernste Kunst und schöne Formen“ sprach. „Es kann“, meinte er, „alles dies vom Überwinden des Schicksals und der Widerstände, vom Festwerden im Wechsel, vom Siege gar im Untergange, deutlich nur in Darstellungen gegeben werden, in denen die Gewalt des Ausdrucks durch nicht gefällige Formen hindurchbricht.“ Allerdings erweist sich der eigentliche Stoff des Bildes von Mackensen bei näherem Zusehen als ein ganz andrer als der bei Käthe Kollwitz. Dort das leidende oder kämpfende, das sich „krümmende“ oder das „zertretene“ Proletariertum der Enterbten mit seinem wilden oder dumpfen Schmerz oder seinem Rausch von Rache. Hier arme Leute, aber nicht darbende Leute, Menschen, die hart arbeiten, aber in freier Luft und meistens auf eigner Scholle: nicht entartete niederdeutsche Bauern. Ich weiß nicht, ob Mackensens Bild nur auf mich so ergreifend wirkt und so frisch dabei, so stark, wie das gesunde deutsche Volkstum, das es zeigt.

Über das Bild von Max Richter „Stille nah und fern“ schrieb hier Walter Riezler, als es zum erstenmal auf der Münchner Kunstausstellung erschienen war (XXI, 23), es könne sich vielleicht allein von allen Bildern der Münchner Kunstgenossenschaft vor strengeren Ansprüchen behaupten. „Dieses Bild hat etwas von Rottmannscher Monumentalität in der Zeichnung und ist dabei voll weicher malerischer Stimmung; es leuchtet sanft und stark über einen ganzen Saal von schlechten Bildern weg.“

Digitized by Google

Mit Ferdinand von Reznicek ist wieder ein Vielumstrittener gestorben. Man hörte gelegentlich sagen, Simplizissimus-Nummern mit seinen „pikanten“ Bildern würden doppelt so gern gekauft, hörte das sagen nicht eben zu Reznicels Lobe. Es läßt sich auch gar nichts davon wegdeuteln: er war in doppeltem Sinne „pikant“, war's im guten pikanter Technik, war's aber mitunter auch im übeln. Trotzdem meine ich, daß die Zukunft über den vielleicht erfolgreichsten aller deutschen Zeichenkünstler des letzten Jahrzehnts freundlicher urteilen wird, wenn sie ihn zum Beispiel mit Heilemann vergleicht, der, fürchte ich, in der Gunst der Menge sein Nachfolger werden wird. Wir zeigen den Frühverstorbenen von einer andern Seite und von einer, die uns lieber ist, als die „pikante“, zeigen Reznicek als Satiriker im eigentlichsten Sinn. Die „Familie des Herrn von Krach“ (die natürlich auch aus dem „Simplizissimus“ stammt) ist mit allen ihren „Mischungen“ ein Meisterstück humorvoller Satire und physiognomischer Kunst. Aber erst bei einem genauen Vergleiche mit dem Text blitzt sie in allen ihren Spotten. Hier ist die Legende: 1. Seine Exzellenz Gottlieb Leberecht Freiherr von Krach, General a. D. — 2. Viktoria Freifräulein von Krach, Stiftsdame. — 3. Bitterolf Freiherr von Krach, Oberleutnant. — 4. Olga Freifrau von Krach, geb. Meier (die Einberuferin des Familientages). — 5. Sigurd Freiherr von Krach, welcher die 1. Gymnasialklasse mit Note I absolviert hat. — 6. Joseph Freiherr von Krach, welcher in Amerika den Beruf eines Zahlkellners ausübte. — 7. Daisy Freifrau von Krach, geb. Miß Black-Louisiana, welche ihren Gatten nach Europa mitbrachte. — 8. Tommy Freiherr von Krach-Black, welcher bei dieser Gelegenheit zum erstenmal photographiert wurde. — 9. Camillo Freiherr von Krach, Dienstmann am Odeonsplatz.

Die Illustrationsbeilagen „Neubauten der Reichsbank“ und „Das Gohliser Schlößchen“ werden durch die zugehörigen Rundschaubeiträge erläutert.

Unsre Notenbeilage gibt zunächst, mit Bewilligung von Breitkopf & Härtel, zwei Proben aus dem Notenbuch des jungen Mozart, über das im 15. Heft gesprochen wurde. Sie mögen zugleich als Nachtrag zu dem Thema „Kinderkunst“ gelten.

Unsern Rundschaubeitrag über das französische Volkslied sollen zwei Proben erläutern. Sangeszauber — Klangeszauber! Das eine Stück ist das wundervoll melodische, nachtigallensüße Sehnsuchtslied „En revenant de noces“, das wir in einer singbaren Verdeutschung mit einer ganz einfachen Begleitung für Laute oder Gitarre bringen. Wer kennt dies Kleinod diesseits der Vogesen? Die weiteren Strophen seien gleichfalls mitgeteilt:

2. Setzte mich auszuruhen
An einen Wasserfall,
O wie so klar das Wasser,
Leuchtend wie Bergkristall!

3. O wie so klar das Wasser,
Leuchtend wie Bergkristall!
Da hab ich baden müssen
Wohl in dem grünen Schwall.

4. Da hab ich baden müssen
Wohl in dem grünen Schwall.
Droben vom höchsten Aste
Sang eine Nachtigall.

5. Nachtigall sing, o singe,
Wie ist dein Sang so hehr!
Mir schlägt das Herz so bange,
Hab keinen Liebsten mehr.

Digitized by Google

6. Mir schlägt das Herz so bange,
Hab keinen Liebsten mehr,
Weil ich die Ros versagte,
Ging er ohn Wiederkehr.

7. Weil ich die Ros versagte,
Ging er ohn Wiederkehr.
Ach daß die Rosenknospe
Noch an dem Strauche wär.

8. Ach daß die Rosenknospe
Noch an dem Strauche wär,
Ach daß mein lieber Peter
Liebte mich wie vorher!

Wie so oft im Volksliede ist der Refrain weit entfernt davon, ein leeres Geträller zu sein, er ist hier der Gipfel des Ausdrucks. Als solcher muß er also auch im Vortrag behandelt werden. Alles Begriffliche wird im ersten, rezitierenden Teil der Strophe erledigt. Im Refrain spricht dann die Empfindung allein. Und wie deutlich spricht sie! Man spürt es, daß hier das Wort den Strom des musikalischen Ergusses hemmen würde. Die Art, ein Gedicht so zu gestalten, daß der zweite Teil einer Strophe stets die erste Hälfte der folgenden bildet, ist eine spezifische Eigentümlichkeit des französischen Chansons, ebenso die Verwendung durchlaufender Reime. Den Beschluß bildet das bretonische „Angelus", das unsre älteren Leser bereits als Sololied kennen. Hans Heinrichs hat es für Männerquartett gesetzt, es bietet nun Gesangvereinen eine schöne und dankbare Aufgabe. Das Stimmenmaterial zu diesem Chor ist in der „Hausmusik des Kunstwarts" erschienen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII 6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Auhofstraße 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

MAX RICHTER

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

F. VON REZNICEK

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

DAS GOHLISER SCHLOESSCHEN

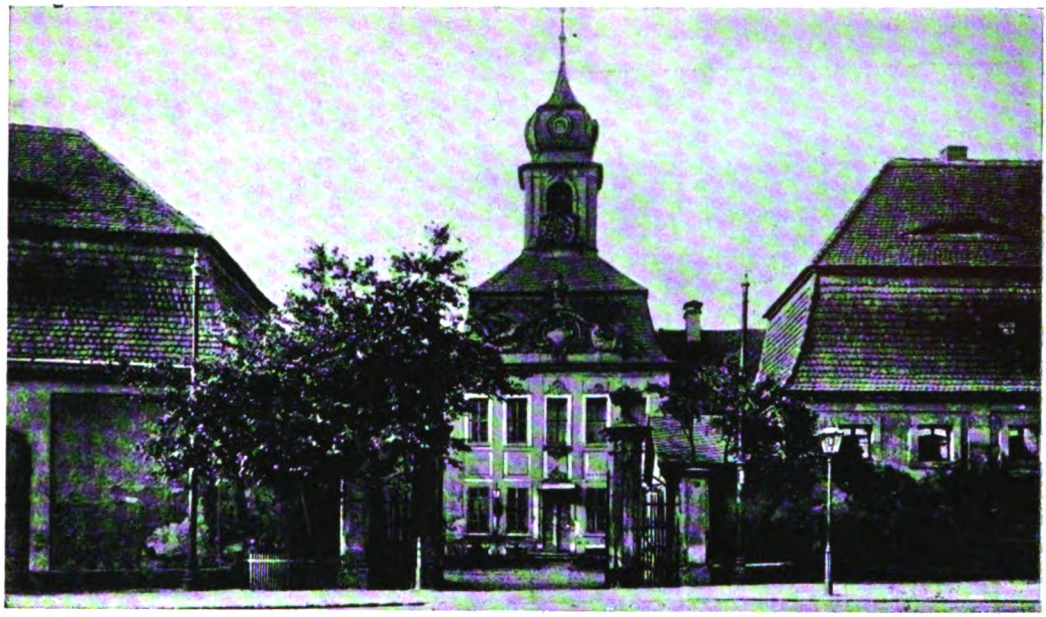


Abb. 1

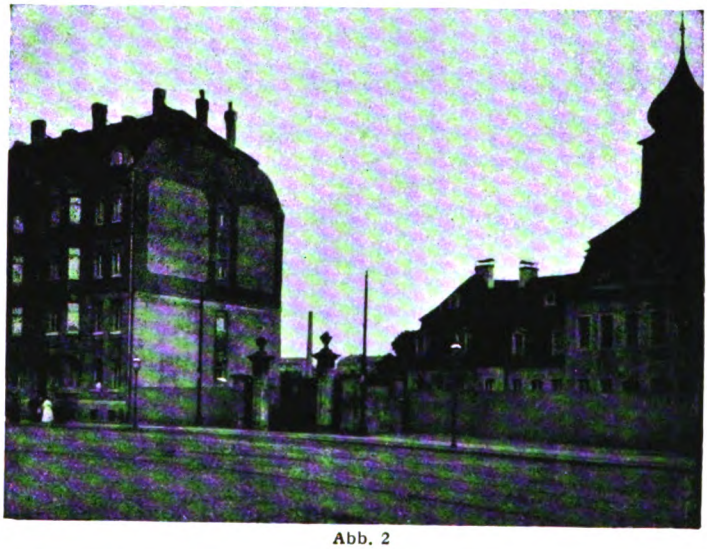


Abb. 2

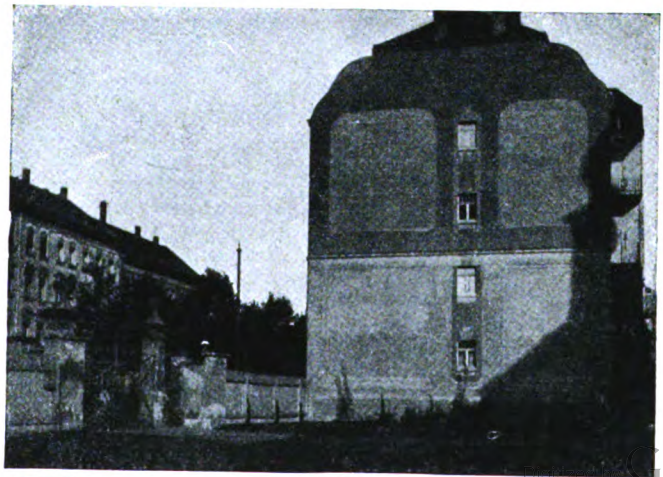


Abb. 3

KW

Digitized by Google

DAS GOHLISER SCHLOESSCHEN!

Abb. 4

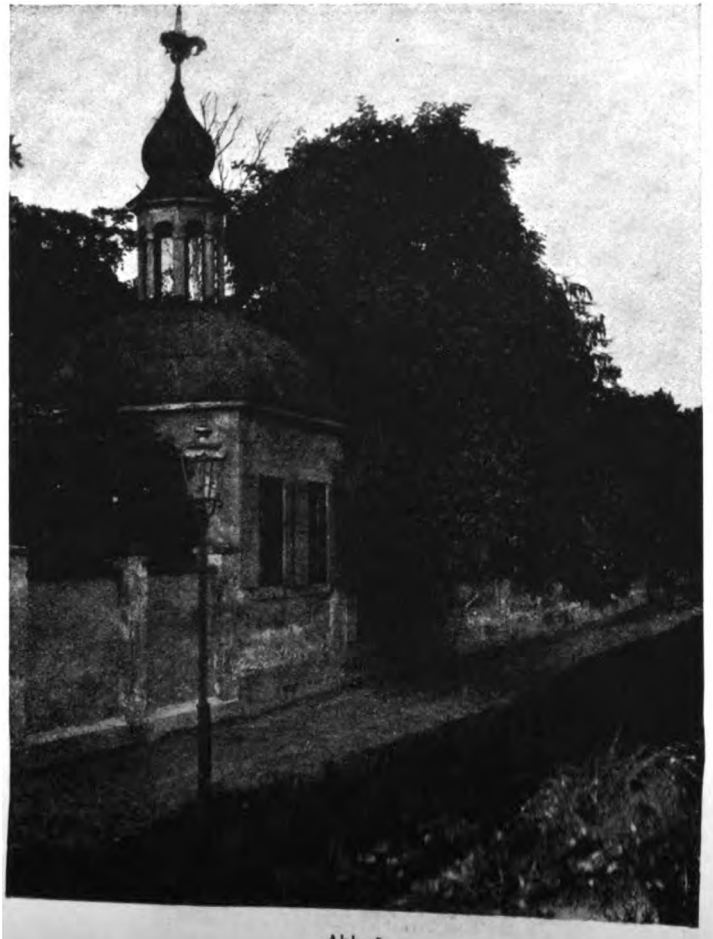
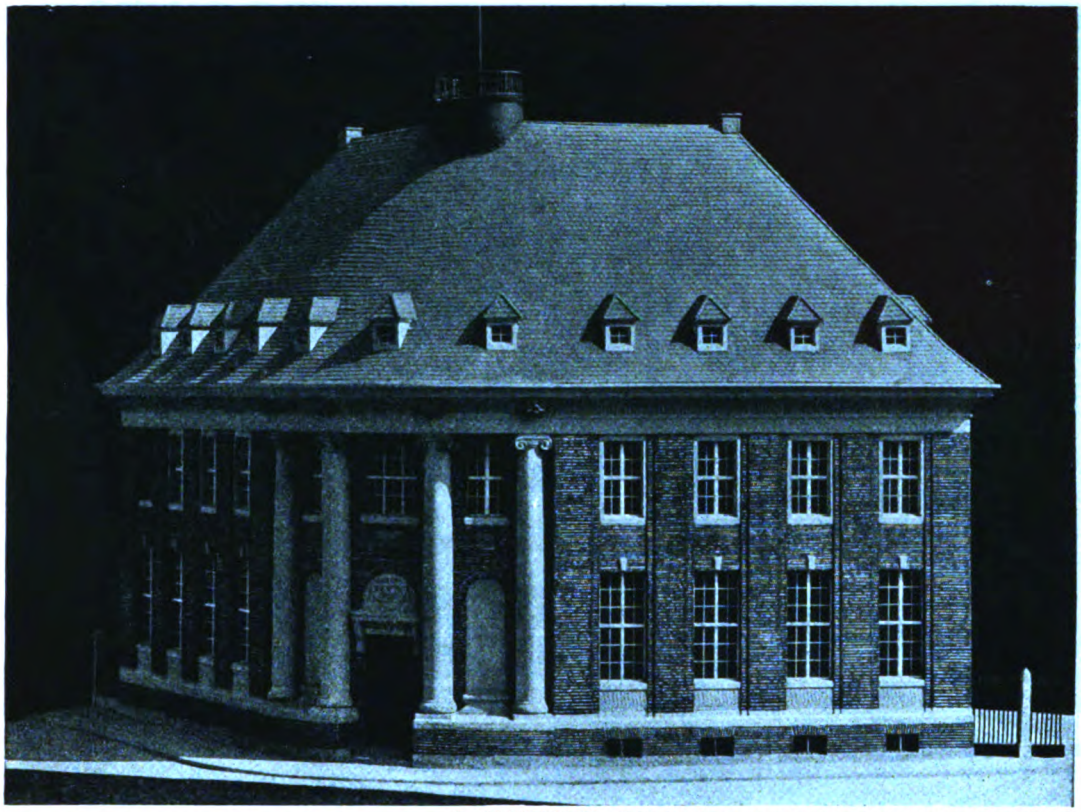


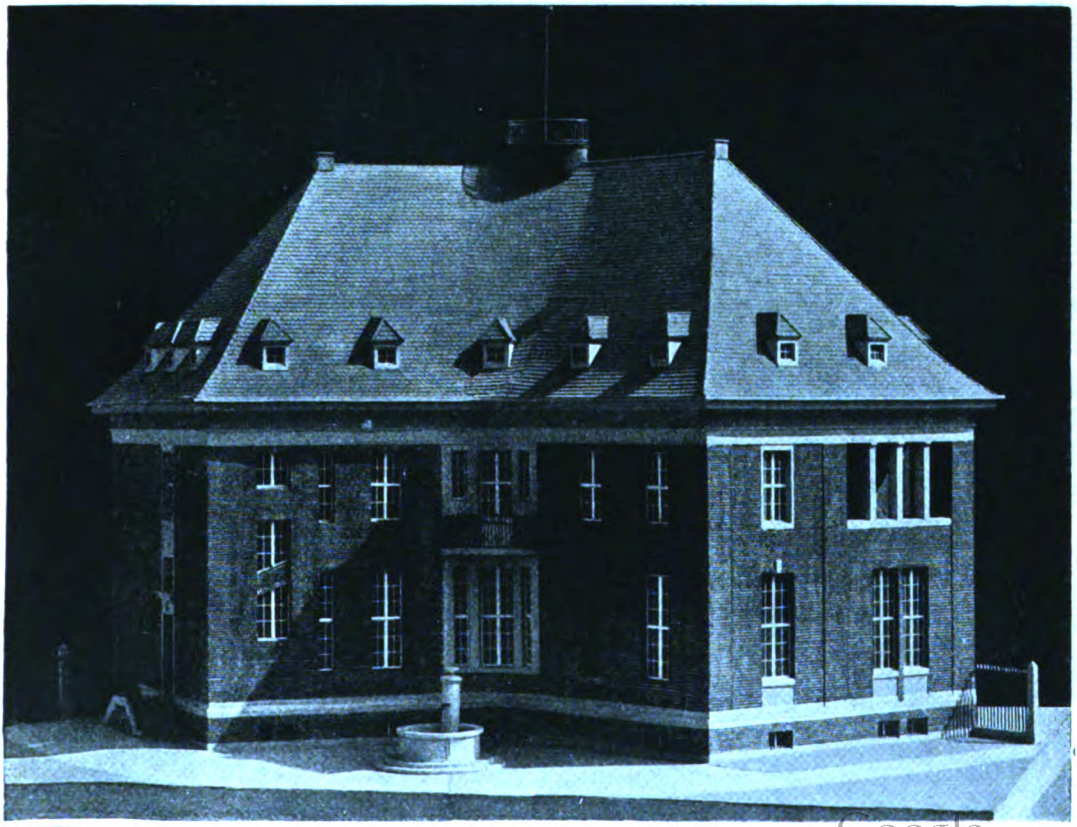
Abb. 5

KW

Digitized by Google



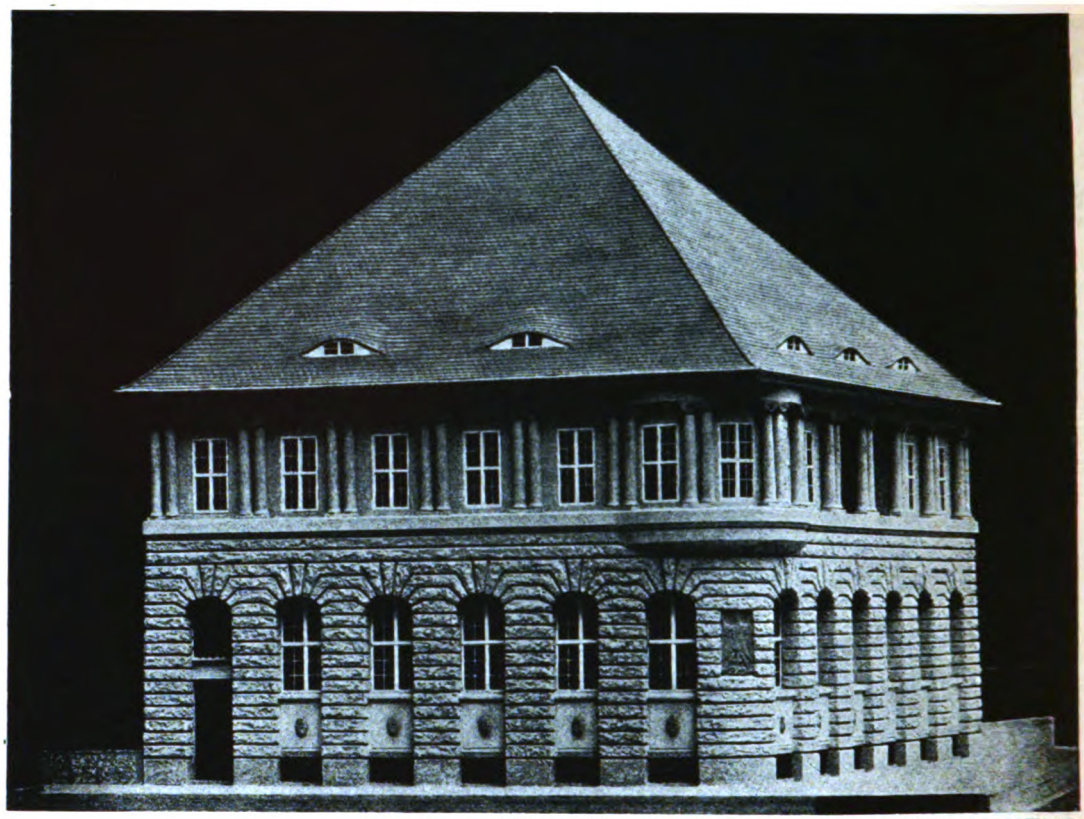
L. HABICHT: REICHSBANK IN LEER, SCHAUSEITE



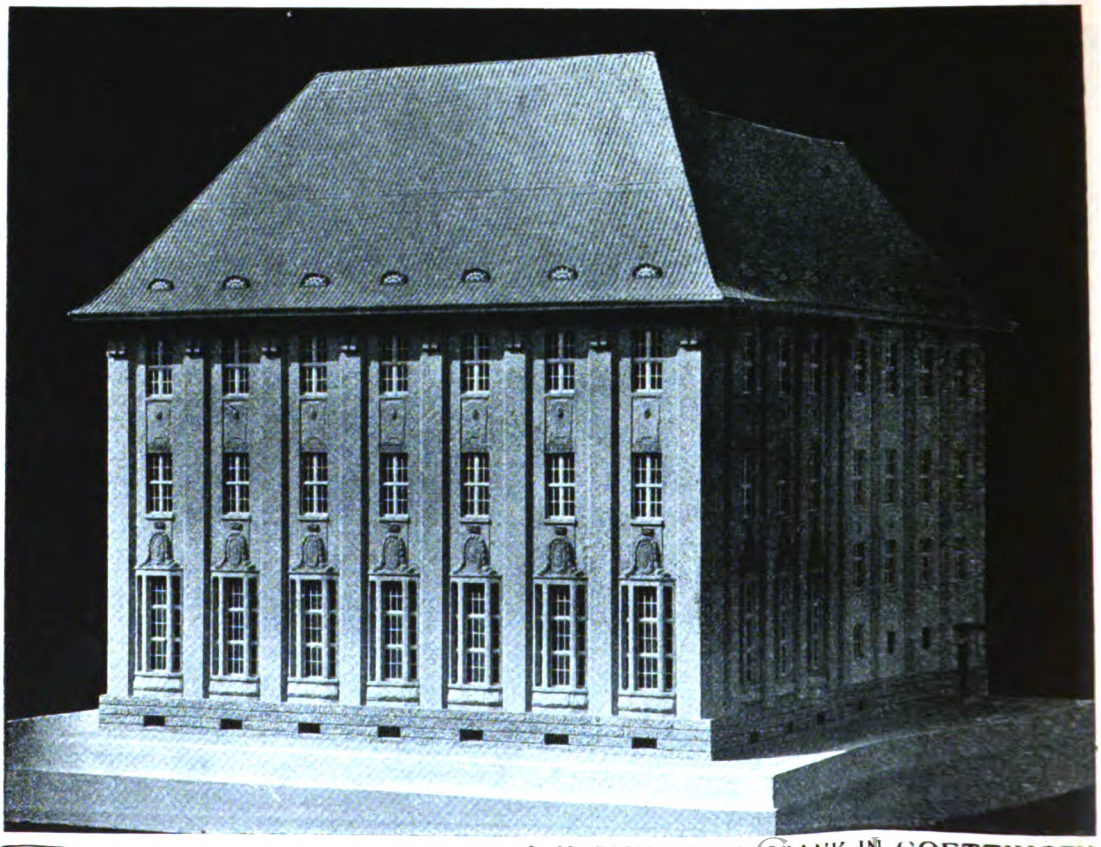
L. HABICHT: REICHSBANK IN LEER, RUECKSEITE

KW

Digitized by Google



L. HABICHT: REICHSBANK IN SCHWAEBISCH-GMUEND



L. HABICHT: REICHSBANK IN GOETTINGEN

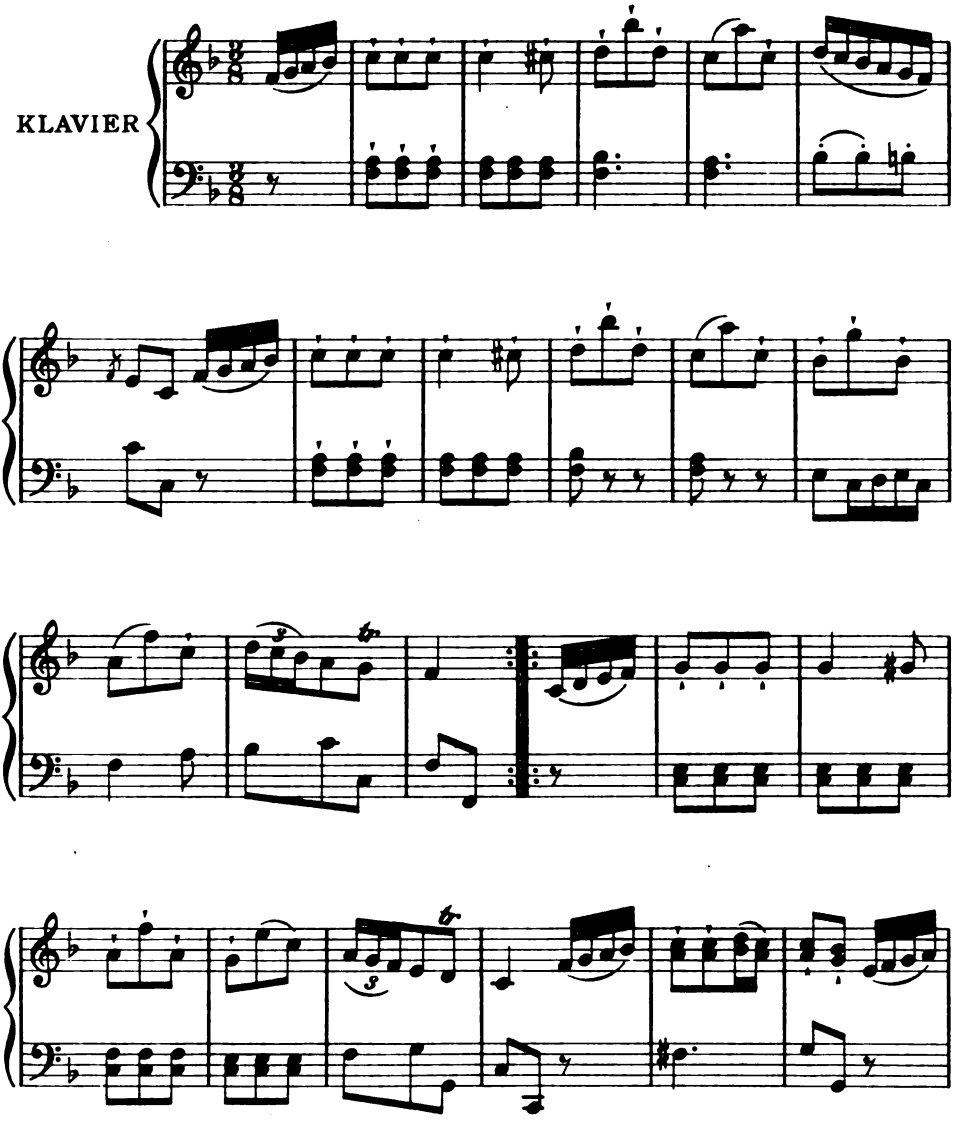
KW

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

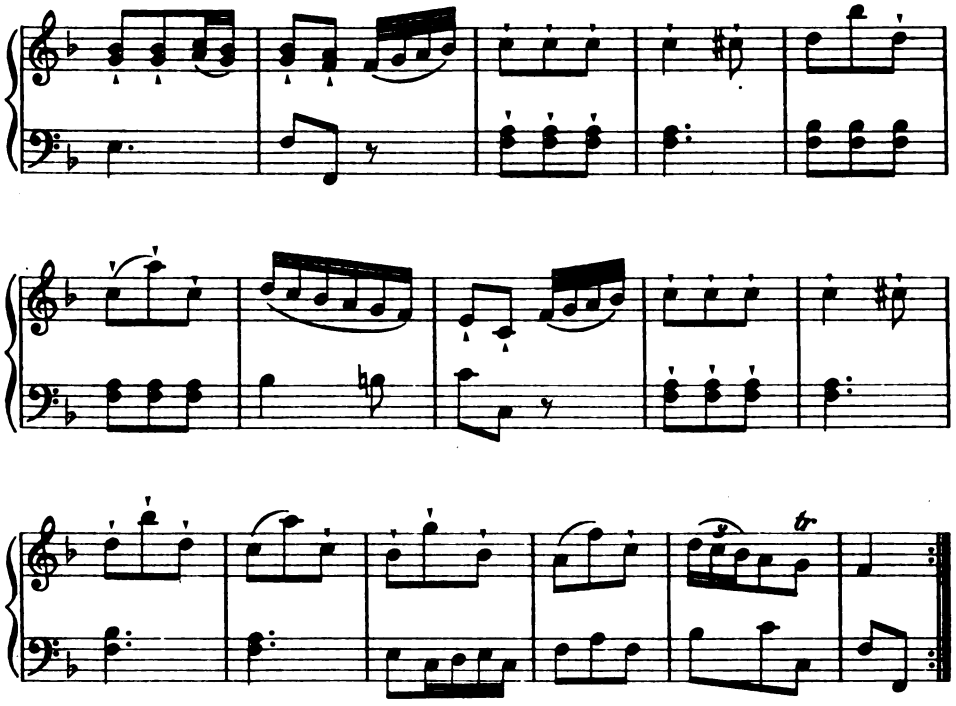
Der kleine Mozart

I



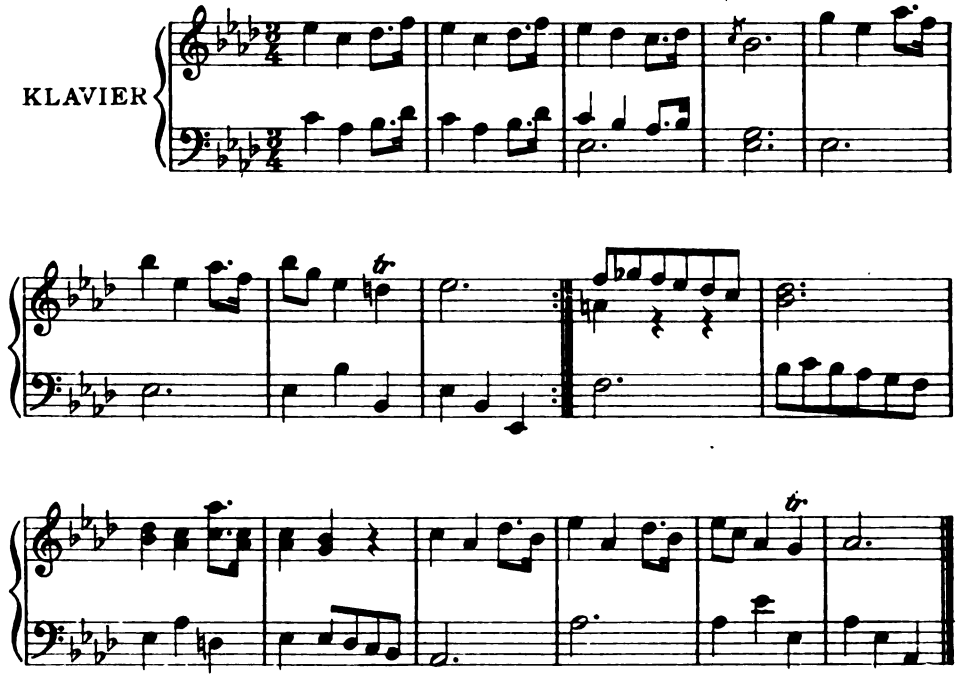
Mit Genehmigung des Verlags Breitkopf & Härtel in Leipzig
Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google



XXXI

KLAVIER

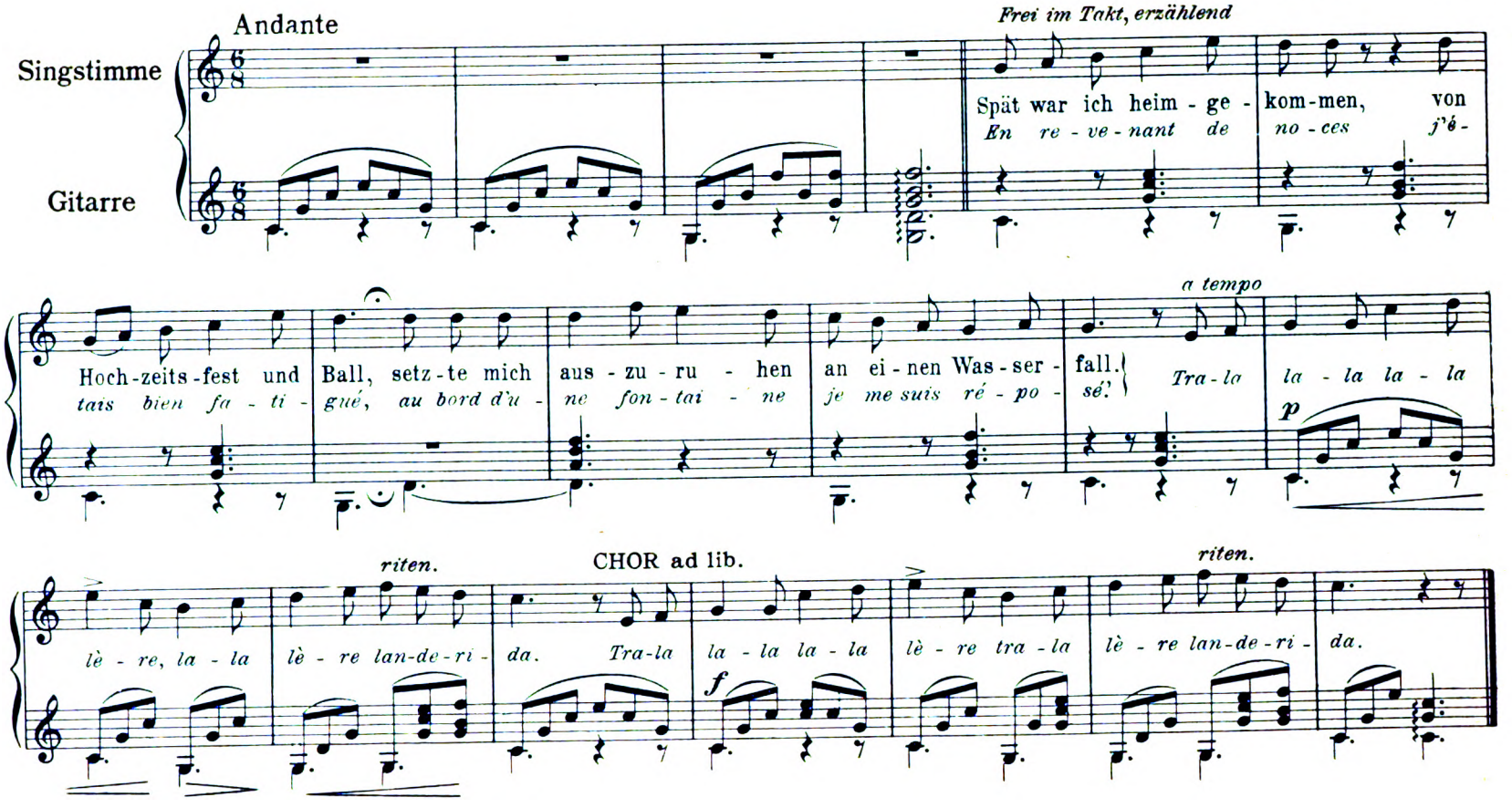


Digitized by Google

SEHNSUCHT

(Altfranzösisch)

Zur Gitarre zu singen



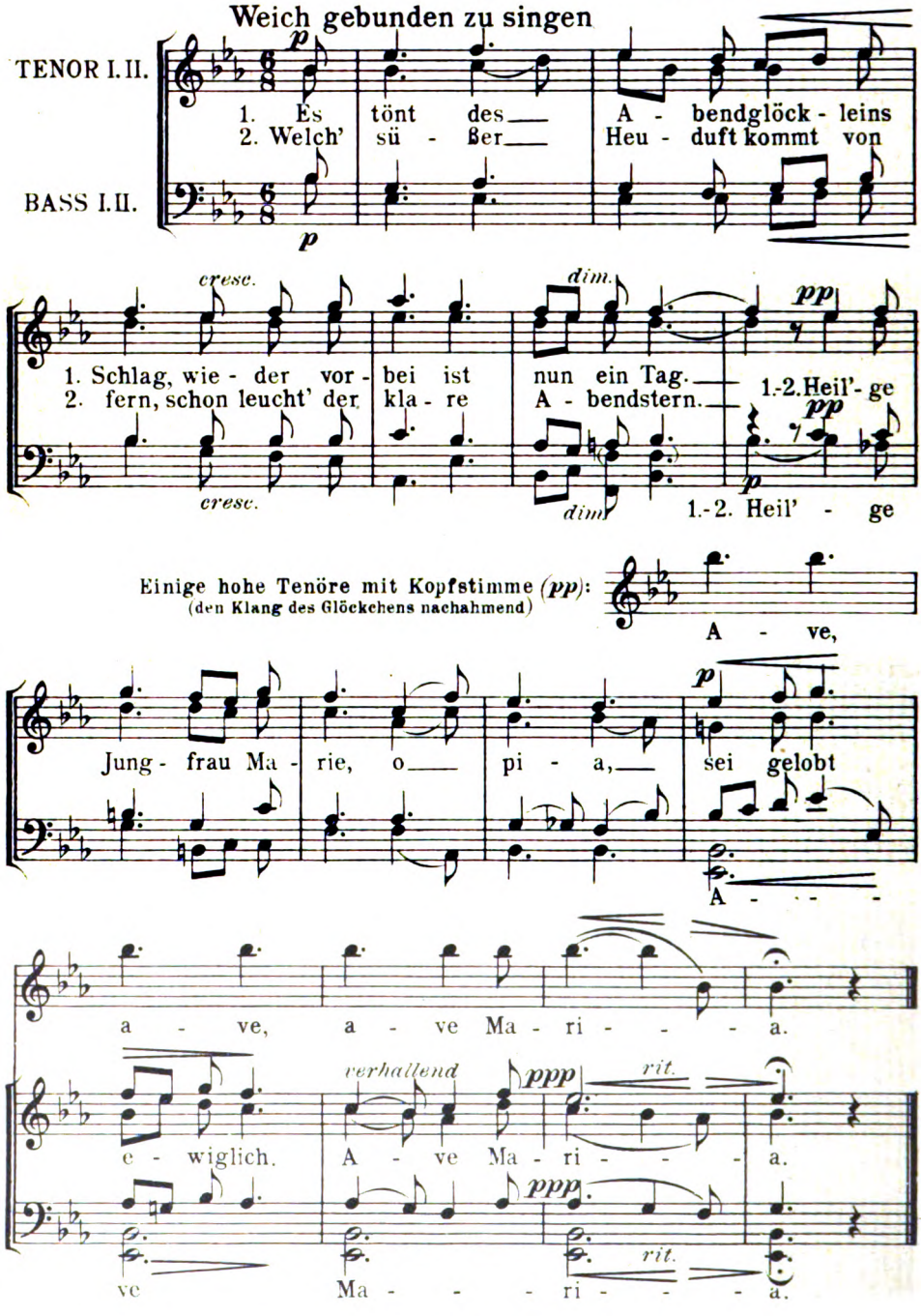
Eigentum des Kunstwartverlags

Digitized by Google

ANGELUS

Bretonisches Volkslied

Eingerichtet von Hans Heinrichs



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

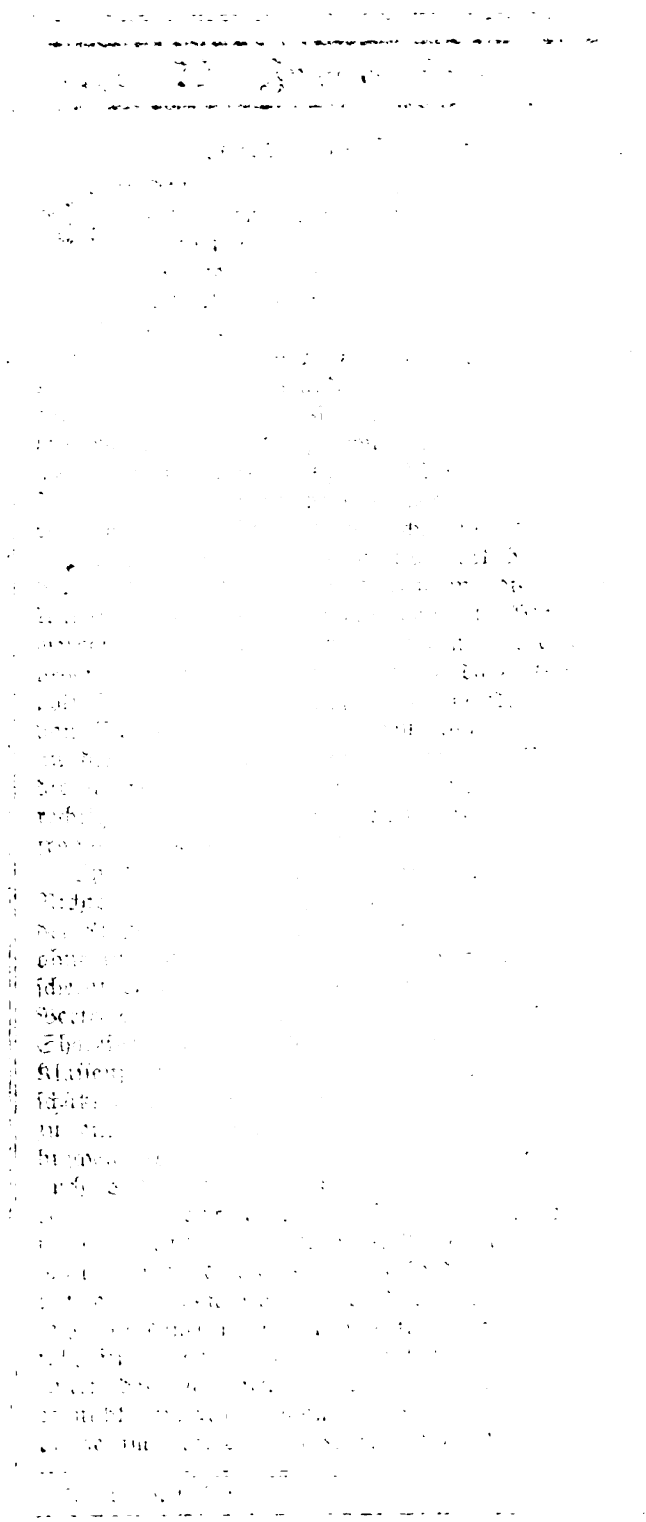
Digitized by Google

Original im Besitz von A. & W. Bauers Kunsthandlung in München

MORITZ VON SCHWIND

KW

Digitized by Google



Digitized by Google

[illegible] Besitz von A. & W. Bauer Kunsthandlung in München

MORITZ VON SCH[illegible]

Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Juniheft 1909 Heft 18

Laiengedanken vom Richtertum

Auf dem ersten preußischen Richtertag gab es schwere Klagen, das Ansehen des Richterstandes gleite hinab. Wer heute auch nur über die fünfzig hinaus ist und somit wenigstens seine drei Jahrzehnte lang dem Weltlaufe mit erwachsenen Augen zusieht, streitet über die Voraussetzung dieser Beschwerden nicht mehr. Das Ansehen des deutschen Richterstandes *ist* im Sinken. Das stolze „es gibt Richter in Preußen, Majestät" ist noch die ganze Konfliktszeit hindurch und ist bis weit über den großen Krieg hinaus der stille Trostglaubensspruch Tausender gewesen, die sich von unlautern Mächten bekämpft wußten oder von ihrem Gewissen zu irgendwelchem Kampf ihrerseits gegen Mißbräuche der Macht gerufen wurden. Aus unsern Studentenzeiten her wissen wir's noch, wie fest wir vertrauten. „Geht's gegen dich," so dachten wir, „wohl, vor dem Forum darfst du *sprechen* und dort *hört* man dich, und die dich hören, die Erfahrenen und Klugen, die Kenner und Könner, die Unparteiischen und Unabhängigen, die Gerechten am Richtertisch, sie werden dich auch verstehn." Man freute sich in der Einbildung ordentlich darauf, wenn's einmal dazu kommen sollte. Auch wer politisch weit in der Opposition stand, vertraute wie der Müller von Sanssouci selbst gegen den König auf die Justiz. Der Glaube an die Grundlage des Staats, an das Fundament der Gesellschaft, die unerschütterte Überzeugung, daß Recht und Rechtsprechung Gerechtigkeit sei, das alles *lebte* in uns. Und *zeugte* in uns frohstarke Gefühle in Liebe zum Vaterlande weiter.

Spielen wir nun kein Vogelstraußspiel gegen eine Wahrheit, der die Richter selber ins Auge sehn. Einer Menge von Denkenden scheint der Richter von heute nichts weiter als der Gesetzanwendungsmechaniker ohne innerlich beteiligtes Ich. Einer Menge von weniger Denkenden scheint er ein Streber oder ein Pfründengenießer und der moderne Vertreter jenes „Hochmuts der Ämter", den wir schon aus unserm Shakespere kennen. Andre wieder sehen in ihm den Vollzieher einer Klassenjustiz. Die Gesellschaft, zwischen welcher er selber sich bewegt, schätzt seine Stellung etwa so: Hat er hauptsächlich über ihr Heiligstes zu entscheiden, nämlich übers Geld, so steht er als Zivilmann ein bißchen *höher* im Ansehn, hat er über Freiheit, Gefängnis oder auch Tod und Leben zu entscheiden, so wird er, als Kriminalist, etwas *weniger* ästimiert. Daß er, wenn er's kann, aus der Justiz in die Verwaltung geht, nimmt man aber als höchst natürlich hin — vorausgesetzt, daß er's kann, also daß er ein „von" vor dem Namen hat oder einen Korpszirkel dahinter. Ich sage nicht: so ist's, ich sage: so denkt man. Und weiter denkt man: „Ausnahmen, versteht sich, sind zuzugeben. Es gibt sogar Prachtmenschen, versteht sich, unter den Richtern. Unantastbare Charaktere, versteht sich!" Ist es nicht zum Aufbrausen und Dreinschlagen, daß man bei der Rechtspflege im Namen des Königs von Ausnahmen zu sprechen wagen

Digitized by Google

darf, von Ausnahmen nach dem Verläßlichen hin? Andre sind ja auch so gerecht, daß sie die Personen der Richter aus dem Spiel lassen. Die meinen vorsichtig nur allgemein: wir haben zu unsrer Rechtspflege nicht viel Vertrauen mehr. „Einfacher ist immer, man knobelt's aus!", sagte einer, der selbst ein hoher Jurist war. Warum es so sei, darüber kommt erst, wenn man drängt, allerhand Meinung auf den Tisch. „Die Juristen sind auch Menschen!" Und der Formalismus! Das Römische Recht! Anderseits wieder: das schlechte Gehalt bei gesteigerten Ansprüchen! Das Mechanisieren! Die Arbeitsüberlastung! Und zehn Schüsseln sonst noch, alle schon mit Mischkost.

Angenommen einmal: der Juristenstand sei wirklich „im Entarten". Ist es denn nicht Narrheit, anzunehmen, irgendwo in einer menschlichen Gesellschaft entarte ein Beruf allein? An Mahnungen auch aus dem Juristenstand selber hat's nicht gefehlt. Warum krochen alle samt allen Beschwerden aus Laienkreisen ohne Spuren über die grünen Tische? Wo der Gesellschaft eins ihrer Fundamente unzuverlässig wird, warum handelt sie da nicht mit dem Aufgebot aller Entschiedenheit? Man meint doch wohl, die Sache sei nicht so schlimm. Und daß man das meint, deutet, scheint mir, auf einen allgemeineren Schaden, als daß man den Juristen allein die Verantwortlichkeit für den heutigen Zustand zuschieben könnte. Ist etwa die ganze Gesellschaft „im Entarten", zu der auch die Juristen gehören?

Das jedenfalls ist sonderbar: Wie tausendfach auf unsre Justiz gescholten oder geschimpft wird, dem einzelnen Fall gegenüber hat unser Volk Lammsgeduld. Der frivole Spaß: erstaunlich, wieviel fremden Schmerz man ertragen kann, den proben wir alle Tage aus, auch wenn sich's um Schmerz handelt, den die Obrigkeit von Rechts wegen andern antut. Wie viele Urteile werden bekannt, vor denen man sich an die Stirn faßt, besonders wenn man die milden und die harten miteinander vergleicht — aber zu einem einmütigen „das geht nicht" allgemeinen Protestes kommt es nie. Noch zu nachdrücklichen Untersuchungen und zu öffentlicher Klärung der einzelnen Fälle. Eine Taglöhnersfrau stiehlt drei Tage nach ihrer Entbindung Holzspäne, um ihrem Kinde die Milch anzuwärmen — Rückfallsdiebstahl (wie kam der erste zustande?), ein Jahr Gefängnis, bei der Revision spricht der Reichsanwalt selbst für Aufhebung des Urteils, weil das drei Tage alte Kind ohne erwärmte Milch gestorben wäre — tut nichts, das Reichsgericht verwirft die Revision. Anderswo gibt es Monate für die Aneignung einiger Schaufeln Mist. Arbeiter, denen nichts weiter nachzuweisen ist, als daß sie bei einer Wahlrechtsdemonstration eines Sonntagvormittags gestikulierend in den ersten Reihen gelaufen sind, schließt man neun Monate, schreibe: neun volle Monate ins Gefängnis. In Berlin dagegen . . .

Nein, ich will nicht ins Aufschreiben unverständlicher Urteile kommen — es weiß ja jeder, daß sich das ellenlang fortsetzen ließe. Auch mit „Gegenbeispielen", die zeigen könnten, wie dieselbe Frau Justitia liebe Kinder schonen kann, die böse zerdonnert. „Man darf nie nach Zeitungsberichten gehen, man muß immer auf das aller-

Digitized by Google

genaueste wissen, wie der Einzelfall gelegen hat!" Ich gehe nicht nur nach Berichten, ich gehe auch nach dem, was ich selbst sah, hörte und miterlebte. Aber bedeutet im Grunde jener Einwand etwas anderes als: es kommt immer darauf an, ob dieser oder jener Paragraph anzuwenden war? Also sagen wir nicht: „ebenso gut, man knobelt's aus", sagen wir: man wirft's in die Roulette und sieht, auf welche Nummer die Kugel springt. Mehr oder weniger Schwung beim Drehen, tut's das? Jedenfalls: auf welche Nummer, das tut's. Ein paar Tage wegen groben Unfugs hier, neun Monate wegen Aufruhrs dort, je nachdem, bis zu welcher Nummer die Kugel schnellt. Ist unsre Rechtspflege ein Paragraphenspiel geworden? Auch die Wahrheitsermittlung und tatsächliche Feststellung ist ja oft von dem abhängig, was wir Zufall nennen. Wenn sich im Hardenschen Prozeß alles, alles wenden muß, weil ein bayerischer Richter seine Pflicht anders als ein norddeutscher auffaßt, wenn anderswo verurteilte Kinder nur deshalb befreit werden, weil zufällig einmal einer im Zuhörerraum war, der den Fehler durchschaute und „keine Ruh ließ", wenn anderswo einer als schwerer Verbrecher bestraft wird, der sich Frauenzimmerhaarnadeln stahl, um mit ihnen im eignen Haar sofort zu paradieren, während keiner darauf verfiel, einen Psychiater zu fragen — so macht ein bescheidenes Nachdenken wahrscheinlich, daß tausend Fehlsprüche unbeachtet vorbeischwimmen, während zehn irgendwo aufgefischt und gezeigt werden.

Wir haben keinen Richterstand, der schlechter wäre als irgendein andrer unsrer Stände. Man behauptet unwidersprochen, daß unsre Richter überbürdet seien mit zu viel Arbeit. Sie sollen ja sogar letzten Endes als Übersachverständige noch entscheiden, ob die Sachverständigengutachten richtig sind. Auch über die Vor-Bildung der Juristen, die Vor-Unterrichtung wie die Vor-Erziehung sprechen bekanntlich die Meinungen in ihren eigenen Kreisen verschieden genug. Aber nur ganz selten ist in Deutschland behauptet worden, daß einer unsrer Richter das Recht auf höheren Wunsch bewußt gebogen habe, und kaum jemals: daß er bestechlich sei. Den guten Glauben haben selbst die Gegner unsrer Gesellschaftsordnung nur in seltenen Ausnahmefällen bezweifelt. Nochmals: Gesetzgebung und Rechtsanwendung sind Ausfluß des Geistes einer Gesellschaft. Redet doch bei Schöffen- und Schwurgerichten diese Gesellschaft auch ohne juristische Vorbildung mit. Die Tatsache, daß unser Volk so langsam zum neubauenden Willen kommt, hat also wohl denselben Grund, wie die Rechtssprüche selbst, die es mit Simplizissimusstimmung hinnimmt, statt mit solcher Zähigkeit gegen sie aufzutreten, daß geschieht, was zur Besserung geschehen muß. Denselben Grund, nämlich: Lauheit des Rechtsempfindens überhaupt.

Prüfen wir uns auf Herz und Nieren, ich fürchte, so müssen wir das eingestehn: an Lauheit des Rechtsempfindens leiden wir alle. Guter Glaube kann ja damit in traulicher Kameradschaft gehn. Wir sind ja nicht da lendenschwach im Rechtsgefühl, wo wir ganz unbefangene Zuschauer sind, wir sind es nur da, wo irgendein andres Interesse dazwischenflüstert. Dieses andre Interesse braucht kein niedriges zu sein. Es braucht auch nicht bewußt zu sein.

Digitized by Google

„Möglich, daß man dem Kerl in diesem einen Falle mit Sicherheit nichts nachweisen kann, aber soundso oft hat er gewiß ausgefressen, was ihm durchgegangen ist!“ Also legt man zur Straftat den Widerwillen gegen den Mann auf die Wage. „Möglich, daß jene Frau für diesen Diebstahl keine drei Monate verdiente, aber wie abstoßend ist ihr ganzes Gebaren!“ Also gibt man ihr die drei Monate gegen des Gesetzes Sinn. Der Angeklagte dort tritt frech auf, man bezahlt ihm die Frechheit mit drei Wochen Zulage für seinen Betrug. Sein Spießgesell ist bescheiden, er „stimmt das Gericht zur Milde“. „Es setzt sich doch auch aus Menschen zusammen.“ Freilich, und nicht nur, daß sie alle dabei besten Glaubens sein können, zugunsten einer höheren Gerechtigkeit die starre anzupassen. Nein, sie *sollen* ja auch abwandeln. Sie sollen das so sehr, daß man mit gutem Grunde gesagt hat, schlechte Gesetze in der Hand guter Richter seien besser als gute Gesetze bei schlechten Richtern. Aber das ist der Unterschied: das Mehr oder Minder der Strafe muß abgewogen werden allein aus dem, was den Angeklagten bewegt und bestimmt hat, aus *seiner* Persönlichkeit, *seiner* Umwelt, *seinen* Verhältnissen. Die des *Richters* haben nicht dreinzusprechen. Nun aber scheint's: gerade die *sprechen* bei uns jetzt mehr und mehr drein. Man läßt nicht nur die Verhältnisse mitreden, die den *Angeklagten* und seine Tat, sondern auch die, die den *Richter* und seine Ansichten gebildet haben. Man treibt mit der Rechtsprechung eine Art von Politik, man versucht mit ihr, dem Siege der eignen Überzeugungen im Weltlauf für sein Teil nachzuhelfen. Da aber keiner die Wahrheit „hat“, da wir in allen Fragen der Sittlichkeit, der Wissenschaft, des sozialen Lebens, der Politik doch nur *suchen* nach ihr, da wir alle doch nur *Partei* sind und keiner Übermensch und Menschentumüberschauer — so ist die Folge davon in irgendeiner Beziehung *Parteijustiz*.

Ganz ausscheiden freilich läßt sich dieses unsachliche Element wohl nie. Aber die Erziehung durch andre und durch sich selbst kann sicher sehr viel dazu tun, es im Zügel zu halten. Es ist ja lange Jahrzehnte am Zügel gehalten worden. Ich glaube, ganz besonders verderblich hat der aufwachsende Gegensatz zwischen Sozialdemokratie und Bürgertum hier gewirkt. Das Gefühl, zur Erhaltung der Gesellschaft gegen den Umsturz helfen zu müssen, hat wohl über die Ausnahmegesetze hinaus ganzen Kreisen von Wohlmeinenden den guten Glauben gestärkt, gegenüber den Roten müsse man auch in Rechtssachen „strenger“ sein. Erinnern wir uns doch daran, wie lange wir Angehörige dieser Partei ohne weiteres auch als gesellschaftlich, auch als ethisch minderwertig betrachtet haben, ein Zustand, über den politisch reifere Völker schon seit Jahrzehnten hinaus sind. Genau so, wie das Umgekehrte geschah: stellten die Sozialdemokraten unsre Richter, hätten wir sicherlich *auch* eine Klassenjustiz. Mit welchem Satze dann freilich zugestanden ist, was sich nicht leugnen läßt: daß wir jetzt eine haben. Nur häufig, nicht überall, denn jeder Richter, der's ernst nimmt, ringt danach, von den Einwirkungen seiner persönlichen Gefühle aufs Urteilen loszukommen. Immerhin: mehr als früher, weil die Furcht vor der Sozialdemokratie und deshalb das

Digitized by Google

Politikmachen gegen sie ein stärkerer Faktor im Bewußtsein jener Gesellschaftskreise ist, welche dem Staate die Richter stellen.

Mir freilich scheint, daß wir überhaupt an einer Verminderung des Rechts-, des Gerechtigkeitsgefühls kranken. Man spottet über die Agrarier, die tiefsittliche Gründe gegen die Erbschaftssteuer auflegen — aber wo ist *eine* Interessentengruppe im Reich, die einer Steuer zustimmt, die vorzugsweise sie selber bezahlen soll, und deren Angehörige nicht, soundso viel sicher aus innerer Überzeugung, Gründe höherer Art gegen sie anführen? Fragen wir uns auch unter zwei Augen selbst, ob wir wirklich glauben, an Delbrücks Behauptung vom Einschätzungsschwindel sei nichts Wahres. Ein ganz erstaunliches Zeugnis vom Abnehmen des Gefühls für Gerechtigkeit bietet, um schnell Vergängliches zu nennen, die neue Fahrkartensteuer-Vorlage. Jeder weiß, daß ein Passagier erster Klasse dem Staate oft weniger bezahlt, als er ihm kostet, weshalb man ja die erste Klasse auf einigen Bahnen ganz abschaffen wollte. Und da bringt man den Vorschlag zuweg, ihn zu *entlasten* und die Reisenden dritter und vierter Klasse *mehr* zu belasten. Und es finden sich ganze Parteien, denen das zulässig scheint.

Ich wiederhole, das ist ein kleines Beispiel nur vom Tage. Aber ein halbes Jahrhundert alt ist dagegen das stille Außerachtlassen gewisser Bestimmungen der Verfassung, also der Grundsatzung unsres Staats. „Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Ämter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich.“ Ich brauche unsre Leser nicht an mehr solche Sätze zu erinnern, die über unsern Verhältnissen wie feierliche Ironien klingen. Wären sie nicht da, es lebte sich vielleicht leichter. Daß die regierenden Gewalten sie selbst proklamiert haben und sie nun so vielfach umgehen, *dabei* liegt die Gefahr.

Es ist immer wieder das bis zum Furchtbaren Tragische unsres öffentlichen Lebens: daß wir immer wieder auch das nach Parteisätzen, nach Parteizweckmäßigkeiten messen und je nachdem mit Mauern stützen oder mit Minen untergraben, was das *allgemeine* Fundament des nationalen Lebens und also fester sein müßte als Fels. „Aber es geht doch nicht ohne Parteien.“ Es geht ohne sie so wenig wie das Kriegführen ohne Heere, denn sie sind die Formen der öffentlichen Kräfte. Aber wenn es selbst im Kriege zwischen feindlichen Völkern Gesetze über den Kämpfen gibt, wieviel mehr brauchen wir sie bei den Kämpfen innerhalb *eines* Volkes, dessen Parteien auf ein ergänzendes Zusammenarbeiten angewiesen sind, soll der Bürgerkrieg nicht die nationalen Kräfte untereinander verwüsten. Leben wir etwa da und dort tatsächlich schon im latenten Bürgerkriegszustande? Jedenfalls wirkt jede von der Macht gestützte Entscheidung, die noch so guten Glaubens „politisch“ gefällt wird, will sagen von Meinungen, denen bei andern andre Meinungen entgegenstehn, auf die Anhänger dieser andern Meinung, als drängte man sie vom gemeinsamen Rechtsboden weg. Auf der einen Seite werden Kriecher und Streber gezüchtet, auf die kein Verlaß ist, auf der andern Unversöhnliche, welche die heutige Gesellschaft als solche

Digitized by Google

für das Messen mit zweierlei Maß nicht nur verantwortlich „machen", sondern besten Glaubens auch verantwortlich halten und deshalb kein Heil mehr von ihr erhoffen. Das ist die Folge der noch so wohlmeinenden „Modifizierung" und „Anpassung" irgendwelcher Gerechtigkeitspflege.

Fassen wir das Ergebnis unsrer Laienbemerkungen zusammen.

Daß das Ansehen des Richterstandes im Sinken ist, wie man's auf dem Richtertage aussprach, ist so wahr, wie daß das Vertrauen in unsre Rechtsprechung überhaupt im Sinken ist. Was hinsichtlich der Vorbildung der Richter, ihrer Auslese für wichtige Stellen, was überhaupt hinsichtlich der ganzen Einrichtung unsrer Justiz zu bessern sei, darüber zu sprechen, ist nicht Laiensache. Wieweit die Rechtgebung an der beklagten Tatsache mitschuldig sei, ist eine Frage für sich. Das Ansehen des Richterstandes aber werden unsrer Überzeugung nach alle Juristerei-Reformen allein nicht wieder auf die Höhe von ehedem bringen. Unsre Gesellschaft, deren Teil der Richterstand ist, muß auf jedes Benutzen der Justiz zu irgendwelchen andern Zwecken verzichten. Was eigentlich „Gerechtigkeit" sei, eine wie schwierige Frage das ist, darüber wird ein andrer an dieser Stelle binnen kurzem sprechen. Daß aber sehr vieles nicht gerecht ist, was unsre Gesellschaft ruhigen Gewissens tut, darüber kann schwerlich im Zweifel sein, wer Zorn und Liebe, Antipathie und Sympathie zur Beruhigung des Betrachtens beiseiteläßt. Kann er das, so muß er's aber auch, wenn er an der Genesung unsrer Gesellschaft mitarbeiten will. Denn gerade das „Gesellschaftretten" durch irgendwelches „Anpassen" der Gerechtigkeitspflege im weitesten Sinne ist ein Arbeiten am Verderben der Gesellschaft. A

Hodlers Jenaer Universitätsbild*

Es ist mir gesagt worden, daß ich im Hause der Berliner Sezession Hodlers Wandgemälde für die Jenaer Universität sehen werde. Ich bin nicht ganz ruhig auf dem Wege dorthin. Wieder überkommt mich die sonderbare Erregung, die mir eine schlechte Reproduktion des Bildes aufgezwungen hatte. Es war mir damals so vorgekommen, als gehe nicht alles zusammen in Auffassung und Komposition, doch hatte ich mich der Größe des Wurfes beugen müssen. Das Gemälde soll riesige Maße haben, ich muß es also im großen Saale suchen. Ich trete ein, herrisch reißt mir etwas den Kopf nach links, und fassungslos fühle ich mich in den Rhyth-

* Ferdinand Hodler steht jetzt nicht nur Tausenden von Kunstfreunden „im Mittelpunkte der Diskussion", sondern er wird von vielen geradezu als Erfüllung einer Sehnsucht empfunden; die Leser des Kunstwarts haben ein Recht, mehr als nur so gelegentlich und obenhin mit dem Probleme beschäftigt zu werden, das sich bei seinem Namen aufrollt. Um zunächst einmal zu zeigen, was die Verehrer dieses so viele andere nur befremdenden Mannes bei ihm finden, geben wir hier einem seiner fast rückhaltlosen Bewunderer das Wort. Um das zu sagen, was vielleicht einschränkend gesagt werden kann, bleibt immer noch Zeit, doch sei auch auf den Bilderbegleittext dieses Heftes verwiesen. A

Digitized by Google

mus kriegerischer Klänge verstrickt (seh ich's oder hör ich's?), unentrinnbar starke Linien gießen mir in die Seele heroische Ekstasen, und nun legt sich dunkel wie eine Glocke metallisches Grün der Färbung auf die erregten Sinne. Ich werde ruhevoll und froh und bin wieder einmal gewiß, daß es sehr schön ist, zu leben. — Warum muß ich da immer an Johann Sebastian Bach denken? Es gibt eine Kantate von ihm über „Ein feste Burg". Nie empfand ich mehr, daß wir sein können „gleich Gott". Man steht an der Säule mit geschlossenen Augen; man fühlt nicht, daß man einen Körper hat; um die Stirn legt sich ein Ring: nur Gehirn und Aufnahmeorgan geheimnisvoller Töne.

Aber da höre ich ernüchtert die Klage jener Dame über die peinlichen Fingerübungen, — als ich mir glühend Bachsche Fugen spielte. Und es gibt Leute, denen die marschierenden Krieger in Hodlers Bild wie Zinnsoldaten erschienen, die Pferde wie aus Holz, die Jünglinge unten als treffliche Figuren zum Ausschneiden, wie auf Neuruppiner Bilderbogen. Ich habe mir immer gedacht, daß man seinen Kopf an der Strenge Bachscher Musik, von Dantes Komödie und Giottos Fresken geschult haben müsse, um Hodler heute leicht und gut zu begreifen. Und es will mir als eine lohnende Aufgabe erscheinen, die Freunde zu leiten und ihnen zu erklären, wie man wohl die hohe künstlerische Kraft Ferdinand Hodlers für das eigene Leben nutzbar machen könne.

Da sollte man zunächst vergessen, daß es Tafelbilder gibt, gefüllt mit stark differenzierter Ölfarbe, komplizierten Stimmungen, reich an intimen Reizen. Stille Kunst für sehr kultivierte Sinne, denen aller „Lärm" zuwider ist, und die im Raffinement das Erlebnis suchen. Es ist nichts dagegen zu sagen. Aber gerade als Reaktion und Ergänzung erscheint mir der schweizerische Barbar Hodler für unsre Zeit so wertvoll. Seine Gebilde aus Stein und Feuer führen uns zurück auf die Elemente menschlicher Empfindung. Er sammelt alle „Sentiments" unsres verfeinerten Lebens zu Strömen von Grundgefühlen. „Hunger und Liebe!" Ich könnte auch jede andre Formel dafür finden.

Man hatte Hodler in Jena gesagt: Malen Sie uns für den Bau Theodor Fischers ein Monument zur Erinnerung an den Auszug unsrer Studenten 1813. Da las er sich in die Stimmung jener Zeit ein und erkannte jene einzigartige kriegerische Empörung der Jugend, ein Pathos, wie es in Deutschland bis dahin nie gehört war, und Unerbittlichkeit des Entschlusses, den Schrei nach Blut und finsteren Willen zu sterben. Mehr noch: aus den örtlich und zeitlich gefärbten Ereignissen der Freiheitskriege gestaltete sich ihm die „Idee", und so wurde nach drei, vier Entwürfen, nach einem peinlichen Studium selbst des Kostüms der Zeit jene Reduzierung auf das Allgemeinmenschliche einer kriegerischen Revolution der Jugend gegen den Tyrannen erreicht, die jetzt manchen Kopf so ratlos macht. Es hat sich ergeben, daß *niemandem* die Größe der Gestaltung verborgen blieb. Aber der Schlüssel zum Geheimsten ist in den Brunnen gefallen. Ich könnte mir nun ein Späßchen machen: man stelle sich vor, wie anders sich dieser Stoff einem Menzel gebildet

Digitized by Google

hätte, oder gar, was aus ihm unter den Händen unsrer „Militärmaler“ geworden wäre! Aber der Witz wird keinem Menschen gefallen. Da sollten wir doch lieber versuchen, uns in die Formen Hodlers „einzusehen“, die deutschen Augen so fremd erscheinen.

Es ist kein Zufall, daß Hodler den Weg zu den Wirkungen des Freskos so instinktsicher zurückfand. Ein romanisches Erbteil sitzt dem Schweizer, der mit Vorliebe französisch spricht, im Blut. Er ging nach Italien, wie es auch alle Deutschen taten, wenn sie sich zu monumentalen Aufgaben den Sinn weiten wollten, von Dürer und Holbein bis Goethe. Nur daß Hodler bloß seinen Instinkt zu läutern brauchte, weniger zu „lernen“. Es liegt nun im Wesen monumentaler Freskomalerei, daß alle malerischen Mittel, auf die wir gerade heute so einseitig eingestellt sind — Darstellung des Raumes in Linie und Farbe, Ton oder leuchtender Farbenfleck bei kleinem Format und Anwendung von Ölfarbe —, zum Mauermalen nichts taugen. Nichts von Landschaft, Interieur, Stilleben, — vielmehr Figur, „schön“ auf der Fläche verteilt, keine Tiefe des Raumes, sondern hochgelegter Horizont, indem man sich Erde und Himmel als flächenhaften Hintergrund denkt, auf dem wie im Relief der Umriß sich abheben soll. Und wenig leuchtende Farbe, gewissermaßen die komprimierten, an Sättigung und Intensität reichen Farbenkomplexe des Tafelbildes auseinandergezogen, verbreitert und abgeschwächt, erkältet nach denselben optischen Gesetzen, die uns die Mauern weiß, grau, gelb, rosa, kaltblau und grün zu färben zwingen. So liegt denn das Hauptgewicht auf der Zeichnung und dem harmonischen Aufteilen der Fläche; die Farbe dient nur der Kolorierung der gegeneinander abgegrenzten Flächenabschnitte. Sie ist kalt, unpersönlich, wie dem Fresko ja alles Intime, Subjektive versagt ist. So hat sich jener „Stil“ entwickelt aus Bedingungen des Materials und des Zweckes. Und wenn ein Maler die Wand schmücken will, ohne sie als Wand zu negieren, dann kann er nicht gut anders malen, als es auch Hodler tat; womit der Vorwurf der Willkür, mit dem man ihn schon belastet hat, endgültig widerlegt ist. Wie sich aber auch die lineare Komposition beim dekorativen Wandgemälde in einzigartiger Weise den Grundrichtungen: Vertikale, Horizontale, Diagonale und Kurve anzupassen hat, sie womöglich korrespondierend mit der Architektur des gegebenen Raumes verwendet, das kann ich hier nur andeuten. Man sehe sich aber irgendein Bild Hodlers dort, wo es hingehört, auf die Komposition hin an, und man wird staunend begreifen, wo man vorher schalt. Das eigentliche Fresko hält sich in unserm Klima nicht, daher man heute mit Tempera (Kaseinfarbe) auf Leinwand malt und diese der Wand einfügt. —

Und wie hat nun Hodler den Stoff zum Bilde gezwungen? Die Riesenleinwand ist horizontal durch fast parallel laufende Linien des Geländes und des Horizontes gegliedert. Dagegen recken sich die Vertikalen der Ziehenden oben, der Ausdrucksfiguren unten in reichen Variationen. Breit wiederum sind die im Profil gesehenen Pferdeleiber dagegen gelagert. Es ist an diesem Ort unmöglich, die Komposition vollständig zu analysieren; es mag die Anregung genügen.

Digitized by Google

Links und rechts streben die Pferde seitlich zum Bilde hinaus. Die Tendenz wird stabiliert durch die Gegenbewegungen des Aufsitzenden links, des Pathetischen rechts. Ihnen wiederum neigen sich in Kurven die mittleren Figuren zur Harmonie. Gegeneinander erzeugen sie einen wirksamen Kontrast, der das Auge besonders auf die wundervolle Gestalt des den Rock anziehenden Jünglings hinlenkt. Und dann der unerschütterliche Zug der Soldaten oben, mit jenem Schrittmotiv, das sich mir als Symbol verhaltener Kraft für immer eingeprägt hat. Auf andre Art als unten wird hier die Gefahr des Aus-dem-Bilde-Laufens der Bewegung vermieden. Zu beiden Seiten werden von der ersten und letzten Rotte durch fast parallele Diagonalführung des Blickes die mittleren gewissermaßen eingerahmt, während innen die Richtungen leiser gegeneinander abgewogen werden. Alle Differenzierungen des Ausdrucks liegen im Gestus, in den Konturen; das Mienenspiel erscheint dagegen erstarrt. Gegeben ist dann endlich das Erdige aller Farbwerte: das Gelände gelbgrau bis rosa, die Horizontlinie stumpfes Grün (wie alle Konturen blau oder grün nachgezogen sind), der Himmel weißblau, die Pferde orange bis gelbgrau — und als einziger starker Akzent das dunkle Blaugrün aller Uniformen mit dem dunklen Ziegelrot der Fleischfarbe. Das Hemd des Jünglings, der sich den Rock anzieht, hellrotviolett. Alle Werte sind, sich gegenseitig steigernd, mit Bewußtheit komplementären Verbindungen angenähert. So schließt sich alles zu grandioser Ruhe zusammen.

Gar viel des Lobes, und immer noch zu wenig! Ich weiß wohl, was man alles an berechtigten Einwänden gegen das Werk vorbringen könnte. Aber warum soll ich besprechen, worauf jeder Einäugige entdeckerfreudig mit dem Finger weisen wird: die „Unmöglichkeiten“ der Zeichnung, besonders der Pferde, die „Roheit“ und das „Übertriebene“ des Ausdrucks? Ach, „richtig zeichnen“ können viele — und Hodler am besten. Aber dieser Künstler ist so eigensinnig, den seelischen Wirkungen einer „unrichtig“ geführten Linie die konventionelle Korrektheit bedingungslos zu opfern — ad maiorem Dei gloriam.

Ewald Bender

Lose Blätter

Gedichte von Martin Greif

[Wieder hat ein deutscher Dichter das Glück, das siebente Jahrzehnt zu vollenden, also daß die ganze gedruckte deutsche Öffentlichkeit wieder einmal Kenntnis vom Dasein eines deutschen Dichters zu nehmen gezwungen ist, der nicht gerade das „Buch der Saison“ oder den Schwank der Saison geschrieben hat. Wir wollen uns, um dieser Wirkung willen, des Brauches freuen, obwohl er auf einer Äußerlichkeit fußt, die im Familien- und Staatsleben mehr Sinn hat. Ja, wir möchten eben um der Wirkung willen den Brauch im Künstlerbereich sogar noch ausgedehnt sehen: man sollte auch die siebzigsten Geburtstage derer begehen, die das Altersfest leiblich nicht mehr erleben, die aber in ihrem hinterlassenen Werk lebendig blieben.

Digitized by Google

Dadurch würde denen, die den Haupt-Grenzstrich des Alters persönlich erreichen, der bittersüße Gedanke erspart werden, daß sie den jähen Begeisterungssturm wesentlich ihrer kräftigen Leibesbeschaffenheit verdanken. Und die andern Verdienstreichen, die den anstrengenden Lebenswandel eines deutschen Künstlers nicht so lange aushielten, hätten auf solche Weise immerhin bei Lebzeiten den Trostgedanken, daß ihr Volk ein Menschenalter vor ihrem hundertsten Geburtstag an sie erinnert werde — vielleicht noch zum Vorteil ihrer Witwen und Waisen.

Der Fall Martin Greif zeigt freilich auch, daß eine ernsthafte Zeitschrift wie der Kunstwart, im Gegensatz zum größten Teil der Tagespresse, sotanen Brauch nebst Erweiterung eigentlich nicht brauchte. An dieser Stelle wurde schon seit ihrer Gründung mit Nachdruck für Martin Greif gewirkt, und die gegenwärtige Auslese aus seinen Dichtungen ist die dritte, die der Kunstwart bringt. Das war aber für ihn kein Grund, sich heute aus der glückwünschenden Menge auszuschließen. Die Sonderart dieses Dichters macht es in besonderm Maße wünschenswert, daß kein Anlaß, klärend auf seine Dichtung hinzuweisen, versäumt werde; wiewohl der Minderheit, die sie seit langem kennt, auch heute nichts Neues mehr daraus verraten werden kann. Avenarius, der zudem schon vor Kunstwart-Lebzeiten wiederholt und ausführlich über Greif geschrieben hat, fürchtete immerhin, sich gar zu sehr zu wiederholen, und lud deshalb mich ein, über unsern Jubilar zu sprechen.

Es hieße diesem einen schlechten Gevattersdienst erweisen, wenn man sich durch die Festvorstimmung zur kritiklosen Lobhudelei, zu Preisungen auch über das verleiten ließe, was dem Kritiker nun einmal als die schwächeren Seiten seines Schaffens erscheint. Das Beste der Greifschen Dichtung, ihr Eigenstes, steht so hoch und steht heute so unbestreitbar fest, daß Greif es vortrefflich vertragen kann, wenn ein Teil seiner Arbeiten mit aller schuldigen Hochachtung, doch auch mit aller schuldigen, der Sache und ihm selbst schuldigen Unzweideutigkeit davon unterschieden wird.

Martin Greifs Dramen bestätigen, und zwar notwendigerweise, was seine Gedichte den Verstehenden unverkennbar kundgeben: daß er ein viel zu echtbürtiger Lyriker ist, als daß er auch ein echter Dramatiker sein könnte. Wir kennen ja auch unter unsern Größten keinen einzigen, der beide Gattungen zugleich wahrhaft beherrscht hätte. Schiller, Kleist, Hebbel waren nicht eigentlich Lyriker; und anderseits ist selbst der weitgrenzende Goethe, sind Brentano und Eichendorff, Uhland, Heine, Lenau, Mörike, Storm, Liliencron, sind auch die „Münchner“ Lyriker Geibel, Heyse, Grosse, Lingg dem Kern des Dramatischen fremdgeblieben, wenn sie gleich außer Storm sämtlich mit Werken dramatischer Form hervorgetreten sind und zum Teil mit ähnlich ernstem Eifer wie Greif um den Kranz des Dramatikers gerungen haben. Es bedeutete eine ganz einsame Ausnahme, wenn dem jüngsten Ehrengreis die Vereinigung beider Meisterschaften gelungen wäre; daß sie auch ihm nicht glückte, kann ihn also schon im Hinblick auf die *Erfahrung* der ganzen Weltliteratur nicht kränken.

Aber auch aus *inneren* Gründen, die wir durchschauen können, wäre es etwas wie ein naturgesetzwidriges Wunder, wenn ein Erzlyriker, wenn Martin Greif ein wirklicher Dramatiker sein könnte. Es ist eben

Digitized by Google

nicht möglich, zugleich Einsiedel und Feldherr zu sein, oder Nachtigall und Lämmergeier oder die Silberweide und zugleich der Strom, der daran vorüberrauscht. Das mögen gewagte, unvollkommene Bilder sein, im Grunde treffen sie jedenfalls den Unterschied, auf den einzugehen heute zu weit führen würde. Der Lyriker Greif findet seine edelsten Schätze nur aus der innigsten Versenkung des Ichs in die Natur, nur im Einklang, in der leidenschaftlosen Anschauung, die das Gedankliche einschränken und verbildlichen muß. Beschreitet er dramatisches Feld, so kann er von diesem seinem Wertvollsten so viel wie nichts gebrauchen.

Er muß ohne den elementaren Trieb, den man gerade dem Lyriker Greif mit Recht nachrühmte, an die Arbeit gehen, muß durch Bildungswissen, durch tastendes Anwenden seines allgemein-künstlerischen Geschmacks, durch verstandesmäßige Erwerbung bühnentechnischer Einsichten, durch den Schwung vaterländischer, religiöser, sittlicher Begeisterung das Fehlende zu ersetzen suchen.

Freilich, was auf diesen Wegen zu erreichen ist, das hat Martin Greif seinen Dramen gesichert. Stücke wie die Renaissancedramen „Marino Falieri“ und „Francesca da Rimini“ oder der „Prinz Eugen“ aus seinen dreißiger Jahren oder die deutschnationalen Geschichtsdramen aus seinen vierziger und fünfziger Jahren sind auf alle Fälle respektgebietende Arbeitsleistungen mit manchem beredten Wort, manch dichterisch feinem Zug, auch mit manchen bühnenwirksamen Einzelheiten. In Bayern kommen „Heinrich der Löwe“ (mit der Verherrlichung Ottos von Wittelsbach), „Ludwig der Bayer“ oder auch die melodramatisch-kirchlich angehauchte „Agnes Bernauer“, in Preußen „General York“, in Österreich „Prinz Eugen“ als würdige Festspiele sehr wohl auch für die Bühne in Betracht. Und daß alle reiferen Dramendichtungen Greifs in jeder Hinsicht vielem von dem überlegen sind, was tatsächlich auf unsern Bühnen erscheint, das bedarf keiner Betonung. Nur erhebt das Durchschnitts-Konsumstück der heutigen Schauspielhäuser gar nicht den Anspruch, künstlerisch schwer zu wiegen. Martin Greif dagegen pflegt ausschließlich die hohe Art der Tragödiendichtung und begibt sich damit in die Nachbarschaft der größten Klassiker. Er muß demnach, als Dramatiker, mit dem Maßstab der höchsten dramatischen Form, der erlesensten Tragödienmuster und seiner eignen Meisterschaft auf dem lyrischen Gebiet gemessen werden. Bei so strenger Prüfung können wir uns dann freilich nicht verhehlen, daß die Gestaltung den eigentlich dramatischen Nerv vermissen läßt, daß die Willenskämpfe nicht genügend plastisch-klar werden, die Motivierung oft unzulänglich bleibt und die Charakteristik nicht sehr tief geht, so daß wir nur selten über die Dramatik der besseren Oper hinausgeführt werden.

Aber Martin Greifs Lyrik dagegen sind nun wohl alle, die hier urteilen können, in Liebe und Bewunderung einig.

Sie darf als ein Spiegelbild der ganzen deutschen Lyrik betrachtet werden. Gleich dieser umfaßt sie sehr verschiedene Arten des Gedichts, und nicht nur die nach Rhythmus und Reimstellung verschiedenen Formen wie die Zweistropher aus zweimal zwei kreuzweise gereimten Verspaaren und die reimlose Rhythmik des Hymnus, das Distichon des Sinngedichts, die erzählende Nibelungenstrophe, Jambus, Trochäus und Daktylus, sozusagen; nicht nur die Behandlung unterschiedlichster Stoffe; sondern

Digitized by Google

auch die mehrerlei Stufen, die von der schlichtesten Gefühlsaussprache zum kunstvollsten Gebilde führen. Die Entwicklung vom Wort zum Bild, von der lyrischen Skizze zu dem gedrängten Kunstwerk, das wir Volkslied nennen, weil die Volkheit es aus unzählig vielem heraus gewählt, geschliffen und bewahrt hat, und weiter bis zu dem denkbar höchsten lyrischen Kunstwerk, das die reinste volkstümliche Schlichtheit mit der verfeinertsten Kunst des Schauens, Aussonderns und Bildens wundervoll verschmilzt.

Weil Martin Greif echte Gedichtperlen dieser letzten Art geschaffen hat, ist er ein Lyriker ersten Ranges. Daß er daneben viel Mittelgut gab, kann nicht wesentlich in Betracht kommen. In der Praxis freilich hat es ihm geschadet; es hat sein Durchdringen bedeutend erschwert, daß seine kleinen Meisterwerke erst aus einer Überzahl jener farblosen oder im Schluß überraschend mißglückten Stücke herausgelesen sein wollen, die aus der gewissenhaften Besingung jedes Natureindrucks mit allzu gewohnheitsmäßiger Rückwendung zum menschlichen Leben entstehen.

In Wirklichkeit sind dieser Meisterwerke gar nicht wenige, im Verhältnis zu der begrenzten Anzahl wahrhaft meisterlicher Gedichte, die wir auch bei den meisten andern hervorragenden Lyrikern finden, und im Verhältnis zu dem geringen Maß von möglichen Schattierungen innerhalb der engeren Lyrik. Nur durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit wird die Wirkung seines Reifsten so gehemmt. Wer diese Fruchtbarkeit verpönen und ihre unvermeidliche Folge, die Miterzeugung von Mittelwerten und einzelnem Geringen, dem Dichter bei der endgültigen Beurteilung ankreiden will, nimmt eine verkehrte Stellung zum Problem des künstlerischen Schaffens ein. Besagte Fruchtbarkeit ist das gute Naturrecht des lyrischen Genius, vielmehr eine Notwendigkeit für einen Teil seiner Verkörperungen — wobei uns jeweils das Vorhandensein als ausreichender Beweis für das Nötigsein zu gelten hat. Die Natur bringt ja auch viel mehr Blüten hervor, als ihr zu Früchten gedeihen können.

Lyriker vom Schlage Martin Greifs vermögen nicht Monate und Jahre lang stumm zu lauern, bis sie wieder einmal den großen Glücksfund tun, den jedes schöne rein-lyrische Gedicht vorstellt; sie könnten es selbst dann nicht, wenn das Traumhafte ihres Dichtens eine schärfere Selbstdurchschauung zuließe. Sie müssen dem lyrischen Spieltrieb folgen, ihn in Übung halten; ihm verdanken wir schließlich auch die herrlichsten der Glücksfunde.

Eine in ästhetischem Betracht ganz untergeordnete, fürs Volkstümlichwerden des Dichters freilich sehr wichtige Frage ist's hernach, ob denn nun alles, was aus so unermüdlicher Betätigung hervorging, gedruckt werden müsse. Uns scheint es unzweifelhaft, daß eine Auslese von Martin Greifs besten Gedichten, ein wohlfeiles Bändchen von etwa sechzig bis höchstens hundert Stücken, einen (buchhändlerisch gesprochen) durchschlagenden Erfolg haben und den Urheber bei weiteren Tausenden als einen neuen klassischen Lyriker einführen würde. Der Anfang ist schon gemacht. Im Verlag seiner Dichtungen* erschien 1905 eine gute „Auswahl für die Jugend" zu sehr billigem Preis.

* Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. „Gedichte". Mit einem Bildnis

Digitized by Google

Die Auswahl für Erwachsene könnte ebenfalls einige der schlichtkräftigen Balladen und Mären, etliches Hymnische und Epigrammatische enthalten, in der Hauptsache jedoch müßte das kleine Stimmungsgedicht vertreten sein, das in den beiden starken Gedichtbänden (weitaus am häufigsten geglückt im ersten) unter den Abteilungen „Lieder“ und „Naturbilder“ sich zu hunderten findet. Wie wir uns die Auslese denken, deuten die Proben in den „Losen Blättern“ dieses Heftes an.

In diesen äußerlich unscheinbaren Dichtungen besitzen wir das, was Martin Greif aus sich als ein Neues schuf und was doch mit den Anfängen der modernen Lyrik, mit Goethe und Mörike, zusammenstimmt und anderseits mit der vornehmsten Lyrik von heute, die ihm als einem ihrer bedeutsamsten Pfadfinder viel mehr verdankt, als man heut im weitern weiß. Es ist in der Hauptsache die Einfangung zartester Stimmungsübergänge in ein äußerst knapp-gegenständliches Naturbild.

Der Dichter sucht beispielsweise von hohem Berg den Ort, wo er einst Liebe erlebte, und erblickt ihn auch — „Da deckte eine Wolke Ihn fern mir wieder zu“. Oder eine einsame Wolke im Sonnenuntergang wird ihm zum tiefst ergreifenden Sinnbild (Bild ohne Worte!) hoffnungsloser Sehnsucht. In der Mondnacht des trächtigen Hochsommers sieht er (wenn man das erträumte „Schlummer füllt des Mondes Horn . . .“ so grell logisch ausdeuten darf) den Herrn, wie er aus dem Mondviertel als aus einem Füllhorn Schlummer auf die Erde streut, und sieht Engel drunten die Ernte hüten. Der Anblick eines leise windbewegten Ährenmeers offenbart ihm wunderfein die Ahnung der Ähren, daß sie vor ihres Sommerdaseins Erfüllung stehen — und „die Blumen und fremden Halme“, die der Sichel Schnitt achtlos mittreffen wird, „erzittern mit“. Oder er schaut nach entlahmem Wetterregen in den Alpen die plötzlich erhellte Ferne an — „deinem Sehnen überlassen, lehnst du still am Wanderstab“ . . . nichts weiter. Oder aus stillem Haus blickt er „durch Lauben und Buchten hinaus“ aufs sonnengleißende ruhende Meer.

Durchweg liegt hier und in den verwandten Gedichten nichts als ein Schauen zugrunde. Es ist beschauliche, sehr deutsche, engst-lyrische Lyrik. Mörikes Dichtung, der sie wohl am nächsten verwandt ist, unterscheidet sich von ihr noch durch minder verhaltene, beweglichere Innigkeit. Gelegentlich berührt sich diese Art Martin Greifs natürlich mit der aller guten deutschen Lyriker bis auf die jüngsten, grundsätzlich aber trennt ihn das Verhalten des Ichs mehr oder weniger entschieden doch

---

nach Hans Thoma. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage (9. und 10. Tausend) 1903. Preis geb. 4 Mk. — „Neue Lieder und Mären“. Mit Bildnis nach Trübner. 1. bis 3. Tausend 1902. Preis geb. 4 Mk. — „Dramen“, zwei Bände. — „Gesammelte Werke“, drei Bände. — Eine Reihe der Dramen ist auch einzeln zum Preise von je 1 Mk. erschienen. — Über Martin Greifs Leben und Dichten unterrichtet wohl am bequemsten das gemeinverständliche, nur etwas kritiklose Bändchen „Martin Greif“ von Laurenz Kiesgen, in Max Hesses Volksbücherei. — Die fleißige Arbeit von Wilhelm Kosch: „Martin Greif in seinen Werken“ (in Greifs Verlag erschienen) läßt an dramaturgischer Berufung sehr vieles, an Liebe zum Dichter gewiß nichts zu wünschen übrig.

Digitized by Google

von allen. Sie wenden mehr Wärme, Weichheit, Leidenschaft oder (wie die Ganzmodernen) mehr Farbigkeit im eigentlichen Sinne an oder auch mehr Worte. Greif braucht zu jedem der eben umschriebenen Gedichte nur sechs bis acht Zeilen mit je drei bis vier, öfters nur mit zwei und drei Hebungen. Und welche Wirkung vollbringt jedes von ihnen!

Solche Knappheit bezeugt buchstäbliche Dichtung: Verdichtung des Stoffes bis auf das Unentbehrlichste. So karge Schlichtheit verlangt zumeist eine willige Versenkung des Lesergemüts, belohnt sie dann aber reich durch die Bilder und Mensch-All-Zusammenhänge, die sie projiziert. Selbstverständlich bedeutet diese unbedingte Verhaltenheit des Ichs, diese äußerste Ruhe nur eine der rechtmäßigen Lösungen von rein-lyrischen Aufgaben. Wäre sie wirklich, wie manche annehmen, persönlichkeitslos, so müßte man sie als unkünstlerisch abtun. In der Tat ist die große Beherrschtheit, der Reflex einer knapp begrenzten, herben Individualität, gerade das Persönliche an Greifs Dichten; wo sie am stärksten fühlbar wird, ist seine Poesie am stärksten.

In unmittelbarer Verbindung damit wird die angebliche Beschränkung auf die Naturansicht in vielen seiner meistbewunderten Gedichte, die scheinbare Ausschaltung seelischer Beziehungen, sich bei sorgfältigerer Betrachtung als hohe lyrische Verwandlungskunst erweisen, als Umsetzung des Empfindungswortes ins beseelte Bild. Wir können ja der Natur kaum mehr gegenübertreten, ohne ihre Erscheinungen zu vermenschlichen. Eine vermeintlich empfindungslose lyrische Naturaufnahme kann gerade aufs köstlichste, zarteste von innen her mit reiner Menschlichkeit erfüllt sein. Daß wir solches bei Martin Greif oft erfühlen dürfen, daß er auf so keusche Weise etwas vom Herzschlag der geheimnisreichen Welteinheit zu fassen weiß, dies vor allem macht ihn uns wert. Willy Rath

Die folgende Auswahl soll die schon früher vom Kunstwart gebrachten Zusammenstellungen Greifscher Gedichte nur ergänzen. Sie ist, um Greifs Lyrik den Lesern auch in anderm Lichte zu zeigen, diesmal nicht von Avenarius, sondern von Willy Rath erlesen worden, wie ja aus gleichem Grunde diesmal auch nicht der Herausgeber, sondern Rath über Greif gesprochen hat. Wer die älteren Bände des Kunstwarts zur Hand hat, wolle insbesondere unser „Greifheft“ (XII, 18) vergleichen, wer nicht, das „Hausbuch deutscher Lyrik“. Runden kann sich das Bild des Dichters allerdings erst vor seinen eigenen Bänden.]

Juninächte

Juninächte, sternenlose,
In dem Blütenmond der Rose!
Da das bange Herz dazu
Lieb durchstürmte sonder Ruh.

Blitzgezuck und Wetterleuchten!
Und die Nachtigall im feuchten,
Taubenetzten Busche tief
Wunderbare Laute rief.

Hatten uns so viel zu sagen,
Ließen hoch die Wolken jagen,

Digitized by Google

Blickten in den Flammenschein
Wie im tiefen Traum hinein.

Ort der Liebe

Ich stand auf hohem Berge
Und sah hinab ins Land,
Den Ort wollt ich erkunden,
Wo unser Herz sich fand.

Schon hatt ich ihn erschauet
In seiner stillen Ruh —
Da deckte eine Wolke
Ihn fern mir wieder zu.

Fremd in der Heimat

In der Heimat war ich wieder,
Alles hab ich mir besehn,
Als ein Fremder auf und nieder
Mußt ich in den Straßen gehn.

Nur im Friedhof fern alleine
Hab ich manchen Freund erkannt,
Und bei einem Leichensteine
Fühlt ich eine leise Hand.

Die einsame Wolke

Sonne warf den letzten Schein
Müd im Niedersinken,
Eine Wolke noch allein
Schien ihr nachzuwinken.

Lange sie wie sehnend hing
Ferne den Genossen,
Als die Sonne unterging,
War auch sie zerflossen.

Der Wanderer und der Bach

Wohin, o Bächlein, schnelle?
„Hinab ins Tal."
Verhalte deine Welle!
„Ein andermal."

Was treibt dich so von hinnen?
„Ei, hielt ich je?"
Willst du nicht ruhn und sinnen?
„Ja, dort im See."

Bist du schon gram der Erden?
„Ich eile zu."
Du wirst schon stille werden!
„Nicht minder du."

Digitized by Google

Hochsommernacht

Stille ruht die weite Welt,
Schlummer füllt des Mondes Horn,
Das der Herr in Händen hält.
Nur am Berge rauscht der Born —
Zu der Ernte Hut bestellt,
Wallen Engel durch das Korn.

Abend im Tal

Tiefblau ist das Tal,
Über den Wäldern gehet
Die Sonne still zur Ruh,
Im sinkenden Strahl
Der Wipfel Regung wehet
Den leisen Sternen zu.

Sternennacht

Von frischer Kühle angezogen
Verlaß ich spät die Tür,
Da wölbt der tieferblaute Bogen
Sich lockend über mir.

Der Mond aus leiser Nebelhülle
Streut sachten Glanz umher,
Der Höhen reine Atherfülle
Durchglüht ein Sonnenheer.

Ein jeder Stern an seiner Stelle,
O welche hehre Pracht!
Der Himmel strahlt in Zauberhelle,
Und doch ist tiefe Nacht.

Vor der Ernte

Nun störet die Ähren im Felde
Ein leiser Hauch,
Wenn eine sich beugt, so bebet
Die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt —
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

Gewitterhymnus

Soll die Flur verschmachten,
Und des Landmanns Sichel
Kümmerlich Korn nur mähen,
Dem vom Schnitt schon träumte
Manneshoher Ähren?

Digitized by Google

Voll Betrübnis blickt sein Auge aus,
Heute wie gestern,
Einen Tag so wie den andern,
Aber nirgend entdeckt er allum
Hangend im Äther
Rings ein ziehendes Wölkchen.

Stets dieselbe
Lachende Bläue
Strahlt mit gleicher Macht hernieder.

Aber die Schwüle wächst!
Nicht entweicht die erstickende Glut
Von der Erde mehr,
Deren fiebernde Brust
Tiefe Quellen läßt versiegen;
Nicht belebt ein Hauch die Luft der Höhe.
Nächtens entbehrt des Taus das Gefilde
Und am Tag der streichenden Kühle,
Flamme ist der Sonne Rund,
Qualm umgibt den Mond
Und, im Glanz erhöht,
Unstet zittern die Sterne.

Schlaff am Baume hängt das trockene Laub,
Stumm im Dickicht spreitet sich der matte Vogel,
Hingestreckt um den ruhenden Hirten
Liegt die geduldige Herde.

Doch er selbst verwünscht den sengenden Strahl,
Und er sehnt sich, lechzender stets,
Nach erlösender Sturmnacht.
Komm, o Regen, komme,
Also ruft er stündlich flehend,
Aber fort und fort vergebens.

Da, am späten Mittag endlich
Rollt es — horch! — in der schwülen Ferne —
Und nach langer Stille nochmals,
Dumpf, doch wohl vernehmlich weithin;
Und wie er aufblickt, staunend,
Steht die Wolkenwand schon da,
Finstergetürmt,
Und sie wächst mit riesiger Eile.

Jetzt mit einem Male dröhnt,
Wie von ehernem Amboß aufgeschnellt,
Hart der geschwungene Donnerkeil,
Und ein mächtiger Windstoß
Trägt daher das schwarze Gewölke.

Digitized by Google

Alles beugt ſich vor ſeinem Odem:
Gräſer, Äſte und Kronen,
Und die lebenden Weſen flüchten angſtvoll
Nach der bergenden Stätte.

Fort iſt des Himmels Bläue,
Aber purpurn flammt das Firmament,
Aufgetan bis in ſeine innerſten Tiefen.

Und hervor geht aus der blendenden Nacht,
Furchtbar geſtaltet,
Funkelnd der gezackte Blitzſtrahl,
Und die betäubenden Donner rollen,
Machtvoll dröhnend.

Wehe dem ratloſen Wandrer,
Der jetzt einſam umherirrt,
Obdachlos auf weitem Felde
Preisgegeben der blinden Wut
Aller um ihn kreuzenden, ſchnellen Blitze:
Nach ihm züngelt von oben das Verderben!
Hingeflüchtet zur ragenden Ulme
Bebt er, ſchwank wie dieſe.

Wer wohl ruft mir im Gewitterſturm?
Seine Stimme kenn' ich —
Nicht erbeb ich vor ihr.
Er iſt's, der mein Schickſal lenkt,
Der den Lebenshauch mir gab
Und mir ſetzt die Todesſtunde.
Ihm vertrauen will ich, wie immer,
So auch jetzund.
Da, mit berſtendem Krach
Fährt ein praſſelnder Blitz hernieder,
Jählings neben mir
Schlägt er ins bange Gehölze.
Taumelnd ſteh ich da,
Doch im nächſten Augenblick ſchon
Knie gefaßt ich,
Stammelnd
Deiner Allmacht, Vater,
Kindliche Laute.

Aber unbezähmt in ſeinem Grimme
Wütet fort der Wetterſturm,
Dem von allen Seiten her
Die verbündeten Brüder kommen.
Donner auf Donner rollt,
Blitz auf Blitz zuckt,

Digitized by Google

Eine einzige Lohe ist der Himmel.
Feuer, Wind und Wasser
Rasen im Bunde.

Endlich hält der Sturm den Atem an,
Und ein lichter Saum zeigt sich;
Träger werden die Stimmen der Höhe,
Und das Grollen legt sich allgemach.
Ferner und ferner ziehn die müden Donner.

Strömender Regen indes ergießt sich endlos,
Und es stürzen sich jauchzend
Aus den geborstenen Wolken
Auf die durstig trinkende Flur
Tausend versammelte Quellen.

Heitere Kühle geht durch den gereinigten Luftraum,
Lind ein Säuseln.
Der die Eiche gespaltet
Mit der tötenden Flamme,
Fährt, ich fühl's, heran
Nah auf sanfter Lüfte Fittich.

Hinter der fliehenden Wolken Zug
Zeigt sich der ruhende Himmel.
Tief aufatmet die erquickte Erde,
Und ihr Bild erglänzt
Frisch wie am ersten Tage.
Allerwärts die verjüngten Geschöpfe — horch! —
Jubeln in wohligen Chören.
Die gefiederten Sänger tauchen auf,
Und sie kehren zu den gewohnten Flügen.
Selbst die kleine, summende Biene schwärmet.

Aber reiner als Berg und Tal,
Die sich verschönert spiegeln ineinander,
Wölbt sich der neu erscheinenden Sonne
Lieblich entgegen,
Aus beaugtem Gewölbe schwebend,
Über den leuchtenden Halmen der Wiesen
Und dem wogenden, duftigen Korne,
Vaterhuld verbürgend,
Alle Farben vereinend, der lichte Regenbogen.

Nach dem Gewitter

Das Wetter ist fern gezogen,
Und donnern hör ich mehr kaum;
Noch sind die Sträucher gebogen,
Die Tropfen fallen vom Baum.

Digitized by Google

Vom Baume fallen sie leuchtend
In goldne Gräser hinein,
Die heiße Stirne mir feuchtend
Im ruhigen Abendschein.

Erhellte Ferne

Nach entladnem Wetterregen
Hat die Ferne sich erhellt,
Und der Alpen Zug entgegen
Siehst du einsam dich gestellt.

Die im Wolkenduft verschwammen,
Tief erblauend stehn sie da,
Und so eng geschart zusammen,
Wie sie nie dein Auge sah.

Von den wildgetürmten Massen
Hebt ein Dorf sich friedlich ab; —
Deinem Sehnen überlassen,
Lehnst du still am Wanderstab.

Ein Tag in der Haide

Es dehnt sich braun die Heide
Im Morgenlichte hin,
In ihrem kargen Kleide
Die Blumen froh erblühn.

Dort wohl mit Busch und Reisern
Nimmt ihre Wildnis zu,
Fern winkt mit seinen Häusern
Ein Dörflein in die Ruh.

Mittag mit seinem Flore
Sich auf die Tümpel legt,
Ein Storch auf weitem Moore
Steht still und unbewegt.

Wie auf des Meeres Spiegel
Herrscht Stille um und um,
Der Windmühl ferner Flügel
Geht wie im Traum herum.

Schon hebt im weiten Lande
Sich jeder Schatten ab,
Die Sonne geht am Rande
Der Heide voll hinab:

Digitized by Google

Ich seh in immer tiefern
Und rötern Glanz hinein,
Ein Forst von ernsten Kiefern
Blaut fern im Abendschein.

Sie liegt gleich einem See,
Es lärmt der Unken Chor,
Auch manchmal in der Nähe
Ein Vogel rauscht empor,

Dort mit dem Dunkel streitet,
Was nicht verblassen will,
Nun liegt die Nacht gebreitet,
Die Heide ruhet still.

Seelied

Weite Nacht umspannt mich grau,
Wasser rings, wohin ich schau,
Fern das Ufer sich verlor,
Träg Gewölke schläft davor.

Tausend Sterne über mir,
Stille, stille ist es hier —
Gegen Morgen neblig schwach herauf
Steigt des Mondes schmale Sichel auf.

Hoher Mittag am Meere

Alles, Meer und Gestade ruht in Stille,
Nur die Sonne allein am Himmel wandert;
Fern, dem Auge verborgen, rückt sie tiefer
In das einsame Blau des hohen Äthers.
Rings unendliches Licht ergießt sie strahlend,
Und die weite Natur bezwingt Ermüdung.
Alles, Meer und Gestade ruht in Stille,
Nur die Sonne allein am Himmel wandert.

Ausblick aufs Meer

So still ist das Haus
Und menschenleer,
Durch Lauben und Buchten hinaus
Schau ich ins Meer.

Ich schau mich nicht satt
An seinem Glanz;
Sein Spiegel ist gleißend und glatt
Und ruhet ganz.

Digitized by Google

Die Verlaſſene

Denk ich nach, was ich nun bin,
Seit er mich verlaſſen,
Tauſcht mit mir kein Bettlerin
Wahrlich auf der Straßen.

Tret ich in die Kirchen ein,
Geht es ans Gebeute,
Donnert recht der Pfarrer drein,
Blinzeln alle Leute.

Geh ich auf dem Bittgang mit,
Weichen ſie zur Seiten;
Tanzen! Gott, mein Lebtag nit —
Das Geſichterſchneiden!

Mach ich, was ich machen will,
Niemand tu ich's rechte,
Trutzig heiß ich, wenn ich ſtill,
Red ich, heiß ich ſchlechte.

Abends kann ich vor der Tür
Keine Stunde bleiben,
Noch am liebſten iſt es mir,
Meine Gänſe treiben.

Komm ich an der Gobel Haus,
Muß ich mich verfärben —
Wollt, ich wär zum Dorf hinaus
Oder könnte ſterben.

Beſuch bei Eduard Mörike

(1868)

Lange ſchon hatt ich dem Sänger zu nahen im Herzen beſchloſſen,
Mir zu erbitten von ihm ſeinen untrüglichen Rat.
Und ſo kam ich gefahren nach Lorch in das liebliche Remstal,
Wo er ſein Alter verbracht, ländlicher Stille gewohnt.
Bald auch erfrug ich ihn dort, doch, ungeladen erſchienen,
Wandelte noch zuletzt plötzlich ein Zagen mich an.
Aber es ſchwand, wie es kam, und als in das Aug ich ihm blickte,
Fehlte mir nicht mehr der Mut, ihm zu erſchließen das Herz.
Willig ſchenkte Gehör er mir auch und ich durfte die Lieder,
Die ich verborgen erſchuf, ihm für ein Weilchen vertraun.
Troſtvoll wanderte nun ich entgegen den winkenden Bergen,
Treulich verfolgend den Pfad, den er mir kundig verriet.
Anderen Tags von der Höhe herab des Stuifen geſtiegen,
Stellte ich wieder bei ihm, wie ich verſprochen, mich ein.
Aber ich hatte noch kaum die erſehnte Schwelle betreten,

Digitized by Google

Als wie ein Vater so traut er in die Arme mich schloß.
Gleich gebot er mir auch als Gast mich niederzulassen,
Wo mich zum leckeren Mahl köstliche Beeren gelabt.
Doch jetzt las er mir vor ein Lied mit der klangvollen Stimme,
Und ich erkannte gerührt, daß es mein eigenes war.
Manches bedeutsame Wort auch sprach er, das nie ich vergessen,
Und er bestätigte mir, was mich die Muse gelehrt.
Schwer nur schied ich von ihm, und es rannen die Tränen vom Auge,
Als er beharren mich hieß bei dem erwählten Beruf.
Wirklich kam ich mir vor als Jünger der göttlichen Dichtkunst,
Denn des Unsterblichen Hauch hatte die Stirn mir berührt.

Das treue Paar

Zwei Liebste waren so traurig
Und gingen viel allein,
Sie sind zusammen ertrunken
Zu Nacht im tiefen Rhein.

Man hat sie beide gefunden
Weit unten im fremden Land,
Sie hielten sich noch umschlungen,
Und niemand hat sie erkannt.

Die Schnitterin

Vor einem grünen Walde
Da liegt ein sanfter Rain,
Da sah ich auf der Halde
Ein rosig Mägdelein.

Das fährt mit ihrer blanken
Geschliffnen Sichel rum
Und mähet in Gedanken
Die schönsten Blümlein um.

Kuckuck ruft immer weiter
Ins Holz den ganzen Tag,
Und alles prophezeit er,
Was ihr gefallen mag.

Der Storch ist da

Juchheirasa,
Der Storch ist da!
Er steht vergnügt im Neste
Und klappert auf das beste;
Er bückt sich vor die Störchin fein
Und dreht sich auf dem langen Bein.

Juchheirasa,
Der Storch ist da!

Digitized by Google

Was er im Wickelkissen
Mitbringt, wer kann es wissen?
Ein Schwesterlein? Ein Brüderlein?
Es wird doch nicht ein Pärchen sein?

Der alte Burenfreund

Der Alte vom Edlbacherhof
War im Hinübergehn;
Ihn hatte von Karneid daher
Just der Kurat versehn,
Dem Sterbenden den letzten Trost
Im Wintersturm gebracht;
Kein andrer hätte wohl so leicht
Den Gang hinauf gemacht.

Doch als vom Heimweg hinter ihm
Schon lag das schwerste Stück,
Rief, nachgesprungen, ihn ein Bub
Durch Nacht und Schnee zurück.
Der Priester dachte anders nicht,
Als daß der Bauer tot,
Und kehrte wieder nach dem Hof,
Wie seine Pflicht gebot.

Den er verschieden wähnte, blickt,
Der Greis ihn bittend an:
„Noch eine Frage hätt ich gern
Geschwind an Euch getan:
Möcht wissen, wie's in Afrika
Jetzt mit den Buren steht,
Und ob halt keine Hoffnung wär,
Daß alles recht noch geht?“

Novemberstimmung

Die Flur umher
Es kalt durchweht,
Wo nirgend mehr
Ein Blümlein steht.

Im Wald zerstiebt
Das welke Laub —
Die ich geliebt,
Sind alle Staub.

Sich frühe neigt
Der Sonne Lauf.
Am Himmel steigt
Der Mond herauf.

Digitized by Google

Es füllt sich sacht
Das Sternenzelt.
Sie sind erwacht
In jener Welt.

Schlummer im Gefilde

Schlummerhauch der Abendstille
Füllt in Schweigen Berg und Tal,
Nur der Herden dumpf Gebrülle
Unterbricht sie manches Mal.

In die Ruhe um so trauter
Tönt der Glocken Feierklang:
Alle Brunnen werden lauter,
Und ihr Plaudern wird Gesang.

Der Sichel verfallen

Vom vertobten Sturm gebogen,
Ängstlich noch die Ähren wogen,
Die schon voll gereift heran.
Sieh, jetzt an des Feldes Rande
Blitzt es auf im Sonnenbrande!
Leuchtend mit erfrischtem Blicke
Schaut im Korn die fremde Wicke
Ahnungslos den Schnitter an.

In die Welt hinaus

Sie hatten sich keines Glücks erfreut,
Der Arbeit fehlte der Segen;
Es lagen nirgends Rosen gestreut
Auf ihren dornigen Wegen.

Da faßten sie Mut zum schweren Entschluß,
Der Heimat Valet zu sagen;
Sie wandten sich los mit stummem Kuß
Und unterdrückten ihr Klagen.

Sie rafften zusammen Stück für Stück
Der letzten übrigen Habe,
Wohl blickten sie oft und oft zurück,
Als ging es von einem Grabe.

Und da nun am langen Schienenstrang
Den Zug sie erwartend saßen,
Und die verschleierte Ferne lang
Mit träumendem Auge maßen,

Da meinten sie, in den Lüften der Draht
Beginne auf einmal zu singen

Digitized by Google

Und ihnen mit manchem guten Rat
Einen Abschiedsgruß zu bringen:

„Wohl habt ihr gestritten, gelitten viel,
Doch lebt noch die Hoffnung im Herzen,
Ihr werdet erschauen der Reise Ziel
Und eure Wunden verschmerzen.

Doch wenn ihr gegründet ein eignes Haus,
Vergeßt nicht des Stübleins, des fernen!
Ihr wandert ja nur in die Welt hinaus,
Die Heimat erst lieben zu lernen."

Aus Friedrich Naumanns „Form und Farbe"*

[Friedrich Naumann selbst empfand ich als Künstler, wo er nicht die Spur von ästhetischer Stimmung hatte: in seiner Neudeutschen Wirtschaftspolitik. Dies Buch, das als Problem den Zwang hat, die verwickeltsten wirtschaftlichen Vorgänge im Großen deutlich zu machen, die gesamte Richtung des heutigen Wirtschaftslebens zu zeigen und die politischen Folgerungen zu ziehen — das liest sich wie ein einziger großer epischer Gesang. Es gibt einen merkwürdig starken, ganz zwingenden Überblick über die nächsten heutigen Wirklichkeiten, und, was das Seltsamste ist, nicht irgendwo von oben herab, sondern von innen heraus; und doch liegt das ganze unendliche Getriebe und Gewimmel wie in einer unabsehbaren, tiefen Ebene. Es ist eine Gestaltung aus der Not, ohne Kunst, aber selbst Kunst.

Das war das erste, was ich von Naumann kennen lernte. Von da aus las ich sein neues Buch: Form und Farbe. Dieser Ausgangspunkt ist vielleicht allein interessant und sagt mehr als alle besondere Charakteristik. — Ich hätte jedenfalls ohne diesen Ausgangspunkt zu haben, schwerlich ein Buch über Form und Farbe gelesen. Es überraschte mich nun nicht mehr, daß hier tatsächlich soundso oft geglückt war (was so selten glückt), durchs Wort ein Bild von — einem Bild zu geben. Und die Sache hat da auch ihren Sinn: es soll nicht das Bild selbst gegeben werden, sondern Naumanns Sehen dieses Bildes, das er doch nur durchs Wort mitteilen kann. Naumann kann sehr Verschiedenes und das Verschiedene sehr verschieden sehen. Sein Geschmack hat wenig Grenzen. Er grenzt ihn auch selbst nicht ein. Was mir besonders gefiel, das war, daß ihm morgen oder übermorgen gefällt, womit er gestern nichts anfangen konnte, daß er keine rechte Ruhe hat, wo er nur irgend etwas Bedeutsames vermutet, mag es ihm erst noch so unzugänglich oder abstoßend sein. — Was Naumann ziemlich gleichmäßig ablehnt, das sind Bilder von Märchen und Märchengestalten (z. B. Kentauren), Bilder von Engeln, Klassizistisches (z. B. Cornelius) und ein deutscher Christus. Es ist das zu erwähnen, weil es tatsächlich das einzige ist, was ich bei ihm immer wieder verworfen gefunden habe. Geschichts- und Naturwissenschaft sind ihm so einverleibt, so innere Wirklichkeit, daß sie ihm Bedingungen für künstlerischen Genuß sind. Deshalb wirkt ihm ein nicht mehr geglaubter Engel auch in der Gestalt unecht. Aber prinzipiell stehn auch diese Dinge nicht bei ihm da, es ist interessant,

* Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, Königsweg 6a; Preis 3 Mk., geb. 4 Mk., Luxusausgabe 6 Mk.

Digitized by Google

seinen eigenen Stimmungen und Gedanken da zu folgen. Sie zeigen, wie schwierig die Probleme selber sind. Und sie zeigen, was ebenso wichtig ist, einen sehr kräftigen und feinen heutigen Geschmack.

Geschichte und Naturwissenschaft sind so Naumanns inneres Eigentum, daß sie ihm keine Begrenzung bedeuten, also daß die ganze Vergangenheit ihm auch wieder lebendig sein kann und alles Seelische wieder seine Wirklichkeit hat. — Naumanns besonderer Geschmack geht auf alles, was erster Fund, erstes Erlebnis ist. In der Malerei ist ihm die, welche neue Wirklichkeiten findet und sucht, am persönlichsten lebendig. Dann verfolgt er in ihr überall die Darstellung der Masse, der Massenbewegung. Dies zum Beispiel schließt ihm Gebhardt auf, den er als Christus-Darsteller nicht leiden mag. Besonders gern hat er auch die Darstellungen modernsten Lebens und Massenlebens. Das Bahn- und Bahnhofsgebiet zwischen Anhalter Bahnhof und Großgörschenstraße! In der Baukunst wird sein Geschmack am entschiedensten: aller Eisenbau ist ihm das Liebste, Brücken, Bahnhöfe, Türme, Maschinen, auch das Keimhafte einer Gasanstalt. Nur ja nicht Verschleierung, als wäre es Holzbau. Und vor allem der Eiffelturm! In der Natur liebt er die großen gleichförmigen Landschaften. Das geht ganz parallel dem Kunstgeschmack. Nicht mehr das Pittoreske, Park, Mittelgebirge, selbst nicht mehr das Hochgebirge, sondern: ein Tag im Schatten des Eiffelturms und ein Blick vom Südabhang des Atlasgebirges auf die Sahara, das sind die größten Natur- und Kunsteindrücke, die er gehabt hat. Heutiger Weltverkehr und heutige Technik sind ihm bewußte Voraussetzung seines Geschmacks, wie ja auch heutige Wissenschaft. Daß ihm daraus ein wirklicher Kunstsinn voll Kraft und Feinheit erwächst, ist der entscheidende Wert. — Dies aber ist nur persönlich auszeichnend, nicht ausschließend. Es ist aber wichtig, es zu sagen, denn unter solcher Voraussetzung sieht er auch alle andere Natur und Kunst. Dies findet er überall wieder, auch bei uns, auch in der Nähe. So hängt damit ganz eng zusammen, daß er in einem Abschnitt die Farben rein als Farben sieht, nach der Eigenfarbe jedes persönlichen momentanen oder bleibenden Geschmacks sucht; Napoleon, Ägypten, Gelb als Zusammenhang sieht.

Es ist überall ein starkes, ganz eigenes Sehn. Und überall frisch, gesund natürlich. Ohne alle landläufige Ästhetik. Manchmal grobschlächtig, manchmal überaus fein, manchmal auch nach unsrer Meinung irrend. Beinah immer nach irgendeiner Richtung hin bedeutend. Aber unter sich überaus vielseitig, vielfältig, ungleichmäßig. Und gerade das der besondere Wert. Es ist auf keinerlei Ton abgestimmt, ist einzeln, augenblicklich entstanden. Auch schon veröffentlicht, hier nur gesammelt. Eigentlich lauter Schnippsel, aber ganz voll von Empfindung, Gedanken, Schauen, Gestalten. Wir wollen statt weiterer Charakteristik Beispiele geben.

Was dieses Buch wirken kann? Es kann manche, für die die Kunst selbst nicht spricht, wohl aber sprechen könnte, und solche, für die sie zu sehr mit tüftelnden und getüftelten Begriffen spricht, und wieder solche, für die sie zu sehr von einer Seite her spricht, ein ganz Teil frischer, unmittelbarer, gegenwärtiger und genießender machen. R. Pannwitz

Kürzlich sind im gleichen Verlage auch Naumanns „Ausstellungsbriefe“ als Buch gesammelt erschienen.]

Digitized by Google

Ein Weihnachtsbild

Aus dem Reichtum Rembrandtschen Schaffens erscheint uns als das überraschendste, gedankendurchwobenste Bild seiner jüngeren Jahre: die Verkündigung der Engel an die Hirten von Bethlehem. Noch ist der ganze, abgeklärte Rembrandt nicht vollendet, aber seine schöpferische Kraft zeigt sich hier im Stadium ihrer glücklichsten Gärung. Das ist Komposition! Wir haben unter dem Druck moderner Malerei fast verlernt, uns an großer Komposition zu erfreuen. Böcklin hat komponiert, aber so wie Rembrandt Himmel und Erde, Nacht und Glanz, Engel, Menschen und Tiere, Wald, Wasser, Burg, Brücke, Eiche, Palme, sinnlosen Jubel und tolle Angst, Sphärengesang und Gebrüll der Stiere und Widder zu einen, das lag doch nicht in seiner Möglichkeit, das kann kein moderner Maler. Wir sind dazu zu verständig geworden; uns verläßt die Frage nicht, ob das alles so geschehen konnte. Die herrliche Naivität, die groß gewachsene Kinderphantasie des Realisten von Amsterdam gehört ihrer Zeitepoche an und kann nicht auf anderem Boden neu entstehen. Ein heutiger Maler dürfte dieses Bild nicht herstellen wollen, denn er würde künstlerisch daran verbluten. Wer aber wissen will, bis wohin niederdeutsche Augendichtung gelangen kann, der hefte dieses Bild an seine Wand und mache sich von Tag zu Tag mit ihm vertrauter! Am Weihnachtstage wird er es dann genug erfaßt haben, um mit seinen Kindern darüber zu reden. Die Fülle der Gestalten öffnet sich dem Blick nur langsam. Jedes Engelchen im ewigen Lichte hat seine eigene Weihnachtslust und jedes Tier in der Tiefe seine eigene Art, den himmlischen Schrecken zu tragen. Eine ganze Reihe von Gestalten entdeckt man erst am zweiten oder dritten Tage in ihrer Besonderheit. Wie himmelweit ist dieses Blatt verschieden von der geistigen Armut, die um ihrer Frömmigkeit willen gekauft wird! Auch hier ist Frömmigkeit, aber allerdings keine mager gewordene Salon-Frömmigkeit. Die große Freude vom Himmel überstürzt und überwältigt die Erde. Sie ist wie jede wirklich umgestaltende Freude mit Angst gepaart. Das Himmelreich kommt gewaltiglich wie ein gewappneter Mann. Der Engel Gabriel ist kein bleichsüchtiges Mädchen und die Hirten sind keine schlesischen Weber. Hinter diesem Bilde steht ein unsichtbarer Heiland, von dem man begreift, daß die Menschen ihn kreuzigten.

Massenphantasie

Nur ganz selten noch versteigen sich die Maler von heute in das Gebiet der großen Erfindung, und wenn sie es tun, so fehlt ihnen doch dabei der Geist der Erhabenheit. Wir schaffen keine gewaltigen epischen Dichtungen mehr, weder in der Literatur noch in der bildlichen Darstellung. Man gehe einmal durch die diesjährigen Ausstellungen und suche nach dem Eindruck des Erhabenen! Damit wir uns nicht mißverstehen: auch die idyllische, sentimentale, psychologische, dramatische Kunst hat ihr volles Recht, aber warum haben wir es eigentlich verlernt, die bewegte Masse zu schildern? Unsere Kriegsbilder — Gott erhalte sie! Wann wurden wir bei allen Bildern von Mars-la-Tour und Gravelotte vom Sturm ergriffen? Wir sagten: der Maler hat die strategische Stellung gut erfaßt, seine Pferde sind vorzüglich geraten, einzelne Gestalten sind großartig, aber den Wahnsinn selbst, mit dem ein Heer sich vorstürzt, den Untergang

Digitized by Google

aller einzelnen im Anprall der Masse, das gelingt nicht. Gelegentlich werden Massenversammlungen gemalt: eine Addition von hundert braven Studienköpfen. Nichts ist falsch, aber wäre doch nur vieles falsch vor lauter unausgegorener Bewegung! Man glaubt manchmal, daß die Kunsterziehung den Zweck habe, die Phantasie zu töten, nicht die kleine Phantasie, die sich vorstellt, wie ein Marmorfußboden aussehen müsse, wenn er sein Licht auf dem Umweg über ein Ziegeldach bekommt, aber die große Phantasie, die mit Himmel und Hölle spielt und der die Brandungen der Weltgeschichte in den Ohren gellen. Die Erhabenheit der ungezügelten Natur findet noch ihre Verkündiger, ja sie findet sie in den letzten Jahrzehnten nicht weniger als früher, aber das Schicksal, das Unglück, den Tod, die Gewalt Gottes, die Tragik des Daseins, wer sieht sie aus der Unendlichkeit herausbrechen, um uns zu überfluten? Laßt uns vor einem Bilde von Rubens über das Wesen erhabener, epischer Gestaltungskraft nachdenken! Der Kunstwart-Verlag hat den „Sturz der Verdammten“ aus der Münchener Pinakothek in wundervoller Nachbildung dargeboten. Die Wolken brechen und aus dem Lichte Gottes stürzt eine Legion von Menschen in die Hölle. Seht wie sie fallen! Nicht der einzelne fällt. Was ist schließlich der einzelne? Die Masse rutscht, sinkt, bricht, verliert den Boden unter den Füßen und erlebt in einigen Augenblicken alles, was Menschenseelen an unerhörtem Beben überhaupt in sich haben können. Seht wie sie fallen! Alles an ihnen fällt, die einzelnen Glieder sind wie die einzelnen Noten einer unsagbar verschlungenen abwärts stürmenden Musik eines Wagnerschen Orchesters. Wer hört und sieht die einzelne Note? Was man wahrnimmt, ist der Schwindel über dem Abgrund. Die Alten und Fetten, die Kleinen und Feinen, Verführer und Verführte, das ganze Getriebe der sinnlichen Welt, alles, alles fällt. Eins zieht das andere mit hinab. Die langen Haare, die langen Beine, die ganzen langgezogenen Körper fallen wie Sturzbäche von den Gipfeln der Seligkeit ins Todestal hinein. Noch einmal scheint das ewige Licht auf die blendende Nacktheit der stürzenden Körper, unten aber, hinten, überall sonst ist die Nacht und das unfaßbare Geschlinge der Schlangen und Dämonen. Hier handelt es sich nicht um liebevolle Erkenntnis einzelner Lichtstrahlen, sondern um den Entscheidungskampf zwischen Licht und Finsternis überhaupt. Man kann sagen, daß dieses Bild eine Predigt ist, nur gibt es keinen Prediger, der so sprechen kann. Die großen Redner der alten Kirche, Basilius und Chrysostomus, die großen Franzosen aus den Tagen Bossuets mögen am ersten etwas von der Massenphantasie gehabt haben, die uns in den religiösen Bildern von Rubens entgegentritt. Seht, seht, wie sie alle sich nicht mehr halten können! Das Ich ist gestorben, aber sein Todeslaut umzischt noch die Leiber. Es ist vorbei! Die Welt vergeht mit ihrer Lust — wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit. Oben im Licht wohnen die Lobgesänge der Offenbarung des Johannes, und wenn sich die Wolken wieder schließen, dann beginnt über ihnen das Fest der Ewigkeit.

Cornelius und wir

Daß man früher gleichzeitig am Born des antiken und des christlichen Geistes trinken konnte, hat die humanistische Bildung der Vergangenheit bewiesen, aber heute ist diese Gleichzeitigkeit zerstört, weil alle die-

Digitized by Google

jenigen, die sich mit der Arbeit der Geschichtswissenschaft irgendwie befaßt haben, den Unterschied und Gegensatz des hellenisch-römischen Heidentums und der evangelischen Verkündigung von Galiläa sehr stark empfinden. Es gibt heute, um im Sinne Klingers zu reden, keine Harmonie von Christus und Olymp. Sie, verehrter Freund, wollen, daß diese Harmonie wieder hergestellt werde! Mir ist sowohl dieser Wunsch, wie die Möglichkeit seiner Erfüllung so fremd, daß ich schwer mitfühlen kann, wie jemand den religiösen Geist durch eine solche Harmonisierung auseinander gefallener Welten fördern will. Was Cornelius bietet, ist in meinen Augen ein unwahres Christentum und ein unwahres Griechentum. Ich leugne nicht, daß in der Darstellung der sieben Barmherzigkeitswerke durch Cornelius christliches Gefühl sich äußert, aber selbst hier ist es von theatralischer Feierlichkeit nicht frei. Und wieviel mehr gilt das von den meisten seiner anderen biblischen Darstellungen! Was Cornelius malt, ist nicht das Geistesleben der Propheten und Apostel, sondern etwas ganz anderes, willkürliches. Er zeichnet Gestalten, die er nach Gelegenheit entweder in die Nibelungensage oder in das alte Heidentum oder in den Himmel des Neuen Testamentes versetzt. Das zu tun, war sein Recht, da er einen solchen romantischen Allerweltsglauben in seinem weiten Kopfe hatte, es ist aber unsererseits falsch, diese Art von Geist unserer Jugend als aufbauenden Geist zu empfehlen.

Sie wünschen eine „Syntheſe von Geist und Natur“ und verstehen darunter, soviel ich sehe, daß sich das Können unserer Maler mit einem fertigen Inhalt etwa ebenso verbinden solle, wie Cornelius fertige Heldensagen und Glaubensbekenntnisse in Malerei übertrug. Von diesem Wunsche aus verurteilen Sie die Kunst von heute, die moderne Pseudokunst, und werfen ihr vor, daß sie nur hochgesteigerte Technik habe, aber keinen großen, idealen Inhalt. Ich denke nun natürlich nicht daran, alle moderne Kunst für geistvoll zu erklären, aber ich finde meinerseits, daß sie mehr eigene Gedanken hat, als fast die ganze italienische Kunst, deren nordischer Nachfolger Cornelius geworden ist. Man stelle sich doch nicht vor, daß der Inhalt der Gemälde, die wir in den alten Museen und Kirchen bewundern, dem inneren Wollen der Künstler zu entstammen pflegt! Der Stoff ist ihnen in der ganzen alten Malerei fast immer gegeben. Auch Cornelius arbeitete ja vielfach mit gegebenen Stoffen. Das, was die Künstler selber uns bieten, ist nicht ihr Glaube, sondern die Anordnung, Beleuchtung, Färbung der Gestalten, also etwas, was sich schließlich bei einem Herkules ebenso gut verwerten läßt, wie bei einem Simson und bei einer Venus ebenso gut wie bei einer Magdalena. Nur selten ist der Künstler als solcher ein Vermehrer des stofflichen Inhaltes, und wo er es zu sein versucht, da fragt es sich noch sehr, ob er eine Richtung einschlägt, die dem allgemeinen Seelenleben dient. Ganz wenige Menschen sind groß genug, um gleichzeitig Pfadfinder des Geistes und der Form zu sein. Sie glauben, daß Cornelius beides in sich vereinigte, aber ich kann nicht verhehlen, daß mir scheint, als würde der Künstler in ihm vom Philosophen mehr als gut zurückgedrängt. Er hinterläßt Bilder, zu denen Erklärungen geschrieben werden müssen. Aber wiederum sei zugestanden, daß er für sich ein Recht hatte, so zu sein wie er eben war, das, was uns trennt, ist die Frage, ob es richtig ist, unserem künstlerischen Nachwuchs zuzurufen, daß er sich ihn zum Muster nehmen soll. Das

Digitized by Google

ist es, was ich in aller Bescheidenheit, aber auch mit aller Bestimmtheit verneine. Wir würden damit an Geist sehr wenig gewinnen und an Kunst um vieles abnehmen. Der ehrliche Ernst in der Kunst beginnt dort, wo sie nichts geben will als das, was in ihr Gebiet gehört: Gestaltung sichtbarer Wirklichkeit. Für wen der Himmel zu den sichtbaren Wirklichkeiten gehört, der soll ihn malen, er wird ihn von selber malen, aber man darf nicht als Losung einer Kunstepoche ausgeben, daß sie sich übersinnlichen Stoffen zuwenden solle, denn sobald man dieses tut, veranlaßt man auch diejenigen Künstler, die den Himmel nicht offen vor sich sehen, so zu tun, als ob sie ihn schauen könnten. Rethel, Uhde, Steinhausen sind nicht deshalb bedeutende Maler, weil sie religiöse Stoffe bevorzugen, sondern weil sie den Geist haben, der den Maler ausmacht, den Geist, der nichts sehen will als Gestalten, Lichter, Schatten, Raumverhältnisse, Färbungen. Dieser Geist ist den Malern zu wünschen und zwar ein volles und gerütteltes Maß davon, eine Fülle von Wirklichkeitssinn und Durst nach Wahrheiten des Auges. Diesen Geist nur Technik zu nennen, sehe ich für eine Verkennung des Kunstschaffens an. Kein einziges gutes Bild entsteht aus bloßer Technik. In aller wirklich künstlerischen Arbeit ist so viel unausgesprochene, wortlose Weltanschauung, so viel Vertiefung in das Dasein der Dinge, die Gott geschaffen hat, daß wir von den Künstlern nicht verlangen sollen, neben dieser ihrer Weltanschauung, mit der sie uns alle sättigen, nun noch etwas anderes zu besitzen, was nur durch Vertiefung in die Welt der Worte und Begriffe gewonnen werden kann, nämlich „Geist“ in dem Sinne, wie Cornelius ihn hatte.

Doch diesem allen stellen Sie das Urteil von C. Gurlitt gegenüber! Ich bitte aber zu beachten, daß Gurlitt nur davon spricht, daß der, der Geschichte erkennen will, seinem Gedankengange wieder mit Aufmerksamkeit folgen wird. Das ist etwas ganz anderes als ihre Proklamation: von der Pseudokunst zurück zu Cornelius! Und was schließlich die älteren Orientalisten anlangt, so scheint mir ihr schnelles Ende für die von uns erörterte Frage nichts zu beweisen. Ein „deutscher Christus“ ist eine Ungeschicklichkeit, etwas, das es nicht gibt, gegen das sich aller Wahrheitssinn derer sträubt, die im Neuen Testamente bewandert sind. Das war früher anders, weil das geschichtliche Auge noch schlief. Jetzt ist es geweckt worden, und wo es wach geworden ist, empfindet es ungeschichtliche Mischungen als Verletzungen der feineren Bildung. Indem ich dieses schreibe, vergesse ich nicht, daß Cornelius als Katholik ein gewisses Recht hatte, die geschichtliche Anschauung Jesu von sich abzulehnen, aber Sie, verehrter Herr Pfarrer, und ich sprechen miteinander in dieser Frage als zwei Protestanten, denen das Zurückgehen auf das ursprüngliche Evangelium Pflicht ist. Will man auf protestantischem Boden überhaupt Geschichtsbilder von Jesus malen, so müssen sie dem entsprechen, das an der Hand der theologischen und historischen Arbeit in unseren Seelen entstanden ist. Ich habe früher schon einmal ausgesprochen, daß ich die starken künstlerischen Vorzüge der v. Gebhardtschen Malerei nur dann genießen kann, wenn ich mich zwinge, zu vergessen, was sie darstellen sollen und in Wahrheit nicht darstellen. Der Phantasie ihr Recht! Aber eine Phantasie, die den Nazarener Jesus im 16. Jahrhundert am Niederrhein auftauchen läßt, ist mehr als was wir gut aushalten können.

Digitized by Google

Max Liebermann

Der Maler kann nichts anderes bearbeiten, als die Außenseite der Dinge. Ihn kümmert die Entstehung der Erscheinungen nicht. Mag ein Baum, den er vor sich hat, zum alten Bestande deutscher Pflanzen gehören oder aus Samarkand eingeführt sein, was kümmert es ihn? Ihm ist es gleich, ob das Haus, dessen Giebel er darstellt, mit Holz oder Eisen aufgerichtet wurde. Er kann eine Lokomotive malen, ohne von der Einrichtung der Dampfmaschine etwas zu verstehen. Er malt Stoffe, deren Herstellung ihm ewig Geheimnis bleiben wird. Wenn er alles verstehen sollte, was er malt, dann würde er nie fertig werden. Soll er die Geologie studieren, ehe er Berge entwirft? Man verlangt von ihm nichts, als ein gutes Auge. Wenn wir als Zuschauer seiner Arbeit folgen, so zieht er uns in seine Einseitigkeit hinein, denn er läßt uns alles vergessen, was nicht gesehen werden kann. Es ist, als ob die Welt keine Geschichte und keine Vergangenheit hätte, sondern nur eine Gegenwart. Es ist, als ob es kein inneres Wesen der Dinge gäbe, sondern nur eine Erscheinung. Nicht, was der Mensch spricht, interessiert den Maler, sondern wie er den Mund aufmacht, nicht, wohin er geht, sondern wie er seine Füße setzt. Der Zweck der Dinge und Handlungen ist versunken, sobald wir den Maler besuchen. Es genügt, daß sie da sind. Alle Bilder, in denen Geschichten, Begriffe oder Zwecke vergraben liegen, haben etwas Peinliches. So wenigstens sehen wir heutigen Menschen die Malerei an. Wir wissen wohl, daß es viele Jahrhunderte hindurch fast nur Malereien mit Geschichten, Begriffen und Zwecken gegeben hat, aber das, was uns an den alten erhabenen Bildern fesselt, ist nicht ihr unsichtbarer Inhalt, sondern ihre Wiedergabe von Sichtbarkeiten. Wie der Prinz geheißen hat, den der Maler unsterblich machte, ist uns gleichgültig, es stört uns fast, wenn man es uns sagt. Wozu sollen wir etwas so Unnützes wissen? Historisch mag es gut sein, zu wissen, wer sich von Raffael malen ließ, aber für die Kunst ist es störend. Also braucht der Künstler gar nichts zu wissen, es genügt, wenn er ein Auge hat, das alle Gestaltungen und Beleuchtungen erfaßt, er soll sehen und malen können — das ist alles!

Man könnte also glauben, daß der unphilosophischste Maler der beste sei. Viele unserer jungen Künstler glauben das wirklich. Sie vernachlässigen ihre allgemeine Bildung und verzehren sich in Technik des Auges und der Hand. Es wird fabelhaft gearbeitet, und das Ergebnis ist sehr oft eine Art von Gewandtheit, die im Grunde niemandem etwas bietet. Man gehe doch durch die langen Säle der Ausstellungen! Kunsthandwerk! Ob dieses Handwerk mehr nach alter oder neuer Methode betrieben wird, ändert daran nichts, daß man die Seelenlosigkeit dieser Menschen empfindet, von denen man nicht sagen kann, daß sie etwas falsch machen. O, daß sie etwas Falsches machen wollten! Das wäre doch wenigstens etwas, was nicht von der Maschine geleistet wird, sondern vom Menschen.

Der Maler soll also Seele besitzen. So unklar und vieldeutig dieser Ausdruck sein mag, so ist er doch gut für den Anfang tieferer Erwägungen. Was heißt es aber, daß er Seele besitzen soll? Er soll die Erscheinungen gliedern, disponieren, gruppieren, vorhandene wichtige Eindrücke ver-

Digitized by Google

stärken und unwichtige verwischen, er soll aus einem Gemisch von Färbungen die maßgebende Farbe herauserkennen, kurz, er soll die Erscheinungen charakterisieren. Das Sehen ist eine Arbeit, eine Gestaltungsarbeit. Man sagt, daß der Maler mit seinem Stoffe ringt, um ihn zu bewältigen. Er betrachtet die Welt der Erscheinungen als seine Materie, er aber will Herr der Materie werden. Auch hier gibt es den Willen zur Macht. Malen können ist eine Form von Weltherrschaft. Wer es nicht kann, dem fehlt etwas an Menschenkraft. Deshalb stehen wir Zuschauer so neidvoll und fast sehnsüchtig vor den Arbeiten großer Maler. In unserem Auge regt sich eine schlummernde Lust zur Weltverarbeitung, aber wir fühlen, daß wir diese Verarbeitung nicht selber besorgen können. Wir stehen vor dem starken Maler, wie vor einem festen Reiter, der Pferde zu bändigen weiß, die für uns zu wild sind. Wie er es macht? Ja, das ist eben seine Kraft und Kunst. Er kann es, und uns tut schon das wohl, daß es jemanden gibt, der es kann. Jeder von uns besitzt nur auf einigen wenigen Lebensgebieten eine gewisse eigene Macht. Auf allen anderen sind wir auf die Nachempfindung der Macht anderer Menschen angewiesen. Schon diese Nachempfindung bei sich wecken zu können, ist etwas Großes. Um ihretwillen gehen wir in die Gemäldesammlung.

Der Maler ist der Philosoph der Sichtbarkeiten. Ich habe diesen Gedanken durch einen Maler in aller seiner Fülle verkörpert gefunden, um dessen Arbeiten sich jetzt das künstlerische Berlin sammelt. Max Liebermann ist keinem Besucher der Berliner Sezession fremd und auch ein Teil seiner in Privatbesitz befindlichen Gemälde war mir bekannt, aber durch die Sammlung der Liebermannschen Bilder in der diesjährigen Sezession tritt er in seiner Gesamtwirkung vor uns. Er will nichts sein als Auge und Hand. Er ist kein gläubiger Maler nach alter Art und ohne belehrende Absicht. Das ist die Grundlage, auf der sich eine Wirkung erhebt, als ob er — eine gewaltige Tendenz hätte. Als ob man Kant liest! Er wird zum Lehrmeister, weil er nichts ist als Wirklichkeitssucher.

Liebermann malt nicht schön. Es gibt Maler, die viel mehr lyrische Harmonien in ihren Seelen tragen. Er ist, um so zu sagen, nicht melodiös. Auch malt er nicht prächtig. Wie selten ist bei ihm ein starkes Rot oder Blau! Er findet keine dekorative Welt, weil er sie nicht sucht. Ihm fehlt das flutende Rot und das wogende Gewand der dramatischen Malerei. Er ist kein Maler für Schillersche Dichtungen. Wie wenig ist er auch ein Kind der Sonne! Er kennt den Glanz nicht, den die goldene Sonne bereitet. Und doch und trotzdem ist er so stark. Man kann ihn als einen glanzlosen Rembrandt bezeichnen. Er hat vom Rembrandt das eine nicht, nämlich die Freude am blinkenden Kleinkram und die Lust am Licht, das in die Nacht scheint. Diese romantischen Elemente fehlen. Was er aber mit Rembrandt gemeinsam hat, ist das andere und größere; er erlebt die Bewegungen und Gestaltungen, als sei er selbst in ihnen drin. Er fühlt den Tritt des Pferdes, als ob er im Pferdekopf säße. Die Welle ist ihm kein Theater, sondern ein natürlicher Vorgang, den er selber hervorruft. Mir ist es, als spräche jemand den Namen Spinoza. Auch Liebermann ist Jude, wie Spinoza. Und was Spinoza uns gebracht hat, den Ge-

Digitized by Google

danken der Einheit von Bewußtsein und Erscheinung, das zeigt Liebermann nicht in Worten, sondern dargestellten Erscheinungen, in die sich sein Bewußtsein hineingeschoben hat. Er malt mit dem Gehirn. Sein Auge ist Organ eines Geistes, der eine Art Spinoza ergeben würde, wenn es ihm gefallen hätte, sich auf Begriffsverarbeitungen zu legen. Indem ich dieses schreibe, weiß ich recht gut, daß alle diese Worte nur Andeutungen sind und daß sie dem nichts nützen, der sich nicht vor die Bilder stellen kann. Aber ist das nicht bei allen unseren Kunstbesprechungen derselbe Fall? Die Worte sind nichts als Stäbe, an denen der Wanderer erkennt, wo der Weg ins Gebirge geht. Steigen muß jeder selber.

Das Wichtigste für den, der über die Besonderheit der Liebermannschen Kunst nachdenkt, sind die Kartons, auf denen die Vorarbeiten zum „Hamburger Professorenbilde" sich zeigen. Wie anders sind Lenbachsche Kartons! Man gönne sich die Zeit zu der Frage: wie würde wohl Lenbach diesen oder jenen Kopf gegriffen haben? Sicher ist, daß Lenbach aus einigen dieser Köpfe „mehr gemacht" hätte als Liebermann. Bei Lenbach beginnt das Bild mit den Augen. Seine Porträts sind, wenn wir es übertreibend aussprechen dürfen: Augenpaare mit Umgebung. Für Liebermann ist das Auge des Objektes ein Stück seiner Oberfläche, gewiß kein unwichtiges, aber keineswegs der Inbegriff des ganzen Menschen. Der Mensch als Ganzes lebt in seinen Körperhaltungen. Wie die Hyäne einen anderen Gang hat als der Wolf, so hat jeder Mensch seine ihm eigenen Bewegungswinkel, seine Ecken und Rundungen, seinen persönlichen mechanischen Rhythmus. Diesen findet Liebermann. Er zeichnet nicht eigentlich den Umriß, sondern ein mit Fleisch und Kleid umhangenes, vom Gehirn aus bewegtes Knochengestell. Also zeichnet er nicht bloße Oberfläche. Alle Maler, die bloße Oberfläche zeichnen, sind oberflächlich. Man muß die Oberflächen so sehen lernen, daß man ihren Untergrund mitsieht.

Wasserbilder

Carl O'Lynch von Town stellt bei Schulte eine Anzahl Wasserbilder aus, die den einfachen Vorzug haben, daß dieses gemalte Wasser wirklich als Wasser erscheint. Wie oft sieht man auf den Gemälden Wasser, das weich und schwer ist wie durchsichtige Milch! Es kommt vor, daß man vor manchem Bilde zu glauben anfängt, das Mittelländische Meer bestehe aus flüssigem Honig, oder die Ostsee aus einer vollgesättigten Salzlösung, die zur baldigen Kristallisation reif ist. Man sieht dann Wellen, die an sich gut dargestellt sind, die sich aber von der Wasserwelle unterscheiden wie der Faltenwurf eines wollenen Gewandes von dem der Leinwand. Auch der umgekehrte Fall kommt vor, daß Wasser so leichtflüssig gegeben wird, als hätte man fließenden Äther in Farbe gefaßt, oder als sei das Meer zur sonnenbeschienenen Wüste geworden. Das, was unseren Maler mit dem etwas umständlichen Namen auszeichnet, ist, daß er mit seinem Pinsel, wenn man so sagen darf, das spezifische Gewicht des Wassers getroffen hat. Diese Wellen sind wirkliche Wasserwellen; was der Maler außer dem Wasser uns zeigt, seine Mauern, Felder und Wolken, sind nicht schlecht, aber im Grunde

Digitized by Google

gleichgültig. Das, was er persönlich gefunden hat, ist ein unmittelbares, physikalisches Verständnis des Wassers. Wir sagen mit Absicht: physikalisches Verständnis; denn eine bloß ästhetische Betrachtungsweise des Wassers reicht nicht aus, um einen in so hohem Grade sachlich wertvollen Eindruck hervorzubringen. Gerade so, wie derjenige, der die Bewegungen eines Tieres richtig darstellen will, sich so sehr in Knochenbau und Muskeln dieses Tieres versenkt haben muß, daß er es ohne viel Nachdenken von selbst empfindet, welcher Zusammenhang zwischen den Bewegungserscheinungen der einzelnen Glieder vorhanden ist, ebenso muß jemand, der die Bewegungen des Wassers richtig wiedergeben will, es mit völliger Sicherheit in sich fühlen, welche Gestaltungen der Wasseroberfläche gleichzeitig nebeneinander bestehen können. Man trifft bisweilen Wellenbilder, bei denen die Wellen wie es scheint den Versuch machen, sich untereinander in mehreren Sprachen zu unterhalten, das wirkliche Meer aber spricht zu jeder Zeit nur eine Sprache. Diese natürliche Einheitlichkeit aller gleichzeitigen Wasserbewegungen muß vom Künstler getroffen werden. Dazu gehört ein starkes und gesundes Erinnerungsvermögen. Die Bilder, von denen wir oben sprechen, sind nicht mit ausgeklügelter Sorgfalt gemalt, sie wirken wie schnell gesprochene Rede, bei der die einzelnen Worte dem Zufall überlassen sind, deren sachlicher Inhalt aber aus der Tiefe des Gefühls und der Erfahrung quillt.

Stilisierte Landschaft

Wenn sich der graue Abend zwischen Häuser und Bäume legt, fangen die Menschen an, scheu und fromm zu werden, teils Gottes, teils gespenstischer Geister gewärtig. Es ist, als ob die Leute in den letzten Minuten, ehe die Möglichkeit des Sehens aufhört, das heimliche und unheimliche Wesen der Dinge tiefer erfassen könnten als jemals sonst. Alle Formen werden einfacher, größer, schwerer, schlanker als sie es bei Tage sind. Die Tendenz, die in den Dingen ist, wird ungezügelter, und jedes einzelne Wesen lebt mehr für sich: im Wasser spiegeln sich keine fremden Farben, auf dem Rasen liegen keine fremden Schatten und das Gewirr der Beziehungen vereinfacht sich. Die Kronen der Bäume sind plump und schwarz und die Stämme strecken sich hoch wie eiserne Träger unter der finsteren Masse, die Wiese wird weich wie persischer Teppich, und die weißen Wände der Häuser geben die letzten Reste des Lichtes von sich, das sie am Mittag in sich eingesogen haben. Aber allem aber lagert der Himmel in einer Farbe, die man tot nennen müßte, wenn nicht um jedes kleine Pünktchen der Luft ein ganz kleiner Erinnerungsschimmer von Blau und Abendrot schwebte. Ein solcher Abend ist wie geschaffen für den Maler „stilisierter Landschaften", für Walter Leistikow, denn hier kann das, was sonst bisweilen erzwungen und erkünstelt scheint, sich ganz natürlicher Weise ausleben. Was Leistikow sucht, ist etwas Architektonisches in der Landschaft. Auf allen seinen Bildern sehen wir seine Lust an reihenweis stehenden oder schichtenweis geordneten Naturkörpern. Ein Landschaftsbild mit alten breiten Bäumen, das im Seitensaal der Sezession hängt, vermittelt einen deutlichen Eindruck dieses seines landschaftlichen Empfindens. Wenn es Menschen gibt, die vor lauter Blättern den Baum nicht sehen können, so ist er in der umge-

Digitized by Google

kehrten Lage, denn er sieht keine Blätter, nur Baumformen, genau gegliederte grüne Wesen. Dieser Leistikow hat das geborene Auge für die Massenwirkung schwarzer Kiefern auf grauem Himmel. In seiner „Villa im Grunewald“ gab er der eben sich schließenden Sezessionsausstellung ein Bild, das mehr als alle anderen umstritten wurde. Einige nannten es ein Plakat mit Litfaßsäulen, andere hoben es hoch über alles andere, was Leistikow selbst und andere sonst ausgestellt haben. Ich habe viele Menschen lange vor diesem Bilde stehen sehen. Irgendwann hat jeder einmal den Abend erlebt, den er hier, auf seine Grundformen und Grundfarben zurückgebracht, vor sich findet. Die Einzelheiten unseres Abends haben wir vergessen. Die malt auch Leistikow nicht. Er malt nur das, was uns von damals geblieben ist, die Erinnerung an eine Nacht, in der alles viel dunkler, viel höher, viel einfacher und viel geheimnisvoller war, als wir es jemals wieder gesehen haben. So ungefähr erscheinen unseren Kindern die Gärten am Abend, voll von dem Geiste des Erlkönig und von der ängstlichen Wonne, ins Dunkle zu schauen. Es würde aber der Garten zu dunkel sein, wenn nicht zwei helle Fenster sagen würden, daß hier zwischen Nacht und Bäumen doch auch Seelen wohnen.

Farben

Und ich war im Traume und ich sah alles größer und merkwürdiger und vor allem farbiger als es sonst war. Alle Festigkeit der Dinge löste sich auf und es blieb nichts als ihre Farbigkeit. Bei jedem Wellenschlage des Blutes quollen neue Farben hervor. Ich hätte nie gedacht, daß es in der Tiefe der Seele so viele Farben geben könne. Sie kamen heraus wie Menschen aus einer Fabrik, wie Kinder aus einer Schule, wie Worte aus dem Munde eines Redners, immer, immer, eine Farbe hinter der anderen. Warum sie aber so kamen, wußte ich nicht und weiß es nicht, denn ich weiß immer noch nicht, wie die Seele des Menschen eigentlich eingerichtet ist und woher sie die Kraft hat, Farben zu schaffen. Man sagt, daß es die Farben eigentlich nicht gibt und daß nur wir Menschen sie erleben. Das mag falsch oder richtig sein, von den Traumfarben ist es aber sicher richtig, und ich war ja eben tief umfangen und umdrungen von den Traumfarben, die bei Menschen, die Farbe im Blut haben, die stärksten Farben sind, die sie kennen.

Und ich versank in lauter Rot. Es war ein ruhiges schweres Rot, tief und gut, als ob es das Rot des ewigen Schlafes wäre. Ringsherum war nichts als dieses Rot, nur leise kamen grüne Flecke hinein, die das innere Auge braucht, weil es sonst das Rot nicht aushalten kann. Dieses Rot schien mir die Grundfarbe meines Lebens zu sein, vielleicht deshalb, weil das Innere des Menschen fast ganz rot ist, vielleicht aber auch aus irgendeinem anderen Grunde. Und ich dachte, ich wollte das Rot festhalten oder sollte von ihm festgehalten werden, da wurde es matt und brüchig, als sei der Stoff aufgebraucht, aus dem das Rot herauskommt. Es wogte wie Wolken und hinter dem Nebel zeigten sich dunkle Stellen, als käme die schwarze Wand heraus, die hinter dem Rot saß. Im Schwarz aber lag abgrundtief verborgen etwas Blau. Anfangs wußte ich kaum, daß Blau im Schwarz war, aber als ich es einmal gemerkt hatte, da wuchs das Blau und es war mir, als hinge vor mir ein persischer Teppich von schwerem Blau, einfarbig, endlos und dabei behaglich und weich.

Digitized by Google

Ob es reines Blau war oder noch etwas Purpur im Blau, das stritt sich in mir, bis hellblaue Flecken auf dem dunklen Grunde sich bildeten als sähe ich die Ostsee oder das Meer von Neapel. Das war ein glückliches Träumen. Das Blau ist freier als das Rot, es ist nicht unsere eigene Menschenfarbe, wir haben es nur im Auge. Blau ist wie helle Trompete. Es war als ob jemand uns tröstet, oder für sich singt und wir hören zu. Da wurde das Blau bleich und bekam gelbliche Striche. Es waren keine Sterne, aber die Wirkung war ähnlich, wie wenn am Abendhimmel noch etwas von Licht da ist und schon etwas von Gestirn. Auch das Blau war aufgezehrt, das Gelb goß sich über die Seele, als ginge die Sonne auf, die Sonne des Südens. Da schien es mir, als gäbe es nur eine Farbe, von der Erquickung kommen könnte, vom Gelb, als wäre alles Aghpten, China . . . Napoleon! — —

Ja, wie kommt denn hierher das Wort Napoleon? Die Träume springen so merkwürdig! Napoleon! Wie war denn das eigentlich? In Trianon sind die Stühle gelb, auf denen er gesessen hat, die seidenen Wandbehänge gelb, überhaupt hinterläßt Napoleon eine gelbe Farbenspur überall dort, wo er lange genug war, um für sich etwas herstellen zu lassen. Er brauchte diese Farbe als Nahrung für seine Seele. Jeder Mensch hat gewissen Hunger nach bestimmten Farben, nur kennt er diesen Hunger noch weniger als er den kleinen chemischen Hunger kennt, mit dem er zu gewissen Zeiten nach Kalk oder Phosphor oder Schwefel oder irgendeiner Salzart verlangt. Dieser unerkannte chemische Hunger setzt sich dann um in Geschmackswünsche. Oft verlangt eine Frau oder ein Mann nur deshalb ein Stück Kuchen, weil ein innerer Hunger nach Natron vorhanden ist und weil das Unterirdische im Menschen die kleinen Natronbestandteile im Kuchen fühlt. Vielleicht ist das alles dumm und die Sache liegt noch anders, aber vielleicht liegt sie so und vielleicht ist der Farbenhunger im Menschen etwas Ähnliches, nur noch Verborgeneres. Vielleicht ist wirklich das Ansehen von Farben eine Speisung des inneren Menschen und zwar jenes innersten Menschen, der sich uns selbst nur halb auftut, wenn wir uns selbst halb verlieren. Wenn ich Hunger nach einer bestimmten Farbe habe, dann bin ich unruhig, bis ich sie treffe, aber ich kann sie nicht suchen, weil ich nicht sagen kann, welche es ist.

Der Städter entbehrt am ersten das Grün, wenn er lange Zeit in seiner Straße lebt. Er muß hinaus ins Grüne! Er sucht nicht nur die Änderung der Luft, der Formen, nein, er sagt ganz richtig, daß er die Farben sucht, in deren Mitte seine Jugend und das Leben seiner Voreltern verlief. Viele Geschlechter nährten sich vom Anblick der Bäume und Wiesen. Das gehört zum Erbbestand seiner Seele. Nun klagt er oft ganz leise vor sich hin: Wenn ich nur einmal wieder recht etwas Grünes sehen könnte! Und er kauft ein grünes Sofa, so wie Napoleon sich einen gelben Stuhl machen ließ. Wenn er gefragt wird, weshalb er ein grünes Sofa kauft, dann sagt er, weil es ihm gefiele. Mehr kann er nicht sagen. Man nennt das seinen Geschmack. Geschmack ist nur ein anderer Ausdruck für Bedarf. Der Mann hat Hunger. Laß ihn acht Tage aufs Land gehen und dann sein Sofa kaufen! Er kauft dann vielleicht blau, weil er draußen auf dem Dorfe alles andere hatte, nur kein richtiges tiefes Blau.

Welche Völker sind auf Gelb gestimmt? Man gehe ins Museum für

Digitized by Google

Völkerkunde! Wo gelber Sand, gelber Lehm und gelbe Sonne den Nährstoff des Auges ausmachen, wird auch die Phantasie zur Dichtung in gelb. Napoleons Phantasie war politisch und ästhetisch in Ägypten zu Hause. Es gibt Menschen mit graublauer Phantasie. Diese können Meereskinder sein, aber auch Kinder des Schiefergebirges. Wenn sie Wanderungen machen, dann werden sie vor irgendwelchen blaugrauen Steinen plötzlich froh, ohne zu wissen, warum. Sie sind nach Hause gekommen! In derselben Weise gibt es Kinder der roten Erde und Kinder der blauen Berge. — —

Es gibt nichts Verwickelteres und Zusammengesetzteres als die Seele eines Menschen, dessen Ahnen auf verschiedener Erde gelebt haben und dessen Jugendeindrücke gemischt waren und dessen innere Chemie gewisse Mängel hat. Ein solcher Mensch gelangt, wenn er gesunden Blutes ist, zur Vielfarbigkeit und wenn er schwachen Blutes ist, zur Farbenmüdigkeit. Was ist das anderes, als eine Angst vor konzentrierter Nahrung des Auges? Diese Angst wird dann Feinheit genannt!

Neue Schönheiten

Was ist eigentlich das Schönste, was ich in der Welt gesehen habe? Ich rede nicht von seelischen, unsichtbaren Schönheiten, auch nicht von Menschenleibern und Menschenaugen, sondern von unpersönlichen Dingen, von Landschaften und Bauwerken. Was ist das Schönste? Nicht frage ich: was hat im Augenblick des Schauens den größten Eindruck gemacht? sondern: was hat am nachhaltigsten als Bereicherung der Lebensfreude gewirkt? Ich suche in der Menge dessen, was ich glücklich war, sehen zu können. Wie ein Wandelpanorama ziehen Landschaftsbilder vorüber: Helgoland bei klarer Sonne, der Hafen von Hamburg im Sturm, das Innere des Stephansdomes bei Abendbeleuchtung, der Blick vom Faulhorn auf die Jungfrau, ein Morgen in Konstantinopel, die Aussicht vom Berg Garizim auf das Moabitergebirge, der Eindruck Roms mit dem Sonnenuntergang hinter St. Peter, die Rundschau vom Luftballon aus über das Rheintal, ein Besuch der Brockenhöhe im Schnee, die schokoladene Nilüberschwemmung, der Zauber des Freibergsees im Algäu — es will nicht enden, es hört nicht auf, Pracht schiebt sich an Pracht, und soll ich doch etwas herausgreifen, das das Allerschönste war, dann war es der Südabhang des Atlasgebirges mit dem Ausblick auf die Sahara. Nicht deshalb aber stelle ich diese Reihe von Eindrücken zusammen, um diejenigen neidisch zu machen, die weniger sahen, sondern um an Beispielen zu zeigen, an was für Gegenständen sich im Zeitalter des Verkehrs der Geschmack für Naturschönheit bildet. Auch diejenigen, die nicht selber Orient und Okzident durchpilgern, werden indirekt durch die Erfahrungen derer bestimmt, die mehr gesehen haben als sie. Wir sind anspruchsvoll geworden und verlangen große Zusammenhänge. Alle kleinen Idylle, nette Burgen, pittoreske Wassermühlen, reizende Haine und Rosengärten sind nicht mehr schön im eigentlichen Sinne des Wortes. Man freut sich noch an ihnen, aber sie sind doch nur Erquickungen zweiten Grades. Die Eisenbahn hat uns zur Anschauung größerer Objekte erzogen und hat den Bestand vergleichbarer Dinge unendlich erweitert. Damit ging eine zweite Entwicklung parallel; wir gewannen im Vergleichen den Sinn

Digitized by Google

für das Konstruktive in der Landschaft. Es ist nicht mehr das Beiwerk, das uns fesselt, Baum, Wässerchen, sondern wir suchen die Form in ihrer Kahlheit und Größe; die Horizontlinie des Meeres, die Himmelskante der Hochalpen, die Fläche. Daß ein so vegetationsloses Bild wie der Anblick des Südabhanges des Atlasgebirges und der meerartig weiten Wüste uns unbeschreiblich befriedigt, ist nichts Selbstverständliches. Etwas derartiges war der vorigen Generation noch nicht so sicher wie uns. Langsam, aber unaufhaltsam hat sich eine Umwandlung des Landschaftsgeschmackes vollzogen: Parkidylle, Ruine, Mittelgebirge, Voralpen, Hochalpen, Meer und Wüste. Viele unserer Zeitgenossen sind noch in der Mitte dieses Entwicklungsganges, an allen aber arbeitet der Einfluß der neuen Art, zu wandern und zu reisen. Unsere jungen Leute, die mit zwanzig Jahren über den Pasterzengletscher steigen und sich die Welt vom Großvenediger aus ansehen, haben von vornherein andere Maßstäbe ihres landschaftlichen Geschmackes in der Seele als ihre Väter, die nur bis zu den Sennhütten pilgerten. Unbewußt haben sie Linien in sich aufgenommen, die sie nicht mehr vergessen können und nach denen sie Sehnsucht empfinden, wenn sie ihrer lange Jahre ermangeln. Wer von uns kennt nicht die innere nagende Unruhe, endlich einmal wieder Weitblicke zu haben? Diese Unruhe ist an sich modern. Wir sind über das Rokoko in der Landschaft hinausgewachsen und zum Genuß des Elementaren und Konstruktiven gelangt. Wir wollen keine landschaftlichen Amoretten, Girlanden und lauschigen Nischen, sondern landschaftliche Massenwirkungen mit geometrischen Grundeindrücken. Ein großer formenreicher Bergkegel ist uns mehr wert als zwölf Hügel mit Weinbergen, und ein Nachmittag auf baumloser Steppe zählt höher als eine Woche voll Apfelblüte . . .

Und nun nochmals: was war das Schönste, was ich sah? Ich sah die neuen Gebäude am Ring in Wien, den neuen Dom in Berlin, die Marmorkirche in Kopenhagen, das Schloß in Schwerin, die Kathedrale auf dem Montmartre, die neuen Warenhäuser und Galerien in Deutschland und Italien, und alles das und vieles mehr gebe ich für einen Aufenthalt im Frankfurter Bahnhof, für einen Anblick der Düsseldorfer Rheinbrücke und vor allem für einen Tag im Schatten des Eiffelturmes. Dieser Geschmack erscheint vorläufig den meisten künstlerisch interessierten Zeitgenossen als unbegreiflich und rein subjektiv. Das schadet ja meiner persönlichen Freude gar nichts, nur würde ich diese Freude still und bescheiden für mich behalten, wenn ich selbst sie für rein subjektiv hielte. Darum aber gerade stelle ich eine Betrachtung über die Ausweitung des Landschaftsgeschmackes voran, um die entsprechende Ausweitung des Architekturgeschmackes von vornherein in die rechte Beleuchtung zu setzen. Es handelt sich durchaus um zwei parallele Entwicklungen, nur ist im zweiten Falle der Sprung vom alten zum neuen Schönheitsempfinden noch größer und unvermittelter, weil es zwischen der Steinarchitektur nicht ebensoviel Zwischenstufen gibt wie zwischen der romantischen Landschaft und der Sand-, Schnee- und Wasserwüste. Das, was in beiden Fällen gleich ist, ist die allmähliche Abgewöhnung der Freude am Kleinkram, die wachsende Sehnsucht nach kahlen, konstruktiven Linien, nach kunstvoller Geometrie im großen. Nicht als ob diese moderne Linien- und Flächenfreude der Inbegriff aller denkbaren Kunst überhaupt sei! Bei weitem

Digitized by Google

nicht! Aber sie ist unser Sehnsuchtsproblem, das Problem des beginnenden Eisenzeitalters.

Man gehe abends, wenn die Dämmerung alle Gestaltungen vereinfacht, am Rande der Großstadt! Straßen, Villen, Kirchen, Schulen und dazwischen ein formloser Koloß, die Gasanstalt! Dieses ungefüge moderne Riesentier läßt mich nicht los. Die einen nennen es häßlich, die anderen sagen, es sei jenseits von Schön und Unschön; auch ich kann nicht behaupten, daß es in seinem heutigen Bestande schön sei, aber es hat einige Linien, die mir wertvoller sind als alle Wiederholungen alter Renaissancemotive und als alle schön entworfene Neugotik. Das, was ich sehe, ist noch kein Stil, aber es sind Linien, die keiner der bisherigen Stile hat. Am nächsten kommt der neuen Linie noch die flache Kuppel der großen türkischen Moscheen, aber das Neue ist hier freier und ausweitungsfähiger, denn bei der Kuppel in Konstantinopel fühle ich stets, daß sie stürzen würde, wenn man ihren Radius um zwei oder drei Meter vergrößern wollte. Solche heimlichen, unausgesprochenen Angstgefühle, die bei keiner Steinarchitektur fehlen, sind hier völlig verschwunden. Die Belastungsprobleme belasten nicht mehr. Die Steinkuppel hat in sich selbst viel geringere Möglichkeiten der Ausgestaltung als die gewölbte Eisentonne. Große Möglichkeiten ahnt das Auge, wenn es leise und zaghaft den Koloß umstreicht. Ein neues Gefühl für Konstruktionsbau stellt sich ein, so neu, daß es Zeit braucht, sich einzuleben.

Selbst unsere Eisentechniker sind oft zaghaft, wie weit sie sich dem neuen Konstruktionsgefühl hingeben dürfen. Es ist sehr interessant zu sehen, wie sie sich nicht getrauen, dem Publikum die Kleinheit ihrer Stützpunkte zu zeigen. Das, was ihnen selbst das Wesentlichste ist, die Lagerung weiter Flächen und Bogen auf wenigen, fast geometrischen Punkten, das umschleiern sie noch vielfach mit Verkleidungen ohne allen Konstruktionswert. Man hält es noch nicht für künstlerisch, das Eisen in aller seiner Nacktheit zu zeigen. Insbesondere da, wo man beabsichtigt, künstlerisch zu wirken, glaubt man mit der Schwachheit des Publikums pietätvoll verfahren zu müssen. Wer wagt es, einfach Mannesmannröhren als Pfeiler wirken zu lassen? Zahllos sind die Fälle, wo der Kundige sofort sieht: hier muß mit Eisen gebaut sein, und wo doch der Anschein des Steinbaues pietätvoll festgehalten wird. Ich denke an einen neuen Konzertsaal, dessen Größenverhältnisse eisern und dessen scheinbare Konstruktion steinern ist. Solche Bauten wirken peinlich. Wozu wird neuer Geist in alte Schläuche gegossen? Man mute uns zu, die Wahrheit zu sehen, und es wird nicht zwei Jahrzehnte dauern, bis wir die Wahrheit schön finden!

Weil aber in der Kunstarchitektur die Freiheit von der Tradition noch nicht gefunden worden ist, wirken bis jetzt gerade solche Bauten, die gar nicht beabsichtigen, Stil zu produzieren, am meisten künstlerisch. Je reiner die Konstruktion zutage liegt, desto höher ist der Wert für unsere ästhetische Erziehung. Der eiserne Gitterbau eines modernen Bahnhofes enthält ungeahnte Freuden. Er mutet uns an, wie die älteste, jungfräulichste Gotik einst empfunden worden sein muß. Auf keinem Gebiete des Formenlebens haben wir so sehr das Glück, erstgeborene Generationen zu sein, wie auf diesem. Weil der Eiffelturm keinerlei alten Stil kopieren will, keinen Turm nachahmen, kein Minaret darstellen,

Digitized by Google

weil er nichts ist als eiserner Zweckgedanke, gerade deshalb ist er das edelste Wahrzeichen unserer Epoche geworden. Je länger er steht, desto höher wird er in der Wertung steigen. Allmählich wird man seine Sprossen und Stufen als rührend in ihrer Schlichtheit empfinden, aber gerade dann, wenn man so weit sein wird, wird man die glücklich preisen, die die ersten, reinsten, noch jugendhaften Versuche des neuen Stils erleben durften. Wenn ich heute in den Münchner Bahnhof einfahre, genieße ich etwas von dieser Rührung. Da ist die neue Konstruktion in ihrem allerersten Stammeln. Wer sie zu sehen versteht, verliert den Sinn für die wechselnden Moden in der Galvanisierung alter Motive.

Der Blick auf die nackten Berge der Wüste und der Blick in den Eiffelturm, das sind die zwei schönsten Blicke, die mir ein Leben voll von allerlei Wanderungen bot. Im Grunde ist es eine Geschmacksrichtung, die sich vor beiden ästhetischen Höhepunkten äußert, die Richtung des Zeitalters des Weltverkehrs und der Hochöfen.

Rundschau

Die Kunst der Entnennung

Die Namengebung hat hundert gute Zwecke und bringt tausend Vorteile, aber diese Vorteile liegen sämtlich im Gebiete des Verstandes. Der Name orientiert, trennt, sichtet, ordnet, er unterstützt die Tätigkeit des Urteils, er schärft die Kraft der Sinne, denn er bringt die Erfahrung mit sich, die von den heute von mir gesehenen Dingen schon tausend frühere abgezogen und auch zu meinem Gebrauche aufgehoben hat. Schon das bloße Sehen des Auges, ich meine das deutliche Sehen des Auges, verlangt daher Namenkenntnis. Was einer nicht namentlich zu bezeichnen weiß, sieht er nicht ebenso scharf umrissen, wie der Namenskundige; eine minder bestimmte Gesamtvorstellung genügt ihm, und sobald der gesehene Gegenstand entschwunden, mithin die Möglichkeit der Kontrolle verzogen ist, verwischt ihm die Phantasie Gestalt und Eigenschaften, so daß er über das Gesehene märchenhafte Dinge berichtet. Hierfür einige Beispiele: Wenn ein weibliches Wesen einen sitzenden Schmetterling gesehen und beobachtet hat, meinetwegen noch so lange, und du fragst sie nachher, wie der Schmetterling ausgesehen habe, so schildert sie ihn in bestem Glauben mit den abenteuerlichsten, unmöglichsten Gestalten und Farben. Deshalb, weil sie die verschiedenen Schmetterlinge nicht kennt, sie nicht zu benennen, nicht zu unterscheiden, folglich nicht deutlich zu sehen vermag. Ein andres Beispiel: Wenn wir auf einem Aussichtsberge stehen, so verlangt unser Bedürfnis, wenn wir scharf sehen wollen, nach einem Kundigen, der uns nenne, was wir sehen. Nicht etwa bloß, um nachher sagen zu können, wir haben das und das gesehen, nein, sondern um der Verwirrung, der Unruhe, der Verschwommenheit zu entgehen, welche das ratlos blickende Auge heimsuchen. Der Finger des Kundigen leitet dann den Blick auf eine bestimmte Gegend, die Nennung der Dinge ermöglicht uns, daß wir sie jetzt deutlich, das heißt begrenzt und von der Nachbarschaft unterschieden, sehen. Auch die bekannte Beobachtung, daß Kinder aus der Er-

Von der Sprach

Digitized by Google

innerung die fabelhaftesten Tiere zeichnen, gehört teilweise hierher. Sie zeichnen das, was ihnen durch die Benennung im Gedächtnis haften geblieben ist, das übrige tut die Phantasie. Den Höcker des Kamels, die Hörner der Kuh wird schwerlich eines zu zeichnen vergessen. Namengebung entspringt einem geistigen Bedürfnis und unterstützt geistige Tätigkeiten, denn auch das Geschäft der Sinne, das Urteil des Auges, das Sehen ist ja eine geistige Tätigkeit.

Gerade umgekehrt verhält es sich mit dem seelischen Bedürfnis. Wenn ich etwas mit der Seele und dem Herzen schauen will, wenn ich aus einer Landschaft Stimmung, Offenbarung, Ahnung lesen möchte, so ist der Name ein Hindernis, ja er mordet geradezu die Andacht. Denn was mir jetzt ins Gefühl zu schweben beginnt, ist ein Hauch aus dem Unendlichen, und nun kommt der Name und begrenzt mir das örtlich, mit tausend unnützen und ernüchternden Nebenvorstellungen. Mit einem Wort: jetzt wirkt der Name prosaisch. Aus diesem Grunde verzichtet die Landschaftsmalerei auf Benennung der Örtlichkeit, und wo sie einmal nicht darauf verzichtet, empfindet das der Schauende als einen kalten Wasserstrahl. Auch darum lassen uns die Veduten so gleichgültig. Ich erinnere mich der peinlichen Enttäuschung, als ich einst von meinem geliebten phantasievollen Ludwig Richter ein Gemäldeabbild zu Gesicht bekam, das den Namen trug „Der Watzmann am Abend“ oder am Morgen oder im Herbst, ich weiß nicht mehr. Wir wollen in der Landschaftsmalerei weder einen Watzmann, noch einen Rigi, weder Rom noch Neapel sehn, wir wollen die geheimnisvolle, noch von keinem Menschen erklärte, aber von jedem Menschen geahnte und gefühlte Verbindung schauen, welche die Seele der Außenwelt mit unsrer Menschenseele eingeht.

Auch außerhalb der Malerei, im Leben müssen wir die Entnennung vollziehen, wenn wir selig sein wollen. Das ist aber eine Kunst, eine gar nicht allgemeine Lebenskunst; nicht viele verstehen sie; wenige wissen überhaupt darum. Das Kind versteht sie, und darum sind auch Kinderspaziergänge so beseligend. Während der Vater und die Mutter von Dingsheim nach Ixikosen spazieren, spaziert das Kind in die Welt; es schaut mit der Seele alles was es sieht, weil nicht gehemmt von der prosaischen Örtlichkeits- und Namenskunde. Auch die Liebenden verstehen es, wenn sie nicht zu gebildet sind und den Baedeker zu gewissenhaft studiert haben. Wer aber selig zu sein verstehen will, der muß den Antibaedeker studieren, er muß vergessen können, daß er in Neapel oder am Vierwaldstättersee wandelt, er muß nur die Bäume, das Wasser, den Himmel und das alles vereinigende Licht schauen, mit der Seele die Spinnenfäden ahnen, welche dieses Bild mit der Unendlichkeit verknüpfen; er muß nicht bloß im Augenblick, zeitlich begrenzt, zu leben verstehen, sondern auch im Augenbild, örtlich begrenzt. Es lohnt sich, dies zu lernen, die Vorbedingung aber um dies zu erlernen lautet: die Namenkenntnis, oder mit einem andern Wort das prosaische, geographische Ortsbewußtsein entlassen zu können.

Carl Spitteler

Literatur

Neue Gedichte

Adolf Holst, „Mit Wolken und Winden“. Neue Gedichte (Leipzig, Fritz Eckardt)

Digitized by Google

Als Kinderlieder- und Märchendichter hat Adolf Holst sich günstig eingeführt. Seine erste Gedichtsammlung „Sternschnuppen", von Karl Busse herausgegeben, blieb nicht unbeachtet, ohne jedoch eine nachhaltige Wirkung in die Breite zu erreichen. Nun kommt Holsts zweite Sammlung und gibt Kunde von einem schon gereiftern Dichter.

Ein geborener Lyriker im engern Sinn ist er nicht. Das objektiv hinausgestellte Bild, dessen Einheit die durchlebte oder selbständig gefundene und ungemischt erhaltene Stimmung bleibt, findet man selten bei ihm. Er ist im Grunde rednerisch-denkerisch angelegt, sprachkünstlerisch unternehmend. Doch fehlt es dabei keineswegs an Empfindung. Durch die Wärme seiner Beredsamkeit, den Takt seiner Sprachkunst vermag er immer dichterisch und im weitern Sinne lyrisch zu wirken, nicht selten auch der engern, der „lyrischen Lyrik" nah Verwandtes zu geben. Selten allerdings so nah Verwandtes, wie in dem folgenden Gedicht aus dem Abschnitt „Bronnen der Liebe", das nur ein ganz leises Zuviel an bewußter Formgewandtheit durchspüren läßt:

„Du meiner Jugend süßer Schein
Ruhst längst in kühler Erde;
Es wandern um dein Häuselein
Der Hirt und seine Herde,
Als müßte das so sein.

Am Kreuze lehnt der Weidenstab,
Umsummt von tausend Bienen;
Die Lämmlein stehn auf deinem Grab
In Ros und Rosmarinen
Und weiden auf und ab.

Es müssen wohl die Engelein
Dich noch viel lieber haben,
Daß sie der Herzgeliebten mein
So früh das Grab gegraben,
Als müßte das so sein."

„Mit Wolken und Winden" macht mit einer Persönlichkeit und mit einem Talent bekannt, wobei das Talent stärker hervortritt als die Persönlichkeit.

Nicht daß Holst in einem bedenklichen Grade abhängig wäre. Es prägt sich nur aus seiner Sammlung kein einheitlicher, elementarer Ton dem Lauschenden ein; und manchmal kommen Klänge, die ohne Dehmel, ohne Falkes Schalkhaftigkeit, ohne die ganze Vorarbeit der Modernen schwerlich erklungen wären. Deshalb soll Adolf Holst nicht als „Formtalent" eingeordnet und abgetan werden. Es spricht genug Kraft aus seinen flotten Rhythmen und Reimen, um auf eine weitere Entwicklung, ein Erstarken der Persönlichkeit hoffen zu lassen — mag auch die eigentliche Ernte nachmals nicht auf lyrischem Felde reifen.

W. Rath

„Ein tschechisches Dienstmädchen"

Den „kleinen Roman" (mehr im Sinne des Lebens als der Kunst; denn der „kleine Roman" ist eine nicht ganz ausgebildete Novelle!) von Max Brod „Ein tschechisches Dienstmädchen" (bei Axel Juncker in Stuttgart) liest man mit ganz ungeteiltem und ungestörtem Vergnügen. In leicht spöttischem Humor ist die ausgezeichnete Wirklichkeitsbeobachtung lebendige Kunst geworden. Und wenn auch die geistige Sphäre dieser Erzählung zweifellos nicht weit ist, so erzeugt sie doch nie das bedrückende Gefühl jedes naturalistischen Ausschnittes aus dem Leben der Enge, weil die befreite Heiterkeit des Autors stärker ist als sein Stoff und ihn überwindet, ihn entkörpert. Novelle ist in dem kleinen Werke: daß ein ganz lebensabgewandter, nur in Ge-

Digitized by Google

danken und Begriffen lebender junger Mensch, der überdem ein Faulpelz ist und entsetzlich viel schläft, dadurch, daß er sich in Prag in ein tschechisches Dienstmädchen verliebt, ins gerade Gegenteil umschlägt und, trotzdem er nur erst wenige Worte mit ihr gesprochen und sie ihn gleich beim ersten Stelldichein im Stich gelassen hat, während des Suchens nach ihr aktiv, praktisch, lebendig wird und völlig aufwacht; Novelle ist: daß diese scheinbar ganz kleine Begebenheit, dies Nichts, eine Wandlung in ihm hervorbringt, auf die seine Familie schon Jahre vergebens wartet und um derentwillen man ihn eigentlich in das geschichtlich-ehrwürdige, von Nationalitätenstreit stets unruhige Prag geschickt hatte; daß die Stadt mit ihrer alten Kultur und ihrem ewig jungen Hader in Jahren nicht auszurichten vermag, was der zufälligen Begegnung mit einem Dienstmädchen in ein paar Augenblicken gelingt. Nicht ganz wahr ist der Schluß. Sowohl die etwas sentimentale Ausdrücklichkeit, mit der gesagt wird, warum und wie der Held diese kleine Scherzählung aufschreibt (was gar nicht hätte erwähnt zu werden brauchen!), wodurch die sonst ganz einheitliche Zeichnung des jungen Menschen ein wenig schief wird. Dann auch die unpsychologische Wendung, daß der Held, nachdem der Tod des Mädchens das Verhältnis geendigt hat, wieder in seinen leblosen früheren Zustand zurücksinken wird. Nichts als Rahmen! Das Bedürfnis, einen solchen künstlich heranzubringen, mag Brod daraus erwacht sein, daß er die Novelle etwa in der Mitte fallen und — statt seinen Helden immer in dem Suchen nach dem schließlich ganz zur bloßen Idee gewordenen Dienstmädchen ins volle Leben zu führen — mit einigen, freilich sehr hübschen, Kapiteln das Ganze zur humoristischen Erzählung herabsinken ließ.

Wilhelm von Scholz

„Die Augen der Sphinx"

Jüngst verbreitete unsre Dürerbundkorrespondenz eine Notiz: „Das Volk selbst über die Schundliteratur". Da liegt es nahe, sich zu fragen: und wie sprechen ihre Autoren selbst darüber? Robert Saudek teilt im „Generalanzeiger für Frankfurt a. M." im Auszug die Selbstbiographie eines „modernen Volksschriftstellers, Robert Kraft" mit, die dieser einem seiner umfangreichsten Romane vorausschickt. „Die Augen der Sphinx", ein Zukunftsroman mit detektivistischen Motiven, verquickt mit Reiseschilderungen in der Art eines Jules Verne und durchsetzt mit den „rein menschlichen" Motiven Liebe und Haß, Keuschheit und sündige Lust, Rachegier und Verehrung, alles das umfaßt der Roman, der in 52 Fortsetzungen zu 64 Druckseiten, das sind 3328 Seiten, also etwa im Zehnfachen des Umfanges unsrer meisten einbändigen Romane gedruckt wird. Wie entstand aber dieses Werk? „Der bloße Schreibakt, die Niederschrift eines solchen Romans und die Erledigung seiner Druckkorrekturen würde schon eine große physische Jahresleistung des Verfassers darstellen, und wir fragen uns, wie es möglich ist, daß Kraft zwei oder mehrere Romane dieses Umfanges in einem Jahre schreiben kann. Kraft gibt uns die Aufklärung: Im Sommer wie im Winter steht er um 2 Uhr morgens auf, arbeitet 18 Stunden und schläft nur 6. Auf seinem Schreibtisch steht eine Schreibmaschine, über deren Walze Papier ohne Ende läuft, das sich durch eine einfache Vorrichtung auch selbsttätig wieder aufrollt.

Digitized by Google

Darüber hängt eine Lampe von besonderer Konstruktion. Etwas von dem, was nun in Krafts Selbstbiographie folgt, muß ich wörtlich zitieren. Es ist ein Dokument, das, aus dem Zusammenhange gerissen, verlogen wirken mag, und ich möchte deshalb vorausschicken, daß Kraft ehrlich zu meinen und zu empfinden scheint, was er schreibt. Hier seine eigenen Worte:

»Ich setze mich, den Rücken gegen den wohlgeheizten Ofen, verstelle die Lampe, so daß ein ganz kleiner blendender Strahl nur gerade dorthin aufs Papier fällt, wo beim Schreiben auf der Maschine die letzte Schrift zum Vorschein kommt. Sonst ist das Zimmer vollständig dunkel, auch ich sitze so gut wie im Finstern. Einige Minuten der Sammlung. Dann ziehe ich an einem Drahte, und da rollt im Hintergrund ein Vorhang weg, und da liegt, von gelbem Lichte umflossen, eine ungeheure Sphinx, die mich mit rotglühenden Augen anblickt. Tatsächlich, es scheint ein riesenhaftes Ungeheuer zu sein! Das ist natürlich nur eine perspektivische Täuschung. In Wirklichkeit ist es eine spannenlange Steinfigur mit roten Glasaugen, die sich in einem an der Wand angebrachten Kasten befindet. Sie wird von einem versteckten Lämpchen erleuchtet, und durch Drähte kann ich, ohne vom Schreibtisch aufstehen zu müssen, das Ganze hin und her rücken, bis die Täuschung der Perspektive eine vollständige ist. Und die rotglühenden Augen bohren sich in mein Hirn und brennen mir bis ins Herz. Und dann fangen diese rotglühenden Augen zu sprechen an. Unbewußt legen sich meine Finger auf die Tasten der Schreibmaschine, und so, immer starr in die rotfunkelnden Augen der Sphinx blickend, beginne ich zu schreiben Stunde um Stunde. Was ich schreibe? Ich weiß es selbst nicht. Ich schreibe ganz unbewußt, aber wenn ich es hinterher lese, so hat alles, wie man sagt, Hand und Fuß. So entstehen meine Romane, mit denen ich seit 14 Jahren das Publikum unterhalte. Ich bin ein Tranceschreiber, ich bin ein lebendiger Zeuge dafür, daß es Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsre Schulweisheit nichts träumen läßt.«

Man möchte lachen — und man kann es doch nicht. Es geht auch nicht an, daß man sich nur als Psychologe oder als Psychiater mit diesem Phänomen unterhält. Entweder: es ist alles Schwindel zu Reklamezwecken, und dann stimmte ja alles schön. Oder: der Mann macht's wirklich so. Welchen Unrat muß dann solch ein Hirn notwendigerweise in die Welt setzen!

Theaterkritik der Tagesblätter

Theater

Man kann über Nutzen und Schaden der Tageskritik sehr verschieden denken. Aber man wird überall zugeben, daß nicht jeder Feuilletonredakteur kleiner Provinzblätter die innere Berechtigung hat, über Kunstdinge öffentlich Rede zu führen. Vorsichtig weitergehend wird man diese Berechtigung auch bei manchem Kritiker größerer Zeitungen in Zweifel ziehen dürfen und als sicher feststellen können, daß selbst der beste, sachverständigste Urteiler im Persönlichen befangen und durch das erzwungene Kritisieren sehr oft genötigt ist, ohne daß sich wertvolle, positive Urteile in ihm gebildet haben, zu schreiben, Belangloses zu schreiben. Ich spreche hier im besonderen vom Theaterkritiker,

Digitized by Google

dessen Wesen ich genauer beobachtet habe. Während der Buchkritiker meist die Freiheit hat, nur das zu besprechen, was ihn irgendwie innerlich berührt, worüber sich spontan in ihm ein Urteil bildet, muß der Theaterkritiker zu bestimmter Zeit ein von ihm nicht ausgewähltes, ihm vielleicht gänzlich fremdes Werk ausführlich beschreiben; muß er dabei noch meistens allerhand kleinliche Rücksichten nehmen, welche die Stellung seiner Redaktion notwendig macht (und die, so erbärmlich sie scheinen, aus dem praktischen Leben nicht einmal wegzudenken sind!). Das Ergebnis ist, daß — abgesehen von ein paar literarischen Paradekritikern größter Blätter — fast jeder Theaterkritiker mit seiner Stellung oder die Redaktion mit ihm unzufrieden ist, daß er durch gekränkte Schauspieler Ärger hat oder schließlich ein resignierter langweiliger Schwätzer wird. All diesen Übelständen wäre abgeholfen, wenn man den Theaterkritiker von der Zwangs-Berichterstattung entlastete und ihm die Freiheit gäbe, nach seiner eigenen Entscheidung zu reden oder zu schweigen. Ein namenloser Lokalberichterstatter ohne irgendwelchen literarischen oder sonstigen Charakter, der mühelos jede von der Redaktion gebotene Rücksicht nimmt, der nie einen Schauspieler kränkt, keinen Autor durch Beschimpfen für seine Familie unmöglich macht, geht neben dem Kritiker in jede wichtigere Vorstellung und schreibt den schnellen ausführlichen Nachtbericht über den Verlauf des Abends, den Erfolg, das Publikum; er macht auch die üblichen Bemerkungen über die Schauspieler („stellte einen prächtigen Wurm hin", „fand sich liebevoll mit der Gestalt des Othello ab", „lieh dem Gedankenschemen des Dichters sein blutvolles Temperament" usw.), wobei er darauf achtet, daß er keinen Darsteller übersieht. Findet nun der Kritiker Stück oder Darstellung seines Wortes noch für wert, so kann er sich auf das konzentrieren, was er für wesentlich hält, was in ihm wirklich zur Erkenntnis geworden ist. Würde er aber nur abzulehnen haben oder wären an die Besprechung der Aufführung besondere redaktionelle Rücksichten gebunden, so spricht er nicht: das Nötigste, was das Publikum verlangt, ist durch den Lokalbericht gegeben. Bieten die Erstaufführungen, was sehr wohl eintreten könnte, dem Kritiker einmal lange Zeit hindurch keine Gelegenheit, das Wort zu ergreifen, so benutzt er die Klassikervorstellungen und Neueinstudierungen, um mit seinem Publikum vom Drama zu sprechen. Das beste Ergebnis dieser Reform wäre: daß sich für die Theaterkritik großer Blätter auch die Männer gewinnen lassen würden, die heute die Stellung des Theaterkritikers selbst bei einem ihnen angemessenen Honorar ablehnen; und daß die tüchtigen Leute, die heute unter ihrer Stellung leiden, zwischen Rücksichten eingeklemmt, ihr Bestes unterdrücken und mit Redensarten verhüllen, ihr Bestes geben und damit belebend und erzieherisch wirken könnten.

Das trifft vielleicht nicht zu für Berlin, wo die Haupt-Zeitungen sich den Luxus ziemlich unabhängiger Kritiker leisten können und — im geistigen Konkurrenzkampf der Blätter — leisten müssen; wohl aber für all die deutschen Städte nach Berlin, in denen heute noch selbständiges künstlerisches Leben ist und deren Bedeutsamkeit sich, wenn auch durch Zufälle, dem späteren

Digitized by Google

Geschichtsschreiber zuungunsten Berlins verschieben kann; deren künstlerische Kultur also auch im Hinblick auf die Kunst selbst nicht unwichtig ist. Wilhelm von Scholz

Mozart und Wagner

Bei den Münchner Festaufführungen wird eine Auswahl von Mozart-Opern in dem kleinen Residenztheater gegeben. Das Haus, ein Wunder der Rokokokunst, erweckt gleichzeitig mit den Melodien und szenischen Bildern den ganzen Zauber anmutiger Vergangenheit. Nichts überzeugt rascher und eindringlicher von der Schönheit und natürlichen Frische dieser Kunst, als die ersten Töne der arabeskenreichen, süßen, anmutigen Musik in dem arabeskenreichen, süßen, anmutigen Raum. Es ist eine Beschwörung verklungener Zeiten. Lächelnd, sentimental, zärtlich und von jugendlichen, fast knabenhaften Scherzen durchdrungen, entsteht eine Welt, deren Naivität wir mit sehnsüchtiger Freude betrachten. Durch die Musik rauscht und knistert es wie von seidenen Stoffen, von kleinen, zierlich bewegten Fächern, und mit leichter Fröhlichkeit verklingen die Noten, wie der Puderstaub in leichten Wolken verfliegt. Perlendes Lachen hört man aus dem Stakkato, jung und frisch, erfüllt von jener seligen Jugendkraft, die allzu vieles Wissen und Müssen in unsern Tagen zu Boden gedrückt hat. Aber neben der Lustigkeit herrscht die Größe, die Lebensauffassung und Lebensart des „Grand Seigneur", denn der arme Komponist war ein echter „Grand Seigneur" in Gefühlen und Manieren, er vergaß nie, daß er als kleiner Knabe auf dem Schoß einer Kaiserin gesessen hatte, auf einem schweren Brokatkleid mit weiten, aufgebauschten Paniers. Das Genie verwendet alles Konventionelle der Zeit nur als Reizmittel, als fein gearbeiteten Rahmen für seine Meisterwerke, es bläst Leben in die ewigen Marionetten der menschlichen Komödie, indem es ihnen mit Recht die blasse Erinnerung läßt, daß es Marionetten sind, das heißt Typen, Symbole, Takte in dem geheimen Rhythmus aller Dinge. In den „Burratini" der italienischen Komödie kann man die Urbilder finden von Mozarts Opernfiguren, ihre naiven Intrigen, ihre zarte Liebe, bekränzt von den Blumengewinden des Schäferspiels.

In der ältern italienischen Oper ist die Primadonna nichts anderes als ein beliebiges weibliches Wesen, das trillert und singt. Es ist einerlei, ob sie Lucia oder Rosalinde heißt. Aber Mozart malte liebliche, unvergeßliche Porträts, die sich beleben und aus ihrem Rahmen steigen, um uns zuzulächeln, um uns wehmütig darüber zu stimmen, daß ihre graziöse Zeit vorüber ist. Ja, das sind die großen Damen des achtzehnten Jahrhunderts, Konstanze, Gräfin Almaviva, Donna Anna, heroisch und kindlich, ausgelassen und geistreich, die mit derselben Anmut dem Tod entgegengehen und mit dem Leben spielen. Und das sind die neckischen Kammerkätzchen, mit der Zunge am rechten Fleck, dem tüchtigen Herzen und dem gesunden Menschenverstand. Reizende Geschöpfchen, verliebt, kokett, naseweis und doch ergeben. Sie sind aus der Welt verschwunden, nur leise erinnern an ihr Wesen die herzigen „scialetti" aus Venedig, dem letzten Ort, durch dessen Calle und Kanäle noch ein Hauch der Rokokoseele schwebt. Da stehen auch die eleganten schlanken Kavaliere, die es verstanden, den Feind in der Schlacht, das Frauenherz

Digitized by Google

im Salon zu besiegen. Und der unsterbliche Scapin der alten Komödie, sich immer gleich, ob er aus Spanien, Italien oder Frankreich stammt — Pedrillo, Leporello, Figaro, Papageno — so treu, so komisch, so vollendet in seinem nie auslassenden, urgesunden, naiven Verstand. Er trägt die Philosophie der Zeit, die ganze Philosophie der Zeit, die lächelnd mit Dolchen zu jonglieren versteht.

Doch — welch wunderbarer Wechsel — von einer Welt, von einer Lebensanschauung zur andern.

Auf die Festaufführungen Mozartscher Werke folgt der Wagner-Zyklus. Nach Raphael ein tiefernster Michelangelo. Nein, der Vergleich ist nicht stark genug, denn die „Terribilità" des Meisters von Bayreuth ist weit tiefer, weit schreckenerregender. Er richtet nicht nur die Menschen, er richtet die Götter. Er ist der Meister der modernen Zeit, und die moderne Zeit kündet die Götterdämmerung, das Ende des naiven Glaubens, das Ende aller naiv erdachten Götter. Niemals ist sich der Mensch so klein, und gleichzeitig so groß vorgekommen. Und die Tragödie dieser Geringschätzung wie dieser Erhebung drückt Wagner in den schreckensvollen Dissonanzen, in dem chaotischen Wirrsal der Töne aus. Nur mit Mühe wird das gewaltige unsichtbare Orchester von der menschlichen Stimme beherrscht, mehr durch einen stolzen, herrlichen Schrei als durch den hellen, künstlichen Gesang.

Wagner konnte nicht schaffen, ohne das gewöhnliche Maß zu überschreiten. Seine Klagen sind herzzerreißendes Stöhnen, seine Freude ist Rausch und seine Traurigkeit Verzweiflung. Wie Michelangelo verachtet er jede Hülle und bedarf mächtiger nackter Gestalten, finsterer Kämpfer, deren tragische Gebärde, deren machtvolles Gefühl mit tragischen, machtvollen Tonwellen nicht begleitet, sondern gezeichnet ist. Seine Heldinnen könnten ihren Schmerz nicht in süße Kantilenen gießen. Denn sie sind nicht mehr Konstanze, nicht mehr Donna Anna, nicht mehr Pamina, selbst Elsa und Elisabeth sind überwunden. Es ist das Weib, das Weib aller Zeiten daraus geworden, das klagt und leidet — das den wilden Jammer der vergangenen Jahrhunderte und der kommenden Jahrhunderte singt. Die Liebenden des modernen Meisters stehen unbeweglich, wie versteinert, wenn sie sich zum ersten Male betrachten. Die Leidenschaft überwältigt sie, wie eine Beute überwältigt wird, und sie senken das Haupt, als empfingen sie den Stoß einer tödlichen Waffe.

Wie weit, wie fern ist die Liebe unsrer zierlichen Ahnen! Wie weit, wie fern sind die kleinen Intrigen, die anmutigen Mienen, die Fiorituren und Koloraturen, die Kupidos mit Rosenketten und Veilchen! Nur in Wagner herrscht wirklich die furchtbare Tragödie des modernen Denkers, der zu viel weiß, um einfach, um natürlich zu fühlen, der zu tief eingedrungen ist in die Geheimnisse der Welt. „Lieben — heißt verurteilen zum Leben." Und zum Leben verurteilen ist gleichzeitig verurteilen zum Tode, um eines Augenblicks der Freude willen neue Generationen von Opfern einem grausamen Minotauros überantworten, immer und immer von neuem in den furchtbaren Abgrund stürzen, während die sinnliche Begierde, die Mutter der Welt, das grausamste Ungeheuer, das von unserm Blute lebt, sein wildes, schreckliches Lachen

Digitized by Google

ertönen läßt. Hierin liegt Wagners „Terribilità“.

A. von Gleichen-Rußwurm

Martin Greif in der Musik

Wenn man im neuen Liederwald und unter den Komponisten Umschau hält, so begegnet einem der Dichtername Martin Greif leider nicht allzu häufig. Seine Lyrik ist, vom Standpunkte des Musikers betrachtet, noch wenig betretenes Land. Zwar haben sich schon manche Komponisten gelegentlich mit ihm befaßt, und meine gewiß nicht vollständige Liste enthält unter anderen die Namen Konrad Ansorge, Waldemar von Baußnern, J. v. Bronsart, Wilhelm Berger, Reinhold v. Becker, R. Gritzner, Robert v. Hornstein, E. Kauffmann, Fr. Kögel, Oskar Noe, A. v. Othegraven, K. Reinecke, Josef Rheinberger, Felix v. Weingartner, M. Zenger. Aber nur selten ist ein Greifsches Lied so aus dem Geiste der Poesie tönend wiedergeboren worden, daß es in dieser Gestalt im Bewußtsein der Menschen fortlebte oder zum mindesten die Anwartschaft auf eine edle Volkstümlichkeit gewonnen hat. Hier winken dem begnadeten modernen Tondichter noch manche, ebenso schöne wie dankbare Aufgaben.

Unter den Komponisten, die sich der Muse Greifs mit besonderem Beruf genähert haben, nenne ich zunächst den Münchner Siegmund von Hausegger (Verlag Ries & Erler). Sein stimmungsattes „Mittag im Felde“ hat der Kunstwart schon vor Jahren (XII, 11) in seiner Notenbeilage gebracht. Neuestens kehrt der Name Greif in den Liederheften des Wieners Richard Stöhr (Verlag A. Robitschek) mehrmals wieder. Hervorheben möchte ich namentlich die zu einem Ostinato geistreich deklamierte „Werkeluhr“ und die mit sprühenden Tonmalereien ausgestattete „Frau Holle“, beides vorzüglich gemachte, auch im Konzertsaal schon bewährte Gesänge.

Eine bemerkenswerte Begabung für die Greifsche Natur- und Liebeslyrik scheint mir dann dem jungen Grazer Friedrich Mayer zu eignen. Der Kunstwart hat neuerdings, gleichsam als Beitrag zum Jubeltage, drei seiner Lieder nach Greif der „Hausmusik“ eingereiht. Er ist ein Schüler Stöhrs. Aber die Art, sich in seinen Dichter „einzubohren“, weist entschieden auf das Vorbild Hugo Wolfs. Mayers Lieder hören sich trotz ihrer harmonischen Sensibilität bequem an, brauchen aber sehr musikalische Sänger. Den sechs Liedern nach Greif, die Julius Weismann in seinem op. 23 (Verlag D. Rahter) vereinigt, kann ich nur teilweise Geschmack abgewinnen. Ein Sternchen verdient „Auf der Reise“, eine Komposition von frischem Zug. Hübsch ist „Fieber“, besonders das scharmante Nachspiel. Umlaufts „Umzug“, mit dem der Kunstwart den laufenden Jahrgang eröffnete, wird jetzt auch besonders, als Nummer der „Hausmusik“, ausgegeben. Hoffentlich bringt die Geburtstagsfeier dem Poeten auch die Beachtung nicht bloß der Feinschmecker der Musikwelt. „Denn des Dichters schönstes Buch bleiben seine Lieder.“

B

Wiener Neuerungen im Opernwesen

Die Wiener Hofoper ist in eine Zeit seltsamer Experimente eingetreten. Neulich versuchte sie es mit dem amerikanischen Prinzip, die Opern der Haupt-Musikvölker in der Originalsprache aufzuführen. Man gab also „Aida“ italienisch.

Digitized by Google

Das Prinzip hat etwas für sich, da der musikalische Gesangstil bekanntlich mit der Sprache vielfach zusammenhängt. Aber wenn man auch einem Sängerpersonal die Vokabeln der Sprache Dantes in einigen Wochen eintrichtern kann, so kann man doch aus Deutschen keine glaubwürdigen Italiener machen. Denn hier gälte es nicht, einige Manieren nachzuäffen, sondern die künstlerische Aufgabe mit dem eigentümlichen Temperament, aus der Seele der lateinischen Rasse heraus zu erfassen. Es ist doch ganz etwas anderes, sich den Text mechanisch und selbst bis zum begrifflichen Verständnis anzueignen, und, sich seiner zum Zwecke künstlerischer Mitteilung mit allen assoziativen Gefühlsschattierungen zu bedienen. Wenn man die Werke des Auslandes dem Publikum in der Originalgestalt zeigen will, bleibt schon nichts andres übrig, als eine konnationale Künstlertruppe kommen zu lassen. Die Simili-Italiener, die uns den Ruster Ausbruch ihrer Leidenschaft als Falernerwein kredenzen, führen eben einen Faschingschwank auf. Den Nachteil, den jede Übersetzung gegen das Original aufweist, muß man so viel wie möglich zu verringern trachten, und die Einführung besserer Verdeutschungen der fremden Opern muß daher das Ziel aller künstlerisch geleiteten Opernbühnen sein. Besonders der pathetische Stil der Italiener gestattet eine fast restlose Übertragung in das Deutsche.

Noch ein zweiter Versuch wurde angestellt. Man gab „Fidelio“ ohne Pause. Welchen Zweck es haben soll, Aktschlüsse, die vom Autor vorgeschrieben und durch die unbestrittene Überlieferung eines Jahrhunderts bewährt sind, zu ignorieren, das erscheint mir rätselhaft. Beethoven hat seine dreiaktige „Leonore“ zum zweiaktigen „Fidelio“ umgearbeitet. Folgt daher, daß die dankbare Nachwelt daraus einen Einakter machen soll? Es ist eine übertriebene Strenge, dort, wo der Autor dem Hörer eine Erholungspause gegönnt und sein Werk daraufhin zugeschnitten hat, die Pause zu versagen, es schlägt zum Schaden des Gesamteindrucks aus.

Hoffentlich werden diese verfehlten Experimente anderswo nicht nachgeahmt werden. B

Die Hausmusik des Kunstwarts

hat in der letzten Zeit wieder eine Bereicherung um ein halbes Hundert neuer Nummern erfahren. Die Sammlung „Völkerstimmen“ ist um ein zweites Heft des „Altdeutschen Liederbuches“ vermehrt worden. Da man ein Menschenalter hindurch immer wieder denselben engen Kreis von 20 altdeutschen Volksweisen auf alle nur mögliche Weise bearbeitet hat, wird diese Erweiterung des Liederschatzes der Vergangenheit um einige bisher übersehene, von A. J. Boruttau gefaßte Perlen gewiß willkommen sein. Drei schöne, alte, volkstümliche Weihnachtsmelodien hat G. Winter zu Kunstdichtungen von Pocci und Nachtenhöfer gesetzt. Aus der französischen Chansonlyrik wird die „Legende von St. Nikolaus“ (als Einzel- und Zwiegesang) und eine anmutige Bergerette von Martini zum erstenmal mit sangbarem deutschen Texte dargeboten. Zum erstenmal innerhalb der „Hausmusik“ erscheinen diesmal Volkslieder im Satz für Männerquartett, die sich auch sehr gut für Gesangvereine eignen: Das urkräftige altdeutsche Trinklied „Der Fürstenberger“ und das schwedische Tanzlied „Das dumme

Digitized by Google

Mädel", beide im Satz von Hans Heinrichs. Das moderne Lied ist durch Werke von Karl Weigl („Marienlied"), Friedrich Mayer („Vier Lieder"), Robert Winterberg („Es ist ein Lied gekommen") vertreten. Auch die Gattung des Liedes zur Gitarre erhielt einen Zuwachs um mehrere Nummern: zwei heitere norwegische Volkslieder und ein behagliches deutsches Lied („Alleweil ein wenig lustig") aus dem 18. Jahrhundert.

In der Klaviermusik werden die „Sieben Tanzmenuette" von Joseph Haydn, die F. Scherber nach den Originalstimmen der Wiener Hofbibliothek zum erstenmal herausgegeben hat, nicht nur des nahen Jubiläums wegen interessieren. Von den durch Hans Schaub bearbeiteten „deutschen Armeemärschen" liegt ein weiteres Heft vor, das die preußische Heeresmusik der Zeit vor Friedrich dem Großen umfaßt. Aus dem Bereiche der Violinliteratur endlich sei ein allerliebstes Menuett mit Variationen von J. G. Graun hervorgehoben, das noch in keiner neueren Ausgabe vorliegt. Bearbeiter ist Rudolf Melzer. Im übrigen verweisen wir auf die soeben ausgegebenen ausführlichen neuen Verzeichnisse. B

Marées als Mode

Als etwa vor einem Jahrdutzend der Kunstwart in die Möglichkeit kam, farbige Bilder zu bringen, versuchte ich farbige Kopien nach den Schleißheimer Werken zu erhalten. Es ließ sich nicht machen, eine Propaganda für Hans von Marées ohne farbige Vervielfältigung schien mir aber aussichtslos. Wie haben sich die Zeiten und die Meinungen seitdem geändert! Jetzt hat sich's der Kunstwart ruhig schenken dürfen, Bildern nach Marées zulieb andre Vervielfältigungen zurückzustellen, denn jede Zeitschrift brachte ja welche und jedes Tageblatt, wenn's eine Illustrationsbeilage führt. Hört man die Leser dieser Blätter, so ist's eine Freude: die härteste Nuß, welche die moderne Kunstgeschichte starken Zähnen zu beißen gibt, wird jetzt von hunderttausend Mündern täglich aufgeknackt. Aber Nacht hat das große Licht überall gezündet, das ein Vierteljahrhundert lang außerhalb engster Kreise keinen Span angebrannt hat, und jedes Kreuz, wo man sonst Schrift zu lesen pflegt, ist bei ihm jetzt „gut und wird ihm honoriert bei Christ und Jud".

Die einen lächeln dazu und sagen: nach van Gogh Marées — der Kunsthandel will doch Geschäfte machen, die Bilderpreise wollen ihre Hausse, von den Urheberrechten daran mag man auch ein Profitchen — also: Heizen, meine Herren von der Feder, es gibt Prozente! Ich möchte, was diese „einen" betrifft, doch betonen, daß meines Wissens noch in keinem einzigen Falle eine geschäftliche Beteiligung bekannterer Kunstschriftsteller an neuen Kunstmodewerten nachgewiesen ist, und nachdrücklich bekennen, daß ich meinerseits die Marées-Begeisterung bei ihren jetzigen Haupt-Propagatoren durchaus für ehrliche Herzenssache halte. Weiß ich doch, wie Marées damals auf uns wirkte, als Fiedlers Werk erschienen war. Wer so bedeutende Künstler so mächtig anregte, der war „auch Einer", wer will daran zweifeln? Aber das bezweifle ich, daß von hundert Leuten jetzt, die uns oder sich einreden, sie „schwärmten" für Marées, mehr als, sagen wir entgegenkommend: zwei eine Ahnung davon haben, worum sich's da überhaupt han-

Digitized by Google

delt. Daß mehr als je zwei nicht hinter der vorgehaltenen Hand gähnen, wenn sie diese Idealgestalten ansehen, die ihnen „eigentlich“ doch höchst albern vorkommen und über deren unmögliche Arme, Beine und sonstigen Organe sie die übelsten Witze machen würden, wäre nicht die Losung: „'s ist von Marées, Respekt vor dem, oder du blamierst dich.“

Aber da haben wir ja auch das Versöhnende. Es wäre wohl sicherlich gescheiter, die Leute heuchelten weniger Kunst-Verständnis oder gar (bei Marées!) Kunst-Nacherleben und sagten schlichtweg: „das kapier ich nicht“. Wenn sie sich nur dazu entschließen könnten, im letzteren Falle zuzufügen: „deshalb kann ja natürlich doch was daran sein“, wenn sie nur nicht meinten, um lichtenbergisch zu sprechen: wenn ein Werk und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, so müsse das allemal am Werke liegen. Es scheint, als wenn die Mehrheit nicht anders zur Zurückhaltung vor dem überlegenen Absprechen, zur Bescheidenheit gegen Unbegriffenes kommen könnte, als auf dem Umweg über eine Mode. Marées ist jetzt drin, Marées kommt wieder hinaus. Aber auch wenn er vom Snob „überwunden“ sein wird, wird man eingedenk der eigenen nun abgetanen Begeisterung künftig begreifen und also verzeihen können, daß andre noch mit Achtung von ihm sprechen, „Zurückgebliebene“ freilich, aber immerhin auch Menschen sozusagen. Womit in allen solchen Fällen die Mode ihr bescheidenes Stückchen Steuer zu den Erziehungskosten der Kultur bezahlt. A

Angewandte Kunst

Maschinenschönheit

Glauben mir's heute die Leser, daß ich selten so viele Zeugnisse aufrichtigen Nichtverstehens, ja ehrlichen Unwillens aus unserm Kreise empfangen habe, wie damals, als der Kunstwart behauptete, unsre Maschinen seien schöner als die zu jener Zeit beliebten Prachtmöbel und Prunkgefäße? Wie weit liegt diese Zeit schon jetzt hinter uns, da den Schönheitsfreunden die Maschine nur als der Inbegriff des Nüchternen und Prosaischen erschien, so daß manche mit Eifer vorschlugen, man solle ihre öden Räder und Stangen wenigstens durch gefällige Ornamente „heben“! Man lebte zwar nicht mit dem Theoretisieren, aber mit der Praxis durchaus in der Anschauung, Schönheit sei das „Extrae“, das, was hinzukommt, das „Gewand“. Vielleicht wären wir mit der neuen Bewegung noch nicht so weit vorwärts gekommen, wie wir's immerhin schon sind, wenn uns nicht gerade die Maschinen dabei geholfen hätten.

Am meisten möglicherweise — durch das Fahrrad. Das kam aus England und Amerika, war ganz „nüchtern“, das heißt nur sachlich, und seine Formen waren zunächst ganz Ausdruck des Zweckmäßigen. Also gefiel es zunächst auch nicht. Die ersten deutschen Fabrikate versuchten mit Nebenteilen zu schnörkeln und malten mit Goldlack und sonstigem Gepränge auf den Stangen herum, wie man früher die Nähmaschinen mit Malerschablonen usw. aufgeschönt hatte. Aber der Radler, der mit seinem Stahlroß so intim und so vergnüglich zusammen war, kam beim Gebrauch auch in ein persönliches Verhältnis zu ihm, er gewann es lieb, und diese Liebe lehrte seine Erscheinung aus seinen Eigenschaften heraus verstehen. Tatsache ist jedenfalls, daß des äußerlichen Aufzierens von Jahr zu

Digitized by Google

Jahr weniger wurde, und jetzt sind unsre Räder so schön und vornehm in der Form, wie nur irgendwelche ausländischen. Eine ganz ähnliche Entwicklung hat auch die Automobilindustrie durchgemacht. Bei den Möbeln und Hausgeräten geht's bei der Masse des Publikums langsamer damit, weil wir hier eine viel längere üble Tradition des Putzens und Schnörkelns zu überwinden haben. Vielleicht sind anderseits jetzt gerade die Fortschrittlichsten unter uns zu sehr im Geradlinigen, Eckigen und Steifen darin. Tut nichts, wir müssen auf diesem Wege durch. Erst wenn wir das Gefühl für Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit und edle Materialschönheit wiedergewonnen haben, erst wenn es uns „in Fleisch und Blut" sitzt, wird das Abwandeln des Mechanischen zum Organischen hin und vielleicht auch ein geschmackvolles Schmücken von mehr Leuten als ein paar Künstlern riskiert, wird es wieder guter Handwerksbrauch werden können.

Übrigens ist ja auch die Maschine durchaus nicht in dem Maße, wie manche glauben, in ihrer Form nur Gerade und Kreis. Man sehe sich das prachtvolle nordamerikanische Ungeheuer darauf an, das wir mit der Beilage in einem (übrigens zugleich sehr malerischen) Lichtbilde zeigen. Auch der Ingenieur hat, falls ihm Geschmack im Auge wohnt, das Bedürfnis nach Linien, die nicht nur Festhalten und Stoßen, sondern auch Verbinden und Ruhe ausdrücken. Am besten läßt sich das freilich an den kleinen Instrumenten der Feinmechanik beobachten, die, wie zum Beispiel die medizinischen, ganz unwillkürlich und unbewußt gleichsam als Ausläufer und Verfeinerungen der menschlichen Hand gefühlt werden. Es gibt unter ihnen bis zur ästhetischen Vollkommenheit schöne Gebilde, welche eine äußerste Zweckmäßigkeit im Stahle verkörpern — Zangen und Messer zum Beispiel, die einen Liebhaber schöner Formen zum Sammeln reizen könnten. A

Für erziehliche Knabenhandarbeit

fand ein Kongreß in Dessau statt. In seinem Mittelpunkte stand eine Ausstellung von Arbeiten des Handfertigkeitsunterrichtes von Schulen, die bereits in deutschen Landen dieses Unterrichtsfach pflegen. Man sah auf ihr wieder einmal, wie langsam sich das Gute Bahn bricht. Die Bestrebungen, die hier zum Ausdruck kommen, sind ja nun schon zwei Jahrzehnte im Gange. Und — „für Kulturfragen ist nun einmal kein Geld vorhanden!" sagte ein Redner. Außer der bekannten Indolenz so vieler Schulbehörden in Sachen von Reformen, mag aber auch der Mangel an geeigneten und guten Lehrkräften die Schuld daran tragen. Diesem Mangel allein ist es zuzuschreiben, daß die „höheren Produkte" fast aller ausgestellten Handfertigkeitsarbeiten oft den Eindruck hervorriefen, als befände man sich in einem kunstgewerblichen Kramladen der siebziger und achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts. Wieviel Mißverständnis, Ungeschmack und Materialverpfuschung aufdringlich zur Schau gestellt! Ganz besonders will ich betonen, daß dagegen die ersten Jahrgänge des Handfertigkeitsunterrichts, in denen man noch das Kind nach seiner eigenen Fasson selig werden läßt, seiner Fabulierlust und seinem Spieltrieb keine großen Schranken setzt, gut, ja sogar ausgezeichnet waren. In Ton und Plastilin formen sich

Digitized by Google

da die kleinen Erlebnisse des Tages, die Papierscheere schnitzt in bunter Auswahl Welt und Menschen, und der Pappdeckel leiht gern seinen geschmeidigen und anstelligen Charakter, um sich in der Hand des acht- und neunjährigen Knaben zu einem praktischen Gebrauchsgegenstand umbilden zu lassen. Nun noch etwas mehr Farbe hinein! Solche Arbeiten, wie sie das Werner-Siemens-Realgymnasium zu Berlin, die Privatschule von Pralle in Hamburg, die Augsburger Knabenschule, die Glauchauer Schülerwerkstatt der Pestalozzischule oder die Dresdener Dreikönigsschule (einfache, schlichte Majoliken und Buchdeckel) ausstellten, sind die Zeichen eines guten und gesunden Geistes.

Es ist beklagenswert, daß dieser gute Geist der ersten Schuljahre aus der Produktion der Kinder verschwindet, sobald die höheren Jahrgänge mit Hobel, Schnitzmesser, Hammer und Farbentopf ihre Arbeiten beginnen. Wo bleiben da die einfachen, schlichten, zweckmäßigen und wohlverstandenen Formen? Wo bleibt der weitere Ausbau der Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit? Was soll man zu Erzeugnissen sagen, wie sie uns aus den Schulen in Worms, Weimar, Köthen (Lehrerseminar) u. a. vorlagen? Sind denn alle handwerklichen Schöpfungsthesen, wie sie bereits im Jahre 1900 Jessen auf dem Kunsterziehungstage in Dresden aufstellte, so spurlos an unsern Jugenderziehern vorübergegangen, daß wir heute vor Resultaten stehen, die der widersinnigsten „Schmücke-Dein-Heim-Zeit“ der achtziger Jahre entlehnt scheinen? Muß denn dieses Künsteln, dieses Abirren von Zweck, Ziel und Materialgesetzlichkeit, diese Befriedigung eines dilettantischen Gelüstes und Wohlbehagens, das allen zeitgemäßen und gesunden Geschmacksregeln Hohn spricht, muß dieser ganze Jammer einer Verbildung durch den gewissenlosen Fabrikanten sich wie ein Fluch böser Taten auf unsere heutige Jugend, auf Deutschlands Zukunft forterben? Hat man denn gar nichts von unserm jetzigen, starken Kunsthandwerk, das den Neid anderer Nationen erregt, gelernt? In diesen „höheren“ Produkten der Ausstellung sehe ich weder den Sinn für echtes Material, noch den Haß gegen Surrogate und Imitationen, gegen billigen Schein und Prunk. Wo steckt das Verständnis, die Empfindung für echte Technik, die jede handwerkliche Arbeitsweise — und sei sie noch so schlicht und schmucklos — zu einer Kunstart adelt? Muß nicht gerade bei der Jugend ein Wahrhaftigkeitsgefühl, der Sinn für den Zweck des Gebrauchsgegenstandes, für den Wohllaut der Verhältnisse in Abmessung, Ruhe und Bewegung geweckt und gepflegt werden? Auch hier gilt es, das Auge für die formalen Verhältnisse und Ansprüche, um die heute unsre Künstler kämpfen, zu erziehen. Nur bei der Jugend kann das erfolgreich und fast mühelos geschehen.

Aber dazu gehört vor allen Dingen, daß die handwerklichen Erzieher der Jugend, die auf hoher Warte stehen, offenen Auges in die Umwelt, in die Gegenwart und — in die Zukunft blicken. Unsre Zeit, hoch und intelligent, stellt ganz besondere Anforderungen an Lebenswitz und Menschengeist: unsre handwerkliche und industrielle Kultur kann in dem großen Weltenkampf, der da Konkurrenz heißt, nur dann siegen, wenn wir uns dieses Zieles stets bewußt bleiben.

Digitized by Google

Tun wir das, müssen wir die Leibesschäden ausmerzen, dürfen wir uns nicht durch solche Machwerke herabwürdigen. Beispiele dafür von der Handfertigkeits-Ausstellung? Dieses Schwarzwald- oder Schweizerhaus, das jedoch nichts von beiden, sondern eine — Zigarrenkiste sein soll. Man stand wie vor einem elementaren Ereignis, wenn die obere Haushälfte plötzlich heruntergeklappt und die tiefsinnige „Zweckbestimmung" des Hauses geoffenbart wurde. Von dem gleichen Kinderwitz waren gesättigt die Schlüsselbretter in der Gestalt einer balkenverschnürten und buntbemalten Gartenmauer; die Schinkenteller, in Form und Farbe einen feisten Studenten darstellend, der Handspiegel mit dem geschnitzten Pfau, dessen Schwanzende den Handgriff des Spiegels bildete: eine unästhetische Leistung; die vielen kerbgeschnitzten Stuhlbeine, Stuhlsitze, eine Hausapotheke aus Roßlau: ein verwegen-dramatischer Aufbau, überhaupt: diese wahl- und qualvollen Kerbschnitzereien und malerischen Holzbeschädigungen! In einer Saalecke weinen drei schlichte Handwerksmeister: ein Tischler, ein Schlosser und ein Maler ihre gemeinsamen Tränen in einen „schöngeistigen" Papierkorb und seufzen dabei im Trio: „Und dieser mißleitete Nachwuchs soll uns einmal ersetzen?"

Also, verehrtester Vorstand und Ausschuß des Vereins für erziehlichen Handfertigkeitsunterricht, richten Sie Ihr ganzes Augenmerk auf die Erziehung und Ausbildung einer sinnhellen und ästhetisch empfindenden Lehrerschaft, denn alle schönen Theorien und Reden sind hinfällig, wenn sich die Praxis auf Irrbahnen bewegt. Wenn irgendwo im Leben, so ist gerade in der Jugenderziehung das: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" am Platze. Das Rüstzeug, das wir unsrer Jugend mit in den Lebenskampf geben, muß wahrhaftig, wohlanständig, sinn- und sachgemäß und muß zweckmäßig sein.

Paul Rieß

Internationale Photographische Ausstellung in Dresden 1

Es kann ruhig gesagt werden: seit etwa einem Jahrzehnt ist Dresden „ausstellungstechnisch" die erste Stadt Deutschlands. Jede große Ausstellung dort, die sich mit Kunst oder Kunsthandwerk befaßt, wird von einem Kreise von Männern durchgeführt, der ein Verständnis, einen Fleiß, ein Können und nun auch schon eine Erfahrung an die Arbeit wendet, wie sie nirgends sonst so willig in den Dienst der Sache treten. Die letzte Gartenbau-Ausstellung mit ihrem erbärmlichen Klimbim hat leider das Ansehen Dresdens in dieser Beziehung beeinträchtigt, weil der Fremde für die Geschmack- und Reklamesünden dabei eben auch „Dresden" schlechtweg verantwortlich macht. Aber da waren andre Leute im Spiel, als sonst. Wo die Künstlerkreise mitwirken, führen die Dresdner Ausstellungen in solchem Maße, daß selbst Veranstaltungen wie die Mannheimer und die letzte Münchner nur eben neben ihnen bestehen. Aber diese waren Ausnahmen, Dresden bietet fast jedes Jahr irgend etwas ausstellungstechnisch Vorzügliches.

Auch die „Photographische Internationale" ist eine vortreffliche Veranstaltung. Der Plan war sehr umfassend. Es sollten nicht nur Photographien zeigen, wie die Photographie als Technik und

Digitized by Google

Kunst sich entwickelt, auch nicht nur unter Zugabe von Apparaten und Erzeugnissen all der vervielfältigenden Techniken, die sich jetzt auf Photographien stützen. Man wollte vielmehr recht anschaulich machen, welche Rolle auf allen möglichen Gebieten des Lebens heute die Lichtbildnerei spielt. Und so ist die Ausstellung eigentlich mehr eine Schau durch Photographie als eine von Photographie. Eine kleine Aufzählung der Abteilungen wird das erweisen: Photographie im Dienste der Länder- und Völkerkunde, Wissenschaftliche Photographie (Belehrung und Unterhaltung, Untersuchungen und Experimente, Botanik, Zoologie, Anthropologie, Kriminalistik, Geisteswissenschaften, Physik und Chemie, Pathologie, Meteorologie, Astronomie, Farbenphotographie, Presse, Mineralogie und Geologie, Geschichte der Photographie, Photogrammetrie, Ballonphotographie, Technik, Kriegswissenschaft), Berufsphotographie, Amateur- und Künstlerphotographie. Eine Reproduktionshalle, eine Industriehalle, ein Atelierhaus, ein Ausstellungstheater und eine Sternwarte ergänzen das im Hauptbau Gezeigte. Wer lernen will, hat da Wochen lang zu tun. All die Arbeit der verschiedenen Gebiete aber ist zusammengestimmt worden durch die Künstler, die insbesondere unter Professor Seyfferts und Direktor Kuhfahls Leitung eben jene Dresdner Ausstellungstechnik in den Dienst der Aufgabe stellten. Was sie an Raumkunst geleistet haben, gibt dem Ganzen ein künstlerisches Interesse über die Photographie hinaus.

Nur einen Einwand möchten wir nicht unterdrücken: die Kriminalistische Abteilung sollte nicht unbeschränkt und vor allem nicht der Jugend zugänglich sein. Zahlreiche der hier ausgestellten Sachen wirken auf die Menge einfach als Grausigkeiten und als Sensationen, während ihre Kenntnis von wirklichem Werte nur für den Fachmann ist. Was soll ihre unbeschränkte öffentliche Vorführung durch eine Polizeidirektion in unsrer Zeit? Beweisen nicht allerlei Bewegungen, daß man die Gefahr begreift, die durch die Fütterung der Phantasie mit Grausigkeiten und Verbrechen bei Schwachen und Halbschwachen aus rein psychologischen Gründen entstehen muß?

Aber das ist eine Sache für sich. Wer guten Willen und nicht zu wenig Zeit mitbringen kann, übersehe diese Ausstellung nicht. Von dem, was die hier gezeigten Photographien insbesondere dem Kunstfreunde zu sagen haben, sprechen wir noch einmal besonders.

Heimatpflege

Gegen den Schacher mit Kirchenkunst

hat der Meiningensche Oberkirchenrat gelegentlich eines besonderen Falles sich folgendermaßen ausgesprochen:

„Dem Beschluß des Kirchenvorstandes, welcher dem Verkauf des Altarschreins zugestimmt hat, wird die Genehmigung des Oberkirchenrats hiermit versagt. Die Bedeutung des fraglichen Altarschreins für die dortige Kirche ist nicht nur eine künstlerische, nicht einmal in erster Linie, sondern vor allem eine religiöse: gestiftet von frommer religiöser Gesinnung ist er als ehrwürdiges Denkmal solcher Gesinnung durch Jahrhunderte hindurch verehrt worden und hat dem Gotteshaus zu besonderer Zierde gereicht. Diese seine Bedeutung aber hat der Schrein nur an der Stelle, für welche er geschaffen ist. Es

Digitized by Google

würde das religiöse Empfinden auf das schwerste verletzen, würde ein solches Denkmal unter Außerachtlassung der Gesinnung, die es gestiftet und durch Jahrhunderte pietätvoll verwahrt hat, veräußert werden. Einen solchen Besitz hält man hoch, aber verkauft ihn nicht. Der rein materiellen Auffassung, welche in solchem Denkmal nur ein künstlerisches Denkmal von gewissem Wert, und unter Umständen ein Verkaufsobjekt sieht, müssen wir auf das bestimmteste entgegentreten. Für sachgemäße, sorgfältige Aufstellung, Verwahrung, Behandlung und Überwachung Sorge zu tragen, ist Sache des Kirchenvorstandes, dem bei der Bedeutung der Sache volles Vertrauen entgegenzubringen ist. Alle anderen Gesichtspunkte kommen für unsre Entschließung nicht in Betracht.

So ist's recht, und ist es auch im Sinne dessen gehandelt, der nicht nur den kunstgeschichtlichen oder bildnerischen, sondern den im weiteren und höheren Betracht künstlerischen Wert jenes Altarschreines erfaßt. Denn ein Kunstwerk an rechter Stelle ist zugleich ein Teil eines Gesamtkunstwerks, ein Organ eines Organismus. Bei der religiösen Kunst: eines Organismus, dessen Seele die fromme Gesinnung ist. Nimmt man solch ein Werk von der Stelle, an die es gehört, so zerstört man also ein weiteres Kunstwerk, wie einen Leib, dem man ein Glied nimmt.

Vogelgesang

Überall grünt's und blüht's, überall regt sich Leben. Und wir genießen und genießen, genießen mit allen Sinnen. Auch mit allen Sinnen gleich gut? Wie steht es denn mit dem Naturgenuß durchs Gehör?

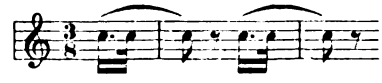
Das Ohr spielt keine so beständige Vermittlerrolle zwischen der Natur und uns. Und doch, wie könnte es da draußen in herrlichen Genüssen schwelgen, wenn wir nur wollten! Schallt uns nicht der Vogelgesang vieltausendstimmig und hundertfältig aus allen Hecken und Büschen, Wiesen und Feldern, vom Wasser und aus den blauen Lüften um uns und über uns entgegen? Und nach wie vielen Seiten vermag der Vogelgesang unsre Aufmerksamkeit und unsre Teilnahme zu wecken und dauernd zu fesseln! Horch nur zum Beispiel einmal etwas genauer auf eine Singdrossel, die frühmorgens oder gegen Abend in der Nähe deines Heims von hohem Baume herab unermüdlich — oft stundenlang — ihre Stimme erklingen läßt. Welch eine Tonfülle, welch ein Wohllaut, welche Sangesfreudigkeit! Zu wie verschiedenen, meist mehrmals wiederholten Motiven werden da die Töne verkettet! Wie oft erinnern die Intervalle so sehr an unser Tonsystem, daß man meinen möchte, die Singdrossel hätte bei einem unsrer Gesanglehrer Unterricht genossen. Sogar scheinbar harmonische Verbindungen der Töne kann man herausfinden. Dabei sind die Motive selbst so entzückend klar und einfach, daß sie der Phantasie eines Mozart ihren Ursprung verdanken könnten.

Selbst ein so einfaches Liedchen wie das unsrer Wachtel, das schon die Römer mit dic cur hic übersetzten und dem unsre Landleute die Worte „Fürchte Gott!" und andre unterlegen, bietet genug Veranlassung, mit recht aufmerksamen Ohren hinzuhören. Wie scharf und ausgeprägt ist der Rhythmus des immer gleichbleibenden Motivs

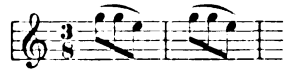
Naturschönheit

Digitized by Google

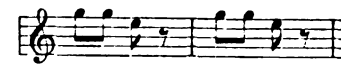
das sich aus einem punktierten Sechzehntel, einem Zweiunddreißigstel und einem Achtel zusammensetzt, also aus rhythmischen Werten, die ganz denjenigen unsrer menschlichen Tonkunst gleichen! Beachte, wie das Ganze halbstakkato vorgetragen wird; erkenne, wie der Hauptton auf dem Achtel liegt, wie zwischen die häufigen Wiederholungen immer eine Achtelpause eingeschoben wird: Und du kannst nicht nur den allgemeinen Rhythmus, sondern auch Vortragsweise und Takt in unsrer Notenschrift wiedergeben:



Es gibt also sogar eine Metrik im Vogelgesang! Wer entsänne sich da weiterhin nicht der heutzutage viel erörterten Frage: Woher stammen Metrik und Rhythmus in Musik und Poesie? Hat zum Beispiel Professor Bücher recht, wenn er in seinem Werke „Arbeit und Rhythmus" meint, daß der Rhythmus in Poesie und Musik seinen Ursprung rhythmisch gegliederten Körperbewegungen verdanke? Oder liegen bei den Menschen die Verhältnisse ganz anders wie bei den Vögeln, bei denen keinerlei Arbeitsrhythmus und noch viel weniger ein Zusammenhang zwischen Bewegungs- und Gesangsrhythmus nachweisbar ist? — Und während du dieser Frage nachdenkst, bringt vielleicht der lebhafte, aber scheinbar recht eintönige Gesang einer Kohlmeise an dein Ohr: sisibee sisibee sisibee, oder in Noten:

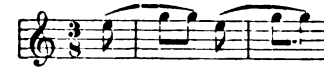


Da plötzlich eine kleine Unterbrechung — und auf einmal ertönt dasselbe Motiv im $^4/_8$-Takt:



Dann kommt's zu einer Umkehrung:

und schließlich gar noch zu einer Verschiebung:



Sieh doch, welch ein großer musikalischer Künstler dieser kleine, von dir wahrscheinlich noch gar nicht oder nur wenig beachtete Sänger ist! Oder fasse einmal — eine gewisse Ausdauer ist freilich dabei Voraussetzung — den Gesang einer Schwarzamsel ins Ohr. Bald erlauschst du eins ihrer Lieblingsmotive, das allerdings weniger an Mozart, als vielmehr an Brahms oder Richard Strauß erinnert. Und nun bemerke, wie mannigfaltig dieses Motiv nach den verschiedensten musikalischen Gesichtspunkten umgestaltet wird, melodisch, rhythmisch usw.: also Variationen über ein selbsterfundenes Thema! Beim Gesang des Nachbars unsrer Amsel will es nicht gelingen, gleich hohe Leistungen herauszufinden; er ist ein kleiner musikalischer Stümper, der es Zeit seines Lebens nicht weiter bringt. Demnach gibt es auch bei den Vögeln musikalische und unmusikalische Individuen — genau wie bei uns Menschen. Das bringt uns gleich auf einen andern Vergleich zwischen diesen und den befiederten Sängern. Dort auf dem Wipfel eines niedrigen Baumes singt ein Weidenlaubvogel — ein kleines, recht unscheinbares Vögelchen — sein langweiliges djilb djelb djalb, djelb djilb djalb usw. in fortwährend gleichem Rhythmus, mal etwas höher, dann wieder etwas tiefer. Aber das sind

Digitized by Google

noch goldne Töne gegen das Schnattern und Kreischen der Gänse, die uns bei einer Wanderung über Dorf und Land den Weg sperren. Welch ein Abstand zwischen solchen Tönen und denjenigen der süßflötenden Nachtigall; aber auch wie viele und wie mannigfache Übergänge gibt es von den niedersten zu den höchsten Stufen der Vogelkunst!

Auf ganz ähnlich verschiedenen Stufen der Kunst stehen die verschiedenen Völker und Stämme des Menschengeschlechts. Behalten wir dies im Auge, so können wir schon einmal von höherer Warte einen etwas tiefer eingreifenden Vergleich der Kunst der Vögel mit derjenigen der Menschen wagen, der zu höchst überraschenden Ergebnissen führt.

Und weiter. — Wir haben schon einige Male auf gewisse Vogelstimmen mittels Silben hingewiesen, deren Bestandteile unsrer Sprache entnommen sind, freilich ohne daß wir dabei behaupten wollen, daß wir die Vogelwörter ganz genau wiedergegeben hätten. Nur wenige Vögel bringen nahezu ganz reine Pfeiftöne hervor; in den meisten Fällen hört man daneben lautliche Elemente im Gesang, die den Lauten unsrer Sprache außerordentlich nahekommen, während sich andre — aus ganz natürlichen Gründen — oft so weit davon entfernen, daß man sich versucht fühlen möchte, eine Phonetik der Vogelsprache zu schreiben. Auf alle Fälle lohnt es sich für jeden Naturfreund, auch einmal auf die lautlichen Beimischungen im Vogelgesang zu achten.

Aber noch aus einem etwas tiefer liegenden Grunde sollte man an dem Vogelgesang nicht achtund gedankenlos vorübergehen; bildet er doch das wichtigste Ausdrucksmittel, die Sprache der befiederten Sänger. Zwar findet man bei ihnen nebenher die Gebärdensprache, die sehr viel Anziehendes bietet, doch herrscht die Tonsprache bei weitem vor. Liebesfreude und Liebesnot, Angst, Schmerz und Schreck und all die sonstigen Regungen der kleinen Vogelherzen finden durch sie beredten Ausdruck.

Hat sich das Ohr etwas an die Vogelstimmen gewöhnt — denn eine genaue Beobachtung und Analysierung erfordert wegen ihrer meist recht hohen Lage, wegen der oft so großen Schnelligkeit des Vortrags und des Wechsels der Motive, und auch noch aus verschiedenen andern Gründen eine gewisse Übung —, so entdeckt es sehr bald Töne und Tonverbindungen, die — falls man in der Literatur der menschlichen Tonkunst etwas zu Hause ist — an dieses oder jenes Motiv unsrer großen und größten Meister erinnern. Da erkennt man zum Beispiel plötzlich, daß der Gesang des Waldvogels im „Siegfried“ aus mehreren der Natur abgelauschten, aber mit echt Wagnerscher Genialität verklärten Vogelmotiven besteht; ebenso begegnen wir in den übrigen Werken Wagners mancher natürlichen Vogelmelodie. Aber auch zahlreiche andre Komponisten älterer und neuerer Zeit haben Vogelmotive in ihre Werke eingeführt und ihnen im Tempel der Kunst ein geweihtes Plätzchen angewiesen.

Wir meinen, die wenigen Beispiele, die wir leicht um hunderte vermehren könnten, bieten wahrlich der Gründe genug, die uns veranlassen können und sollen, recht fleißig auf den Gesang unsrer Vögel zu lauschen, — immer und überall, als Mensch, als Natur- und als Musikfreund! Aber zum Schluß noch einen Rat: man be-

Digitized by Google

ginne ja nicht gleich mit den schwierigsten, sondern mit den einfachsten und häufigsten Vogelstimmen. Dann wird man jeden Tag auf neue Schönheiten stoßen. Und jeden Tag auch auf neue Gesichtspunkte, unter denen sich hier forschen und betrachten läßt. Und wird seinen Freuden an der Schönheit der Natur viele neue Freuden hinzufügen — und mit dem wirklich eingehenden Genuß am Vogelsange ganz gewiß keine, die zu den geringsten gehören.*

Bernhard Hoffmann

Handel und Gewerbe

Wertzuwachssteuer

Eine doppelt merkwürdige Steuer. Die Regierung bringt dem Reichstag ein „Bukett" von Steuern; die Parteien vermögen sich nicht darauf zu einigen. Eine Partei schlägt eine Reichswertzuwachssteuer vor; einstimmig spricht sich die Finanzkommission für eine Besteuerung des Wertzuwachses am Boden durch das Reich aus. Diese unbedenkliche Einigkeit der Parteien bei der ganz neuen Frage dieser ganz neuen Steuer ist das eine Merkwürdige an der Reichswertzuwachssteuer.

Weit merkwürdiger aber noch, freilich auch weit schwerer zu merken, ist ihr eigentliches Wesen, das sie von anderen Steuern grundsätzlich unterscheidet, und zwar in zwei Richtungen:

1. Eine Einkommen-, eine Gewerbesteuer, ein Einfuhrzoll bedeuten regelmäßig die Wegnahme von *erarbeitetem* Eigentum. Die Wertzuwachssteuer ist eine solche Enteignung nicht. Wer auf seinem Bauplatz von 50000 Mark Wert ein Haus von gleichem Wert erbaut und dann das Grundstück für 100000 Mark verkauft, bleibt von dieser Steuer frei. Indes hat die Erfahrung gelehrt, daß die Bodenwerte auch ohne jede Arbeit des Bodeneigentümers steigen, und zwar ganz ungeheuer steigen. Ein Bauer bei Britz, einem Berliner Vorort, bot acht Morgen Land für 50000 Mark aus; niemand nahm sie. Da wurde ein Bahnhof in der Nähe eröffnet. Der Bauer verlangte und erhielt — 1300000 Mark. Dies Beispiel steht für Tausende; Tausende nicht nur in und bei Berlin, sondern allenthalben im Reich. Ergreift eine Steuer solchen unverdienten, unerarbeiteten Wertzuwachs, so gibt sie dem Satze wenigstens ein bescheidenes Leben, daß wer nicht arbeitet, auch nicht ernten soll. Sie ist der Form nach eine Enteignung, dem Inhalte nach ist sie es nicht.

2. Die Wertzuwachssteuer hat aber auch eine positive Bedeutung. Sie verlegt einem Stück Bodenwert nicht nur den Weg in die falschen Hände, sondern führt es auch in die richtigen. Wer sind aber die richtigen? Diejenigen, die die wertschaffende Arbeit geleistet haben. Also die Gemeinde, die eine Brücke, der Staat, der einen Bahnhof, das Reich, das ein Postamt in der Nähe erbaut hat? Das wäre ungenau geantwortet. Derartige Einrichtungen eröffnen nur die Möglichkeit einer Wertsteigerung des Bodens. *Geschaffen* wird sie erst durch alle die bedürfenden und arbeitenden Men-

* In welcher Weise und nach welchen Seiten die Beobachtungen des Vogelsangs vom naturwissenschaftlich-musikalischen Standpunkte aus anzustellen sind und welche Ergebnisse ein längeres Studium der Vogelstimmen zeitigt, hat der Verfasser in seinem bei Quelle & Meyer in Leipzig erschienenen Buche „Kunst und Vogelgesang von Prof. Dr. B. Hoffmann" ausführlicher darzulegen versucht.

Digitized by Google

schen, die diese Brücke, diesen Bahnhof, dieses Postamt benutzen, die darübergehen, dort aus- und einsteigen, dort briefwechseln und durch ihre geschäftlichen und sonstigen Beziehungen andere und entfernt Wohnende mit ihrem Lebensweg und so mit dem dort befindlichen Boden verknüpfen. Dann wird er begehrt, dann steigt sein Preis. Das wirtschaftliche Zusammenwirken aller, die wertschaffende Arbeit und das Bedürfnis der 63 Millionen Deutschen macht die Bodenwerte. Aus dieser Erwägung folgt, daß weder die Gemeinde allein, noch der Staat allein, noch das Reich allein ein Recht auf den Wertzuwachs des Bodens haben. Sondern da sie in innerlich gleicher Weise Verkörperungen der den Wertzuwachs erarbeitenden Gesamtheit sind, sind sie berufen, zugleich und zu gleichen Anteilen den von der Gesamtheit geschaffenen Wertzuwachs für sie zu besitzen und zu verwenden.

So ist die Wertzuwachssteuer ihrem Inhalt nach gar keine Steuer, sondern eine Rechtsform, mit deren Hilfe eine gesamtwirtschaftlich denkende Staatsökonomie anfängt, zu erreichen, was einer einzelwirtschaftlich denkenden unerreichbar, aber auch unbegreifbar bleiben muß: nämlich eine in Geld, als dem allgemeinen Wertmaßstab, ausdrückbare Vergütung zu schaffen für die im modernen Wirtschaftsleben unvermeidliche Erzeugung von solchen Werten, die der einzelne sich nicht vom einzelnen bezahlen lassen kann.

Karl Polenske

Astrologie!

Unter diesem fettgedruckten Stichworte finden wir auch in mit Recht sehr geachteten Blättern für Gebildete das folgende Inserat:

> Sterndeutekunst, ein **Horoskop am Tage der Geburt** gibt Aufschluss über das ganze Leben. Hochwichtig für jedermann. Viele Dankschreiben und Nachbestellungen. Prospekt gratis. Frau M. U., B., usw.

Aus dem Prospekt erfährt man, daß hier die Astrologie „nach internationalem, wissenschaftlichem, astrologischem Original-System“ praktiziert wird. Man bekommt Auskünfte über: „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Charakter, Fähigkeiten, Talente, Jugend, Heirat, Eheleben, Kinder, Familienverhältnisse, Freundschaften, Feindschaften, Beruf, Geschäft, Spekulationen, Auszeichnungen, Krankheiten, Trauerfälle, Erbschaften, Prozesse, Lotteriespiel, Glückszahlen, Glückstage, Unglückstage, wichtige Lebensjahre, Lebensdauer, glückbringende Blumen, Farben, Metalle, Edelsteine (Talisman) usw.“ Und gar nicht einmal teuer! „Honorar M. 2.50, ganz ausführlich M. 3.—, bei mehreren Aufträgen Vergünstigung.“ „Wer Hauptpunkte herausfindet, Ratschläge befolgt, Warnungen beachtet, dem wird es ein Leitstern fürs ganze Leben sein.“

Es sind auch Leute genug da, die's glauben. Eine ganze Anzahl von Briefen aus schöner Hand bezeugt das und zugleich, daß der Preis „für eine derartige mühevolle Arbeit“ „sehr solide“ ist. „Per Nachnahme“ bekommt man sie „diskret“. . . .

Im neunten Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts!

„Wer ist's?“

Das so benannte internationale „Zeitgenossenlexikon, enthaltend Biographien nebst Bibliographien, Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Werke, Lieblingsbeschäftigungen, Parteiangehörigkeit,

Digitized by Google

Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Adresse, zusammengestellt von Hermann A. L. Degener“ ist in neuer Bearbeitung im Selbstverlage des Herausgebers zu Leipzig zum vierten Male erschienen. Wem zum ersten Male ein derartiges Buch in die Hand kommt, der hat sofort den Verdacht, daß sein eigentlicher Geistesrater der Wunsch nach Geschäften mit Eitelkeit oder Reklamemachen ist. Um so mehr freut es uns, bestätigen zu können, daß wir im Texte selbst nichts gefunden haben, woraus man auf ein unzulässiges „Handeln mit Öffentlichkeit“ schließen dürfte. Degener hat sachlich gearbeitet. Viel gearbeitet — der mit redaktionellen Dingen nicht Vertraute wird sich kaum vorstellen können, wieviel Mühe solch ein Zusammenstellen und wieviel mehr Mühe das beständige Kontrollieren und Nachbessern verlangt. Auch viel Geld verlangt es. Deshalb sollte man dem Degenerschen Handbuch-Unternehmen durch regen Kauf die Entwicklungsmöglichkeiten bessern. Aber einen Wunsch auch an Degener möchten wir doch nicht unterdrücken: er sorge für einen geschmackvolleren Einband. Er braucht deshalb beim Herstellen nicht teurer zu sein, er kann auch das Fragezeichen als Motiv behandeln; nur daß ein Künstler Form und Farbe angebe. Ich glaube, das liegt sehr auch im geschäftlichen Interesse des Unternehmens, denn dem Manne von gepflegtem Geschmack kostet es einige Überwindung, das Buch in seinem jetzigen „Rocke“ auf seinem Bücherbrette zu sehn. Gegen den Textsatz dagegen ist nichts Wesentliches einzuwenden. Nochmal: „Wer ist's?“ ist ein nützliches und gutes Buch.

Balzac

In dem Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert, seit Honoré de Balzac tot ist, war sein Werk auch außerhalb Frankreichs dem Interesse der Leserwelt nie ganz entschwunden. Gegenwärtig aber erleben wir so etwas wie eine Steigerung seiner Werte, nicht zum wenigsten im alles mit- oder anempfindenden Deutschland.

Seit ein paar Jahren, ich glaube fast: seit Zolas Fleiß geendet hat, ist in den Zeitschriften, in den Zeitungen und in der Leserwelt mehr und mehr, und mit wachsender Anerkennung von Balzac die Rede. In Berlin hat man jetzt seine geistvolle Macher-Komödie „Mercadet“ wiederbelebt und damit nicht einen literaturgeschichtlichen Achtungserfolg, sondern einen gesunden Impuls-Beifall geerntet. Eine Sammelausgabe von Balzacs Werken läßt neuerdings der Insel-Verlag erscheinen.

Das braucht nicht Anlaß zu einer Balzac-Kritik zu sein, nicht mehr oder auch noch nicht. Denn es sind bis jetzt erst zwei Bände herausgekommen, und es wird am Ende doch nach dem vollständigen Erscheinen der Sammlung eine genauere Betrachtung des Werkes von Nutzen sein. Immerhin lassen die stattlichen zwei ersten Teile schon erkennen, daß die Ausgabe durchweg des Leipziger Verlages würdig ist, der sich ja immer eine erlesene Form angelegen sein läßt und nur im Ausgraben manchmal zu eifrig und zu auslandsfreudig ist. Und auch darüber kann dieser Anfang den, der Balzac noch nicht näher kennt, bereits beruhigen: daß hier die Liebe nicht etwa an Ästhetenspiel und -experiment verschwendet wird.

Die Insel-Ausgabe überträgt aus der Büchermenge dieses erstaunlich fruchtbaren Erzählers (der allein

Digitized by Google

als pseudonymer und erfolgloser „Anfänger“ dreißig Bände veröffentlichte) natürlich nur eine Auswahl. Doch umfaßt die immerhin vierzehn Bücher menschlicher Komödie, die durchschnittlich 450 Seiten stark sein und wirklich alles enthalten werden, was in einer deutschen Balzac-Sammlung verlangt werden kann.

Das erste bringt das „Junggesellenheim“, das zweite mehrere weitere Erzählungen aus der napoleonischen Sphäre: „Oberst Chabert“, die kühlste und meist-erschütternde Enoch Arden-Dichtung; die kühne Panthergeschichte „Eine Leidenschaft in der Wüste“; „Lebewohl“ und „El Verdugo“, tragische Beute aus dem russischen und dem spanischen Feldzug; schließlich die große Romannovelle „Eine dunkle Begebenheit“, die von der großen Revolution bis 1833 ausgreift und die sorgsamste Schilderung französischen Lebens von den Schreckenstagen bis zur Ruhmeshöhe Napoleons mit einer gewaltig spannenden Emigranten-, Geheimpolizei- und Prozeßgeschichte innig verbindet.

Den epischen Atem, die Forscher- und Sittenschilderer-Absicht spürt man am deutlichsten, satttesten aus dem „Junggesellenheim“, dem bitterherben und doch größtenteils so flott zu lesenden Roman der Familie Bridau, ihres Elends, ihres echten und ihres falschen Glanzes; der andere Band zeigt daneben stellenweise ein freieres Schweifen der düster-farbigen, spätromantischen Novellistenphantasie. So wäre hier schon der ganze Balzac in nuce kennen zu lernen; nur daß sein Wesen zum nicht geringen Teil eben in seiner Massenwirkung liegt.

Er ist der geniale Registrator seiner Zeit; mit der harten Kraft des Besessenen rennt er in seine Schilderung hinein und durchläuft sie, scheinbar ohne Atemholen, bis zum letzten Winkel. Bei der soziologischen, stark wissenschaftlichen Tendenz, die Zolas adeligeres Vorbild in seiner „Menschlichen Komödie“ leitete, anderseits bei der unerschöpflich menschengestaltenreichen Phantasie Balzacs waren zwei Gefahren ständig zu fürchten: die Trockenheit der Wissenschaft und die äußerliche Fülle der Hintertreppen-Literatur. Völlig ferne konnte der Dichter keiner von beiden bleiben; aber er ist auch keiner von beiden auf nennenswerte Dauer verfallen. Die Längen der Beschreibung werden von farbigen Szenen abgelöst, und wo die Handlung vor lauter äußerm Stoff psychologisch verarmt, entfremdet sie sich doch nie der ungeheuer scharf beobachteten Wahrheit in der Kennzeichnung der Gesellschaft.

Hier und da spürt man das Konstruierte, Arrangierte, eine altfränkische Auffassung der poetischen Gerechtigkeit, die der Verfasser übrigens in seiner noch heut fesselnden Vorrede ernsthaft verteidigt; wäre dieser Rest nicht, so müßte die durchdringende Verstandesklarheit des bahnbrechenden Realisten uns geradezu beschämend „modern“ anmuten. Überraschend wird beispielsweise auf neue Bekannte eine Eigentümlichkeit Balzacs wirken, die mit seinem unverschleierten Zurückgehen auf die niederen Triebe zusammenhängt: die Gepflogenheit, ganz genaue Angaben über den Geldbesitz zu machen. Das wirkt zunächst sehr sympathisch, wenn man dabei an die verschwenderischen Reichtums-Voraussetzungen bei den meisten andern Romanschriftstellern Frankreichs denkt. Doch wird das Richtige auch da in der goldnen Mitte zu suchen sein. Die Sentenzen, die bei der Erzählung dreingegeben werden, sind mit Ausnahme

Digitized by Google

sehr weniger veralteter grundgescheit und oft seltsam weit vorausblickend.

Indessen, Balzacs Lob zu singen, das hat Hugo von Hofmannsthal in seiner Einleitung zur Insel-Ausgabe mit also vollen Tönen besorgt, daß danach nichts zu singen mehr übrigbleibt. Hofmannsthal geht sogar in seinen schrankenlosen Superlativen ein bißchen zu weit; z. B. wenn er, die Bedeutung der gestaltenden Konzentration unterschätzend, seinen Heros der schildernden Prosa allzu bestimmt neben Shakespere und Goethe stellt. Fängt Hofmannsthal ein halb Dutzend Sätze hintereinander mit „Hier ist..." an, so fühlt man's wieder, als arbeite er von vornherein für Franzosen und wolle die Entdeutschung erleichtern. Mit Fremdwörtern wirtschaftet der Wiener Wortkünstler unerlaubt ausgiebig. Man schlägt z. B. eine Seite auf und findet darauf: subtil, Register der Figuren, summarische Lektüre, komplexer Genuß, substantiell, Organisation, Aspekte, Myriaden einzelner Phänomene, Koordinatensystem usw.

Die Übersetzung der beiden ersten Bände hat Felix Paul Greve besorgt. Es sind ihm ein paar Menschlichkeiten begegnet. So z. B. II, 204: „... Gründe angab, die ihm den Wunsch eingaben"; II, 232: „... gab ihm etwas Großartiges, ohne ihm doch (?) die Würde zu nehmen". Im folgenden Satz (S. 233) muß doch wohl (auch im Original?) der Nebensatz „wie sie sagte" schon nach dem zweiten Wort eingeschoben werden, statt daß folgende Wirrung zum Kopfzerbrechen reize: „Sie war sehr frühe vierzig Jahre alt geworden (?!), aber wie sie sagte, hielt sie sich dafür schadlos, indem sie seit zwanzig Jahren an diesem Alter festhielt." S. 245: „... wie Napoleon seinen Leutnants sagte, sich das Schlachtfeld ... anzusehen". (Statt: „sagte, sie sollten sich ansehen".) S. 353 heißt es weder schön noch klar: „Kein Prozeß, es seien denn die Trumeaus, des Krämers der Place Saint-Michel, und der der Witwe Morin ..." Dergleichen kleine Entgleisungen bilden jedoch immerhin seltene Ausnahmen. Im übrigen macht die Verdeutschung den Eindruck großer Treffsicherheit und Gewandtheit. Alles in allem verdient diese Balzac-Ausgabe (es soll weiterhin alle anderthalb bis zwei Monate ein Band erscheinen) in höherem Maße Beachtung als beinah alles, was uns aus dem zeitgenössischen Paris herübergeschleppt wird.

Willy Rath

Mann und Weib

Weltbund für Frauenstimmrecht

Die Bewegung zur Erlangung des Frauenstimmrechts erfreut sich in Deutschland noch keiner großen Beliebtheit. Besonders haben einige bedauerliche Ausschreitungen der Vorkämpferinnen jenseits des Kanals die Bestrebung in Mißkredit gebracht. Man glaubt in den „Stimmrechtlerinnen" eine Rotte emanzipierter Amazonen zu sehen, die sich jeder weiblichen Würde und Anmut entkleidet haben. Die Teilnehmer an dem Internationalen Kongreß in London, der eben stattfand, werden sicherlich dies Vorurteil abgelegt haben. Die Stimmrechtsvereine aus 23 Staaten hatten sich dem Weltbunde angeschlossen und zahlreiche Delegierte nach London entsandt. Die beiden europäischen Staaten, Finnland und Norwegen, die bereits das Frauenstimmrecht erlangt haben, waren sogar durch offizielle Vertreterinnen ihrer Regierung vertreten, und die norwegische Abgesandte überbrachte

Digitized by Google

dem Kongreß die Grüße und Glückwünsche ihrer Königin.

Der Stimmrechtskongreß zeugte aber nicht nur von einem starken Organisationstalent der Frauen und einem Solidaritätsgefühl, wie es die Welt bisher unter dem weiblichen Geschlecht noch nicht erlebt hat. Er berührte vor allem sympathisch durch den ethischen Idealismus, der alle zu beseelen schien. Diese Frauen forderten die politische Gleichberechtigung nicht vom Standpunkt einer abstrakten Gerechtigkeit oder gar vom Standpunkt einer rein mechanischen Gleichmacherei, sondern gerade im Gefühl ihrer weiblichen Eigenart: sie wollten dieser Eigenart Mit-Geltung verschaffen in der Gesetzgebung, im sozialpolitischen Leben, um die Einseitigkeit des reinen Männer-Staates zu einer umfassenderen Sittlichkeit auszubauen. Der christlichen Ethik auch im Staatsleben eine größere Geltung zu sichern, das erklärten sie geradezu als ihr Ziel. Die sogenannten „Suffragettes", die die Propaganda der Tat auf ihre Fahne geschrieben haben, sind dem Weltbunde für Frauenstimmrecht nicht angeschlossen; der Kongreß verurteilte ihre Methode, wenn er auch anerkannte, daß auch sie von reinen Motiven geleitet und in England nicht ohne Wirkung kämpfen. Das muß wohl auch jeder zugeben, der die Vorliebe des englischen Volks für starke und theatralische Effekte zum Beispiel von der Heilsarmee her kennt; so ungeeignet eine derartige Propaganda auch in andern Ländern, besonders in Deutschland, sein würde. A. Pappritz

Wir möchten zur Ergänzung dieser Zeilen daran erinnern, daß die Verfasserin selbst an andrer Stelle, wo ihr mehr Raum zur Verfügung stand, im „Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine", die „Berücksichtigung der realen Tatsachen" bei dem Londoner Kongresse „ein wenig vermißt" hat. „In welcher Art und Weise können wir für die Erringung des Stimmrechts arbeiten? Die Erörterung dieser Frage hätte zu praktischen Resultaten führen können." Allerdings ist sie auf der vorhergehenden Generalversammlung des Weltbundes in Amsterdam erörtert worden. Unsres Erachtens hätte der Kongreß aber auch ernsthafte Gegner hören lassen müssen, um statt einer leicht zu erregenden „Begeisterung" in der gebildeten und fortschrittlichen Frauenwelt ein tieferes Bewußtsein davon zu verbreiten, ob und aus welchen Gründen nicht nur Narren und Reaktionäre, sondern auch Denker und freie Geister etwa doch Gegner des Frauenstimmrechts sind. Wie wir bei jedem Kongreß, der mehr als eine Hurrastimmung erstrebt, eine Beleuchtung von links und rechts her für unumgänglich halten. K-L

Bildung und Schule

Erfahrungen

(Wann man „ich" sagen darf. — Ein Volksschullehrer und drei Ministerien. — „Streben" oder Sein. — Verweise. — Segenbringende Opposition. — Verständnis und Geldbeutel. — „Mensch". — Ausgewachsener Weizen. — Schlinggewächs u. a. — Arbeit und Liebe.)

Wenn jemandem die nachfolgenden Zeilen nicht gefallen sollten, so kann und darf ich ihn nicht im voraus um Verzeihung bitten. Ich gehöre nicht zu den Menschen, welche erbleichen, wenn etwa ein Professor, der gern Hofprediger werden will, oder ein Wirklicher Geheimer Rat oder eine Exzellenz die Stirne runzeln.

Digitized by Google

Solche Leute haben ihre Schwächen so gut wie unsereins. Um Verzeihung soll und muß man bitten, wenn man ein böses Gewissen hat. Ich hab keins. Wer nun aber glaubt, ich würde „Hiebe“ austeilen, wird schwerlich auf seine Kosten kommen. Er gefällt mir auch nicht. Trieb der große Nazarener aus, damit die Pharisäer blaue Flecke am Leibe haben sollten?

⧈

Ich habe — —, ich meine — —, ich sagte — —, im Gegensatz zu den Anschauungen des Herrn Geheimrats behaupte ich, daß — —. Darf ich „ich“ sagen? Wäre es nicht besser, ich sagte immer „man“? —.

Lieber Vater im Himmel, bei dir ist es keine Sünde, daß ich seit zwanzig Jahren, du weißt es, gearbeitet habe wie ein Pferd, das nur ein paar Stunden Schlaf gebraucht den Tag, wie eine Mutter, die Herzblut drangibt, wie eine Wespe, die in der Not sticht, wie ein Wieselchen, das aufmerkt in Gefahren, wie ein Riese, wie ein verwundeter Stier, auch wie ein jauchzender Sieger, der von Kampf zu Kampf eilt. Ich wollte nicht nur arbeiten, ich habe gearbeitet. Ich. Dem Egoismus die Knochen zerschlagen, der Not wehren, dem Wettbewerb die Maske vom Gesicht reißen, Eltern und Arbeitgebern an die Gurgel springen, wenn sie der Kinder Kräfte aussogen, tausenden von Menschen das Herz rühren, den Gesetzgeber munter machen, das alles habe ich getan, um die Leiden von Millionen von Kindern zu lindern, zu heilen. Ich wollte die Kinder behalten wissen im Paradies der Kindheit. Ich wollte, soviel das einem einzelnen möglich ist, dieser ewigen Austreibung ein Ende machen helfen. Ist das eine Sünde? Ich kann es nicht begreifen. Aber „man“ sagt mir, es würde einen besseren Eindruck machen, wenn ich statt „ich“ immer „man“ sagte. Nach dem Eindruck hab ich mein Lebtag nicht gefragt.... Wer ist überhaupt „man“? Hat „man“ es nicht mit ansehen können, daß eine Million oder noch mehr Kinder in Deutschland hungern, ausgebeutet werden, bleich nach Luft und Licht lechzen in stummer Art? Ich habe es nicht mit ansehen können. Ich leite aus Arbeit die Berechtigung ab, „ich“ sagen zu dürfen. Woraus „man“ sie ableitet? Hoffentlich auch aus Arbeit; leider ist es nicht immer und nicht einmal oft der Fall.

⧈

Wie ist es denn nur möglich, daß ein Volksschullehrer leichter um die Ministerien herumkommt, als drei Ministerien um einen Volksschullehrer? Die Frage ist kurz beantwortet: Ich wollte nicht etwas werden, sondern ich wollte immer etwas sein.

Hinzugefügt sei: Wer immer nur etwas werden will, muß meist Verzicht darauf leisten, etwas sein zu wollen. Und wenn es einem Menschen in der Welt recht sauer gemacht wird, etwas sein zu wollen, dann ist man etwas. „Man“ ist von solchen, die etwas sind, nur begeistert, wenn diese dazu beitragen können, daß „man“ etwas werden kann. Leider ist das oft und nicht selten der Fall. „Man“ lächelt. Ich lache, denn mein Tun ist sittlich.

⧈

Es kann für eine Sache von größtem Segen sein, wenn ihr Träger mit einem ernsten Verweise bestraft wird. Auszeichnungen können peinlich wirken — nach beiden Seiten.

⧈

Digitized by Google

Ich habe es erfahren, daß sich meine gute Sache am besten an dem Widerstand emporentwickelte, den sie fand. Solchen Widerstand setzte ich konsequenten Widerstand entgegen. Nicht aus Lust am Opponieren, sondern aus dem sichern Gefühl heraus, daß es schlecht wäre, eine gute Sache im Stich zu lassen. Für Kinder bleibt noch viel Kampf übrig. Wenn ich aufhören soll, wird der liebe Gott „schon winken".

Es hat noch kein „Mensch" von mir verlangt, daß ich meine Meinung begraben sollte.

Beweise .... Nicht, daß man etwas beweist, ist die Hauptsache, zumal vieles nicht bewiesen zu werden braucht. Kluge Menschen verlangen trotzdem Beweise. „Man" darf sich aber dessen versichert halten, daß das Verständnis für die Leiden der Kinderwelt nicht mit Beweisen erzwungen wird. Da will „man" keine Beweise. Und das Verständnis weiter Kreise ist oft weniger vom Verstande, als vom Geldbeutel abhängig.

Die Gattung Homo sapiens weist viele Vertreter auf, die einen schönen geraden Körperwuchs haben und doch sehr buckelig sind.

Ein volles Herz und ein voller Geldbeutel sind besser als ein volles Herz und ein — Lehrergeldbeutel. Dieser ist immer leer, wenns Herz auch überläuft vor Jammer oder Zorn. Vor Jammer, weil man mit einem Zehnmarkstück oft besser helfen kann als mit hundert Vaterunsern; vor Zorn, daß man je länger desto weniger einsieht, daß unsre Kinder Seelen haben, auf denen herumzutrampeln weder Menschen noch Institutionen das Recht oder die Pflicht sich anmaßen dürfen. Und es gibt noch ein fünftes Gebot.

Voll Herz und voller Geldbeutel, ein herzlicher Dank von einem Kinderfreund; voll Herz und leerer Geldbeutel haben oft gezeigt, wo es fehlt; denn sie haben eine Jugend gehabt, die sie das Auge schärfen ließ für Not, just als der Magen krachte; aber voller Geldbeutel und leeres Herz, die sind wie ausgewachsener Weizen. Man kann auf dem Stroh oder auf den Ähren dreschen: beide geben nichts aus.

Muß denn heute alles, was „man" tut, gehört, gesehen und gerochen werden? — Sei glücklich, du Ehrgeiziger! Ich rieche es. Es duftet oft und duftet stark, aber nach — Schlinggewächs. Und das sah ich bis an die Throne der Fürsten kriechen. Ich, ein Volksschullehrer.

„Man" will auch immer gehört werden. Da ist's gut, wenn „man" sich nicht überschreit. „Man" wird leicht heiser. Und die viel schreien, arbeiten nicht viel. Arbeitet nur, und eine gute Sache findet ihren Segen und ihren Weg ohne Geschrei und Duft.

Und wer immer gesehen werden will, muß zu den wunderlichsten Mitteln greifen. Ich habe schon Professoren Purzelbäume schießen sehen.

Überhaupt ließe sich über kleine Große und große Kleine, über arme Multimillionäre und reiche Arme ein Kapitel schreiben. Was aber einer Sache schaden könnte, werde ich nicht schreiben. „Rache" ist immer ein Zeichen niedriger Gesinnung, auch beim Adel und der Geistlichkeit.

Ein gescheiter Gedanke .... Im

Digitized by Google

Parlament schlagen sich die Menschen förmlich darum. Jede Partei behauptet, ihn zuerst gehabt zu haben? Ist das gescheit? Augenscheinlich sind wirklich gescheite Gedanken sehr selten.

⧈

Es ist mir immer aufs Herz gefallen (ich war so „naiv"), daß die Leute Schokolade knabbern können, wenn sie darüber beratschlagten, ob abgelegte Wäsche für die armen, armen Kinder auch vielleicht doch noch zu — gut sei.

⧈

Heute „eine neue Idee" für den Tattersall, morgen eine für die Schul-Zahnklinik, drittags eine für die Kunst. Dreihundertfünfundsechzig Tage, dreihundertfünfundsechzig „Ideen", womöglich noch eine mehr, also im Schaltjahr dreihundertsiebenundsechzig „Ideen". Und die wesentlichste, wie man den Schnurrbart richtig trüge. „Man" glaubt es nicht? Ich habe es erfahren, was „man" unter „eine Idee" versteht. Was andern Leuten „die Nerven angriff", ist mir zuweilen auf den — Magen geschlagen. Dann las ich Goethe und — arbeitete.

So arbeite ich nun lustig und guter Dinge weiter. Und will immer fleißig sein. Ich finde auch, daß mich schon mancher fand, von dem ein Volksschullehrer nie erwartete, daß er sich seines Besuches erfreuen dürfte. Und wer nicht kommt, bleibt weg. Und wer meint, ich sei „ein ganz gräßlicher Mensch", und „ich machte den Behörden nur Arbeit", dem erwidere ich, daß ich beim besten Willen nicht dafür kann, daß mich jeden Tag fünfzig und mehr Kinderaugenpaare anblicken und ein jedes Paar mir zuruft: „Wir haben dich ja so lieb" .....

⧈

Und Avenarius wird sagen: „Es tut mir außerordentlich leid, Sie — Verehrtester — um einen Beitrag gebeten zu haben, wollen Sie nicht da und dort streichen?"

Dann werde ich geschrieben haben: Bedaure außerordentlich! Erfahrungen lassen sich nicht streichen. 's handelt sich um zwanzig Jahre Arbeit des Schicksals an einem Menschen, der nie etwas werden wollte. Und nun ist er doch etwas geworden: Mitarbeiter am „Kunstwart", der ihm „Menschen" gewinnen helfen will. Wer hilft? Es handelt sich um das „Ich". Das bist du.

Konrad Agahd

Unter uns

Photographien von Bäumen erbeten!

Alle Jahre im Frühling rast durch die deutschen Lande neben dem Sturm droben noch einer drunten, aber sein „Heer" ist kein „wildes", sondern eins, das als gar gesittet anzusehn ist und von irgendeinem Obergärtner kommandiert wird. Gemeinsam ist beiden Heeren nur: daß sie keine Vernunft haben und daß sie Bäume fällen. Das obere tut das ohne, das untere mit Methode. Die Methode besagt: fängt ein Baum an, seine letzte und höchste Schönheit, seine Greisenschönheit zu entwickeln, so haut man ihn um. Denn, denkt der gebildete Gärtner, dann wird er „wipfeldürr". Nämlich: es ist ein Unterschied, ob man etwas vor einem Bilde von Ruisdael beschwärmt oder ob man's auch so haben will. Des deutschen „Gartenkünstlers" noch in zahlreichen Exemplaren verbreitete Spezies hat zum höchsten Ideal eine merkwürdige Art Reinlichkeit. Der Baum soll neuwaschen aussehn, alle Frühlinge frisch gebügelt, frisch beschnitten, frisch fri-

Digitized by Google

siert. Und womöglich einer wie der andere. Dann freut sich Piepenbrink und sieht in den braven ordentlichen Bäumen seinesgleichen.

Auch diesmal sind nach den uns zugesandten Berichten in Deutschland beim Baumfällen schier unzählbare dumme Streiche geschlagen worden. Immer aus demselben Grunde: man wußte nicht, was man damit tat. Wir haben früher an dieser Stelle Beispiele aufgezählt, wie wir ganz gleichartige unter Einsetzung andrer Ortsnamen wiederholen könnten. Wo die Köpfe hell waren, hat's geholfen, wo sie dunkel waren, half es nichts. Wir brauchen zu einer allgemeinen Bekämpfung des Baumfrevels außer den örtlichen Hilfsversuchen auch allgemein gültiges Material zum Aufwecken und Aufklären. Deshalb hat der Dürerbund die Herausgabe einer „Baumpredigt" als Flugschrift beschlossen. Für diese brauchen wir Bilder, und eben deshalb richten wir an die Dürerbündler heute den folgenden Aufruf:

Schafft uns schlagend überzeugende Bilder von Bäumen und Baumgruppen zur Illustration unsrer Baumpredigt, damit sie so kräftig wirke, wie sie nur wirken kann!

Es soll durch Bilder erläutert werden:

1. der Schönheitswert alter, auch der schon teilweise oder ganz wipfeldürren Bäume mit Schlinggewächsen oder ohne sie.

2. der schmückende und stimmunggebende Wert von jungen und alten Bäumen oder Baumgruppen in Verbindung mit Häusern oder sonstiger Architektur in Stadt und Dorf.

Auch die Zusammenstellung von Beispiel und Gegenbeispiel kommt in Frage.

Unter unsern Lesern sind Tausende, die photographieren. Wir bitten sie alle: helft der guten Sache, indem ihr uns schöne Photographien schöner Beispiele für unser Schriftchen zur Verfügung stellt. Ältere Aufnahmen und neuere sind für unsre Sammlung gleich willkommen. Es ist auch noch Zeit, neue Aufnahmen während des Sommers zur Reisezeit zu machen. Bei den benutzten Photographien sollen die Namen der Anfertiger genannt werden, wir bitten deshalb, sie auf der Rückseite der Blätter selbst neben der „Fundstelle" anzugeben. Adresse für alle Einsendungen in dieser Sache: Dürerbund („Baumpredigt") Dresden-Blasewitz.

Vom Dichten

Lebende Worte

Die wahre Kunst kann nicht in den Stoffen, die sie behandelt, liegen, denn diese sind aller Menschen Gemeingut, sondern sie muß in der individuellen Menschennatur ruhen und an jedem Stoffe geübt werden können.

Was der Dichter dort unten an den Quellen des Daseins erlauscht, was er der sich offenbarenden Natur an ewigen Wahrheiten abgerungen, was er hoch an die Oberfläche bringt vor die Sinne der Menschen, ist das Kunstwerk, eine fortgesetzte Lösung des Welträtsels und doch selbst ein Rätsel, — dem Gemüte, das die große Heimat ahnt, ebenso wahr, als dem Verstande ewig unbegreiflich.

Wer gewohnt ist, Gedichte nur nach ihrem Gedankeninhalte und nach ihrer sogenannten sprachlichen Vollendung zu beurteilen, wird sich allerdings nicht die Mühe geben, in der Form ausgesprochene Sen-

Digitized by Google

sibilität aufzusuchen oder an rein künstlerischem Gefallen ein Verdienst zu finden; denn es entgeht ihm, der an der Reflexion des Inhaltes seinen Verstand üben möchte, die vielleicht größere vorausgegangene Reflexion des Schaffens; und wenn er nicht gerade einmal von der intensiv angeschlagenen Stimmung eines Gedichtes gepackt und genötigt wird, ihrem Grunde, soweit er sich äußerlich faßbar zeigt, nachzuspüren und so die tiefere Absicht des Dichters in der Anlage zu entdecken und die relative Weisheit der Anordnung zu erkennen, so ist an seiner kritischen Kapazität jede feinere Stimmungsnuance und jede prinzipielle Stilerkenntnis des Dichters verschwendet.

Adolf Bayersdorfer (in dem Aufsatze über Martin Greif)

Unsre Bilder und Noten

Unser erstes Bild zeigt den Lesern nichts Geringeres als einen „neuen", will sagen: einen bisher noch unbekannten Schwind. Man kennt Moritz von Schwind so einseitig als Zeichner, man hat anderseits, wenn man vom Maler bei ihm sprach, so oft über die Härte seiner Farben gescholten, daß man heute mit einigem Nachdruck betonen darf, wieviel starke Ansätze zu gesunder und sinnlicher Farbengebung auch in ihm lagen. Freilich, so „malerisch", wie in dem noch nicht reproduzierten Bildchen, das um 1850 entstanden sein mag und das wir hier in farbiger Reproduktion bringen, war er selten. Wie weich und warm gibt Schwind sich hier im Kolorit, und wie glasig kann seine Farbe sonst sein! — Wir können es heute kaum begreifen, daß es eine Zeit gab — damals, als Schwind sich nach einem Lehrer umtat —, die jedem Verständnis für farbige Werte so sehr entwachsen war, daß selbst Farbenrezepte, simpelste technische Handhabungen, wieviel mehr aber irgendwelche Kultur des Farbensinnes fast aus allen Ateliers verschwunden waren. Die merkwürdigsten Nöte ergaben sich hieraus. Denn wollte einer „malen" lernen, so konnte er keinen Meister finden, er trieb sich dann meist halb verzweifelt in den Galerien umher, den oder jenen großen Koloristen zu kopieren versuchend. So mag wohl auch die malerische Haltung unsres Bildchens aus Galeriestudien zu erklären sein, da Schwind später diesen Ton kaum mehr fand. Freilich, es fragt sich, ob wir das bedauern werden. Wir lieben ihn so, wie er geworden ist trotz der Ungunst der Zeit, und wer weiß, ob er nicht bei einer geschickteren Palette manches von dem keuschen Reiz seiner Linie eingebüßt hätte. Überdies, unser Bild ist ja nicht nur „interessant", weil es den Meister von einer wenig beachteten Seite zeigt. Sondern es ist auch von einem wundervoll musikalischen Liebreiz. Bd.

Wilhelm Trübners Bildnis Martin Greifs, eine gleich schöne Leistung nach dem malerisch Bildmäßigen wie nach der seelischen Charakteristik hin, haben wir den Lesern in einer bescheideneren Wiedergabe schon früher (Kw. XII, 18) gezeigt. Wer die damalige mit unsrer heutigen Beilage vergleicht, kann daran die Fortschritte der Technik nach drei Seiten erkennen. Es ist dieselbe Platte verwendet worden, aber mit tieferer Ätzung. Es ist eine mittlerweile erfundene Farbe verwendet worden, die „tont". Und es ist ein Papier verwendet

Digitized by Google

worden, das zwar auch mit einer Kreidemasse gestrichen, aber nach einer neuen Erfindung doch matt gemacht worden ist, so daß der Glanz der älteren Kunstdruckpapiere für Autotypie vermieden wird. Wo es auf besonders feine Linien ankommt, muß allerdings noch jetzt die frühere Technik angewendet werden. Die Reproduktionsverfahren entwickeln sich fortwährend.

Von Ferdinand Hodlers großem Jenaer Universitätswandbild ermöglicht uns der Künstler eine Wiedergabe, die kräftig genug ist, um die Werte wenigstens ahnen zu lassen, die nach Vieler Ansicht dieses Werk zum bedeutendsten Monumentalbilde der neueren Kunst machen. Wir unserseits wollen uns der Superlative enthalten, meinen aber, das „was ihr niemals überschätzt, habt ihr nie begriffen" gilt auch hier, und haben deshalb in Ewald Bender einem fast unbedingten Bewunderer Hodlers das Wort gegeben. Schon vor zehn Jahren (XII, 20) haben wir seinen Schläfer und die „âmes deçues" auf Kunstbeilagen nachgebildet und mit höchster Anerkennung von ihnen gesprochen — es fordert also nicht viel von uns, den Kämpfen um ihn mit mehr Gelassenheit zuzusehen als das große Publikum, vor das er in Deutschland jetzt erst wie eine erstaunliche Neuheit tritt. Unser Wunsch ist kurz ausgesprochen: möge man sich der Wucht dieser einfachen Größe hingeben können ohne die Einseitigkeit des Hodlerkultus, zu dem gegenwärtig in der Schweiz schon mehr als Ansätze da sind. Alle Hodlersche Größe ist monumentalen Wesens, das „Hodlern" auf Zimmerbildern und Bildchen ist eine so gefährliche Sache, daß sie schließlich alle Intimität totschlagen kann. Jeder Kenner moderner schweizerischer Malerei weiß, was das Mißverstehen dieser starken Kraft auf dem Gewissen hat: eine ganze Kunst des Irrtums, man könne zur Größe kommen, wenn man einem Großen die Gebärde nachahmt. Die ist ja in der Kunst hier wie stets nur als Ausdruck einer Kraft von Wert, wie sie den Sichselbstaufgebern schon ausweislich eben dieses ihres Sichaufgebens fehlt.

Zu dem Bild der amerikanischen Lokomotive wolle man den Rundschaubeitrag „Maschinenschönheit" vergleichen. Die Aufnahme ist gezeitigt worden durch den Bericht „Das Eisenbahn- und Verkehrswesen auf der Weltausstellung in St. Louis 1904" von Professor M. Buhle und Diplomingenieur W. Pfitzner in Dresden, der im Verlage von R. Dietze in Berlin erschienen ist. Übrigens scheint uns dieses Lokomotivenbild, das zugleich die „Reisesaison" einleiten mag, auch zu mancher Bemerkung Friedrich Naumanns in unsern heutigen „Losen Blättern" eine Illustration.

Von unsern drei Bildern aus Osnabrück stellen die beiden Parallelbilder den sogenannten Nicolaiort dar, den geschäftlichen Mittelpunkt der Stadt, über den tagtäglich ein starker Verkehr flutet. Bis vor einigen Jahren verlieh diesem Knotenpunkt ein altes Renaissance-Giebelhaus von anheimelnder Form Eigenart, dann aber fegte der berühmte „Zug der Zeit" dieses kleine Schmuckstück weg und legte an seine Stelle das Bauwerk, dessen Formen unser zweites Bild dem staunenden Beschauer bietet. Einen Warenhaus-Neubau, zu dessen Kritik jedes Wort überflüssig ist. Die Stadt Osnabrück hat wenigstens versucht, einen Teil des Begonnenen zu sühnen, indem sie dem Giebel an andrer Stelle zu neuem Dasein

Digitized by Google

verhalf. Der Nicolaiort aber hat an Stelle des verlorenen einen Schundbau erhalten.

An der Johannisstraße erhob sich ein wuchtiges Renaissancehaus, das der Kanzler Fürstenberg um 1610 erbauen ließ, ein ungewöhnlich charakteristischer Bau mit Gesimsen, Spruchbalken, einem hochragenden Giebel und Erker in Renaissanceformen. Wie dieses Haus jetzt aussieht, zeigt unser Bild. Es ist zugleich eine Illustration zu dem Thema, wie man heutzutage Inschriften anbringt. „Wie man heutzutage noch Gedenktafeln anbringt", mag ein Stückchen Wirklichkeit aus einer andern Stadt zeigen.

Unsre Notenbeilage bringt zunächst zwei Lieder von Greif in Kompositionen von Richard Stöhr und Friedrich Mayer. Wir bitten dazu den bezüglichen Rundschauartikel dieses Heftes zu vergleichen. Gern hätten wir eines der dort erwähnten Stöhrschen Lieder gebracht, aber die Engherzigkeit des Verlags verweigerte die Genehmigung zum Abdruck, und so geben wir denn ein Greiflied Stöhrs aus dem Manuskript. Allerdings mit dem Bedauern, daß schon das Gedicht nicht eigentlich charakteristisch für Greif ist, ja aus seinem gewohnten Ton geradezu herausfällt. Schwierigkeiten der Auffassung bietet das Lied, dessen Deklamation über einer obstinat durchlaufenden, das Geräusch der Brandung widertönenden Sechzehntelfigur sich aufbaut, wohl kaum. Auch Mayers leicht und lieblich hingesungenes Lied kann des Kommentars wohl entraten. Die Baßfigur mit der Triole soll offenbar die blanke, mähende Sichel malen. Auf ihre genaue, saubere Ausführung durch die linke Hand, die auf die Dauer nicht ganz leicht ist, kommt es dabei übrigens weniger an. Die leere Seite benutzen wir zur Mitteilung eines Mozartschen Andante, das manchem unsrer Musikfreunde neu sein dürfte. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII 6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Anhofstraße 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

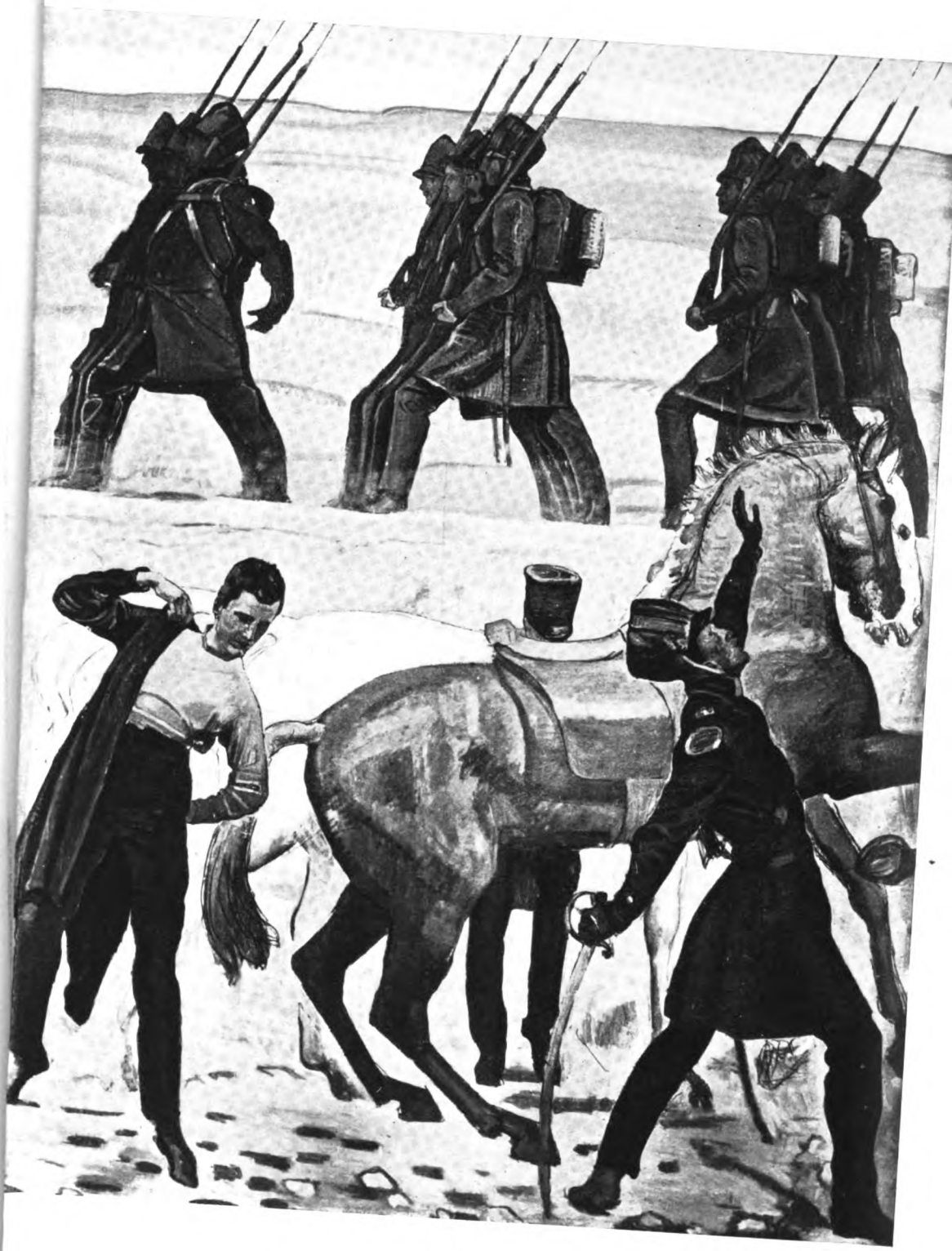
KW

WILHELM TRÜBNER

Martin Greif.

Digitized by Google

Digitized by Google



FERDINAND HODLER

Digitized by Google

Digitized by Google

KW

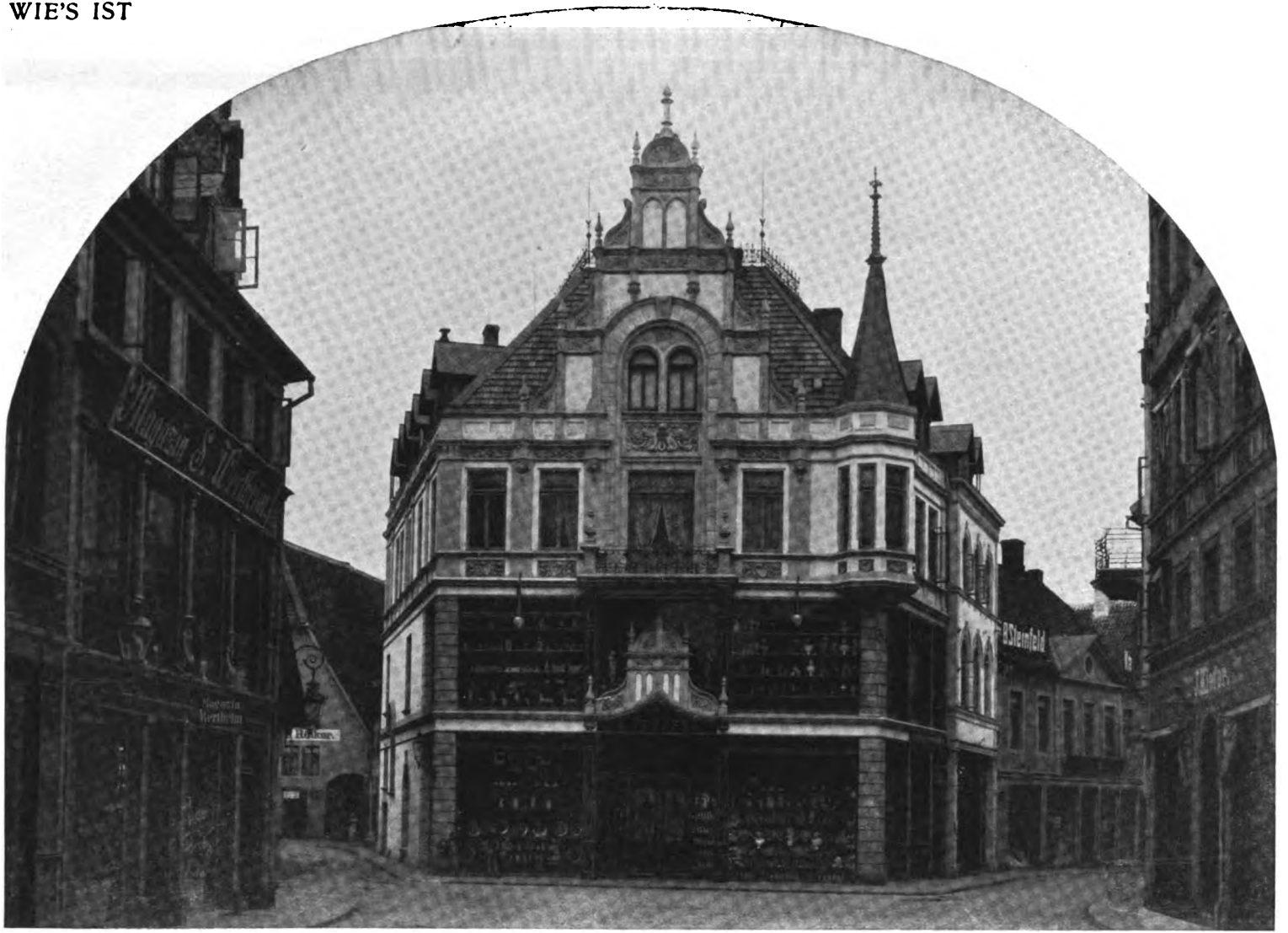
NORDAMERIKANISCHE DAMPFLOKOMOTIVE
AUS DEM AUSSTELLUNGSJAHRE VON ST. LOUIS 1904

Digitized by Google

AUS OSNABRÜCK

KW

Digitized by Google



KW

AUS OSNABRÜCK

Digitized by Google

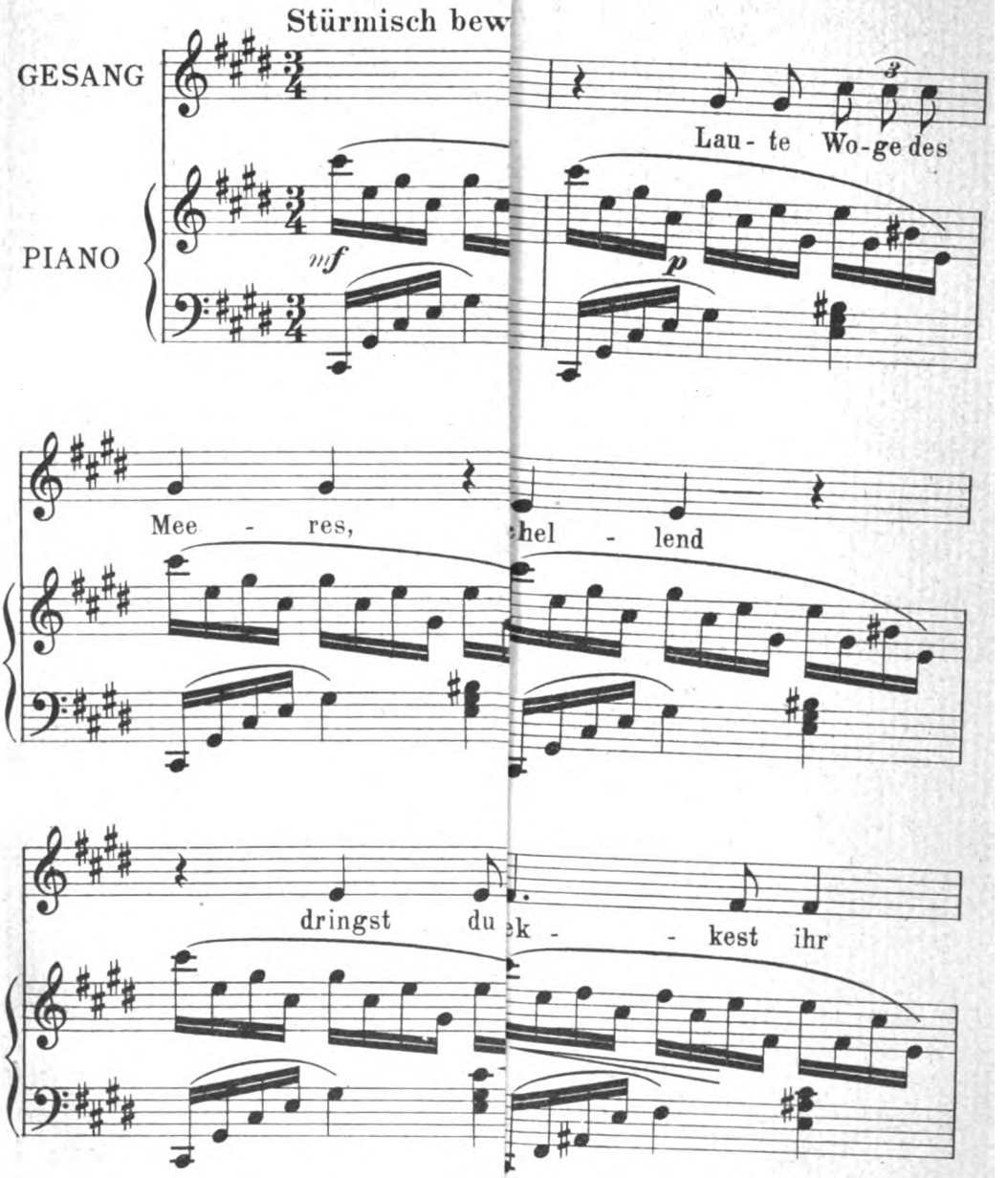
ZUGABE AUS OSNABRÜCK

WIE MAN HEUTZUTAGE NOCH GEDENKTAFELN ANBRINGT

Digitized by Google

HR

Martin Greif:
AM MEERE

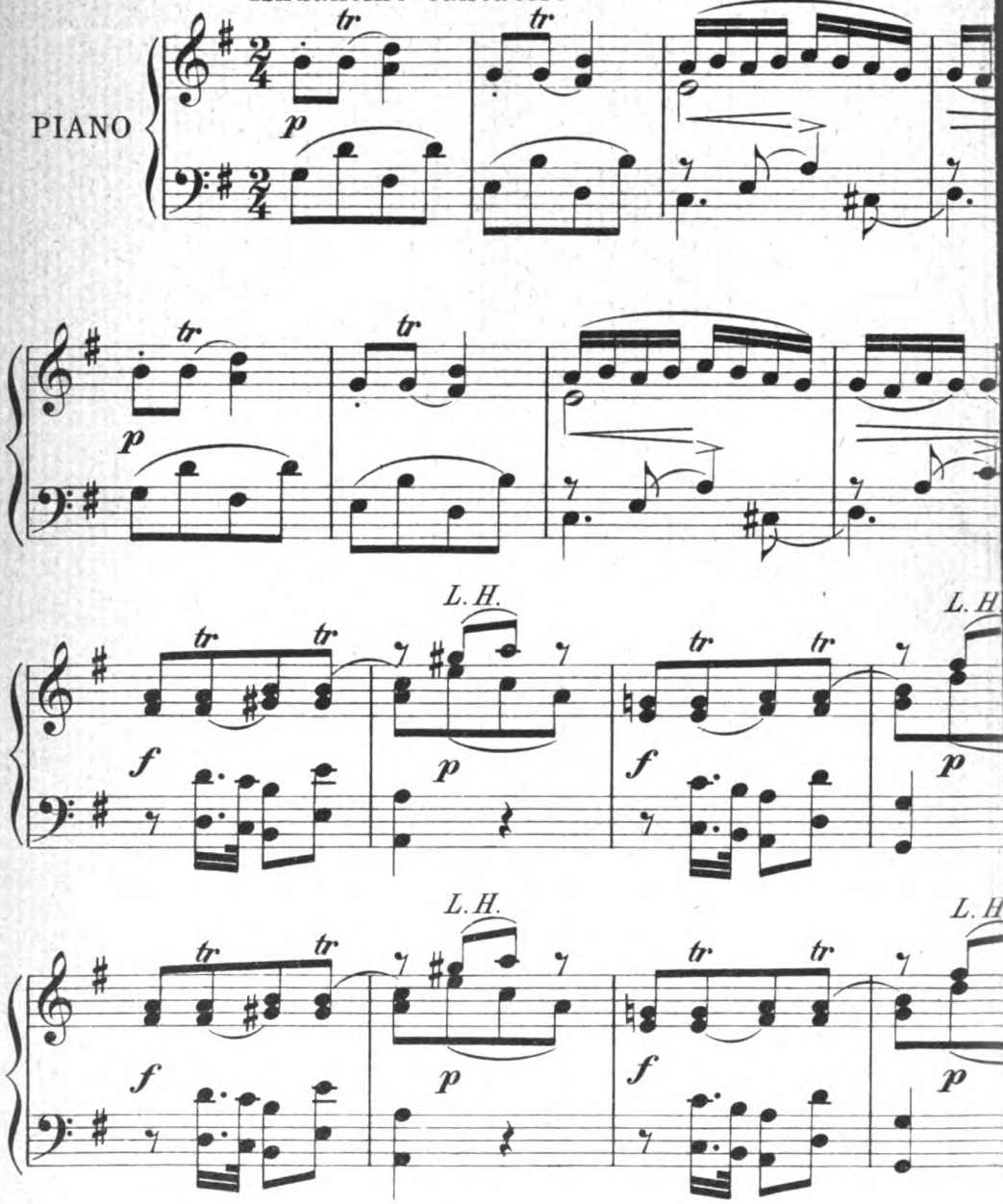


Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

W. A. Mozart

Andantino cantabile



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Stich u. Druck v. Oes

Digitized by Google